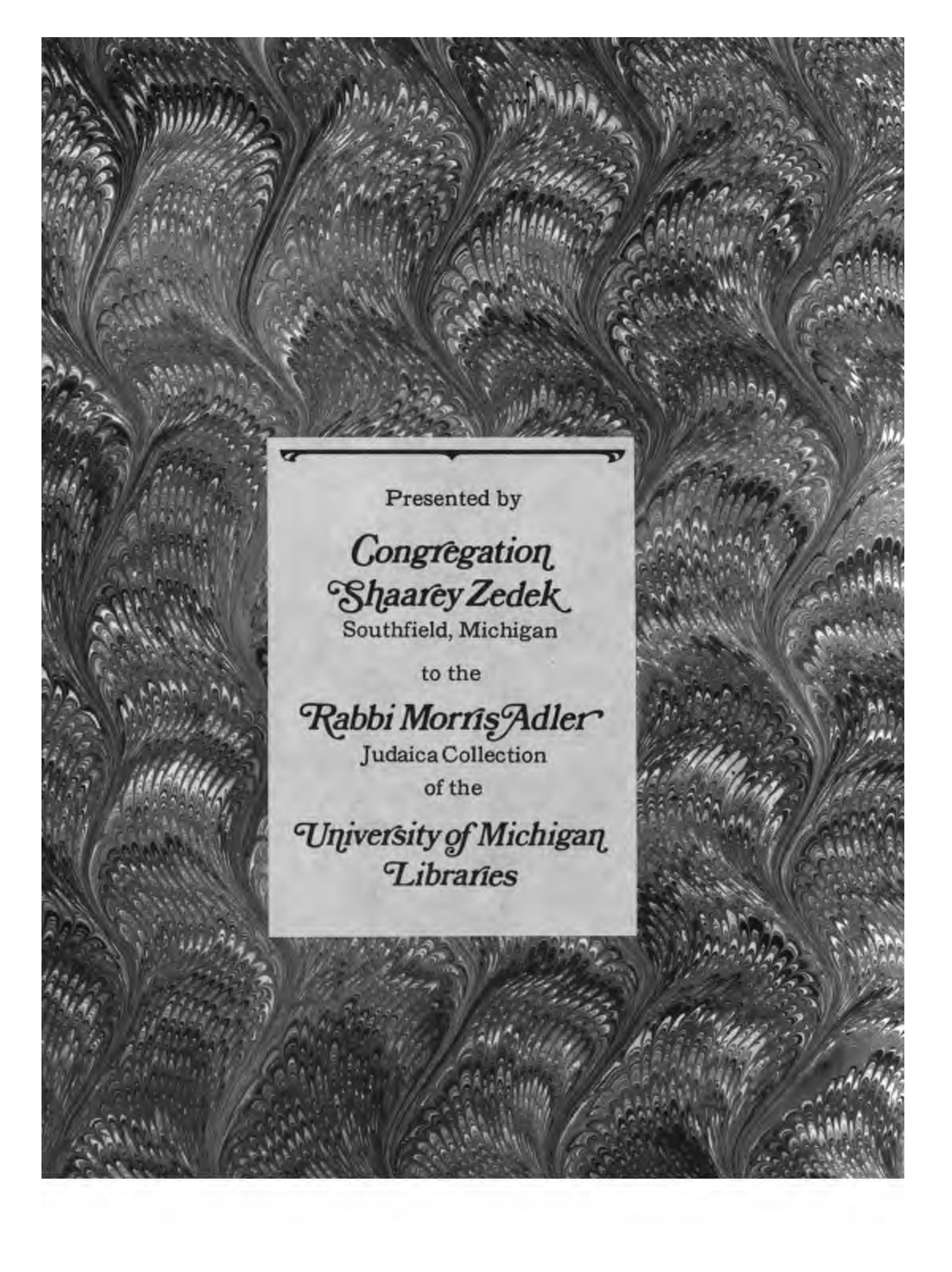
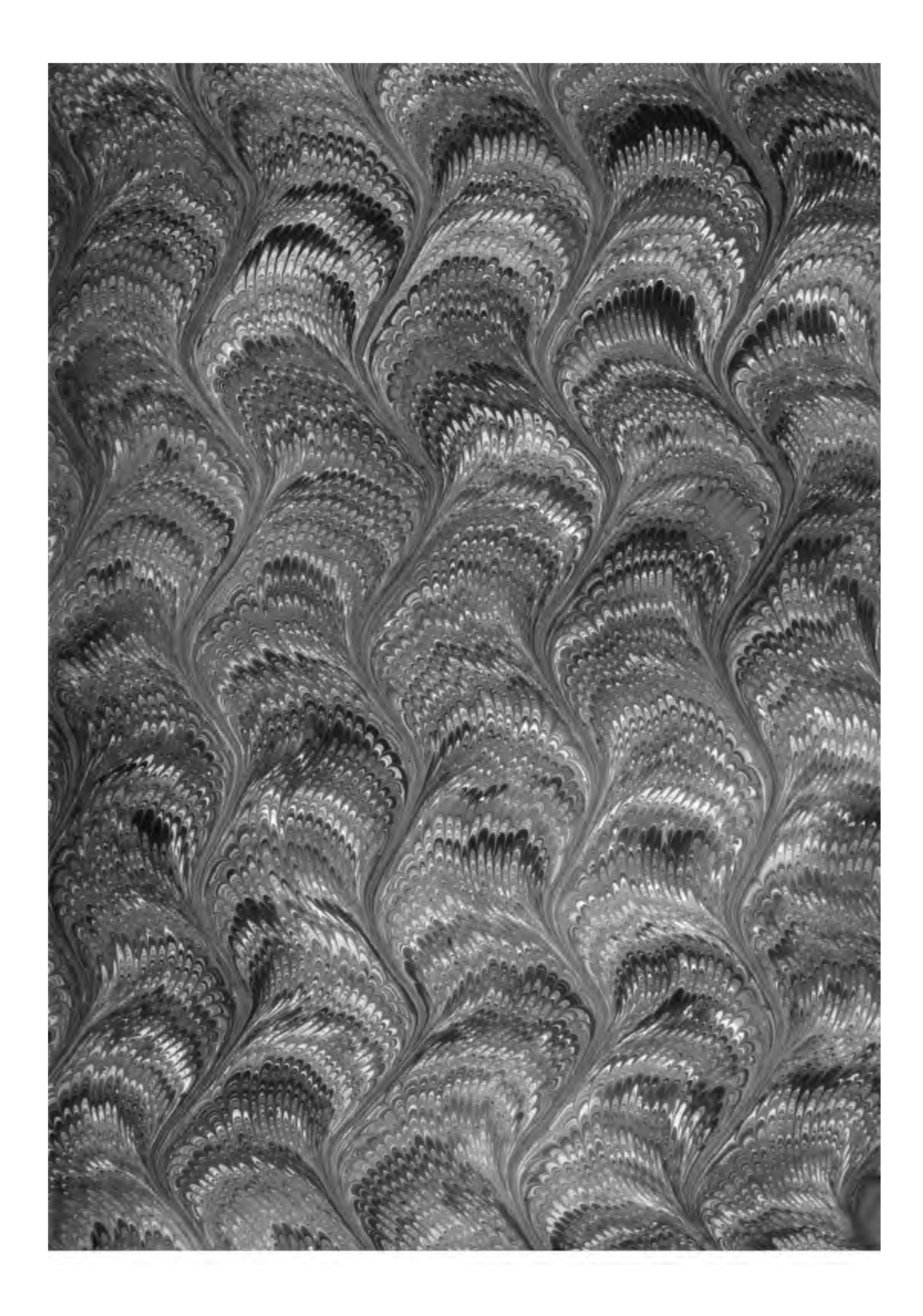



Presented by
Congregation Shaarey Zedek
Southfield, Michigan
to the
Rabbi Morris Adler
Judaica Collection
of the
University of Michigan Libraries



OST UND WEST

Jllustrierte Monatsschrift für Modernes Judentum.

Herausgegeben

unter Mitwirkung von Künstlern, Gelehrten und Schriftstellern

von

Davis Trietsch und Leo Winz.



ERSTER JAHRGANG

BERLIN

VERLAG VON S. CALVARY & CO.

1901.

AUFSAETZE.

ERZAEHLUNGEN etc.

GEDICHTE.

MUSIK.

MISCELLEN.

APHORISMEN.

AUS OST UND WEST.

Revue der Presse in sämtlichen Heften.

ILLUSTRATIONEN

NACH GEMÄLDEN, ORIGINAL-ZEICHNUNGEN UND SKULPTUREN.

PORTRÄTS

JUEDISCHE TYPEN.

VON TEMPELN UND SYNAGOGEN.

Aus dem Artikel: Stiftshütte, Tempel- und Synagogenbauten.

VON DEN JUEDISCHEN FESTTAGEN.

Haggadah-Illustrationen.

PALAESTINA- UND COLONISATIONS-BILDER.

Aus den rumänisch-jüdischen Kolonien in Anatolien.

TITELBILDER JUEDISCHER ZEITUNGEN.

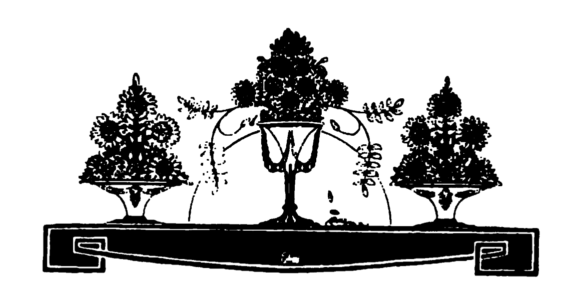
Hebräische Zeitschriften.

Jüdische Jugendzeitschriften.

Aus jüdisch-deutschen Zeitschriften.

Verschiedene.

VERSCHIEDENES.



Verantwortlicher Redakteur: Leo Winz, Berlin, Altonaerstrasse 36. — Verlag von S. Calvary & Co., Berlin NW. 7.
Für den Anzeigenteil verantwortlich: Hugo Bloch, Berlin. — Druck von Pass & Garleb, Berlin W. 35.



Herausgegeben unter Mitwirkung von
Dr. S. Bernfeld, M. Buber, Dr. Heinrich Meyer Cohn, Prof. Dr. Hermann Cohen (Marburg), Dr. Moses Gaster (London), Prof. Dr. Ludwig Geiger, Robert Jaffé, Prof. Dr. D. Joseph, Prof. L. Kellner (Wien), Prof. Dr. M. Lazarus, Dr. Rudolph Lothar, S. Lublinski, Dr. Max Nordau (Paris), Dr. Alfred Nossig, Prof. Dr. Martin Philippson, Nahida Remy, Dr. J. Sadger, Dr. Ernst Tuch, Prof. Dr. Otto Warburg u. a.

Bezugs- und Insertions-Bedingungen auf der letzten Textseite.

Heft 2 **Februar** **1901**

BEDUERFEN DIE DEUTSCHEN JUDEN EINER GESAMTORGANISATION?

Eine Betrachtung von Prof. Dr. Martin Philippson.

In der Tiefe jeder Volksseele wurzeln die mannigfachsten Gegensätze, Folgen ihrer geschichtlichen Entfaltung. So auch in der Seele des jüdischen Stammes. Jeder seiner einzelnen Angehörigen lebhaft, selbstbewusst, zur Höhe strebend, mit dem Wunsche, sich zur Geltung zu bringen — als Gemeinsamkeit verschüchtert, ängstlich, nur darauf bedacht, sich zu verbergen, zu verschwinden. Das harte Geschick, das viele Jahrhunderte hindurch diesen Stamm betroffen, hatte eben den einzelnen in den schwierigsten Kampf ums Dasein hinausgestossen und hiermit alle Eigenschaften, die ihn dazu befähigten, in ihm entwickelt; aber die jüdische Gemeinschaft war ja das Drückende, das auf dem Individuum lastete, und deshalb suchte es sie möglichst in Vergessenheit zu bringen. Der „gelbe Fleck" machte den Juden zum unvergleichlichen Lebenskrieger, aber wurde für ihn zugleich ein Anblick voll Scheu und Entsetzen.

Und das gilt noch heute, wenigstens soweit die ältere Generation in Rede kommt — mit rühmlichen Ausnahmen, versteht sich. Im ganzen und grossen ist es doch so: wir möchten alles vermeiden, was uns der Welt als Juden hinstellt, wir möchten nur ja nicht auffallen, nur ja nicht an unser Sonderdasein erinnern.

So dachte man in Wien, in Oesterreich überhaupt, so in Paris. Was aber war die Folge? Ein jeder weiss es. Gegen die Feigen, gegen die, die ihr Haupt in den Busch steckten, schüttete der brutalste Antisemitismus die volle Schale des Hasses, der Verachtung, der Roheit aus. In vielen Städten des „grossmütigen" Frankreich wagte der Jude sich nicht mehr auf der Strasse zu zeigen.

Das ist einmal der Lauf der Welt. Wer seine Wange zum Schlage hinreicht, der erhält den Schlag ganz sicher. Denn von Sentimentalität will die Realistik unserer Tage nichts wissen. Nur wer sich wehrt, der besteht; wer weicht, wird zu Boden getreten, erbarmungslos.

In Wien und Paris waren ja auch die klugen Herren unter den Juden zu den Ministern und den Politikern gelaufen und hatten um Schutz gefleht, und man hatte ihnen viele schöne Worte gegeben. Aber schliesslich sagten sich die Minister und Politiker: die Juden sind schwach an Zahl und verzagt, ihre Gegner sind zahlreich und kühn, also schliessen wir unseren Pakt mit den Antisemiten; sie können uns nutzen oder schaden, die Juden dagegen sind eine Quantité négligeable.

Ja, das sind die Juden, sie kommen für den Politiker gar nicht in Betracht, wenn sie fein still sitzen und sich unter den Misshandlungen ducken.

Eine noch schlimmere Folge dessen ist aber, dass auch die öffentliche Meinung, die zu unserer Zeit selbst in halb oder ganz absolut regierten Staaten den Ausschlag giebt, sich mehr und mehr auf Seite der Verfolger stellt. Sie vernimmt nur die lauten Anklagen, die schwachen und kläglich geäusserten Proteste und Widerlegungen

überhört sie. Wenn ein Vierteljahrhundert hindurch den Juden Vaterlandslosigkeit, Anmassung, Herrschsucht, Verlogenheit, Gier, Feigheit, ja Blutaberglaube unablässig vorgeworfen wird, wenn die Juden nur mit anonymen Flugblättern antworten oder mit Artikeln in jüdischen Blättern, die kein Nichtjude liest, oder mit Reden in jüdischen Versammlungen, die kein Nichtjude besucht, so ist das Ergebnis eben das, das wir heutzutage mit schmerzlichem, aber ganz unbegründetem Erstaunen wahrnehmen.

Es gäbe freilich ein Rettungsmittel, auch ohne Verdienst der Juden: nämlich wenn eine starke und begeisterte liberale Partei aus Ueberzeugung und Mitgefühl für die Unterdrückten sich ihrer annähme. Das ist schliesslich in Frankreich geschehen und hat die französischen Juden gerettet. Aber eine solche starke liberale Partei giebt es weder in Oesterreich, noch in Deutschland. In Oesterreich ist der Liberalismus im Absterben begriffen; in Deutschland ist er – leider – tot. Ich hoffe aus tiefstem Herzen, dass er einmal wieder erstehen wird, wie der Phönix aus der Asche — einstweilen ist er tot, und die wenigen trefflichen, opfermutigen und verehrungswürdigen Männer, die noch in seinem Sinne streiten, wissen das am besten. Sie erwarten eine Besserung nur von ferner, ferner Zukunft.

Können wir deutsche Juden auf eine solche warten? Ich sage: nein!

Wie weit ist es mit uns gekommen! Wir sind ausgeschlossen aus der Verwaltung, von dem höheren und niederen Lehramte, vom Offizierstande jeder Art, jetzt auch fast im ganzen Reiche von der richterlichen Laufbahn. Der preussische Justizminister trägt kein Bedenken, zuzugeben, dass nicht allein er, sondern auch alle seine Kollegen, die höchsten Beamten des Staates, trotz Landes- und Reichsverfassung den Juden die Gleichberechtigung thatsächlich vorenthalten. Hat nicht der Antisemitismus schon das preussische Oberverwaltungsgericht ergriffen, so dass es den einzelnen Städten freistellt, durch Ortsstatut das Schächten zu verbieten? In Süddeutschland liegen die Dinge zum Teil etwas günstiger; allein auch hier macht sich der rauhe Wind, der von Berlin her weht, mehr und mehr bemerkbar: auch hier werden den Juden Offizierstand und Verwaltung so gut wie unzugänglich, in Bayern ist den jüdischen Lehrern schon die Volksschule gesperrt, und es wird binnen kurzem unter der Einwirkung der steigenden politischen und kirchlichen Reaktion schlimmer und schlimmer werden. Worauf will man noch warten? Die Sabbatruhe ist durch die strengen Gesetze über die Sonntagsheiligung für den weit überwiegenden Teil der deutschen Juden unmöglich gemacht, das Schächten wird untersagt; gerade unsere altgläubigen Brüder sollen allmählich aus Deutschland herausgedrängt werden. Aber noch trauriger als das Uebelwollen der Regierungen ist, dass die öffentliche Meinung sich von uns abgewandt hat, dass sie alles Böse von uns glaubt, dass das deutsche Volk uns von seinem Leben ausscheidet.

Die Konitzer Sache hat das mit einer so erschreckenden Deutlichkeit erwiesen, dass auch dem Kühlsten, dem Verblendetsten, dem Optimistischsten die Augen aufgehen müssen. Nicht nur der Pöbel, nein, die ganze Bevölkerung grosser Bezirke, in denen bisher der Liberalismus obgewaltet hatte, misst der thörichtesten, elendesten, lügnerischsten, hundertmal widerlegten Anklage Glauben bei, weil sie gegen Juden erhoben ist. Polizei und Gerichte nicken Beifall, und erst als Aufstand, Plünderung, Raub an den Grundpfeilern des Staates rütteln, rafft sich die Centralregierung zur Abwehr auf, aber schüchtern, mit Verbeugungen und Schonung aller Art für die Ankläger und deren Gefolgsmänner.

Und das wirkt auf unsere eigenen Reihen. Immer mehr intelligente, mit lebhaftem persönlichen Ehrgefühl ausgerüstete Juden sagen sich: wenn das deutsche Volk das Judentum mit so viel Geringschätzung und Abneigung behandelt, wenn die leitenden Kreise des Staates diese Gefühle billigen und teilen, wenn die Juden selber nicht wagen, für ihre Gemeinsamkeit in die Schranken zu treten, wenn sie nur in heimlichem Wirken und im Anklammern an fremde Parteiführer ihr Heil suchen — ja, dann müssen die Anschuldigungen in grösserem oder geringerem Umfange berechtigt sein. Und sie gehen hin, und durch die Taufe entziehen sie sich dieser traurigen Gemeinschaft, oder entziehen ihr doch die Kinder.

Von aussen Feindseligkeit, Missachtung, Ausschliessung; von innen Selbstaufgabe, Auflösung, Schwäche: das ist das Ergebnis des letzten Vierteljahrhunderts für die Israeliten in Deutschland.

Wir meinen, ein solches Resultat, das niemand als allzu pessimistisch dargestellt bezeichnen wird, müsste jeden überzeugen, dass wir auf dem bisherigen Wege nicht beharren dürfen, dass wir einen anderen, zukunftsreicheren suchen müssen, um uns dem Verderben zu entziehen, in das wir täglich tiefer versinken. Wer das nicht erkennt, der schliesst absichtlich die Augen, oder er gehört zu den satten Indifferenten, denen die Existenz des Judentums selbst als etwas Gleichgültiges erscheint, als eine Sache, deren Untergang sie kühl lässt bis ans Herz hinan.

Mit diesen haben wir hier nicht zu thun, wir sprechen nur zu solchen, die in dem Judentume, sei es die ewige Wahrheit, sei es wenigstens das wichtigste Kulturelement der letzten drei Jahrtausende, der Gegenwart sowie der nächsten Zukunft, die aufgeklärteste, einfachste und reinste der positiven Religionen erblicken.

II.

Welcher Weg aber ist einzuschlagen?

Die Geschichte aller Völker lehrt ihn: Mut und Eintracht machen auch den Schwachen stark.



Die zusammengefassten Pfeile in der Klaue des niederländischen Löwen haben ihn über die ungeheure Uebermacht Spaniens, dann Englands, endlich Frankreichs triumphieren lassen. Mut und Eintracht führten das Häuflein schweizer Bauern zum Siege über Oesterreichs zahlreiche gepanzerte Scharen. Und wie im blutigen Kampfe der Waffen, so im edleren Streite auf geistigem und sittlichem Gebiete: auch da bringen Mut und Eintracht das Gelingen. Sie erwecken Selbstvertrauen unter den Genossen, lösen alle edleren Empfindungen aus, verschaffen von aussen Achtung und Anerkennung, geben Gelegenheit und Einsicht, den boshaften Gegner zu überwinden, den nur getäuschten eines Besseren zu überzeugen.

Die Juden leben zerstreut über ganz Deutschland, von Memel bis Kleve, von Konstanz bis Kiel. Sie sind in Tausende von Gemeinden gespalten, die nur in wenigen Teilen unseres Vaterlandes irgendwelchen Zusammenhang besitzen. Sie sind geschieden in Orthodoxe, Liberale, Reformer der mannigfachsten Schattierungen. Zu einen sind sie auf die Dauer nur durch eine bleibende, freiwillige, aber feste Organisation. Das ist so natürlich, so selbstverständlich, das ist durch so viele Beispiele ähnlicher Gemeinsamkeiten belegt, dass es jedem Unbefangenen sofort einleuchtet.



Gabriel Riesser,
hervorragender Politiker und Vorkämpfer der Juden-Emanzipation in Deutschland, gest. 1863.

Es gehört die ganze Ghettofurcht, die angeborene Aengstlichkeit, die Scheu vor dem gelben Flecken bei der älteren Generation der deutschen Juden dazu, vor solcher elementaren Forderung der eigenen Sicherheit und Würde zurückzuschrecken. Wenn man nur eifrig sucht, findet man der Einwendungen genug.

Die berechtigtste scheint noch die: Wir haben schon dergleichen Organisationen; weshalb eine neue? Entweder sie erfüllen ihren Zweck, dann genügen sie; oder sie erfüllen ihn nicht, dann wird eine andere auch nichts nützen.

Als solche Organisationen kommen in Betracht: 1. Der deutsch-israelitische Gemeindebund; 2. das Abwehrkomitee; 3. der Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens.

Der deutsch-israelitische Gemeindebund ist bestimmungs- und satzungsgemäss lediglich auf den Ausbau des inneren Lebens unserer Glaubensgemeinschaft hingewiesen. Der Kampf auf politischem Gebiete ist ihm untersagt. Er hat jetzt drei Jahrzehnte hindurch auf das segensreichste gewirkt, seine Thätigkeit auf dem ihm eigenen Felde dehnt sich beständig aus, grössere Ziele sind ihm noch gesteckt. Nicht ein Stillleben führt er, sondern er arbeitet unermüdlich, und die Früchte dessen sind jedem Kundigen bewusst. Würde er sich aber auf das klippenreiche Meer der Ecclesia militans wagen, so würden seine ganzen Institutionen zusammenbrechen.

Das Abwehrkomitee arbeitet den Minengängen der Antisemiten entgegen. Es bethätigt sich in der Stille, weist jedes Hinaustreten in die Oeffentlichkeit zurück. Wichtiges und Bedeutsames haben die geistvollen, geschickten und opfermutigen Männer gewirkt, die an seiner Spitze stehen — aber die Organisation, die uns im vollen Licht des Tages vertreten soll, ist es nicht.

Am nächsten steht ihr der „Centralverein". Allein dessen Leiter haben selber die Führung in der Bewegung übernommen, die den Israeliten Deutschlands eine dauernde Gesamtorganisation schaffen will. Der Grund ist: trotz seiner stets wachsenden Mitgliederzahl, trotz seiner rühmlichen und mutigen Thätigkeit fehlt es dem Centralverein — und muss ihm fehlen — an zweierlei, an dem öffentlichen Mandate, im Namen des deutschen Judentums zu sprechen, und deshalb an der moralischen Autorität, die alle seine Mitglieder auf die gleichen religionspolitischen Bahnen zwingt. Nur ein gewissermassen offizielles Mandat würde solche Autorität verleihen.

Man verstehe uns recht: es kann bei der zu treffenden Neuorganisation nur von moralischer, nicht von materieller Macht die Rede sein: es kann sich bei ihr nicht um politische Ziele im allgemeinen, sondern nur um religionspolitische handeln; und endlich wird sie auf innere religiöse und kultuelle Streitfragen nie Einfluss nehmen. Das muss ihr durch ihre Satzungen untersagt sein, und mehr noch: versuchte sie es, so würde sie sogleich auseinanderfallen. Sie besitzt ja keinerlei Zwangsmittel. Ich dächte, diese Thatsache müsste den furchtsamsten Orthodoxen oder Reformer beruhigen.

Die neue Gesamtorganisation soll sich auch

keineswegs in irgend einem Gegensatze zu den schon bestehenden Institutionen befinden. Sie soll vielmehr solche zusammenfassen, jede in der ihr eigentümlichen Art für den gemeinsamen Zweck in gemeinsamer Arbeit verwenden. Und dann soll die Vertretung der Gesamtorganisation, der israelitische Delegiertentag, dasjenige besitzen, was jenen trefflichen Einrichtungen fehlt: das Mandat und folglich das Recht, im Namen des gesamten deutschen Israel zu reden.

Wir meinen, das ist eine schwerwiegende und einzige Bedeutung dieser Gesamtorganisation!

Gerade in diesem Delegiertentage oder Judentage, oder Israelitentage, oder wie man ihn sonst nennen will, sehen viele eine Gefahr. Man weist auf den Katholikentag hin, der die klerikalen Herrschaftsgelüste repräsentiert, man spricht warnend von einem „jüdischen Centrum". Ja, Eines sollten wir von den Katholiken lernen: die Einigkeit. Insofern, aber nur insofern müssten wir in die Schule des Katholikentages gehen — sonst sind unsere Ziele himmelweit von den seinen entfernt. Schon weil sie es sein müssen, es wäre über die Maassen lächerlich, wenn die 600000 Juden im Deutschen Reiche auch nur entfernt daran dächten, auf dessen Geschicke einen ähnlichen Einfluss üben zu wollen wie die 20 Millionen Katholiken. Es gehört schon, wir müssen es offen sagen, Uebelwollen dazu, den Freunden der jüdischen Gesamtorganisation einen solchen Unsinn anzudichten — ganz abgesehen davon, dass wir alle, wenn wir ein jüdisches Centrum zu schaffen vermöchten, es doch nicht thun wollten.

Werden aber die Reden auf dem Delegiertentage angemessen sein? werden nicht in diesen Versammlungen Ausschreitungen vorkommen, aus denen die Gegner Kapital schlagen und damit noch grösseres Unheil anrichten werden? — so fragen Aengstliche. Aber Ausschreitungen einzelner kommen überall vor, Disharmonien finden sich in allen öffentlichen Versammlungen und wirken oft dadurch Gutes, dass sie sofort ebenso öffentlich widerlegt und von den Mehrheiten laut gemissbilligt werden. Ein Delegiertentag, wie wir ihn beabsichtigen, wird derart zusammengesetzt sein, dass er freilich die allgemeine Stimmung unter den Juden wiedergiebt, aber in der veredelten Form, wie sie parlamentarischen Versammlungen eigen ist. Auf unsere Gegner, die Antisemiten, haben wir gar keine Rücksicht zu nehmen. Sie werden uns stets angreifen, beschuldigen, verleumden, wir mögen thun und lassen was wir wollen. Um vor ihren Anklagen sicher zu sein, müssten wir glattwegs verschwinden.

Die Organisation ist nicht nötig, wenden andere ein; verlasst euch doch auf den gesunden Sinn des deutschen Volkes, der wird euch schon das euch Zustehende gewähren. Ach, die Welt wird leider nicht durch Vernunft und Gerechtigkeitsgefühl regiert, sondern durch die Leidenschaft. Ist es nötig, das in der Gegenwart zu beweisen? Hat nicht das amerikanische Volk die Spanier ohne jeden Grund mit Krieg überzogen, um ihnen Cuba und die Philippinen abzunehmen? und hat diese demokratische Nation nicht die regelrechte Unterdrückung der Freiheit der Cubaner und der Tagalen zu ihrem Grundsatze gemacht? Führt nicht das englische Volk, das sich so viel auf seine Besonnenheit, seine Moral und seinen Liberalismus zu gute thut, mit Einstimmigkeit den Vernichtungskrieg gegen die kleinen südafrikanischen Republiken? Und ebenso ist das deutsche Volk, in Oesterreich wie im Deutschen Reiche, durch die Lügen und die nationalistischen Spiegelfechtereien der Antisemiten mit ungerechtem Vorurteil gegen die Juden erfüllt. Nur wenn diese ihm in fester Haltung, durch ihre offiziellen Vertreter, durch kühnes und öffentliches Bekenntnis immer und immer wieder die Grundlosigkeit und Verwerflichkeit dieses Vorurteils vor Augen führen, ist hier eine Besserung zu erhoffen.

Verlasst euch auf die liberalen Parteien, raten wieder andere, und zwar kluge und weltgewandte Männer; nur innerhalb der grossen politischen Strömungen vermögt ihr an euer Ziel zu gelangen; ausserhalb ihrer ist kein Heil. — Gewiss, wenn der Liberalismus im deutschen Reiche und Volke noch die gleiche Macht besässe, wie vor einem Vierteljahrhundert, könnten wir unsere Sache vertrauensvoll in seine Hände legen. Die treffliche, vorurteilslose Gesinnung, die so lange die Sache der Gewissensfreiheit verfechten lehrte, hat sich bei den meisten seiner Leiter nicht geändert, die bei jeder Gelegenheit mit Hingebung und Mut für das in uns gekränkte Recht eintreten. Aber wo ist dieser starke Liberalismus noch zu finden? Die nationalliberale Partei ist mit antisemitischen Elementen durchsetzt. Und was können die drei Dutzend Stimmen uns nützen, die die in sich gespaltenen freisinnigen Fraktionen zusammen im Reichstage und preussischen Abgeordnetenhause zählen? So bedauernswert es ist, thatsächlich regt jede Sache, die sie verteidigen, die Mehrheitsparteien und die Regierung zu grundsätzlichem Widerspruche, ja höhnischer Feindseligkeit an. Der einzelne unter uns wird sicher seiner Ueberzeugung treu bleiben und ihr gemäss die politische Partei, der er bisher angehört hat, auch fernerhin nach Kräften unterstützen. Aber die Gesamtheit unserer teuern jüdischen Interessen einer Partei übergeben, die noch soeben vor Regierung und Parlamenten, ja vor dem gesamten deutschen Volk in der Kornzoll-Angelegenheit eine zerschmetternde Niederlage erlitten hat, wäre geradezu grotesk, ja noch mehr: gewissenlos. Wen und was soll denn diese Partei noch schützen? Wir sehen, wohin wir mit jenem „Schutze" gekommen sind. Den innigsten Dank wird den freisinnigen Führern, zumal dem edlen Heinrich Rickert, das deutsche Judentum auch ferner zollen, aber sie nicht mehr

mit seiner Vertretung prinzipiell beschweren, sondern Hilfe und Schutz da suchen, wo sie ihm gewährt werden können. Wir meinen, das wird im Grunde einigen unter den freisinnigen Herren nicht unangenehm sein.

Vor allem sondert euch nicht ab, heisst es: sonst seid ihr, die verschwindende Minderheit, verloren. Verstehen wir uns doch recht. Wir Juden Deutschlands wollen nach wie vor jüdische Deutsche bleiben, die deutsche Bildung, den deutschen Geist in uns aufnehmen, an den Geschicken und der geistigen Entwickelung des deutschen Volkes vollen Anteil nehmen. Aber wir sehen in aller Welt nicht ein, weshalb wir nicht daneben auch unsere besonderen jüdischen Angelegenheiten wahrnehmen sollen. Wirft man den Landwirten vor, dass sie keine guten Deutschen seien, weil sie in ihren Vereinigungen ihre besonderen Interessen vertreten? oder den Handwerkern? oder den Städten? oder dem Handelsstande? oder den Industriellen? oder dem Gustav Adolf-Vereine? Nur wir Juden sollen auf jede Selbständigkeit verzichten, wir sollen immer schweigen, immer uns ducken, immer hinter anderen Schutz suchen. Nun, das Ergebnis ist ja sonnenklar: man tritt ohne Scheu auf uns herum, und wir rufen noch Hurrah dazu. Es ist ein elendes Wesen. Sprechen wir doch einmal klar und deutlich aus, wie es uns ums Herz ist. Da zerstreuen wir am ehesten Missverständnis und Vorurteil. Sagen wir immer wieder, dass und wie wir gute Deutsche und zugleich gute Juden sind und zu bleiben gedenken — dann muss und wird das Geschrei von der „Absonderung“ verstummen.

Euer Thun ist nutzlos, sagen endlich die siebenmal Weisen: ihr werdet das deutsche Volk nicht bekehren, und den Regierungen habt ihr schwaches Häuflein keine politischen Vorteile zu bieten. Das letztere ist an sich unrichtig. Die massgebenden Kreise des Deutschen Reiches hegen von der politischen Bedeutung des jüdischen Elementes keine geringe, sondern leider eine allzu hohe Meinung. Sie sehen — mit Unrecht — in den Juden die wirksamsten Stützen der Sozialdemokratie und, was ihnen vielfach als das gleiche gilt, der freisinnigen Volkspartei. Ueberzeugen wir sie, dass das Judentum als solches weder mit dieser noch mit jener identisch, vielmehr, unbeschadet der Ueberzeugung und Stimmung des einzelnen, parteilos ist, so wird in den hohen Regionen eine wesentlich günstigere Anschauung platzgreifen. Das deutsche Volk aber stellen wir, bis auf den Beweis des Gegenteils, viel zu hoch, als dass wir annehmen, mannhaftes Eintreten für Recht und Wahrheit, beharrliche und massvolle Prinzipientreue, schlichter und warmherziger Opfermut würden auf dasselbe wirkungslos bleiben. Es ist das unseres Erachtens unmöglich. Haben wir nicht Beispiele von dem endlichen Siege einer kleinen, zuerst verachteten, angefeindeten, verspotteten Minderheit, wenn sie Recht und Menschlichkeit auf ihrer Seite hatte? Wir weisen nur auf die Anti-Sklaverei-Bewegung in England hin, die, im Beginne ein Gegenstand grausamen Hasses und Hohnes, innerhalb zweier Menschenalter in der ganzen Kulturwelt den glänzendsten Erfolg davon trug, so dass ihre Forderungen heute als völkerrechtliche Postulate erscheinen. Und noch in neuester Zeit die Dreyfusards? Sie hatten den leidenschaftlichen Widerstand von neun Zehnteln des französischen Volkes zu befahren, einen unvergleichlich leidenschaftlicheren und heftigeren Widerstand als wir Juden Deutschlands — aber sie setzten mit bewundernswertem Edelmute ihr Dasein, ihr Vermögen, ihre gesellschaftliche Stellung, ja ihre Ehre ein, und sie siegten! siegten innerhalb weniger Jahre. Die klugen Leute hatten ihre Niederlage, verbunden mit schlimmster persönlicher Schädigung, vorhergesagt. Allein sie vertrauten auf die besseren und schöneren Eigenschaften des Menschenherzens, und sie siegten! Hätten sie freilich ängstlich gefragt, was wird es nützen? was wird für uns daraus entstehen? werden wir nicht rechts und links anstossen? — dann würden sie fein stillgeschwiegen und damit das Unrecht sanktioniert, verewigt haben. Möchten doch alle Juden Deutschlands in eigener Sache dem herrlichen Beispiele folgen, das jene hochherzigen Männer in einer ihnen persönlich fremden gegeben haben: der Erfolg wird uns dann ebensowenig entgehen.

III.

Es bleibt eine, sehr wichtige, Frage: Was wird die Aufgabe der jüdischen Gesamtorganisation sein?

Man könnte sie mit einem einzigen Satze beantworten: die Vertretung der Gesamtinteressen der Israeliten Deutschlands, die Wiedereroberung unserer Gleichstellung. Indes vielen erscheint dieses grosse und schöne Ziel zu abstrakt, sie wollen etwas „Praktisches“ hören. So werden wir denn Einzelheiten nennen, nur die nächstliegenden, heute zu übersehenden: es werden sich nur allzu viel andere im Laufe der Zeiten einfinden. Die Gesamtorganisation der Israeliten Deutschlands, ihr Delegiertentag und sein Ausschuss sollen mit allen gesetzlichen Mitteln gegen die Beeinträchtigungen unserer verfassungsmässigen Rechte bei der Reichsregierung, dem Reichstag, den Landesregierungen und den Landtagen ankämpfen. Sie sollen unermüdlich bei jeder solcher Gesetzwidrigkeit ihre Stimme erheben. Sie sollen die hohen Prinzipien des Judentums in Lehre und Sitte stets von neuem verkündigen und betonen. Sie sollen auf die Presse wirken, öffentliche Versammlungen veranstalten. Sie sollen bei den Wahlen überall, wo ein Erfolg möglich ist, die Frage nach der Stellung des Kandidaten zu der Gleichberechtigungssache erheben. Sie sollen ferner das berufene Organ bilden, mit dem die Regierungen über alle speziell jüdischen Fragen

verhandeln können. Die immer wachsende Ausdehnung und Komplizierung der staatlichen Thätigkeit macht ein derartiges Organ dringend erforderlich, und wir wissen, dass in mehreren preussischen Ministerien das Dasein eines solchen lebhaft gewünscht wird. Delegiertentag und Ausschuss sollen bei Abschluss von Handelsverträgen, wie er in kurzer Zeit bevorsteht, darauf hinwirken, dass diese keine Ausnahmebestimmungen zum Nachteile jüdischer Geschäftsleute enthalten. Sie sollen die zersplitterten Bestrebungen zur Förderung von Handfertigkeit, Handwerk, Garten- und Ackerbau unter den Juden zusammenfassen und einheitlich gestalten — eine um so wichtigere Aufgabe, als aus mannigfachen Gründen der Zwischen- und Kleinhandel immer mehr zurückgeht. Sie sollen endlich den Schutz der Juden des Ostens nach Kräften übernehmen, regeln und in gedeihliche Bahnen lenken, indem sie sich, namentlich für den eigentlichen Orient, möglichst auf die deutsche Reichsregierung stützen, deren politischen Bestrebungen man damit entgegen käme.

Das ist eine ganze Reihe von Aufgaben, die die Thätigkeit der Organisation und ihrer Vertreter in vollem Masse in Anspruch nehmen würden. Man wird nicht mehr behaupten können, dass Delegiertentag und Ausschuss nur eine pompöse Erklärung abzugeben hätten — und dann vom Schauplatze abtreten müssten. Im Gegenteil: ernste, anstrengende, weit ausschauende Arbeiten harren ihrer.

Es ist ein grosser Augenblick im Leben des deutschen Israel — wird er ein grosses Geschlecht finden, nach der Weise der Väter, oder sind wir so entartet, dass wir aus lauter Zagheit und Schwäche dem Untergange widerstandslos entgegen gleiten? In manchen Daseinslagen, nicht nur einzelner, sondern auch grosser Gemeinschaften, ist Kühnheit der bessere Teil der Klugheit!

BILDENDE KUNST UND JUDENTUM.

Von Leo Winz.

Von jeher sehen wir die Kunst im Bunde mit der Religion. Diese ist der Herd, von dem sie das Feuer ihrer Begeisterung holte. Wären die Künste nur ein Spiel des Geistes oder eine äussere Zierde des Lebens — dieser Bund wäre nicht möglich. Aber die Kunst ist das Erzeugnis eines innersten Bedürfnisses, welches der Schöpfer selbst in den menschlichen Geist gelegt hat. Uralt ist sie daher, und wohl darf man sagen: Poesie war früher als Prosa, und die Kunst, Gedanken und Begebenheiten durch Bilder auszudrücken (bildende Kunst), früher als Schrift. Es ist dem Menschen unabweisbares Bedürfnis, den Gedanken seines Geistes durch das Mittel des sinnlichen Stoffes einen schönen Ausdruck zu geben, welcher edle Empfindungen anregt im Gemüt.

Dieser Trieb hat seine Heimat im innersten Geistesleben des Menschen; eben da, wo im tiefsten Grunde der Seele die Heimat auch der Religion ist. In dieser innersten Welt grenzen sie nahe an einander. Es ist daher natürlich, dass sie auch, wenn sie in die Erscheinungswelt hinaustreten, einander nahe, und gerne im Bunde mit einander stehen.

Es wäre aber thöricht, zu sagen, die Kunst habe nur insoweit Existenzberechtigung, als sie der Religion dient. Sie hat vielmehr ihr selbständiges Recht, denn sie hat ihren selbständigen Grund im menschlichen Geist, und die Geschichte zeigt, dass dies der Gang der Kunst gewesen sei, ihr selbständiges Recht zu suchen und geltend zu machen. Aber nicht minder lehrt die Geschichte, dass alle Künste von der Religion ausgingen und im Dienste derselben gross geworden sind. Die ältesten Bauwerke von Bedeutung waren Tempel und Grabmäler (die Bestattung der Toten gehörte überall zu den religiösen Pflichten). Die ältesten Gesänge waren Lobgesänge auf die Gottheit und Schilderungen ihrer Thaten. Tragödie sowohl als Komödie bei den Griechen hatten bekanntlich auch diesen Ursprung. Ebenso die Bildhauerei, die wir schon in ihren rohesten Anfängen im Dienste der Religion finden und an ihrer Hand zur Meisterschaft griechischer Künstler sich entwickeln sehen.

Aber so vielen Wert auch die bildenden Künste an und für sich haben, so waren sie doch bei den Heiden grösstenteils zunächst aus Irrtümern über das Wesen der Gottheit hervorgegangen und wurden dann selbst Anlässe zu neuen Verirrungen, indem sie sich zum Teil auf Begriffe der Vielgötterei und auf sinnliche Auffassung des göttlichen Wesens stützten. Ihre Religion wurde inhaltslos und entgeistigt und ging ganz im Bilderdienst unter. Mit der völligen Ausartung der Religion begann aber auch der Verfall der Kunst, die erst nach Jahrhunderten in der christlichen Kirche wieder aufblühte.

Diese Entwickelung hat das Judentum nicht mitgemacht. Durch eine weihevolle Kundmachung vom Berge Sinai war den Juden jede Herstellung von Bildwerken und jeder Bilderkultus streng verboten, und in ganz Israel durfte nur ein Tempel geduldet werden als einzige heilige Stätte des einig-einzigen, heiligen Gottes.

Die natürliche Folge davon ist, dass wir bei den alten Juden vergebens jene Werke der Malerei und Bildhauerei suchen, dass sich nicht bei ihnen jene wunderbare Leichtigkeit und vollendete Harmonie



Raffael: Die Anbetung des goldenen Kalbes (Vatikan).

architektonischer Verhältnisse entwickelte, in welchen Griechenland ein Vorbild aller Zeiten wurde.

Hierauf gestützt hat man keinen Anstand genommen, den Juden im allgemeinen jeden Sinn für Kunst abzusprechen, ihnen Unbildung und Roheit vorzuwerfen und in absichtlicher Verkennung der wahren Motive in dem mosaischen Bilderverbote nur einen Akt der Barbarei zu erblicken (u. a. s. Richard Wagner: Das Judentum in der Musik).

Wir werden noch Gelegenheit haben, in diesen Blättern auf diese Behauptungen zurückzukommen und den Kunstsinn wie die Kunstleistungen der Juden nach ihrem wirklichen Werte zu schätzen. Für heute wollen wir uns darauf beschränken, das thatsächliche Motiv des Bilderverbotes im Judentume näher zu beleuchten, woraus sich der Standpunkt, den die Juden gegenüber anderen Völkern des Altertums in Bezug auf die bildende Kunst eingenommen haben, von selbst rechtfertigt.

• • •

Bilder waren die Förderungsmittel der ersten religiösen Erziehung der meisten Völker; und in dem Bestreben, das Uebersinnliche dem Sinnenwesen fasslich zu machen, ist auch der Ursprung der Bilderverehrung zu suchen. Da den Menschen das natürliche Bedürfnis treibt, seine religiösen Empfindungen auf irgend eine Weise festzuhalten, und er dies in Begriffen nicht zu thun vermag, so thut er es vermittels der Einbildungskraft und der sinnlichen Anschauung, indem er an irgend eine Erscheinung, an irgend einen Gegenstand der Natur seine Empfindungen anknüpft. Quelle und Stein, die Natur überhaupt wird ihm zum Denkmal und Zeichen Gottes; selbst die Stelle wird heilig, wo das Heilige in sanfter Berührung an ihm vorüberging. „Sprache der Menschen hat Buchstaben, Sinn der Menschen hat Bilder nötig" (J. G. Jakobi). „In Bildern besteht der ganze Schatz menschlicher Erkenntnis und Glückseligkeit" (Hamann). Alles spricht dafür, dass in jenem hohen Altertum das Bild aus geschickten Priester-Händen und das Bild priesterlicher Rede in Ursprung und Absicht ein und dasselbe war. Es war ausgeprägt für den Unterricht, und, gesprochen oder gemodelt, immer gehörte es dem Sinne an, und stellte sich dem Auge dar. In dem einen Falle war es ein Sinnspruch, in dem anderen ein Sinnbild

Nach Winkelmann (Versuch einer Allegorie, 8) waren es die Bilder, in welche zuerst die Dichter, dann auch die Philosophen ihre Ideen von göttlichen Dingen einkleideten, wonach später die Künstler die ihrigen entwarfen. Und Aristoteles giebt den Werken der Malerei und der Plastik den Vorzug vor den Schriften der Dichter und Weisen, „weil sie die Schönheit der Tugend sowohl, als die Hässlichkeit des Lasters viel kürzer, lebhafter und eindringlicher darstellen“.

Von solchen Versinnlichungs- und Vergegenwärtigungsmitteln zum Zwecke der religiösen Erziehung wollte die jüdische Religion keinen Gebrauch machen.

Von anderen Gesetzgebern abweichend, die der Sinnlichkeit ihrer Völker befriedigend entgegen kamen, und ihr nur eine ihren höheren Absichten entsprechende Richtung zu geben suchten, legte der jüdische Gesetzgeber alles darauf an, sein Volk von allen Täuschungen der Sinnlichkeit fern zu halten und es nur durch den Glauben an den einen, keine Abbildung zulassenden Gott zu erziehen.

Ganz liessen sich allerdings die Rechte der sinnlichen Natur nicht verleugnen. Daher blieb auch dem Judentume die Symbolik nicht fremd. Schon in der mosaischen Zeit erhielt nicht nur der Gottesdienst überhaupt jenen feierlichen Prunk, sondern auch die Stiftshütte jene Zierraten der bildenden Kunst, welche, ohne der Abgötterei Vorschub zu leisten, das sinnliche Gefühl wohlthuend befriedigen konnten, vielleicht auch sollten.

Diese Symbolik hatte aber eine nur vorübergehende Bedeutung. Die späteren geistigen Führer des Volkes, die Propheten, legten ihr gar keinen Wert mehr bei, weil sie überhaupt jeden äusseren Kultus und jede sinnliche Auffassung des Heiligen als Entstellung des Wahren und Ewigen betrachteten. Freilich entzogen sich auch die Propheten nicht der Notwendigkeit und der daraus entstandenen Gewohnheit, in Hinsicht auf Gott und göttliche Dinge bildlicher Bezeichnungen in der Sprache sich zu bedienen. So stehen z. B. bei Jesaias, nachdem er sagt: „Wem wollt ihr Gott nachbilden oder was für ein Gleichniss wollt ihr ihm zurichten?“ die Worte: „Er sitzt über dem Erdkreis u. s. w.“ Es wäre aber falsch, daraus auf die Art der Vorstellungen von Gottes Natur und Eigenschaften bei den Propheten Schlüsse zu ziehen. Es findet doch immer noch ein überaus grosser Unterschied zwischen bildlichen Darstellungen der Sprache und jenen der Zeichnung, Malerei und Skulptur statt. Die Sprache giebt häufig nur einzelnen körperlichen Gliedmassen oder menschlichen Thätigkeiten Beziehung auf die Gottheit, wobei der dem Bilde zu Grunde liegende Gedanke, die methaphysische oder moralische Bedeutung des Ausdrucks, sogleich dem inneren Auge sich darstellt, während im sichtbaren Bilde die einzelnen Glieder das Auge verletzen, eine ganze Gestalt aber die geistige Idee wenigstens nicht so unmittelbar und dringend anregt. Auch wechselt in der Sprache der Propheten ein Bild mit dem andern oder mit einem eigentlichen, unbildlichen Ausdrucke, woraus die wahre Beziehung von selbst erhellt. Andererseits aber ist überhaupt der Eindruck, den das Wort, die Sprache als unmittelbarer Ausdruck des Gedankens, und das edelste, reinste Organ, der Ton der Stimme, hervorbringt, weit weniger sinnlich und steht mit den Thätigkeiten des niederen Vorstellungsvermögens und der Einbildungskraft in weniger naher Berührung als der Eindruck des angeschauten Bildes. Ganz anders verhält es sich mit der Darstellung des Malers und des Bildhauers, die sich nur sinnlicher Stoffe und Mittel bedienen müssen, um auf Einsicht und Gemüt zu wirken. Eine körperliche Darstellung der Gottheit war für die Propheten undenkbar. Da, wo jede materielle Schranke durch die Idee des absoluten, des allwirksamen, des alldurchdringenden, allbelebenden, und eben darum unbegreiflichen, undarstellbaren Geistes fallen sollte, wird im Bilde ein Sichtbares, ein Räumliches und Beschränktes, das offenbare Gegenteil dessen gegeben, was der Begriff enthält und fordert.

Gott ist unsichtbar — folglich kann und darf er durch kein Bild dargestellt werden, war das Grundgesetz im Judentum.

Gott ist unsichtbar — folglich bedürfen wir, um ihn uns zu vergegenwärtigen, eines sichtbaren Repräsentanten, war die Grundvorstellung im Heidentum, und die mannigfachen Formen des heidnischen Bilderdienstes beruhen wesentlich nur auf der Verschiedenheit der Ansichten, wie die Gottheit sich am besten repräsentieren lasse.

Dem einen scheint die äussere Form ziemlich gleichgültig, und nur der Erfolg Regel und Form gewesen zu sein. So finden wir noch heutzutage bei manchen wilden Völkerschaften, dass sie es bald mit diesem, bald mit jenem Bilde versuchen, und dasjenige, welches sich beim Gebrauch am dienlichsten erweist, wird und bleibt, so lange dies der Fall ist, ihr Hauptgötze.

Anders war es bei den Völkern, die auf einer höheren Stufe der geistigen Entwickelung standen. Ihnen genügte es nicht mehr, für die Gottheit irgend welches beliebiges Zeichen zu haben, sondern das Zeichen sollte auch der religiösen Vorstellung möglichst entsprechen und das Bild einen gewissen didaktischen Wert haben. So entstanden bei den Aegyptern und Indern, indem sie an ihren Götterbildern alle Eigenschaften der Gottheit möglichst vollständig ausdrücken und an jedem Bilde sozusagen zugleich ein Kompendium der Religionslehre haben wollten, jene abenteuerlichen Missgestalten und Zusammenfügungen von Menschen- und Tierformen, die den gewöhnlichen Beschauer mit Ekel und Grauen erfüllen, während der Religionsphilosoph in ihnen nicht selten sinnig zusammengesetzte Hieroglyphengruppen eines noch sinnigeren Mythus erkennt.

Im Gegensatze zu dieser Vorstellungsweise bildete sich bei den Griechen die Ansicht, dass zur bildlichen Darstellung des Göttlichen die Menschengestalt am geeignetsten sei, im Laufe der Zeit immer mehr und mehr dahin aus, dass die schönste menschliche Form zugleich das würdigste und angemessenste Bild des Göttlichen sei. Für den Griechen waren Tugend und Schönheit auf der einen, und Sünde und Hässlichkeit auf der andern Seite so wesentlich zusammengehörige Begriffe, dass er selbst im gewöhnlichen Leben von jedem anständigen Menschen, der seinen Beifall hatte, stets den Ausdruck „schön und gut" brauchte. Sollte also die sittliche Vollkommenheit der Gottheit äusserlich dargestellt werden, so konnte dies nach griechischen Begriffen nur durch die Darstellung der menschlichen Gestalt in vollkommener Schönheit geschehen. Dies war auch der Grund, warum die Griechen auf dem Gebiete der bildenden Kunst so Ausgezeichnetes und Unübertroffenes leisteten. Den Künstler beseelte der Wunsch, das Göttliche in einer möglichst würdigen Form darzustellen: aber nur die vollendete menschliche Schönheit erschien ihm als eine solche, und dies spornte ihn an, mit unablässigem Eifer ihre Formen und Gesetze zu studieren, bis es ihm gelang, das Ideal, das er innerlich anschaute, äusserlich darzustellen.

Jemehr aber auf der einen Seite die Kunst hierbei gewann, desto mehr musste auf der andern die religiöse Bildung dabei verlieren. Bei den Aegyptern und Indern gaben sich die Götterbilder, gerade je unförmlicher und missgestalteter sie waren, desto deutlicher als hieroglyphische Zeichen und Symbole kund, bei den Griechen und Römern dagegen sah ein schöner Knabe oder Mann, eine schöne Frau oder Jungfrau dem Götterbilde so ähnlich, die göttliche Erhabenheit und die menschliche Schönheit verschwammen so sehr in einander, und die ethische Bedeutung der schönen Formen machte sich neben der äusseren Darstellung derselben so wenig geltend, dass das Volk, zumal wenn ihm an Festtagen wieder ganz andere, nämlich jene uralten, weit unförmlicheren, aber nichtsdestoweniger ungleich mehr in Ehren gehaltenen Götterbilder als die eigentlichen wahren Heiligtümer vorgezeigt wurden, ganz verwirren musste.

Vergleicht man nun das Heidentum in der Form, wie es sich bei den Griechen in ihren Götterbildern darstellt, mit dem Judentum und seinem strengen Bilderverbot, so stellt sich, und zwar hier anschaulicher als bei jeder anderen Parallele, das, was beide so wesentlich von einander unterscheidet, unverkennbar als der entschiedene Gegensatz zwischen Geist und Sinnlichkeit dar.

Der Geist war es, welcher im Judentum die abstrakte theoretische Wahrheit geltend machte, wenn er, die Gottheit als ein rein geistiges, übersinnliches und daher durch keine sinnlichen Formen darstellbares Wesen anerkennend, alle Bilder von ihr schlechthin verwarf und ihren Gebrauch als Versündigung gegen die Wahrheit, als Abfall von Gott oder Götzendienst ansah.

Die Sinnlichkeit dagegen war es, welche im Heidentum, um sich das Göttliche in seiner geistigen Vollkommenheit anschaulich zu machen, die schönsten sinnlichen Formen begehrte und nicht nur im allgemeinen für das Uebersinnliche ein sinnliches Bild, sondern ganz speziell für die Darstellung des geistig Vollkommensten die vollendete ästhetische Schönheit forderte.



Lukas Kranach d. J.: Elias und die Baalspriester (Dresden, Gem.-Gal.).

Hier wie dort stand es fest, dass der Mensch das Ebenbild Gottes sei: der wesentliche Unterschied bestand nur darin, dass man dort, die Gottheit mit klarem Bewusstsein als ein rein geistiges Wesen erkennend, geistig auffasste, was man hier sinnlich nahm. Aber auch hier hätte die blos sinnliche Auffassung und die äussere Nachbildung der Menschenfigur nimmer zu jener künstlerischen Vollendung geführt, wenn nicht der Geist mit seiner Wahrheit den Bedürfnissen der Sinnlichkeit wenigstens teilweise zu Hilfe gekommen wäre, wie sich dies eben in der Anwendung vollendet schöner Formen zur Darstellung des ethisch Vollkommenen, Heiligen kund giebt. Die Kunst im Heidentum verdankt also ihren Ursprung zunächst der Sinnlichkeit; jenen eigentümlichen Zauber aber, den sie als Darstellerin des wahrhaft Schönen ausübt, und durch den sie, in der höheren Bedeutung des Wortes, Kunst ist, verdankt sie dem Geist und seiner teilweisen Erkenntnis der Wahrheit.

Je mehr aber der Geist nach Wahrheit ringt und sich ihrer zu bemächtigen strebt, desto misstrauischer wird er gegen die Sinnlichkeit und ihre verführerischen Bedürfnisse und Reize. Ist — so dachte man im Judentume — in Gott allein die Wahrheit zu finden, dann ist das Gebiet der Sinnlichkeit dem der Wahrheit durchaus fremd, und nur in dem Grade, als man sich von jener entfernt, nähert man sich dieser; je freier von den Banden der Sinnlichkeit, desto näher der Hoffnung, in den vollen Besitz der Wahrheit zu kommen.

Daher verstand es sich fast von selbst, dass man bei dieser vorherrschend geistigen Richtung des Judentums der bildenden Kunst, als einer Tochter der Sinnlichkeit, lieber ganz entschieden den Rücken zuwandte, als dass man sich der Gefahr aussetzte, durch ihre Pflege von dem Ringen nach Wahrheit abgehalten und auf Abwege gelockt zu werden.

* * *

Wenn die Juden aus diesem Grunde in der Geschichte der Kunst eine untergeordnete Stelle einnehmen, so beweist es noch nicht, „dass sie für die Kunst so gut wie gar keine Befähigung besessen haben“, wie es allgemein behauptet wird. (U. a. sagt Portig in seinem grossen Werke „Religion und Kunst“ wörtlich: „Die Juden sind nicht beanlagt für Philosophie und Kunst“, und dann: „so ist denn unleugbar, dass die Juden für die bildenden Künste so gut wie gar keine Befähigung besessen haben“.) Ein Volk, wie das jüdische, bei dem Geist und Gemüt in solchem Masse vorhanden war, muss auch Sinn für Kunst in hohem Grade besessen haben. Das echte Kunstwerk bedingt den Geist und eine, wenn auch nur teilweise Erkenntnis der Wahrheit, ebenso wie die nötige Kunstfertigkeit. Denn die Hand bildet überall nur nach, was das geistige Auge innerlich anschaut.

Der griechische Redner Dio Chrysostomus sagte zum Bildner des olympischen Jupiter: „Du hast, o Phidias, eine grosse Verantwortung auf Dich geladen: denn früher, da wir von Gott nicht wussten, haben wir uns auch kein bestimmtes Bild von ihm entworfen, indem jeder nach seinem Gefallen sich eine Vorstellung ausmalte, und sahen wir Götterbilder, so schenkten wir denselben keinen besonderen Glauben. Du aber hast dieses Bild so herrlich gebildet, dass ganz Griechenland und wer es sieht, sich keine andere Vorstellung mehr von Gott machen kann. Hast Du nun auch die göttliche Natur würdig genug dargestellt?“

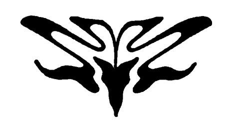
Hier wird beim Künstler das Bestreben vorausgesetzt, das Geistige im Sinnlichen möglichst zu vergegenwärtigen.

Beim Schaffen eines solch herrlichen Kunstwerkes, wie den olympischen Jupiter, würde die Kunstfertigkeit selbst eines Phidias nicht genügen, „wenn nicht auch der Geist mit seiner Wahrheit den Bedürfnissen der Sinnlichkeit wenigstens teilweise zu Hülfe gekommen wäre“, wenn den Künstler nicht auch der Wunsch beseelt hätte, „das Geistige, das Ideal, das er innerlich anschaute, in einer möglichst würdigen Form darzustellen“.

Und an Geist und Idealen fehlte es, wie gesagt, in Israel nicht, aber ebensowenig fehlte es andererseits an Wertschätzung der schönen Künste. Für das Verhältnis des Judentums zur Kunst im Allgemeinen ist prinzipiell von grosser Bedeutung, dass die Künstler den Propheten gleichgestellt werden. Die künstlerische Eingebung wie die Weissagung, werden in gleicher Weise auf den Geist Gottes zurückgeführt. 2. Mos. 31, 1—6 wird direkt ausgesprochen, dass Gott selbst die Künstler Bezalel und Ahaliab mit dem „Geiste Gottes“ d. h. mit künstlerischer Weisheit ausgerüstet. Desgleichen empfängt Moses das Bild der Stiftshütte bis auf Einzelheiten des Kultus von Gott selbst, so wie die Dichter und Propheten ihre Inspiration ebenfalls auf Gott zurückführen. Verehrung und Wertschätzung der Kunst und der Künstler entspricht eben dem Wesen des geistigen Judentums, das aus seiner Mitte nicht nur die erhabensten Kämpfer für Recht und Wahrheit, sondern auch die glänzendsten Dichter und Sänger aller Zeiten hervorgebracht hat. Wo der Geist des Judentums sich bethätigt hat, da hat er nur Grosses und Vollendetes geleistet. Und so hätte er auch auf dem Gebiete der bildenden Kunst sicherlich Vollkommenes leisten können, wenn er die Herstellung von Bildern und Denkmälern der Gottheit dulden durfte! Israel sollte aber ein Heros des Geistes werden; hätte es auch nur dem ästhetischen Kultus des Bildlichen nachgegeben, wer zweifelt, dass damals daraus ein religiöser Kultus des Bildlichen geworden wäre, der als Produkt der Sinnlichkeit sicherlich den gänzlichen Verfall des Judentums herbeigeführt hätte.

Der Kampf gegen den Bilderkultus war also eine

Lebensfrage für den jüdischen Geist, der wohl in erster Reihe dem Bilderverbote seine Unsterblichkeit verdankt. Wir erblicken daher in diesem Verbote (das in den jetzigen veränderten Verhältnissen selbstverständlich überflüssig geworden ist) die erste gewaltige, weltgeschichtliche That, durch welche das Judentum als ein Lehrer und Erzieher der Völker sich ankündigte, durch welche es sich zunächst allerdings in möglichst schroffen Gegensatz zu allen übrigen setzte, durch welche es aber auch in den Tagen des Altertums schon die suchenden und sehnenden Blicke tieferer, von aller Schönheit ihrer Götter und Göttertempel unbefriedigter Gemüter ahnungsvoll nach dem „Völker-Bethaus" lenkte, das in stiller Hoheit droben stand auf dem Moriah-Berge, ein Leuchtturm, weithin leuchtend in wahnesfinsterer Nacht.



DER ESTHERSTOFF IN DER NEUEN LITTERATUR.

Von Prof. Dr. Ludwig Geiger.

(Schluss.)

Der Inhalt der Racine'schen Tragödie ist folgender:

1. Akt: Esther mit ihrer Freundin Elise im Gespräch über die Wendung ihres Schicksals. Mordechai unterrichtet Esther von dem Bluterlass, fordert und erlangt ihre Teilnahme. Esther stärkt sich für die von ihr zu unternehmenden Schritte durch Gebet.

2. Akt: Hydaspe meldet Haman von der Schlaflosigkeit des Königs in der vergangenen Nacht und von der infolge davon eingetretenen Vorlesung der Chronik. Haman äussert seinen Zorn über Mordechai. Ahasverus und Haman, Frage über die Ehrung des Mannes, Antwort Haman's in der Voraussicht, dass er gemeint ist, Bestimmung des Ahasverus. Audienz der Esther, Bitte, dass er mit Haman bei ihr erscheine, sie habe ihm ein grosses Geheimnis anzuvertrauen.

3. Akt: Unterredung zwischen Haman und seiner Frau. Haman wird zur Königin geladen. Alle drei, ausserdem Elise, kommen vom Mahl. Esther's Erklärung, Entfernung des Königs, Haman's Bitte, Missverständnis des Ahasverus, Vernichtung Haman's, Einsetzung Mordechai's.

Racine's Tragödie entnimmt natürlich ihren Stoff fast ausschliesslich dem Buche Esther, wodurch sich viele Anspielungen und wörtliche Anlehnungen an dieses Buch erklären. Missverständnisse sind verhältnismässig selten. Doch lässt Racine den Mordechai vor der Thür des Palastes sitzen, nicht als Beamten, sondern wie einen Bettler, der die noch nicht erfolgte Belohnung für die ihm geglückte Entdeckung der Verschwörung erwartet. Ausser Reminiscenzen an das Buch Esther sind auch sonst viele biblischen Ausdrücke in dem Drama enthalten. (Jesaias, Psalmen.) Nur einige wenige mögen hervorgehoben werden, zu denen die Kundigen leicht die hebräische Fassung ergänzen können, wobei freilich zu bemerken ist, dass Racine gewiss eine lateinische Uebersetzung vor Augen oder im Sinne hatte. Einige dieser biblischen Sprüche lauten: „Sein (Israels) Name wird nicht zu Grunde gehen." „Gott spricht, und die Menschen kehren zum Staube zurück." „Durch den Ton seiner (Gottes) Stimme wird die Erde erregt." „Alle Menschen sind vor seinen Augen, als wenn sie nichts wären." „Ich hebe meine Augen zur Höhe, von wannen mir Hilfe kommen soll." „Damit die Heiden nicht sprechen: Wo ist ihr Gott?" „Mit Licht umhüllt wie mit einem Kleide." „Der Du über den Schwingen der Winde wandelst."

Die Racine'sche Tragödie zerfällt in drei Akte. Einheit des Ortes und der Zeit ist in dem Drama nicht so streng gewahrt, wie in den übrigen Racine'schen Stücken. Im ersten Akt ist ein Zimmer Esther's, im zweiten ein Saal des Ahasverus, im dritten Esther's Garten der Schauplatz. Diese Wahrung der Ortseinheit führt freilich zu manchen Ungehörigkeiten, denn es ist nicht eben leicht anzunehmen, dass in dem Privatgarten der Königin ein geheimes Gespräch zwischen Haman und seiner Frau und eine Ladung Haman's durch seinen Getreuen stattfindet, während die übrigen Szenen, teils Chorgesänge, teils das entscheidende Gespräch zwischen Ahasverus und Esther, die Anklage und Verurteilung Haman's ganz wohl an diesem Platz sich vollziehen können.

Jedoch wird Racine durch die Beschränkung auf wenige Schauplätze genötigt, sich die wichtigsten Szenen entgehen zu lassen. Man denke, wie ein feiner Psychologe jene Nachtszene hätte schildern können, in der der schlaflose Ahasverus sich die Kunde des wider ihn geplanten Verbrechens nochmals verschafft und sich wegen der Nichtbelohnung des Retters abquält! Oder man denke, mit welchen Mitteln in jener prachtliebenden Zeit der Zug des vom König Begnadeten hätte dargestellt werden können, zu welch aufregenden Szenen die versammelte Volksmenge An-



Rachel,
Berühmte französische Schauspielerin.
(Eine jüdische Darstellerin der Racine'schen Esther.)

lass gegeben hätte, in der der Hass gegen den Günstling des Königs, die Abneigung gegen den zu hoher Macht erhobenen Juden gleich stark vorhanden waren und in Ausrufen und in kleinen Aufstandsversuchen sich hätten zeigen können.

Auch die Einheit der Zeit nötigt zu Seltsamkeiten, besonders zum Zusammenziehen der Handlung. Daher ist bereits am Anfang des Stückes der durch Haman bewirkte Befehl zur Tötung der Juden ergangen, und man mag das Ganze als eine in 24 Stunden sich abrollende Handlung annehmen. Da die Handlung für drei Akte infolgedessen sehr dürftig wird, sind viele Chorgesänge eingefügt. Diese Gesänge werden von den Begleiterinnen der Esther, von jungen Jüdinnen, vorgetragen. Gerade diese lyrischen Partien sind gewiss die schönsten des ganzen Stückes.

Von den Personen des Stückes sind die genannten vier nicht bloss die hauptsächlichen, sondern man kann sagen die einzigen. Alle sonst Vorkommenden nehmen nur die Stelle von Vertrauten ein, die ja in der französischen Tragödie des 17. Jahrhunderts eine so wichtige Rolle spielen und hauptsächlich dazu dienen, die lästigen Monologe zu vermeiden und das dem Publikum zu wissen Nötige in Dialogen vorzuführen. Die neu erfundenen Personen dienen also, wie man wohl sagen kann, eigentlich nur als Sprachrohr, Elise für Esther, Assaf für Ahasverus, Hydaspe und Zares, letzteres die Gattin, für Haman.

Während Racine im allgemeinen treu der biblischen Handlung folgt, hat er zur Charakteristik der Hauptpersonen manches Neue hinzugefügt. Um Haman's mordlustige Gesinnung, sein Auftreten gegen die reichen und mächtigen Juden zu erklären, erzählt er, dass er ursprünglich Sklave gewesen sei und sich erst allmählich zu hohem Ansehen erhoben habe. Er ist ein Ehrgeiziger, dessen Pläne allen verborgen sind, ausser seiner Frau. Diese sucht ihm ins Gewissen zu reden, dass seine Sorge für das Reich und den König nur eine angebliche, und dass sein Auftreten gegen die Juden nur die Wirkung seiner zügellosen Herrschsucht und seines übereifrigen Strebens nach Selbstbereicherung sei. Auch Ahasverus wird nicht als der blosse Lüstling, Schwelger und als der Tyrann dargestellt, der reuelos augenblicklicher Eingebung folgt und ohne Bedenken Bluturteile unterschreibt; er ist vielmehr, man möchte sagen, ein modern denkender „Antisemit. Es thut ihm leid, nach dem Vorschlage Haman's den Mordechai zu grossen Ehren befördern zu müssen, und er tröstet sich über diese Ehrung nur dadurch, dass er meint, durch solche Gnade würden die übrigen Juden in ihrer Königstreue noch bestärkt werden.

Zu dieser Handlung, an der Ahasverus beteiligt ist, kommt das Neue hinzu, dass er von dunklen Träumen gepeinigt, die Chaldäer, Astrologen, versammelt, um das ihm drohende Schicksal zu erfahren; das Orakel, das diese verkünden, ist durchaus im Sinne alter Orakelsprüche sehr dunkel: „die Hand eines treulosen Flüchtlings sei bereit, in das Blut der Königin zu tauchen. Dies konnte von den Judenfeinden auf die Juden bezogen werden, da ihnen bis zuletzt die jüdische Abkunft Esthers unbekannt blieb. Zum Schlusse wird sie als auf Haman gemünzt betrachtet, weil ja seine flehende Stellung vor Esther als ein Attentat auf sie aufgefasst wird.

Auch der Charakter der Esther erleidet einige Veränderungen. Sie ist die eifernde Jüdin, die Tag und Nacht über das Schicksal ihrer Glaubensgenossen nachdenkt. Sie weiss von dem König durch Bitten zu erlangen, dass sie eine Anzahl junger Jüdinnen in ihren Dienst ziehen darf, die den schon erwähnten Chor ausmachen. Um die Sorge für ihre Glaubensgenossen gerechtfertigter erscheinen zu lassen, stellt Racine das Schicksal der Juden im persischen Reiche noch schlimmer und bedrückter dar, als es in Wirklichkeit war.

Auf Racine folgt Goethe. Sein kleines Estherdrama — das Einschiebsel in dem „neueröffneten Puppenspiel“ 1774, geändert 1789 — ist eine Burleske, eine kecke Verspottung einzelner litterarisch bekannter Zeitgenossen. Mit dem Estherstoff hat diese Satire nicht viel mehr gemein als die Namen; eine selbstständige Charakteristik der Helden dieser Tragödie wird in den mitunter derben Versen nicht versucht.

Wenn in Goethe's Drama die Verzerrung oder Verspottung von Aufklärungsideen hervortritt, so zeigt sich in einem Puppenspiel, das gleichfalls nach Weimar, aber in eine spätere Zeit ca. 1830, also in die letzte Lebensperiode Goethes führt, die echte Aufklärungsstimmung. Freilich das Puppenspiel selbst ist ziemlich bedeutungslos wie die meisten seiner Art, so dass es nicht nötig ist, auf die einzelnen Vorgänge einzugehen. Charakteristisch ist eben auch für dieses Puppenspiel, dass Kasperle die Hauptrolle spielt, und dass sein Nichtverstehen einzelner jüdisch - deutscher Ausdrücke Mordechai's — Esther spricht natürlich hochdeutsch — manche nicht unwitzige Bemerkungen hervorruft. Als einzige Stelle des Stückes, die wirkliche Aufklärungstendenz verrät, und von der es uns freuen mag, dass sie gerade aus Weimar stammt, soll die folgende hervorgehoben werden. Als Haman den König davon abzubringen sucht, dem Mordechai die ihm zugedachte Ehre zu erweisen, mit der Begründung, dass der zu Ehrende nur ein Jude sei, entgegnet ihm der König:

„Was ist das für ein Ausdruck, nur ein Jude? Ist ein Jude nicht ein Mensch wie ich und Du? Sind die Juden nicht auch meine Unterthanen?"

Das sind die Gesinnungen der neuen Zeit, in die wir nun treten. Der wirkliche Dichter sah sich einem anderen Geschlechte, einer anderen Entwickelung gegenüber. Die Juden hatten in der Revolutionszeit und in den Befreiungskriegen Bürgerrechte erworben. Sie waren gleichberechtigte Mitglieder des Volkes, in dem sie wohnten. Sie hatten begonnen, durch ihre Geldmacht eine Weltstellung einzunehmen, eine wesentlich andere als die Hofjuden früherer Epochen. Sie versuchten, in Wissenschaft, Kunst und Litteratur ihre Kräfte zu üben. Der wirkliche Dichter, der nun von ihnen sprach, der selbst in einem geschichtlichen Drama nicht von der Gegenwart abstrahierte, sondern in den Persönlichkeiten seiner Bühnenwerke manche litterarische Vorbilder oder Personen seiner Bekanntschaft als Modelle benutzte, musste ganz anders von den Juden und ihren Feinden reden, als die früheren Dichter. Also that Grillparzer. Aber auch in anderer Beziehung wandelte er seine eigenen Wege.

Alle bisher behandelten Dramen lehnen sich unmittelbar und möglichst genau an das biblische Buch an. Erst Grillparzer trägt aus Eigenem hinzu. Sein Drama ist nicht vollständig erhalten. Nur der erste



Der Triumphzug Mordechai's. Nach einer Radierung von Rembrandt.

Akt ist vollendet; auch die erste Szene des zweiten Aktes ist ganz bearbeitet. Die wenigen Fragmente aus den folgenden Szenen vermögen uns ebenso wenig ein Bild des Ganzen zu geben, wie einige aphoristische Prosabemerkungen, welche in der neuen Ausgabe der Grillparzer'schen Werke den poetischen Fragmenten folgen. Eins aber erkennt man deutlich: Es ist ein durch und durch modernes Stück, sowohl in der Erfindung des Stoffes, als in den Charakteren der Personen.

Das Moderne besteht hauptsächlich in folgendem: Haman ist kein übermütiger Polterer, sondern ein schlauer Intriguant, der sich äusserlich schwächlich bezeigt, um schliesslich alles durchzusetzen, jedem nach dem Munde redet und besonders auch seiner Frau gegenüber keinen energischen Widerspruch wagt.

Diese Gattin scheint zu einer Hauptrolle bestimmt gewesen zu sein. Sie ist die Seele der Vasti-Partei, da sie die erste Hofdame der gestürzten Königin war. Dieser Partei gehören die vornehmen Hofbeamten überhaupt an; der ganze Hof ist infolge der Entfernung der Königin in Trauer, ebenso Ahasverus, der die Regierungsgeschäfte unerledigt liegen lässt und an einen Ersatz der Vasti nicht denkt. Dieser Gedanke der Wiedervermählung, hauptsächlich durch Haman erregt, wird von der ganzen Rotte der Höflinge bekämpft und die ganz unorientalische, durchaus moderne Frage ventiliert, auf Grund welchen Rechtes Vasti denn eigentlich verjagt worden sei.

Ahasverus ist nicht der schwelgerisch-verweichlichte üppige orientalische Monarch, sondern aus einem ursprünglich milden, das ganze Menschengeschlecht mit seiner Liebe umfassenden Herrscher zum finsteren Tyrannen geworden, der die Höflinge hasst.

Mordechai und Esther sind Typen, die mit dem Konventionellen der jahrhundertelangen Tradition brechen. Mordechai ist der Forscher, der, von dem Leben abgewendet, nur in seiner Religion lebt.

„Es lebt mein Geist in Zeiten, die nicht sind,
Und die die heil'gen Bücher rück mir führen.
Ja, unser Volk, es ward von Gott bestimmt,
Zu sein der Gipfel dieser weiten Erde,
Der Mittelpunkt der Völker nah und fern.
Und wie der Sonne Pracht, wie Mond und Sterne,
Ob herrlich gleich ihr Reigen sich gebärde,
Geschaffen doch zum Dienst nur dieser Erde --
So aller Völker Glanz und Herrlichkeit,
In ihrer Siege, ihrer Macht Vereine,
Für unser Volk, wie dunkel es auch scheine.

Esther ist das naive, weltfrohe, aber kluge und gute Kind. Sie ist frei von jedem Ehrgeiz, gar nicht von der Neigung erfüllt, dem Könige zu gefallen. Ja, sie treibt die Entsagung so weit, dass sie den König geradezu auf Vasti hinweist.

Das Zusammentreffen Esther's und des Ahasverus, nicht von dem König erzwungen, der vielmehr zornig ist über die Pläne, ihn zu beweiben, ist in seiner Schilderung durchaus modern. Der Herrscher befiehlt nicht, sondern er wirbt. Das Mädchen hat nicht zu gehorchen, sondern sie darf oder will überlegen. Es treten sich also nicht sinnliches Begehren und stummes Unterwerfen gegenüber, sondern leidenschaftliches Verlangen und mädchenhafte Erregung. Versteht man den Schluss des Fragmentes recht, so ist es eigentlich Esther, die, bezwungen von der Milde und Trauer des Königs, den ersten Schritt thut. Denn Esther war entlassen, verfehlt die Thür, kehrt zurück. Die Sklaven, wähnend, dass die Entscheidung des Herrschers getroffen ist, bringen den königlichen Schmuck. Der König redet ihr zu, zu versuchen, wie er ihr steht.

(Da sie abhaltende Bewegung macht, indem er den Kranz wieder abgiebt.)

Ich wusst' es ja, mir ist kein Glück beschert,
Und einsam wall' ich zu des Todes Pforten.

(Esther ergreift schnell den Kranz und setzt ihn aufs Haupt.)

König.

Hadassa!
(Da sie den Kranz wieder abnehmen will.)
Halt! lass ab! berühr' ihn nicht.
Er soll noch nicht Entscheidung sein, noch nicht!
Führt sie hinein, gönnt Ruh' zur Ueberlegung,
Ich selbst entferne mich nach jener Seite.
Und wenn nach einer kurzen Stunde Frist
Ich wiederkomme und von neuem frage:
Hadassa?

Esther.

(An der Thür stehen bleibend.)
Herr!

König.

Es ist! Der Ton entschied.
Nun fort von hier! Ich selber will sie führen.
(Er hat sie umfasst.)
Und was Du meinst, vertrau' es meinem Ohr.
(Sie gehen, die Anderen folgen.)

Wie der Dichter sich Fortsetzung und Ende seines Dramas dachte, können wir aus den erhaltenen Fragmenten und Mitteilungen nicht entnehmen. Vielleicht wurde dem Dichter der Stoff unsympathisch, weil er sich völlig von dem Gebotenen hätte entfernen müssen. Wir können nur denken, dass die Hofintriguen einen breiten Raum in dem Drama einzunehmen bestimmt waren, und dass auch die hauptsächlichen politischen Parteien jener Zeit — liberale und konservative — in ihrem Ringen um den Sieg dargestellt werden sollten. Das Ganze müsste, denn anders können wir es uns kaum denken, mit einem Triumph der Esther und der Ihrigen geendet haben, aber auch bei einem solchen Ende würde, wie wir annehmen, die Liebe mehr gewaltet haben als die Strenge.

Alle bisher betrachteten dichterischen Leistungen der neueren Zeit rühren von Christen her. Es wäre nun überaus seltsam, wenn ein so eminent jüdischer Stoff nicht auch jüdische Dichter gelockt hätte. Gewiss ist bei der Feier des Purimfestes auch manche

poetische Verherrlichung versucht worden, ausser zahllosen Purimfestspielen, in denen aber das rein Karnevalistisch-parodistische ohne besondere Beziehung auf den Tag und seine Geschichte überwiegt, giebt es sogenannte poetische Bearbeitungen genug. Sie sind indessen, soweit ich sie kenne, nicht ernst, sondern humoristisch, und haben ausnahmslos keinen poetischen Wert. Man wird es gewiss jüdischen Dichtern nicht übelnehmen, wenn sie die Gegner mit aller Kraft der Verspottung, die Anhänger mit aller Lust der Liebe schildern. Aber Hass und Liebe haben es hier zu poetischen Gebilden nirgends gebracht. Vielmehr erscheinen die Judenfeinde als groteske Zerrbilder, die Juden zwar als bessere Menschen, doch ohne jede wirklich ideale Verklärung.

Keiner dieser Versuche kommt daher in Betracht, wenn man von einer wirklichen Estherdichtung redet.

Es kann natürlich nicht Aufgabe dieser Darstellung sein, Fingerzeige zu geben, wie eine solche Dichtung zu gestalten sei. Der Aesthetiker und Kritiker ist kein Dichter. Er will und kann nur vor Einzelnem warnen und das Ziel andeuten. Die Warnung bei diesem Stoffe wie bei jüdischem überhaupt, muss die vor Selbstüberschätzung und Selbstbespiegelung, andererseits vor übertriebener Verachtung und ungerechter Herabsetzung der Gegner sein. Doch lässt sich nicht leugnen, dass ein poetischer Kern in dem Stoffe liegt: die Unterdrückung der Gewalt und List durch die Macht der Wahrheit, der Güte und der Schönheit.

Eins nämlich muss der moderne Dichter sich klar machen: Er kann mit dem Stoffe nichts anfangen, wenn er sich sklavisch an die Ueberlieferung hält. So sehr er auch das Hinterlistige und Gewaltsame in der Partei Haman's darstellen mag, er wird nicht weiterkommen, wenn er in dem König den asiatischen Gewaltherrscher und den gemeinen Lüstling schildert. Vielmehr muss er, in Grillparzer's Wegen wandelnd, in ihm den Monarchen darstellen, der seine Herrscherrolle von höherem Standpunkt ansieht, nicht aufgehört hat, Mensch zu sein und das schönste Herrscherrecht, nämlich Milde, walten lässt. Wie man in dem König das Prinzip des Guten, so darf man in Mordechai das des Wahren schildern. Entsagend, auf die Erfüllung grosser Ziele bedacht, erscheint er schon in der Bibel. Es ist ein feiner Zug des modernen Dichters, dass er diesem auf die Erfüllung der Wahrheit Hoffenden zugleich auch das Forschen nach Wahrheit zuschreibt. Von der Schönheit der Esther weiss gleichfalls die Bibel zu berichten. Aber es ist nur jene passive orientalische Schönheit, deren Trägerinnen nichts von Widerstand, Selbstbestimmung, geistiger und Charaktergrösse kennt. Es wäre der Triumph einer neuen Dichtung, wenn sie in Esther die sieghafte Macht der Schönheit, zugleich, wie es Maria Janitschek in ihrer Novelle „Königin Judith" versucht hat, mit dem Triumph der Reinheit und der Unschuld darstellen könnte. Und so würde ein wirkliches Estherdrama nur eine Verklärung der drei Mächte sein, die den Inhalt aller Poesie von jeher gebildet haben und hoffentlich nicht aufhören werden, ihn ferner zu bilden: der Güte, Wahrheit und Schönheit.

Lieder eines Juden.

Von Theodor Zlocisti.

I.
Sehnsucht.

Heilge, tiefe, friedenreiche
Blütenduftge Träumenacht! . .
Die vom kalten Tag umschnürte
Sehnsucht hat sich frei gemacht.

Alle Sorgen, alle Bangheit,
Die der Tag ins Herz mir schreit,
Scheucht mir meine nachtgeborne
Sehnsucht tausend Meilen weit.

Pocht mir an die Brust mit leisem
Märchenzartem Finger an:
Nie gekannte Lebensquellen
Haben sich mir aufgethan . . —

✿

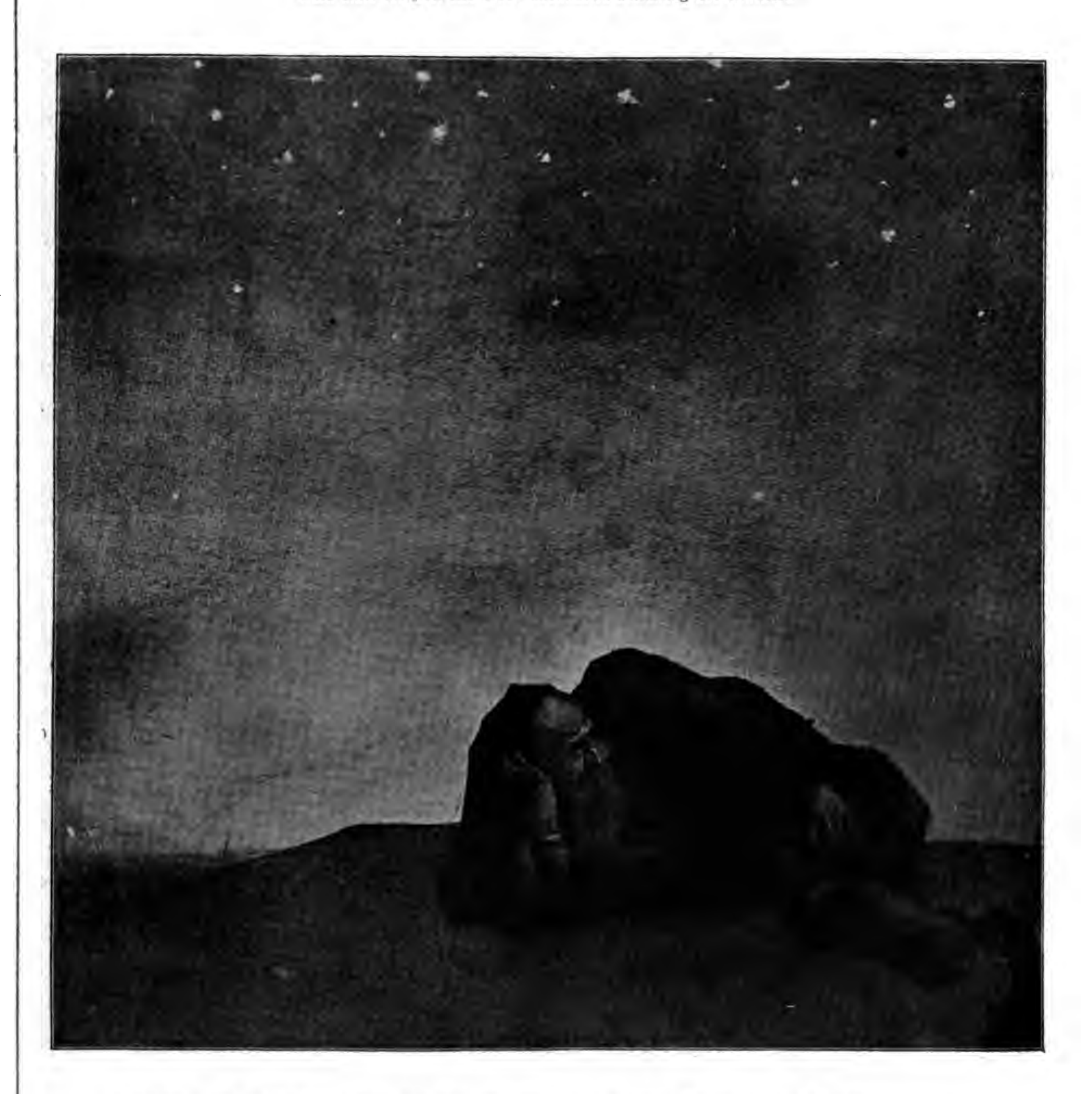
II.
Sonnenkinder.

Aus allen giftgen Blumen
Sog ich nur Honigseim.
In allen Sturmeswettern
Ahnt' ich den Sonnenschein.

Und was ich als Jude gelitten
In stummer, verkrampfter Not:
Ich sah drin um heimische Fluren
Leuchtendes Morgenrot . . .

Lesser Ury: Skizze zum „Jeremias“.

Nach einer für „Ost und West“ bestimmten Zeichnung des Künstlers.



Ob dem Unglück meines Volkes bin ich gebrochen, ich trauere, Entsetzen ergriff mich.

Ach, wer bringt mich in die Wüste, in die Nachtherberge der Pilger . . . .

Wer macht mein Haupt zu Wasser und mein Auge zu Thränenquell, dass ich beweine Tag und Nacht das Unglück meines Volkes.

(Jeremias 8, 21; 8, 23; 9, 1.)

LESSER URY.

Von Martin Buber.

I.

Das stärkste Zeugnis des Lebens ist das Schaffen und die unmittelbarste Form des Schaffens ist die Kunst. Darum fragen wir, die wir das Leben des jüdischen Volkes verkünden, nach der Möglichkeit einer jüdischen Kunst.

Ist heute eine jüdische Kunst möglich?

Darauf giebt es nur eine Antwort, eine klare und harte: Nein.

Eine nationale Kunst braucht einen Erdboden, aus dem sie herauswächst, und einen Himmel, dem sie entgegenblüht. Wir Juden von heute haben keines von beiden. Wir sind die Sklaven vieler Erden und zu verschiedenen Himmeln fliegen unsere Gedanken auf. Im tiefsten Seelengrunde aber haben wir keine Erde und keinen Himmel. Wir haben kein Volksland, das unsere Hoffnungen im Schosse trüge und dem Schreiten unserer Füsse Festigkeit verliehe, und wir haben keine Volkssonne, die unsere Saaten segnete und unseren Tag vergoldete.

Eine nationale Kunst braucht eine einheitliche Menschengemeinschaft, aus der sie stammt und für die sie da ist. Wir aber haben nur Stücke einer Gemeinschaft und leise erst regt es sich in den Teilen, zu Einem Leibe zu werden.

Ohne diese natürlichen Voraussetzungen aber kann eine nationale Kunst — dies muss immer wieder gesagt werden — nicht entstehen, sie kann nicht gemacht werden. Sie ist auch kein Treibhausgewächs, sondern ein gesundes saftreiches Pflanzenleben in freier heimatlicher Luft. Es können für sie keine künstlichen Bedingungen geschaffen werden; sie muss werden und wachsen mit der fortschreitenden Wiedergeburt.

Die Frage der äusseren Bedingungen, der einen Erde und der einen Gemeinschaft, muss aus dem Kreise dieser Betrachtungen ausscheiden. Aber um zu wissen, ob eine jüdische Kunst überhaupt möglich ist, müssen wir auch die Frage nach der inneren Keimkraft aufwerfen und zu beantworten suchen. Es steht nämlich fest, dass unser Volk zu keiner Zeit eine wahre nationale Bildkunst besessen hat. Hat nun die geschichtliche Entwickelung die Fähigkeit zur Kunst im Geheimen geweckt und vorbereitet? Eine tiefere wissenschaftliche Erörterung dieser Frage, soweit eine solche möglich ist, müsste dem Gange der Jahrhunderte nachspüren. Ich möchte einen anderen einfacheren Weg vorschlagen. Fassen wir unsere Frage so: Sind heute jüdische Künstler — d. h. Künstler, die in ihrem Wesen und ihren Werken jüdische Stammesart kundgeben — möglich? Können wir sie bejahen, so ist damit auch die innere Möglichkeit einer jüdischen Kunst bejaht. Denn dass ein nationaler Künstler entstehe, dazu wirken zumeist zwei Elemente zusammen: eine nationale Vererbungslinie und ein nationales Milieu; das erste zeitlich, nicht erlebt, sondern unbewusst mitgebracht, das zweite mehr räumlich und (bis zu einem gewissen Grade bewusst) erlebt. Da nun, wie wir gesehen haben, zu einem nationalen Milieu im heutigen Judentum günstigsten Falles nur das Material und der Anfang einer Neugestaltung gegeben ist, müsste heute ein jüdischer Künstler sein nationales Wesen hauptsächlich aus den durch Vererbung empfangenen Eigenschaften schöpfen. Dadurch aber wäre bewiesen, dass im jüdischen Stamme die Fähigkeit zur Kunst wie ein Feuer unter der Asche lebt und dass es heute bloss mit schöpferischer Energie begabter Persönlichkeiten bedarf, in denen sich diese Fähigkeit konzentriert, verdichtet und in Werke umsetzt, damit jüdische Künstler entstehen.

Sind heute jüdische Künstler möglich? Zur Antwort genügt es wohl zu zeigen, dass es heute jüdische Künstler giebt. Diese Thatsache aber wird am besten an einem Künstler dargelegt werden können, der unabhängig von äusseren Formeln und Geboten sich seinen Weg durch die Wildnis brach, der nichts gemein hatte mit Schulen und Cliquen und sich nur von dem Gesetze seines eigenen Wesens leiten liess; der allen Lockungen äusseren Erfolges gegenüber hart wie Erz war und nur für die Hände des Engels seiner Kunst weich und gefügig wie Wachs. Nur ein solcher Künstler, „der also stille lieget in eigenem Willen, als ein Kind in Mutter Leibe, und lässet sich seinen inwendigen Grund, daraus der Mensch entsprossen ist, leiten und führen", wird uns lehren können, dass der jüdische Geist, der alte Bilderstürmer, zu zweiter Jugend wiedergeboren, sich auch in Bildern verkörpern wird.

So seien die folgenden Ausführungen Lesser Ury gewidmet.

II.

Das Leben dieses Mannes war wie ein Ausdruck seines Wesens: ebenso sturzhaft, eruptiv, ruhelos, von Kampf und Offenbarung erfüllt. Der heute noch nicht Vierzigjährige hat alle Schmerzen des Eigenmenschen, des Einsamen, des Künstlers, des Juden, des Geistesproletariers, des Träumers, des Sehers ausgeschlürft. Und jeder Schmerz, der ihn packte, schleuderte ihn empor. Und jeder Schmerz gab seinem Auge noch tiefere Kraft zu schauen, und seinem Herzen noch glühendere Kraft zu leiden, und seiner Hand noch festere Kraft zu gestalten. Seine Schmerzen haben ihn ausgemeisselt.

Sein Leben entwickelte sich vulkanisch. Immer wieder brach plötzlich etwas heraus, das lange schon gekocht und gewühlt hatte, brach hervor mit rücksichtsloser Leidenschaft, die er selbst nicht verstand, schlug um sich und riss alles nieder und fasste Fuss auf zitterndem Boden.

Schon in der Jugend balgt er sich mit äusserem Zwang herum. Bis er mit 17 Jahren die Seinen und den lästigen Kaufmannsberuf verlässt und nach Düsseldorf malen geht. Und da erlebt er bald auf einem Ausfluge ein grosses Gewitter, ganz wild und unvergleichbar; das sprengt die Thore zu seinem unsichtbaren Königreiche, zur Welt seiner Farben, die nur er sehen kann. Nun erlebt er das Freilicht, das für Deutschland erst noch kommen sollte, aus sich selbst heraus und in sich. Er geht nach Brüssel, sieht und giebt die Seele der belgischen Landschaft in den neuen Farbentönen. Die Kunstcentren Paris und München entwickeln ihn. Künstler lernen ihn kennen und werten, die Menge bleibt stumpf und verständnislos. Nun kommt er nach Berlin, 1887; Jahre lang sind ihm hier Stadt und Menschen fremd, wie er sich ja überhaupt niemals den Lebensdingen anzupassen versteht. Hier arbeitet er mit granitenem Ernste an sich, bildet seine eigene Form immer stärker und feiner aus. Er studiert

die Wechselbilder des Lebens überall, im Walde, auf der Strasse, in Kaffeehäusern. Dass er Szenen aus letzteren malt, daraus machen die Vielzuvielen in Publikum und Kritik eine Etiquette und heften sie an seinen Namen. Aber er ist schon längst wieder darüber hinaus. Zwar bietet Italien, das er wiederholt besucht, zunächst nicht das rechte Material für sein Auge, aber er schafft sich sein Italien. In Holstein, 1892, entdeckt er seine Lyrik der Landschaft, jenes Sprechen der schlanken Baumstämme, das ihm treu bleibt; auf Rügen und in Hamburg wächst sich in den darauffolgenden Jahren dieser zarte Stimmungston zu einem grossen, seelenvollen Landschaftsstile aus: ein scheues junges Beben geht durch seine Wälder und manchmal wie ein verhaltenes Schluchzen der Natur, das in den Zweigen pocht und glüht.

Plötzlich aber ist es wie ein Aufbrechen von Schleusen, eine stürzende Flut, eine Weltengeburt, ein riesenhaftes Walten der Schicksalshände. Alte Träume gewinnen Gestalt, wild und mühsam erst, dann sieghaft sicher auf freigewordener Bahn ringt sich das tiefste Erleben zu monumentalen Formen empor. Die grossen Bilder Ury's entstehen: 1896 „Jerusalem“, 1897 das Triptychon „Der Mensch“, 1898 „Adam und Eva“, 1899 „Jeremias“ Und in diesen Bildern erst leuchtet es auf, wie Einzigartiges uns Lesser Ury bedeutet.

III.

Ury's erste grosse Komposition war die Bearbeitung eines biblischen Stoffes, 1883 in Brüssel gemalt: „Jakob, seinen Sohn Benjamin segnend, bevor er ihn zu Josef sendet“. Fünf Jahre später, in Berlin, vernichtete der Künstler das Bild in einer Anwandlung jener furchtbaren künstlerischen Gewissenhaftigkeit, die ihn oft an einem kleinen Fehler masslos leiden lässt. Er selbst meint, es hätte den Einfluss Ribera's gezeigt. Wie ich Ury's Seelenart kenne, werden den Grundton dieses Werkes wohl die Worte des alten Jakob gebildet haben: „Ich aber muss sein wie einer, der seiner Kinder beraubt ist.“



Lesser Ury.

Aber schon zwei Jahre vorher war in Ury eine andere jüdische Historien-Idee zum erstenmal aufgetaucht: das Bild der Zerstörung Jerusalems. Zunächst denkt er nur daran, einen geschichtlichen Moment in eine trauervolle Landschaft hineinzustellen. Und zwar wie es seine Art ist: nicht durch das theatralische Pathos von „Helden“, sondern durch das tiefere, stillere und vornehmere Pathos einer Gruppe namenloser Menschen, aus deren schlichter und phrasenloser Haltung, gerade weil sie so schlicht und phrasenlos ist, die heilige Kraft eines grossen Schicksals uns entgegenleuchtet. Von dieser ersten Konzeption des Bildes „Jerusalem“ — als einer modern aufgefassten und landschaftlich abgetönten Historie — zeugen zwei Skizzen, die um das Jahr 1881 entstanden sind. Auf der ersten ist links der zerstörte Tempel zu sehen; auf einer grossen Freitreppe, vor der Leichen der Verteidiger, zerbrochene Opfergeräte und zerrissene Priestergewänder durcheinanderliegen, sitzen jüdische Frauen und Kinder in bleichem, stummem Gram; rechts die Trümmer der Stadt, erschlagene Krieger zwischen den Steinen ihrer Häuser, und im Hintergrund eine Gruppe von Frauen und Kindern mit Säcken auf dem Rücken, in die unbekannte Ferne hinauswandernd. Ein ähnliches Bild, aber konzentrierter, zusammengedrängter und beredter, giebt die zweite, spätere Skizze. Wieder im Vordergrund eine Treppe, auf der ein Toter liegt; ganz hinten eine zertrümmerte Säulenhalle mit grossen, regungslosen Greisen, die dem Tode ins dunkle Wunderauge zu schauen scheinen; in der Mitte aber, zwischen Leichen, eine kahle lange Bank, darauf einige Frauen: die einen niedergebeugt, die anderen ins Weite starrend. Aus dieser Bank ist nahezu fünfzehn Jahre später das Werk entstanden. Der innere Weg von jenen Skizzen zu diesem ist der Weg vom Historischen zum Monumentalen. Das Historische giebt einen Augenblick des Geschehens. Das Monumentale giebt im Augenblick eine Ewigkeit. Das Historische giebt die Endlichkeit der dargestellten Dinge, das Monumentale deren Unendlichkeit. Im Historischen entscheidet das Können allein, im Monumentalen geht über den wesentlichen Wert des Könnens noch der unmessbare Wert des Wollens hinaus, das mehr als Auge und Hand, das eine einzige, einmal sich ausklingende und unwiederbringliche Menschenseele ist.

Es ist ebenso unmöglich, das Bild „Jerusalem“ in Worten erschöpfend zu schildern, wie es einer Reproduktion unmöglich ist, das in Schattierungen anzudeuten, was dort in Farben gesagt ist. Ury spricht in Farben, und das ist eine Sprache, für die keine Uebertragung da ist. Man muss seine Werke sehen — einen anderen Weg giebt es nicht zu ihm. Wenn man von ihnen redet, will man nur orientieren.

Die Bank aus der zweiten Skizze ist in den Jahren gleichsam heimlich gewachsen, bis sie zur Grundlage eines grossen Bildes und zum Symbole einer Welt wurde. Nun steht sie über dem Meer, vor dem steilen Uferrand. Ein Abend kommt, reich an Sehnsucht und Schönheit. Der grünglühende Himmel ist von kleinen matten zartroten Wolken überspielt und überm Wasser spielen züngelnde Farbenflammen. Aber wer mit ganzem Auge hineinsieht, sieht den Ton des Schmerzenrätsels und das Beben unstillbarer Sehnsucht im Himmel und im Meere. Das ist Ury's Ton und Bewegung.

Die lange, nackte Bank dehnt sich da aus vor Himmel und Meer. Zwei schlanke Bäumchen strecken sich vor ihr empor; die Stimmung magerer scheuer Knabenarme ist in ihnen. Eine späte Sonne dringt



Lesser Ury: „Jerusalem".

zwischen ihren Zweigen herüber. Aber diese letzten Strahlen sind müde und kommen nicht bis zur Bank. Die steht da, in Schatten und Nebel gehüllt, und man fühlt, wie hinter ihr ein freudloses Land sich hinzieht mit kargen Aeckern und schweren dumpfen Lebenskämpfen. Vor der Bank rauscht's zwischen Meer und Himmel wie von mächtigen Flügeln; hinter ihr ist das Schattenland wie ein Reich der Gefangenschaft.

Auf der Bank sitzen Menschen, Juden. Kurze Rast auf einer grossen Wanderschaft. Ein Augenblick zwischen Vergangenheit und Zukunft. An sich ist dieser Augenblick nicht mehr als jeder andere vor und nach ihm. Aeusserlich ist nichts an ihm, was ihn erheben würde über die anderen, wie jene Zeit der ersten Trauer auf den Trümmern Jerusalems über alle anderen Zeiten. Sie wandern schon viele lange bleierne Tage, nun sitzen sie da, bald werden sie aufstehen und weiter wandern, sich weiter schleppen durch den öden Jammer trostloser Zeiten und Länder. Und doch ist dieser Augenblick eine Ewigkeit, denn er enthüllt die Seelen zu flammender Selbstoffenbarung. Es ist ein Abend unter vielen Abenden und Juden unter vielen Juden. Aber diese Menschen sind das ganze jüdische Volk und dieser Abend ist seine ganze Geschichte. Das ist Ury's langer seliger Kampfweg von der Skizze zum Werke: er ging aus die jüdische Vergangenheit zu malen, und er hat die jüdische Ewigkeit gefunden.

Ewigkeit spricht aus diesen stummen Menschen, die nebeneinander, nicht miteinander dasitzen, jeder seinem eigenen Traumgewebe hingegeben und doch im tiefsten Leben seines Blutes allen anderen verbunden. Ewigkeit spricht aus ihren Seelen.

Aus dem Alten da rechts mit den dürren in einander geschlungenen Händen, die ruhig und doch ganz durchzuckt sind vom Krampf des uralten Gebetes, mit dem schmalen Mund, dessen Unterlippe vorgeschoben ist wie ein Trutzzeichen des Glaubens sicheren, mit den halb geschlossenen Augen, deren Blick ohne Richtung ist, wie in das raumlose Jenseits gewandt, aus dem der Unsichtbare ihm zuhört. Die Ellbogen auf die Beine gestützt, in schwerer, etwas stumpf ergebener Treue, sitzt er da. Sein Glauben hat ihn blind gemacht für den ganzen Verlauf seines Elends; er weiss nur, das Gottes strafende Hand sich auf ihn und die Seinen gelegt hat. Er erwartet alles von dieser Hand, das Beste und das Böseste; seine Hände, die feingegliederten, festknochigen, kennen nur das Gebet. Er wird glaubend sterben. Er ist einer von vielen. Aber die Ewigkeit spricht aus ihm.

Und aus dem Jungen, Wagemutigen, Hoffnungstrunkenen neben ihm, durch dessen edlen Rassenkopf die frische Lebenskraft des Volkes wie ein Glutstrom fliesst, Visionen, Ideen, Pläne erregend. Er kennt den Abgrund des Unheils und der Gefahr bis in die letzten Untiefen hinein; und doch geht sein freier stolzer Blick weit hinaus über die Wasser, zu fernen Ländern, zu neuen Anfängen, zu ungebeugtem Ringen Hier ist Freiheit, Kühnheit, Kraft, Zukunft. Kampf. lustig und sieghaft ist sein Blick, und sein Körper wie aus Erz gegossen und doch biegsam wie junge Palmen.

Neben ihm eine verhüllte Frauengestalt, ganz dem Meere zugewendet, vertraut und geheimnisvoll zugleich. Sie hält die linke Hand nach links, wie einer, der ein fernes Land staunend erblickt; sie ist voll von Verzweiflung und voll von Zuversicht; und sie ist nicht mehr hier, sondern drüben, im Sehnsuchtslande; sie weiss nicht das Werden der Erfüllung, aber sie weiss deren Sein. Wunderbar zeigt sich hier Ury's schlichte, gewaltige Art, einen Schauenden zu malen, und seine Kunst, Hände zu Trägerinnen geheimster Emotionen zu gestalten.

Am Boden ein Knabe, der nur zum Teil sichtbar ist: mager und verträumt; aus dem fragenden, noch nicht begreifenden Blick, der halb in den Himmel, halb ins Nichts versunken ist, teilt sich uns die Kunde von

einer sonnenlosen verhärmten Kindheit mit, eine zage Hilflosigkeit stöhnt auf. Hier ist das grosse Leid noch Frage, noch unbewusste Last. Der Knabe hebt die Hände leicht gefaltet, nicht ineinandergeschlungen wie der fanatische Alte, empor; er weiss nicht, zu wem er betet.

Aus ihnen allen spricht Ewigkeit.

Weiter vorn, nach rechts gewendet, die Alte, eine niedergeworfene Stamm-Mutter. Sie dämmert hin, dumpf, fast bewusstlos, das Gesicht mit den scharfen zerquälten Zügen aufgestützt, ein Bein über das andere gelegt, unsagbar müde. Ihre Wangen sind eingefallen, ihre glanzlosen wimperberaubten Augen haben alle Thränen ausgeweint und wissen nur noch den stumpfen, leeren Schlaf und das trübe, bildlose Starren — Augen, für die alle Farben der Welt tot sind. Bis in die rauhen Falten des Ueberwurfs hinein lastet die alpartige Mattigkeit der vernichteten Mutterseele. Aber die nackten, verkrümmten Füsse spannen sich dennoch in adligen Linien, und die schmale feine Hand, die aus dem weiten Aermel herausragt, ist wie ein Zauberspiegel, in dem das neblige Bild einstiger Schönheit geblieben ist. Ueberhaupt haben diese Menschen Rassenhände, durchgebildet und durchseelt. Aber bei dieser Alten ist ein Schicksal darin. Dieser Hand Geschichte, die man von ihr abliest — wie sie so arm und so bedeutsam geworden ist — ist ein Akkord der stillsten und grössten Tragik. Oft legt Ury so das Unsagbare in die Formen einer edlen Hand.

Ewigkeit . . .

Daneben eine junge Frau, niedergebeugt, das eine Auge mit dem Kleidsaum auswischend; das andere blickt mit zähem, aber verwildertem Ausdruck nieder. In ihren wirren Haaren, in den verzerrten Gesichtszügen ist der Einfluss des grausamen Lebens auf einen Lebensfähigen.

Weiter ein älterer Mann, der das Gesicht mit der Hand bedeckt. Ein Aufrechter, ruhig Trauernder, der seinen Widerstand zu sammeln und innerlich auszuleben weiss. Einer, der den Schmerz überdenkt, über den Schmerz hinausdenkt. Vielleicht einer von der Reihe jener seltsamen, mit Ausnahme Spinozas beinahe völlig unbekannt gebliebenen Juden, die aus dem Ghetto geradeaus in den Kosmos treten, ohne Uebergänge.

Vorn links aber kauert Einer am Boden, ein Zerwühlter, Gepeinigter, an dessen Hals sich der Wahnsinn gehängt hat. Hier ist Entartung, aber die spezifische Entartung der Juden, die eine kranke, halb schlaue, halb irre Lebensgier und eine kranke Mystik erzeugt hat. Hier sind die grässlichen Wunden der Jahrtausende und der Taumel, der Sabbatai schüttelte. Der Golus-Typus ist hier am schärfsten herausgebildet, in seiner eigentümlichen Pathologie, die ganz erfüllt ist von verkümmernden Möglichkeiten, ein grauenhaftes inneres Leichenfeld. In den Skizzen lagen die Toten einer Stunde am Boden, hier liegen Seelenkräfte von Volks-Jahrtausenden erschlagen. Wer in dieses, mit der Unbarmherzigkeit des ganz grossen Künstlers ausgebaute Gesicht schaut, begreift, dass neben der jüdischen Décadence jede andere fast wie eine harmlose Spielerei aussieht.

Ewigkeit. . . . .

Und ganz links, das Gemälde abschliessend, ein träumender Jüngling. Er hält den Kopf in den Händen, sein Blick ist in einer anderen Welt. Er sieht nichts, er hat Gedichte der Vergangenheit in der Seele. Vielleicht wird auch schon ein Gedicht der Gegenwart geboren. Er trauert nicht, er sucht nicht, er erkennt nicht, er verzweifelt nicht; er taucht die Schrecken in seine reiche Stimmung. Aber in dieser Stimmung ist Trauer und Erkenntnis, Verzweiflung und Entdeckerlust; und sie vermählt ihn dem Himmel und dem Meere. Diese lange schmale Uferbank trägt ein vielgestaltiges Leben, aber hier am stillen Rande keimt das Lied, das alle Seelen fasst und sagt, das Lied vom werdenden Jerusalem.

Die Ewigkeit hat diesen Traum gesegnet.

Und sie hat Ury's Traum gesegnet, der in Kämpfen einer harten Einsamkeit zu diesem Werke wurde.

Das Bild ist in einem seiner Grundverhältnisse Leonardo's „Abendmahl“ verwandt. In beiden reagieren mehrere Menschen, jeder aus seiner Wesensart heraus und diese offenbarend, auf ein Gemeinsames: in dem einen auf das furchtbare Wort ihres Meisters („Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Einer unter euch wird mich verraten“), in dem anderen auf das über ihnen allen ausgespannte *eine* Schicksal. Bei Leonardo ist das Kommende, das auf die Seelen eindringt, im sprechenden Christus dargestellt; Ury malt das Schicksal in den Körpern der Sitzenden und im umgebenden Raume.

Das Schicksal. Seines Volkes Schicksal und das seine. Denn er hat es an sich erlebt und in diesem Bilde aus sich herausgestellt. So wohnt in seinem Werke die grosse Notwendigkeit der Geschichtszeiten und das Kampfgesetz eines echten Künstlerlebens, eine ganze Volksseele und eine ganze Menschenseele.

IV.

Ein Jahr nach „Jerusalem“ giebt Ury sein Triptychon „Der Mensch,“ dessen erste Konzeption ungefähr in dieselbe Zeit zurückreicht wie die Jerusalem-Skizzen, in die jugendlich überströmenden, ideenreichen Brüsseler Tage.

Dieses Dreibild ist, nach „Jerusalem“ angesehen, überraschend einfach. Es will den Gang eines Menschenlebens, des Menschenlebens, in drei ausdrucksmächtigen, umfassenden Momenten darstellen. Drei Töne, drei Querschnitte gleichsam, durch den Lauf der Zeiten gelegt, und ein ganzes Dasein soll uns erstehen. Und es geschieht. Wir nehmen die drei Momente als ein Ganzes, als das ganze volle Leben selbst. Wir vermissen keine Zwischenhandlung oder Begründung, wir fragen nicht nach Zusammenhängen, wir sehen eine Kontinuität, eine Einheit, den ganzen Vorgang eines Geschickes. Und so fällt auch die Gewöhnung an individuelle Erscheinungen von uns ab, wir sehen in diesen drei Bildern den Menschen selbst, etwas Ueberindividuelles, Namenloses, und wir fühlen: Hier ist das Leben, neiget die Stirnen!

Auf dem ersten Bilde liegt der Jüngling im Frühlingswalde, den das Licht der frühen Sonne durchflutet und in tausend Farben taucht, und träumt, weiche, flockige, gestaltlose Träume, für die es in der Erdenwelt weder Bilder noch Worte, nur ganz zarte, leis angeschlagene Töne giebt. Dieser junge Körper ist ins junge Gras gedrückt, durch beide geht *ein* Weben und Wachsen, beide trägt *eine* starke Lebenswelle. Die Träume fliegen empor, auf leichten Flügeln, den Vögeln nach, mit ihnen eine Weile auf den dünnen, saugenden Zweigen rastend, dann weit über sie sich hinausschwingend, ins Grenzenlose. Er blickt ihnen staunend nach.

Auf dem Mittelbilde steht zwischen zwei säulenartigen Baumstämmen, am Meeresstrande, der Mann, stemmt den rechten Fuss übertrotzig auf, kreuzt in



Lesser Ury: Studie zu „Jerusalem".

glühender Willensmacht die gewaltigen Arme, und sieht aus brennenden, wissenden Augen hinauf zum Himmel. Vom Himmel scheint eine riesengrosse Hand sich seinem Haupte entgegenzudrängen, das der Kampf in harten, festen Linien ausgeschmiedet hat. Er fühlt die Last der Riesenhand und ist ganz Gegenbewegung. Alles in ihm ist bereit zum ewig erneuten, stummen, aussichtslosen Ringen.

Aber die Zeit, die alle Wesen und Kämpfe gebiert und verschlingt, geht ihren Weltenweg. Auf dem dritten Bilde kauert der Greis mit erloschenen Augen, mit erschöpftem Körper, aus dem jeder Wille verglomm, in ödem kraftlosem Brüten. Seine Bahn versandet ohne Ziel. Die Sonne versinkt hinter ihm, — und der Himmel glüht wie am ersten Tag.

Künstlers stillste Stunden, Traum, Kampf und Zweifelsqual haben dieses Triptychon geschaffen, dessen Sinn die Tragödie des Einsamen ist. Ein Einsamer ist dieser Jüngling, der abseits von aller Gemeinschaft im Waldeszauber seinen flüggen Sehnsuchten nachsinnt, die gewiss nicht Liebe, nicht Freundschaft sind. Ein Einsamer dieser Mann, der hier im Angesichte des Meeres, Blick und Willen nach oben gerichtet, mit dem Schicksale Rücksprache hält. Und als ein Einsamer, von allem Menschenbunde Abgekehrter, dämmert dieser Greis sich ins Sterben ein.

Der Mensch! Aber doch nur: ein Mensch. Einer, der eine eigene, allen unverständliche Sprache spricht, der ein eigenes von keinem mitgefühltes Leben lebt. Einer, von dem keine Brücken führen zur Menschenwelt. Einer, der nicht über sich hinausgeht und der daher zerbrochen ins grosse Werdegrab zurücksinkt, ohne aus einer schöpferischen Lebensgemeinschaft die tiefe Ruhe des Mitteilens geschöpft zu haben und von dem Weiterwirken seiner Bewegung einen letzten Segen mitzunehmen.

Aber Ury greift über dieses Lied von der Einsamkeit hinaus. Wieder ein Jahr darauf giebt er „Adam und Eva". Einen biblischen Stoff hat er hier unbiblisch und neuartig behandelt. Das sind nicht mehr die beiden reuigen Kindsmenschen, die halb willenlos, naiv zugreifend, eben wie Kinder, „gesündigt" haben und nun mit einem diesen Geschöpfchen gegenüber ganz unbegreiflichen Aufwand von flammenden Schwertern und Worten aus dem Paradiese verjagt werden, ehe sie es geniessen konnten. Ury zeigt die jungen Welteroberer. Sie wollten wissen, mit den Sinnen und der Seele wissen. Man hatte es ihnen verwehrt. Sie aber gehorchten nicht, weil sie dem Gesetze ihres eigenen Wesens und nicht fremden Geboten nachleben wollten. Sie erkannten und wuchsen an der Erkenntnis und als sie vertrieben wurden, zogen sie hoch und stark hinaus, sich eine eigene Welt zu bereiten. Das sind keine thörigen, bussfertigen Kinder mehr, das sind zwei Menschen, und unendlich mehr als das: ein Menschenpaar. So hat Ury die Beiden gemalt.

Da dehnt sich die junge frische unberührte Erde dem Meere entgegen. Es will Abend werden. Adam und Eva schreiten hin, hinter ihnen jagt der Sturmwind daher, das einzige Zeichen der zürnenden Mächte. Staunend schauen die Beiden auf die unbekannten Felsenblöcke, an die ihr Fuss stösst, auf die rätselhafte tiefblaue See und die unbegreifliche ferne Himmelslinie. Er selbstsicher, mit stolzer gedrängter Kraft alle Möglichkeiten überblickend und durchforschend, sie befremdet aber vertrauend angeschmiegt und thatbereit. Ueber ihnen, am leuchtenden Himmel, ein Hohes Lied der Farben; in ihren leuchtenden Seelen ein Hohe Lied der Menschenkraft und der Menschenliebe.



Lesser Ury: Studie zu „Jerusalem".

V.

Es ist bemerkenswert, wie Ury sich immer wieder zu jüdischen Stoffen hingezogen fühlt. Er scheint in ihnen seine Eigenart leichter ausleben zu können, gleichsam als kämen ihm diese Gestalten entgegen, als begehrten sie, aus der Hand des Künstlers ihres Blutes ein neues Leben zu gewinnen.

So ist sein erstes grosses Bild aus einer kaum angedeuteten Bibelszene entstanden; so schafft er in „Jerusalem“ einen ewigen Ausdruck für die ganze Tonskala des Judenvolkes; so kehrt er nach dem „Menschen“ zu den Gaben des Urbuches zurück; so schenkt er uns den Jeremias, über den hinaus seine Seele schon an einem Moses arbeitet.

Vorerst aber malt er ein kleines Bild von allgemeinstem Inhalte, das aber doch wieder jüdische Menschentypen zeigt. „Vergänglichkeit“ nennt er es. Ein herbstlicher, gelbroter lastender Abendhimmel über einer Trümmerhalle, aus der drei zerbrochene Säulen emporragen. Im Hintergrunde ein Weib mit seinem Kinde, der Sonne nachschauend, vorn zwei Männer, der eine gebeugt, hoffnungslos, der andere, ein hoher Greis, die Hand zum Himmel erhebend, als wollte er sich sein Recht herunterholen.

Ungefähr gleichzeitig entsteht der Jeremias, der schon zur Zeit der Vollendung von „Jerusalem“ konzipiert wurde.

Dieses reifste Werk Ury's, das noch in seinem Atelier steht, von Wenigen gekannt, von noch Wenigeren erkannt, bedeutet schon in der Komposition ein künstlerisches Ereignis, ein Dokument der Kunstentwickelung. Die Hauptgestalt wird in die umgebende Natur gleichsam eingesenkt und wirkt gerade dadurch stärker heraus; die trennenden Linien werden fast aufgehoben, aber nur um die seelischen Begrenzungslinien des Individuums zur vollen Geltung zu bringen. Wir werden später sehen, wie sich in dieser grossen Auffassung eine jüdische Wesensart kundgiebt.

Die Stilverderbnis unserer Zeit hat uns gewöhnt, bei Nennung eines Jeremias-Bildes an einen effektvoll drapierten Greis zu denken, der mit pathetischer Trauergeberde auf coulissenartigen Ruinen thront. Nun treten wir vor diesen Jeremias. Ein weiter, mit allen Schauern der Unendlichkeit wirkender Nachthimmel über einem kleinen, wüsten Erdenstücke. Eine seltsam durchhellte Mitternacht füllt das riesenhafte Bild, in allen Tönen des Blau und des Violett abgestuft. Oben Kränze von zahllosen tiefweissen Sternen; irgendwo, unsichtbar, der Mond, dessen Lichtflut den Raum überschwemmt und aus jedem Luftpunkte eine andere Farbe herauszulocken scheint. Unten aber, auf diesem kleinen, nackten Erdenstücke, eine braune, violett umspielte Masse, zunächst kaum erkennbar. Eine sonderbare Felsengestaltung etwa, aus dem Boden herausgewachsen, ein Aufwurf dieser rauhen wilden Erde? Man starrt, man fasst es mit den Augen — ein Mensch! Und nun sieht man ihn plötzlich ganz. Ein stiller, alter Mann liegt hier auf dem Boden. Sein violettes Gewand ist in Schatten getaucht, sein schwarzbrauner Trauermantel erliegt der blauen Tönung dieser einzigsten Nacht: eines Pilgerims und Wandersmannes Kleider, in harten, schweren Linien fallend. Auf seinem Barte wogt das Blau des Weltraumes. Seine Augen tragen eine ungeheure Frage in die grenzenlose Ferne hinaus. Sein Mund ist in sich verbissen; man sieht, er würgt an einem übermenschlichen Schmerz. Die Rechte stützt das grosse, in monumentalen Linien ausgehauene Haupt. Die Linke aber liegt lässig und doch wuchtig da, grossknochig, zerfurcht, titanenhaft, bis in die graue, straffe Haut von Seelenmacht durchbebt: die Hand eines Propheten und eines Revolutionärs. Und wenn man lange mit seiner besten Glut auf dieses Bild geblickt hat, da scheint es einem, als gruppierte sich das unnennbar reiche Blau der Nacht um diese wunderbare Hand, ja, als schüfe sie es aus ihrer goldenen Wunscheskraft heraus, dieses Reich des Blau, dieses Königreich der tausendfältigen, raumerfüllenden Sehnsucht. Um die Gestalt des Sehers legt sich das Blau hell wie ein Lichtgewand, nach oben hin wird es immer dunkler, tiefer, unirdischer. Und an der Horizontlinie deutet es, in eigentümlicher Abhebung satter werdend, die fernen Menschenstätten an.

Ein Kritiker hat an den Sänger der Klagelieder erinnert. Nichts kann verkehrter sein. Der hier auf dem Boden liegt, ist der Einsame und Mächtige, dem seine Prophetie das Joch und die Schwinge war, schmerzhafte, zehrende Last nnd freiestes Höhenglück. Der Starke, den der Herr zur festen, ehernen Mauer wider sein Volk gemacht hat. Der Wandernde, der sein Haus hat verlassen müssen. Der Wissende, dem das Herz im Leibe pocht und der keine Ruhe hat, weil in der Friedenszeit seine Seele der Posaune Hall hört und eine Feldschlacht und einen Mordschrei über den anderen. Der Verlassene, der unter Menschen in einem öden Lande lebt und in der Tageshelle unter finsterem Himmel. Der Ehrliche und Ungebeugte, der den Herrschenden die Worte seiner Sendung ins Gesicht schleudert und ihrem Zorne Trotz bietet. Der Verketzerte und Misshandelte, der in den Stock gelegt und in den Kerker und in die Schlammgrube geworfen wird, dessen Reden verbrannt werden und von dem die Priester und die loyalen Propheten zum Volke sprechen: Dieser ist des Todes schuldig. Der Leidenschaftliche, der sich zu Rachewünschen gegen die Vielzuvielen hinreissen lässt und dessen ganzes Herz doch am Volke hängt. Der Auserwählte, den der Herr betraut und der zu seinem Meister spricht: „Herr, du hast mich überredet, und ich habe mich überreden lassen; du bist zu mir stark gewesen, und hast gewonnen“, der sich in der Qual seiner Berufung gegen seinen Meister auflehnt und denkt: „Wohlan, ich will sein nicht mehr gedenken und nicht mehr in seinem Namen predigen“, und in dem das Wort doch zuckt und bebt wie ein Feuerstrom, dem er nicht widerstehen kann.

Ury, der wenig spricht, aber dessen Worte stets das Ergebnis einer langen, die Tiefen seines Wesens aufwühlenden Seelenarbeit sind und den Stempel einer unvergleichlichen Echtheit tragen, flüstert manchmal auf den „Jeremias“ schauend, vor sich hin: „Wer mich kennt, weiss, wer hier auf dem Boden liegt“. Wer den Linien der Prophetengestalt, wie ich sie charakterisiert habe, gefolgt ist, wird diese Worte verstehen.

VI.

So sind mir Ury's grosse Werke erschienen.

Aber er hat auch Pläne, weltenweite, ausgereifte Pläne. Einen davon hat er mir anvertraut, den ich hier nur andeuten will. Er will einen Moses malen.

Michelangelo hat den Moses gebildet, wie er einem dumpfen und undifferenzierten Massenwiderstande gegenübersteht. Er sieht das niedrige Treiben der Menge, er will es niederzwingen, aber er hält an sich. Herman Grimm hat vor ihm das Gefühl, „als ständen diesem Manne die Donner des Himmels zu Gebote, aber er bezwänge sich, ehe er sie entfesselte,“ und



Lesser Ury: Studie zu „Jerusalem".

Conrad Ferdinand Meyer hat die bezeichnenden Worte:
„Du packst mit nerv'ger Hand den Bart,
Doch springst Du, Moses, nicht empor".

Ury will den Moment nach diesem darstellen: den Moses, der aufspringt, um dem starren, verderbten Volke, — dieser in der Sklaverei aufgewachsenen Generation, welche die Worte auf Sinai vernehmen darf, aber das Land der Erfüllung niemals erblicken soll, bestimmt, in der Wüste zu sterben — die ersten heiligsten Gesetzestafeln „an den Kopf zu werfen," wie Ury sagt — wie Ury mit einer Stimme sagt, in der sein Zorn und seine Liebe beben.

VII.

Worin ist Ury jüdischer Künstler?

Zunächst in seiner Art zu malen, als Kolorist. Ich meine damit nicht blos seine Vorliebe für funkelnde, lichtberauschte Farben — Farben, die er nicht durch Stoffwahl sich zurechtlegt, die er sich vielmehr mit seinem begnadeten Auge aus der Natur herausholt —, eine Vorliebe, die man auf orientalischen Einfluss gedeutet hat. (So sagt Franz Servaes einmal von Ury's Werken: „Es ist immer wieder das Hallelujah der Farbe, das uns wie ein brausender Lobespsalm entgegenschwillt. Und man steht gebannt, überwältigt, trunken vor dieser alttestamentarischen Wucht der koloristischen Vision: Jehovah lebt in diesen Flammenfarben!"). Mehr als dies meine ich die Thatsache des extremen Kolorismus selbst in der Form, wie ihn Ury zeigt. Dieser Kolorismus will nicht die Umrisse der Dinge, sondern ihre Nuance geben, wie sie aus der Einwirkung von Licht und Luft entsteht. Der Ton wird auf die feine Wechselwirkung der Wesen und Kräfte, nicht auf ihr äusseres Heraustreten gelegt; doch geschieht, wie wir am „Jeremias" gesehen, das Mildern der äusseren Begrenzung (wenn man da von „mildern" sprechen kann, wo nur die Wiedergabe des natürlich Gesehenen vorliegt) nur zu Gunsten einer innerlicheren Individualisierung. Diese Art nun, die Welt zu sehen, ist echt jüdisch. Man kann sich davon überzeugen, wenn man Versuche mit jüdischen und z. B. germanischem Bildgedächtnis anstellt, oder wenn man die Schilderungen in dem altjüdischen Schrifttum mit denen im altgriechischen vergleicht. Ueberall herrscht bei uns eine mehr flächenartige, von einer Gesamtstimmung ausgehende und mehr auf die Beziehungen der Dinge als auf ihre Formen gerichtete Anschauungsweise vor. Mit dieser Auffassung wird selbstverständlich die Möglichkeit einer jüdischen Plastik nicht in Frage gestellt. Doch glaube ich, dass sie sich vornehmlich vom Relief aus entwickeln wird, wie denn auch jüdische Bildhauer mit ihren der Reliefform am nächsten stehenden Werken (ich erinnere nur an Nossigs Maske des Königs Salomo) die feinsten, ntimsten, sozusagen jüdischesten Wirkungen erzielen.

Dann ist Ury jüdischer Künstler als Revolutionär, das heisst als einer, von dem Bewegung, umgestaltende Bewegung ausgeht. Das ist er schon dadurch, dass er der künstlerischen Gesamtentwickelung vorauseilte und aus sich heraus erst den radikalen Impressionismus, dann den modernen malerischen Monumentalstil fand. Er hat das Neue nicht bloss, wie die Juden es zu allen Zeiten thaten, vorausgeahnt und vorbereitet, sondern auch zu gestalten gewusst. Aber er ist vor allem Revolutionär in seiner Art zu schaffen, die ein ewiger Kampf ist, und von der aus er die Ruhe als die einzige und unverzeihliche Sünde betrachtet — „Wollen ist Leben, Können ist Tod", meint er — und das ist jüdische Art. Und er ist Revolutionär in seinen Bildern, in denen sich immer wieder eine lebendige Kraft gegen dumpfe Schicksalsmächte aufbäumt und eine Erlösung sucht. Als solch ein Revolutionär aber geht der jüdische Stammesgeist durch die Zeiten. An den Anfang seiner Menschheitsgeschichte hat er eine Auflehnung gesetzt, und wenn er sie auch brandmarkte, so ist doch die ganze reiche Schönheit des Menschenlebens, wie wir es kennen, darauf gestellt. In der palästinensischen Epoche zeigt sich diese revolutionäre Tendenz in persönlichen Gestaltungen, deren ausgebildetste Hiob ist, und in dem Eifern der Propheten gegen den Willen



Lesser Ury: Studie zum „Adam".

des Volkes. In der Diaspora wird diese dichterisch nationale Revolution eingeengt und in die Bahnen eines krankhaften Messianismus abgelenkt; daneben und darüber hinaus entwickelt sich die Grundbewegung zu einem menschheitlichen Erlösungsdrange. Wir leben in dem Uebergange zu einer dritten Zeit, über deren Revolutionäres gerade der am reichsten Hoffende am schamhaftesten schweigen muss. Alle Phasen aber haben in Ury's Werken unbewussten, andeutenden Ausdruck gefunden.

Und Ury ist jüdischer Künstler als der Dichter der jüdischen Seele. Abseits von allem Litterarischen, nur dem Schaffen von Farbenwerten hingegeben, hat er doch die Gedichte des Judenleides und der Judensehnsucht gemalt. Er hat die Lyrik des neuen Juden von heute gegeben, der seinem Volke zürnt, weil er es liebt. Ich erhoffe noch Morgiges von ihm. Aber heute wollen wir ihn dankbar grüssen als das, was er ist: Lesser Ury, der Meister der sonnigsten Farben, der Bewegung-Bringer, der Dichter unseres Zornes und unserer Liebe.

„AHLEM."

Vor mir liegt ein kleines Heftchen in tadelloser Ausstattung: Bilder aus der israelitischen Erziehungsanstalt zu Ahlem bei Hannover.

In acht Abbildungen, von denen wir zwei hier verkleinert reproduzieren, werden uns die Baulichkeiten der Anstalt und ihre Insassen gezeigt — Bilder, die das Interesse jedes Freundes jüdischer Bestrebungen in hohem Grade erwecken müssen. Und wenn man gar, wie vor wenigen Monaten der Schreiber dieser Zeilen selbst dort gewesen ist, wenn einen die Häuser und die Anlagen, und vor allem die Schüler und ihre Erzieher aus diesen Abbildungen heraus wie gute Bekannte grüssen, so wird der Wunsch wohl verständlich, die Kenntnis von dem Werke, dem arbeitsfreudige und opfermutige Männer seit Jahren ihre beste Thatkraft weihen, in weitere Kreise zu tragen und dadurch der Sache neue Freunde zu gewinnen.

Dem Heftchen ist eine Einleitung vorausgeschickt — wir können kaum besseres thun als dieselbe hier im wesentlichen wiederzugeben, denn es ist darin in wenigen Worten gesagt, welchen Anschauungen die Anstalt ihr Entstehen verdankt und was sie heute ist.

Ausser den Bildern und dem Texte befindet sich in dem Heftchen noch eine Eintragung aus dem Besuchsbuch der Anstalt, die wir noch vor der Einleitung hierhersetzen wollen. Das Verschen ist vom 25. September 1900 datiert und hat einen guten Dichter und guten Juden zum Verfasser, der inzwischen hinübergeschlummert ist — unseren Ludwig Jacobowski.

Wo immer Pflicht und Treue mir begegnen,
Fühl' ich ein Ahnen reinster Menschenweihe.
Hier sah ich soviel Liebe, Pflicht und Treue,
Dass ich nicht Worte finde, sie zu segnen!

* * *

„Wie einfach erscheint es uns, dass wir Brot und Butter, Kartoffeln und Kohl, Aepfel und Weintrauben, Milch und Honig auf dem Markte oder im Laden kaufen können, und wie selten denken wir, namentlich wir Stadtbewohner, darüber nach, dass diese notwendigsten Lebensmittel, diese Erzeugnisse des Garten- und Landbaues erst gesäet, gepflanzt, gepflegt, gezogen und geerntet werden mussten. Denn nicht umsonst, nicht mühelos bietet uns der Erdboden seine Schätze dar. Gilt doch das Bibelwort: „Im Schweisse deines Angesichts sollst du dein Brot essen", vor allem dem Landmanne, der bei jedem Wetter, ohne Schutz vor Sonne oder Regen, seine schwere Arbeit verrichten muss.

Da lesen wir in der heiligen Schrift, dass unsere Erzväter Brunnen gegraben haben, um ihr Vieh tränken zu können; dass die Kundschafter, die Moses in das verheissene Land geschickt, hocherfreut von ihm erzählten, dass darin Milch und Honig fliesse; noch heute feiern wir im Schewuoth, mit dem Blumenschmuck der Synagogen, und im Sukoth, mit Lulaw und Esrog, die Festeszeiten, zu denen im Heiligen Lande alles Volk sich der Ernte freute und zugleich von seinem Erntesegen anderen eine Freude bereitete.

Damals waren unsere Vorfahren Ackerbauer und Hirten. Und heute —? Man hat uns die Last des Ackerbaues, den Schweiss und die Mühsal auf dem Felde abgenommen; allerdings! aber man hat uns damit auch die Freuden des Landmanns geraubt; man hat uns losgelöst von der Mutter Erde, die jedem, der sie berührt, Körperkraft und Lebensmut schenkt! Man hat uns auf den Handel verwiesen, in die licht- und luftlosen Kramläden, wo die Muskeln erschlaffen und die Lunge eingeengt wird; man hat die Armen unter uns mit dem Hausierer-Packen beladen, der den Rücken krümmt und den Kopf darniederbeugt. Geldgeschäfte, die gefährlichen Versucher der Seele, hat man uns aufgedrungen, um uns neben der Gesundheit des Körpers auch noch — Gott sei Dank ohne Erfolg — die Lauterkeit des Charakters zu rauben, und hinterdrein uns wegen Aeusserlichkeiten verspotten und wegen unseres Berufs beschimpfen zu dürfen.



Gesamt-Ansicht der Ahlemer Anstalt, von der Landstrasse aus.

Da haben wir Juden, in Deutschland und anderswo, mit nur wenigen Ausnahmen verlernt, den Boden zu bebauen.

Aber die Sehnsucht nach der Thätigkeit im Garten und auf dem Acker hat niemals aufgehört, und endlich haben sich auch Männer gefunden zur Gründung einer Anstalt, um jüdische junge Leute in der Bewirtschaftung des Bodens wieder praktisch anzulernen. Denn ohne ein solches allmähliches Heranziehen der Jugend kann die verlorene Uebung, den Boden zu bebauen, nicht wieder erlangt werden; und eine Ausbildung bei Nichtjuden war ja so gut wie ausgeschlossen.

So entstand im Jahre 1893 die Israelitische Erziehungsanstalt zu Ahlem bei Hannover, die gegenwärtig 40—50 Lehrlingen Gelegenheit bietet, den Beruf des Gärtners zu erlernen, und die (Ende 1900) auch schon mehr als 50 junge Leute als Gehilfen entlassen hat. Auf dem etwa 80 Morgen grossen Besitztum erheben sich jetzt 3 Wohngebäude, mehrere Gewächshäuser, Bäckerei, Scheune und Stallungen für Pferde, Kühe, Ziegen und Hühner, ein Bienenstand und auch eine grosse „Laubhütte“, in der 80—90 Personen zugleich speisen und nach der Väter Weise das Erntefest feiern können.

Es sind nämlich nicht nur Lehrlinge in Ahlem, sondern auch Kinder von 7—14 Jahren, vielfach Ganz- oder Halbwaisen, die hier so erzogen werden, wie Kinder vom Lande erzogen zu werden pflegen, d. h. einfach aber gesund, so dass, wenn sie später Lust haben, in die Lehrlingsabteilung einzutreten, sie schon eine ganze Menge Dinge und Verrichtungen kennen, die zur Bearbeitung des Bodens notwendig sind. Um sie darin früh zu üben, ist für die Kinder ein Schulgarten angelegt; da arbeiten die Kleinen in ihrer freien Zeit wie die Erwachsenen und können dann selbstgezogene Früchte und Gemüse in die Küche liefern. Recht hübsch zeigt unsere zweite Abbildung den Altersunterschied zwischen den Lehrlingen und den Kindern: der grösste und der kleinste Zögling des Jahrgangs 1900; hoffentlich wird auch der Kleine einmal ein so kräftiger Kerl, wie sein grosser Kamerad!

In mehreren Blättern werden uns Lehrlinge bei den verschiedenen Arbeiten vorgeführt in der Baumschule, im Formobst-Quartier, im Obst- und Gemüsegarten, sowie bei den Arbeiten auf dem Bienenstande.

• • •

Das Heftchen ist nicht nur bestimmt den alten Gönnern der Anstalt zu zeigen, wie es in Ahlem aussieht, sondern auch diesen Bestrebungen neue Freunde zu erwerben. Die kurze Einleitung schliesst mit den Worten:

„Und wer dann an dem grossen Erziehungswerke mithelfen will, der sende seinen Beitrag an die Anstalt: er darf überzeugt sein, dass seine Gabe im Dienste der Sache mit dem Bedacht und der Sparsamkeit verwendet wird, wie es einer Anstalt ziemt, die bedächtige und sparsame Gärtner und Landleute erziehen will.“

* * *

Ueber die Resultate der Ahlemer Anstalt lässt sich in kurzem sagen, dass bis jetzt 60 junge Leute als Gärtner ausgebildet wurden, welche alle, bis auf fünf, bei dem Gewerbe geblieben sind. Einige der früheren Zöglinge fungieren bereits als Instrukteure an neu angelegten jüdischen Gärtnerei-Schulen in Russland, während einige andere ausersehen sind, an zwei in der Nähe von Kolomea und Stanislau (Galizien) projektierten Garten- und Ackerbauschulen thätig zu sein.

Im übrigen beschränkt sich die Anstalt keineswegs auf die im obigen skizzierten Ziele. Besonders aber hat der eigentliche Begründer und bis heute die Seele des Unternehmens, Herr

Konsul Simon in Hannover, trotz allen Aufgehens in der Sache, welcher er die ausserordentlichsten Opfer gebracht hat, die grossen Gesichtspunkte und den Blick für die grossen Aufgaben der Zeit sich bewahrt. In einer längeren Zuschrift, welche wir leider nicht in der Lage sind hier in extenso zu veröffentlichen, schlägt er die Einführung von Gartenbau- und Handfertigkeits-Unterricht in den jüdischen Schulen,



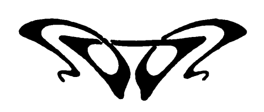
Der grösste und der kleinste Zögling der Anstalt.

sowie eine zweckentsprechende Vorbereitung der Lehrer vor. Er erhofft davon — und mit gutem Recht — dass die bisher allzu einseitige Geistesausbildung bei den Juden ein heilsames Gegengewicht finden werde. In zu vielen Fällen wurden bisher Juden, welche das Handwerk und andere mehr körperliche Berufsarten erwählt hatten, durch ihre Ungeschicklichkeit und Unbeholfenheit bald entmutigt, und mussten so hinter ihren christlichen Kameraden, die von Jugend auf Gelegenheit zu körperlichen Hantierungen finden, zurückstehen. Dem kann nur entgegengewirkt werden, wenn in weitestgehender Weise das bisher Versäumte nachgeholt wird, wenn möglichst jede jüdische Schule Gartenbau- und Handfertigkeits-Unterricht in ihren Lehrplan aufnimmt.

Die Existenz der Ahlemer Anstalt bietet eine willkommene Gelegenheit, diese Aufgabe — und zwar in erster Linie die Ausbildung der jüdischen Lehrkräfte — in die Wege zu leiten. Herr Konsul Simon und seine Freunde beabsichtigen — eine entsprechende Beteiligung vorausgesetzt — während der grossen Sommerferien einen einmonatlichen Kursus für Handfertigkeit und womöglich auch einen solchen für Gartenbau einzurichten, zu welchen die besten verfügbaren Instrukteure herangezogen werden sollen, und durch welche besonders auch schon im Amte befindliche jüdische Lehrer Gelegenheit finden sollen, sich in diesen Fächern auszubilden. Für die Seminaristen wird die Einführung von zwei Unterrichtsstunden wöchentlich — für die ganze Dauer ihres fünfjährigen Kursus — vorgeschlagen.

Schliesslich möge noch erwähnt werden, dass der Begründer der Anstalt im besonderen auch an die jüdische Kolonisation gedacht hat. Zur Zeit der ersten grossen russischen Auswanderung vom Jahre 1882 war er in Amerika und sah dort das klägliche Scheitern der mit Erwachsenen gemachten Kolonisationsversuche. Hiervon hat er denn auch die Ueberzeugung gewonnen, wie notwendig es sei, schon in der Kindheit die Grundlage für spätere Ackerbauthätigkeit zu legen.

Bei solchen Absichten ihrer Leiter gewinnt die Ahlemer Anstalt eine weit über den heutigen Rahmen des Unternehmens hinausgehende Bedeutung, sowohl für die nächste, als auch für die fernere Zukunft der Judenheit. Möge sie zum Vorbild für ähnliche Institutionen auch in anderen Ländern werden und — damit sie das könne — möge sie die thatkräftige Unterstützung Aller finden, die sich den Anforderungen unserer Zeit nicht verschliessen wollen!



BERGAB.

Eine Purimgeschichte von David Pinsky.*)

Früher hatte Simon keine rote Nase gehabt. Auch seine Augen waren noch nicht von roten Lidern umsäumt, und sie thränten auch nicht fort und fort. Im Gegenteil. Einst leuchtete sein Auge rein und klar, als thäte der blaue Himmel sich drinnen spiegeln. Und seine feingeformte Nase war zart, wie das ganze Gesicht des lieblich brünetten Mannes. Deswegen hatte ihn auch die schöne Gittel so lieb gewonnen und ihm Herz und Hand geschenkt — und 150 Rubel Mitgift.

Nicht um seiner Schönheit willen allein; Simon war überhaupt ein prächtiger Mensch. Er war ein tüchtiger Schneider, um den die Leute sich rissen, und dem sie die höchsten Löhne zahlten. Doch weil er ein zu guter Mensch war, hatte er es nie zu Geld gebracht. Für sich hatte er nie etwas ausgegeben. Er war überhaupt kein gewöhnlicher Mensch. In seinen Mussestunden las er gern in weisen Büchern und lauschte den Worten gelehrter Männer. Unter den Arbeitern war er fast ein Aristokrat.

Seine Mutter — stolz auf ihren alten Familienadel —, wie hatte sie einst geweint, als ihr Liebling Handwerker werden musste! Aber etwas musste er doch schliesslich werden. Simon freilich hatte sich aus diesem Familienstolz nichts gemacht. Er war ein schlichter und fleissiger Arbeiter. Darum liebte ihn auch die schöne Gittel. Darum sagten ja auch die Leute, als sich Gittel und Simon heirateten, ein so prächtiges Paar habe Gott noch nie zusammengeführt. Denn Gittel war nicht nur schön: sie hatte auch einen einträglichen Beruf. Sie war Perrückenarbeiterin. Und was sie sonst nicht noch alles verstand: nähen, stricken, waschen, kochen, backen. Und da sie sogar lesen und schreiben konnte, galt sie als ein hyperkluger Kopf — ein süsses und stilles Geschöpfchen. Es war eine lustige Hochzeit bei Simon und Gittel, und sie waren dessen sicher, dass ein glückliches und freudenreiches Leben ihrer harre. „Wird das ein Leben werden!“ hatte Simon jubelnd ausgerufen, als sie am ersten Morgen nach der Brautnacht die Augen öffneten, und die Sonne ihnen so goldig entgegenschien. „Mein Lieb!“ hatte sie ihm geantwortet und glückselig ihn geküsst und umschlungen, dass die Herzen lauter aneinander pochten. „Wir werden glücklich sein,“ — „„Simon!““ — „Wir werden schon weiter kommen!“ — „„Geb's Gott, mein Leben!““ Und sie presste ihn wilder und wilder an sich. Ein Weilchen später: „Ob wir nun weiter kommen oder nicht, wenn wir nur haben, was wir brauchen, und wenn wir nur in ewiger Liebe bei einander bleiben.“

Sie hatten sich eine kleine Wohnung genommen, zwei Stuben und eine Küche auf dem Hof. In einem abgelegenen Hause. Dann kauften sie sich nette Möbel, eine Nähmaschine: und Simon arbeitete nun für sich. Gittel legte natürlich ihre Arbeit beiseite und waltete als tüchtige Hausfrau, dass es eine Pracht war. Ihr Heim war wie ein Schmuckkästchen. Alles blinkte und blitzte. Und Friede und Freude und Glück weilten bei ihnen.

„Wir wachsen,“ pflegte Simon ihr lächelnd ins Ohr zu flüstern. Das hatte eine doppelte Bedeutung. Erstens konnte er jede Woche zur Mitgift noch ein paar Kopeken zurücklegen von seinem Arbeitslohne und zweitens . . . . Gittel war guter Hoffnung.

„Unsere Kinder sollen keine Schneider werden,“ pflegte er zu sagen und blickte sein Weib an mit warmer Liebe.

„Ach, was sie werden, das ist gleich, wenn sie nur etwas Tüchtiges werden,“ erwiderte sie, und wie von Hoffnung und Gebeten leuchtete es in ihren Augen.

„Alle werden sie studieren, sie müssen alle auf die hohe Schule gehen,“ so sagte er — und voll Glück und Freude pochten ihre Herzen. . . .

* * *

Eines Tages kam nun in unser Städtchen ein Schneider, der bisher in Warschau gearbeitet hatte. Und kaum war ein Monat vergangen, da lief alles im Städtchen zu ihm, und die übrigen Schneider blieben fast ganz ohne Arbeit. Auch Simon. Bald musste er nun auch seine kleinen Ersparnisse angreifen, die mehr und mehr zusammenschmolzen, bis nichts mehr übrig blieb. Und seine Familie wurde grösser. Nach dem Erstgeborenen kam eine Zweitgeborene und dann ein Drittgeborener, dann ein Viertgeborener und so weiter . . . . . die alte Geschichte.

Und Simon bekam eine rote Nase, triefende Augen. Gittel wurde alt und welk, auch eine alte Geschichte. — — —

Die Sache kam so. Simon hatte einen schweren Winter. Er, Gittel und die Kinder waren leidend und kränklich, immer fort. Und die Zeiten wurden schlechter, dass selbst der Warschauer Schneider zu fluchen begann. Moskauer Kaufleute waren in die Stadt gekommen und verkauften in einem grossen Laden fertige Kleider. Auch auf Abzahlung. Und das lockte die Leute gar sehr in den schlechten Zeiten. Es gab immer weniger Arbeit, bis schliesslich selbst die besten Handwerker zu Arbeitern bei der Moskauer Firma wurden. Simon hatte schon seine Maschine verkauft und arbeitete nun auch in ihrer Werkstatt. Der Verdienst war klein; die Bedürfnisse der Familie wurden grösser und dringlicher, so dass er immer mehr und mehr in Schulden geriet. Der Fleischer, die Krämerin, der Bäcker, alles drängte ihn unaufhörlich. Was sollte er thun? Fast sein ganzes Hab und Gut war schon ins Leihhaus gewandert; und nun stand noch das Passahfest vor der Thür. Er ging in schwerem Sinnen und Sorgen umher. Was sollte werden? Da flog ihm ein Gedanke durchs Hirn. Purim! . . Purimspieler.

Seine Kollegen hatten ihn auf den Gedanken gebracht. In der Werkstatt wurde viel über die schwere Zeit gesprochen und geklagt. Bei so kleinem Verdienst, sagten sie, weiss man nicht, womit man die Feiertage bestreiten soll. „Vielleicht wird Purim uns etwas bringen,“ rief Jechiel, der Lange, „vor Jahren blieb mir ein Fünfrubelstück dabei übrig.“

„Nun?“ brummte Simon, ohne von der Arbeit aufzublicken.

„Versteht sich,“ rief Jechiel, „einen Fünferl hab ich bekommen. Als Purimspieler gingen wir, Leiser, Jankele und ich. Das glaubt Ihr nicht? Komischer Mensch! Bei Abraham Baruch Kaplan haben wir allein drei Rubel bekommen. Warum sollte ich die Unwahrheit sagen?“ Jechiel konnte sich garnicht genug thun. Er redete in einem fort, denn er glaubte gesehen zu haben, dass Simon ungläubig mit der Achsel gezuckt hätte. Aber Simon war gar nicht ungläubig, er hörte überhaupt nicht zu. Seine Gedanken waren wo anders. Er sann

*) Deutsche Bearbeitung von Theodor Zlocisti.

und grübelte, wie er den Fleischer, den Bäcker, die Krämerin bezahlen könnte und dann: er konnte mit dem Aermel gar nicht fertig werden, an dem er jetzt arbeitete. Ihm war es unmutig und schwer ums Herz. „Hoffentlich wird dieser Purim nicht schlechter werden, als der im Vorjahre“, fuhr Jechiel fort, „aber man muss tüchtige Genossen haben. Mit Jankele und Leiser ist nichts anzufangen. Leiser als Mordechai war zum Davonlaufen, und Jankele war so betrunken, dass man ihn thatsächlich forttragen musste. Nur gut, dass er den Ahasveros spielte: Ahasveros darf doch betrunken sein.“ Alles rief: „„Jankele spielt seine Rolle ausgezeichnet.““ Es war zum Lachen.“ —

„Und Kaplan gab Dir einen Drei-Rubelschein?“ fragte Simon, innerlich ganz uninteressiert. „Ich wünschte — erwiderte Jechiel — es soll mir in allem so gut gehen, wie ich einen Dreierl bekommen habe.“ Und als er aber doch noch in Simon's Gesicht etwas wie Ungläubigkeit merkte, fügte er hitzig hinzu: „Natürlich: er allein hat das Geld nicht gegeben. (Mit Euch kann man doch garnichts reden); es waren sehr viel Gäste da. Natürlich! Zu Purim werden bei ihm nicht viele Gäste sein! Wir waren bis tief in die Nacht hinein bei ihm. Was hat er mit uns alles aufgestellt!“

Jechiel redete immer lebhafter auf Simon ein, der garnicht mehr wusste, dass er gefragt hatte: so war er ganz mit sich beschäftigt — und mit dem elend verschnittenen Aermel. —

Als er auf seinem Heimweg am späten Abend beim Bäcker und Fleischer und bei der Krämerin vorbeiging, dachte er: „Wie gut thäte mir doch so ein Fünfrubelschein!“ Jechiel's Rede fiel ihm ein.

„Ich werde am Ende auch noch ein Purimspieler“ flüsterte er sich zu mit vertuschendem Lächeln. Aber schon packte ihn der Ekel. Eiskalt lief es ihm den Rücken hinab, und Feuerbrände lohten in seinem Schädel. Der Gedanke — erschreckte ihn. Jechiel, — ein Purimspieler. Und Simon . . . auch??!

Jechiel war sein Lebtag Prolet. Innerlich und äusserlich. Ein roher, ungebildeter Kerl. Seine Mutter war eine Dienstmagd. Sein Weib eine Dienstmagd. Sein Vater ein Fuhrmann. Jechiel ist ein Säufer. Eine Knechtseele ohne Stolz, ohne höheren Drang. Er war der geborene Purimspieler! Aber . . . ! Simon lief mit hastigeren Schritten vorwärts, als wollte er dem tosenden Sturme seiner eigenen Gedanken entfliehen. Und als er daheim war, da sang er lustig und tanzte und sprang wie lange nicht mehr. Aber die Gedanken liessen ihn nicht los. Sie bohrten ihm im Schädel. Er baute tausend Pläne, seine Not zu besiegen. Aber alle unbrauchbar! Nur einer . . ! Er hopst wie ein Wilder mit seinen Kindern durchs Zimmer, dass Gittel ihn verwundert anschaut. „Ach Gott“ — so raunt es ihm ins Ohr — „wer wird Dich denn erkennen? Im Purim-Mummenschanz! Und dann kannst Du ja mit Deinen Kindern gehn. Das erfährt dann Keiner!“ „Kinder?“ Er bleibt wie erstarrt stehen. Das Herz krampft sich ihm zusammen. „Auch die Kinder, meine Kinder . . sollen Purimspieler werden?“ Wie ein Schluchzen presst es ihm die Seele ab. Er zieht den Hirschele an sich und drückt ihn an seine Brust, ihm mit eisiger Hand das Haar streichelnd. Und wie sein verthränter Blick auf Lebke, seinen Erstgeborenen fällt, da packt Simon der wuchtige Schmerz von verblassten Träumen: „Es ist doch alles verloren, alles. So wie so! Aus ihnen wird nichts werden! Nichts Höheres.“ Und verlegen schaut er um sich, ob Gittel ihm nicht gar die schwarzen Gedanken von der Stirn läse . . Und wenn?! Sein Entschluss stand fest: er musste als Purimspieler zu den reichen Leuten gehen . .

Gittel sass in sich gekehrt und besserte altes Linnen aus. Simon setzte sich zu ihr und streichelte ihr Wange und Haar. „Was sollen wir anfangen? Die Krämerin drängt. . Und der Bäcker und Fleischer lassen einen nicht mehr leben.“ Und mit gemachtlautem, anklopfendem Lachen fügte er hinzu: „Man muss als Purimspieler gehen!“ — Er guckt sie scharf von der Seite an, wie sein Vorschlag wirke.

Sie seufzt und thut, als ob sie ihn nicht verstanden hätte. . . „Nicht wahr? Ein feiner Plan!“, lacht er, und wünscht, sie soll ihn verstehen. Und fürchtet es doch.

„Was denn??“ murmelte sie. — Ernster . . aber doch noch lächelnd sagt Simon: „Es ist der einzige Weg.“

Jetzt blickt sie auf! Und sieht ihn mit fragenden Augen an; dann: „Ach, lass doch!“ — „„Was soll ich denn anderes thun?““ fragt er, immer noch lächelnd. Denn er fürchtet sich, im Ernste davon zu sprechen.

„Du meinst es ernst?!“ presst sie hervor, und das Herz pocht ihr, als wollte es den Busen sprengen. — „Ganz ernst. Es giebt eben keinen anderen Ausweg!“ antwortet er, versuchend, das Lächeln aus seinen Mienen zu scheuchen.

Da sprang Gittel entsetzt auf: „Bist Du toll?“ schrie sie; und dunkle Röte ergoss sich über ihr Gesicht.

Er zuckt mit den Achseln. Die Stirn verkrampft sich ihm in tausend Falten und Fältchen: „Mach es besser! Es giebt kein anderes Mittel mehr.“ Und als sie voller Verzweiflung, bleich und das Auge umflort von den sich empordrängenden Thränen ihn anstarrt: „Ach hör' doch auf damit“ — da sagte er liebkosend: „Ich hab' das ja alles nur . . scherzhaft gemeint.“

Sie fühlt, er hat nicht gescherzt.

„Du Narrel“ — sagt er herzig und weich, — „was weinst Du denn! Wozu die Aufregung — selbst wenn ich als Purimspieler gegangen wäre. Wer würde das erfahren? Ich rede ja nur so. Denk mal, ich würde Hirschele und Leibken die Rollen des Haman und Mordechai beibringen (er hatte das Gefühl, als hätte er einen Dolch in der Brust —). Ich würde mit ihnen zu den Reichen gehen. Wer würde uns erkennen? . .“

„O, lass doch, bitte!“ flehte sie ihn an.

Er wurde still. An diesem Abend wollte er davon schweigen. Er wusste, wie sie antworten würde. Er wusste, dass die Thränen sie ersticken würden, wenn er im Ernste von den Kindern spräche. Er wusste das alles und schwieg darum. Aber einen andern Ausweg kannte er doch nicht! . . .

Und morgen wie heut. Und Tags darauf wieder so. Die Krämerin drängte. Der Bäcker wurde ungeduldiger. Der Fleischer fluchte. Da pochte es in Gittels Herzen: „Wenn sie nun wirklich als Purimspieler gingen?! Sie könnte sie doch so verkleiden, dass niemand sie erkennte. . . Ach Gott, man muss sich vor sich selber schämen! . . Ach es ist ja alles aus! Bitter so und bitter so!“ Die Maschine war verkauft. Die Betten hatte der Trödler. Die Wände standen kahl und leer. Der Vorschuss war auch schon verbraucht! Und die Krämerin . . Sie klagte ihm die Not. Es war zum Entlaufen! — Simon nutzte die Stunde: Er rief seine Jungen heran, Hirschele und Leibken, mit fröhlichem Lachen auf den Lippen und mit Wehmut . . natürlich im Herzen.

„Kommt her! Ich will Euch in die Lehre nehmen.

Ihr sollt Schauspieler werden. Du, Leibke, wirst Haman sein und Hirschele, ein braver Jude: Mordechai.

Gittel sah das Spiel mit an. Ihr Kopf war auf die Brust gesunken. Und brennende Thränen rollten ihr die Wangen hinab. Aber Simon wurde immer krampfhafter lustig und witzelte und scherzte (. . oh! was wird aus den Kindern werden? . .) Und über alle dunklen Gedanken hob ihn der Trost hinweg: Auch als Purimspieler kann man etwas Besseres sein! Ein bitterer Trost. Leibke lernte seine Rolle – mit halbem Zwang. Er wusste, warum er sie lernte. Indess Hirschele war voller Lust, mit ganzem Herzen dabei. Den ganzen Fasten-Esther schrie und sang und hüpfte er seine Rolle. Aber Gittel drehte weinend und jammernd drei schnurrige Bärte zusammen.

• •

Hat je ein Weib so viel geweint, wie Gittel damals, in der Nacht zu Purim? Simon, der mit Witzeln sich seine Ruhe vorlog, fiel aus der Rolle. Thränen standen ihm in den Augen. Er erschrak und wischte sie hastig weg . . . und witzelte weiter. Leibke sass in der Ofenecke und schluchzte in sich hinein. Hirschele verstand nichts von alledem. Er spielte mit dem Barte und lachte. Er übte seine Mordechai-Reden. Aber da sein Blick all die traurigen Mienen sah, setzte er sich still zu Leibke und fing auch an bitterlich zu weinen. Er wusste nicht warum. Er fühlte aber, dass hier etwas Böses vorging. Selbst die kleinen Mädchen, die sich mit den Bärten belustigten und freudig in die Händchen patschten, wurden plötzlich verlegen stumm, wie sie die Mutter weinen sahen. Nun weinten sie auch . . .

Die Bärte! Gittel wollte sie zerfetzen... Allein Simon liess es nicht zu. That er recht? Warum sollte sie die Bärte nicht zerreissen? Er selbst hätte es nimmer vermocht. Er hatte kein Herz mehr dazu. Zu nichts. Auch nicht zum Reden. . . . Da sah er die Schnapsflasche, die er zum Purim gekauft hatte. „Wir wollen mal kosten." Und er stürzte ein volles Glas hinunter. „Willst Du auch was haben?" fragte er und stellte ihr das Glas hin. Sie wehrte ab: „Es ist schon so bitter genug. . . ." Simon aber rief: „Kleine Bande! Haman und Mordechai! Seid lustig; kommt her und trinkt! Hört doch endlich auf zu weinen." Aber die Kinder rührten sich nicht vom Fleck, „trinkt ihr nicht, dann trinke ich" — er war das schon zufrieden, dass er einen Grund hatte, noch ein Gläschen zu trinken. „Ahasveros darf betrunken sein", sagte er lächelnd. Er hätte so gern noch mehr getrunken. Doch Gittel nahm ihm die Flasche fort und sagt verzweifelt: „Du bist doch schon ein richtiger Purimspieler!" . . . Simon suchte sie zu beruhigen. Er legte seinen Arm um sie und sagte lachend: „Verstehst Du denn nicht: Ahasveros muss doch betrunken sein. . . . Abraham Kaplan wird drei Rubel schenken." Und nun sprang er mit lautem Ahu in die Höhe, ausgelassen und trotzig. . . . Sie hätte ihm am liebsten den falschen Bart herunterreissen mögen, da sie ihn so tanzen sah. Er aber stiess sie zurück. „Ich Ahasveros, König von Haudu bis Kusch" sang er mit der üblichen Melodie. „Nun vorwärts, kleine Bande!" Er nahm einen Rock, und nun gings fort mit den Kindern.

Eine wilde Verzweiflung warf Gittel aufs Bett hin. Sie raufte sich das Haar wie eine Rasende und schrie. Simon hörte das laute Klagen noch. Sein Herz drohte ihm zu zerspringen. Schon wollte er umkehren. Aber er ging weiter. Die Kinder hinterdrein. Leibke seufzte. Hirschele guckte ihn scheu von der Seite an.

— — — — — — — — — — — —

Es war eine kalte Märznacht. Tausend glitzernde Sterne funkelten in die Gässchen hinab. Aus den Häusern klangen laute, fröhliche Gesänge — die rechte Purimfreude. Auf der Strasse waren nur wenige Menschen zu sehen: ein paar verkleidete Purimspieler, ein paar geschäftige Almosenschinder.

Der eisige Wind, der Simon um den glühenden Schädel blies, brachte ihn wieder zur Besinnung. Er wurde wieder traurig. Ein dumpfer Schmerz bohrte sich in ihn hinein, und siedende Thränen quollen ihm aus den Augen. Sollte er umkehren? Er stürmte vorwärts. Nur recht schnell aus dem Gässchen heraus! Dass man ihn nicht erkennte — trotz seines falschen Bartes. Als er den Tempeldiener sah, starb ihm jedes Glied ab. Doch der Diener ging vorüber, sah ihn an, aber erkannte ihn nicht. Da wurde Simon frohgemuter und sicherer. Aber er beschloss dennoch, nur in fremde Häuser zu gehen, wo man ihn nicht kannte.



„Megilla".
Aus dem 16. Jahrhundert.

Wie er die erste Thür öffnete, pochte ihm das Herz wie einem Diebe. Er zwang sich hinein! Leibke-Haman fing gleich an seine Rolle herzusagen. Man liess ihn nicht zu Ende reden. Simon bekam 15 Kopeken — aber er sollte gehen. Wie ihm das erste . . . Bettel . . . Geld in der Hand brannte! Wie seine Glut ihn durchwühlte . . . 15 Kopeken! Schon weniger. . . . Die Krämerin bekommt also nur noch drei Rubel und 65 Kopeken. . . . Wo bleibt der Bäcker und der Fleischer und das herannahende Passahfest . . . und die versetzten Sachen? —

Im zweiten Haus war es wieder so. Hier bekam er 25 Kopeken und Hirschele noch ein Stück Torte. (Leibke wollte nichts annehmen.) . . Simon dachte: Noch weniger! Die Krämerin bekommt nur noch . . . da fiel sein Blick auf die Torte in Hirscheles Hand. Er riss sie ihm fort und warf sie auf die Gasse. Kuchen brauchte er nicht. . . . Und Leibke gab seinem Bruder einen Puff: „Du sollst nichts nehmen, wenn man Dir was schenkt." Simon hörte diese leisen Worte. . . . Er freute sich des Kindes. Es war doch sein Blut. Ihm wurde so warm um's Herz, dass er ihn hätte an sich ziehen mögen und ihn küssen — als . . . Dank! Aber er stürmte vorwärts. Er fühlte es wie einen Stich im Herzen: Er . . er durfte nehmen, wenn man ihm was schenkte?

Ein Gefühlsgewirr von Schande, Verzweiflung und Furcht drohte seine Brust zu zersprengen — doch er raste weiter. Er wollte über etwas nachdenken — aber er hatte schon vergessen worüber. Die ganze Berechnung, wie er das erbettelte Geld verwenden würde, ging ihm verloren. Eine innere Gewalt hetzte ihn von Stube zu Stube, von Haus zu Haus. Nur wenn er aus den Höfen trat, fühlte er dunkel: Wieder weniger! Aber er wusste nicht mehr, was denn weniger wurde.

In einigen Häusern musste er vorspielen, singen, tanzen, die Glieder verrenken. Mit eiserner Kraft musste er sich zwingen, bei der Sache zu bleiben. Er musste doch Mordechai und Haman antworten. Aber er wurde zerstreut und redete alles durcheinander.

„Ich kann nicht mehr laufen," weinte Hirschele und hielt den Vater am Rockzipfel. Simon blieb stehen und blickte mit wirren, müden Augen sein Kind an. Da kam er zu sich. Er spürte, wie zerschlagen er war. Wenn sie jetzt doch schlafen gehen könnten? Er zog den Hut vom Kopfe. Der Schweiss rann ihm in dicken Tropfen über das Gesicht. Sollte er heim gehen? Da griff er in seine Tasche, um seine Beute zu zählen. Doch er schämte sich des vor den Kindern. „Nach Hause gehen?" Er sann nach: ich wollte doch noch irgendwo hin gehen. Ach ja! Abraham Baruch Kaplan . . . der Dreirubelschein ruft und lockt. „Nochmals singen, nochmals tanzen und springen und die Glieder verrenken — und ich kann jetzt kaum noch auf den Füssen stehen . . . Aber die drei Rubel! — „Kommt Kinder, wir müssen noch in ein Haus. Dann aber gehen wir wirklich nach Haus!" . . . Und sie gingen zu Abraham Baruch Kaplan.

* * *

Bei Kaplans ging es lustig her. Die ganze Strasse hallte wieder von all dem Schreien und Singen und Springen. Es waren sehr viele Gäste da; und Purimspieler kamen und gingen. In der Mitte des Zimmers johlte und hopste eine tolle Schar im Kreise herum um einen Spieler, der die wildesten Kunststücke unter trunkenem Singsang machte.

Kaplan — ein wohlgenährter Herr — sass oben an einer reichbesetzten Tafel und rief in die Gesellschaft: „Fröhlich und lustig, liebe Leut! Noch toller muss es hergehen. Hoppa, Hu, Hoppa! Sehr gut, Bravo!" Und da der Clown mit seinen Verrenkungen aufhörte, rief ihn Kaplan zu sich heran. „Nimm einen Schluck Branntwein!" Simon, der eben ins Zimmer trat, erkannte den Tänzer sofort; es war Jechiel der Lange. Am liebsten wäre er entflohen. Aber schon hatte ihn Kaplan bemerkt und rief ihm zu: „Was stehst du denn da an der Thür? Komm nur herein!" Nun wünschten ihm alle im Saale „guten Purim" und stupsten ihn bis an den Tisch heran. Jechiel schrie: „Du, Ahasveros, du König, Narr du!" Aber Simon erkannte er nicht, dazu war Jechiel schon zu voll. „Sei still" — schrie ihn Kaplan an — „erst muss er doch was trinken und dann . . . nun giesst ihm schon ein!" Jechiel goss ihm ein grosses Glas voll. Was sollte Simon da thun? Ablehnen, weil er nicht trinke? Aber er fürchtete sich zu reden; natürlich, ein Purimspieler, der nicht trinkt! . . . Und dann, Jechiel könnte ihn an der Stimme doch erkennen. So sagte er denn tonlos: „Aufs Wohlsein!" und nippte ein wenig am Glase. „Was ist das?" — fragte Kaplan entrüstet — „bei mir wird nicht genippt. Bei mir wird alles ausgetrunken. Alles. Sonst wirds mit Gewalt in Hals und Nacken gegossen." Simon lächelte bloss. Ihm war schlecht zu Mut. Der Hals brannte ihm, und die Augen thaten ihm weh. Er wollte so gerne witzeln und sagen:

Heut ist Purim. Morgen ist's aus.
Gebt mir paar Kopeken und werft mich heraus.

Das wollte er sagen. Aber keinen Ton bekam er über die Lippen. Verlegen langte er nach dem Glase, leerte es mit einem Zuge und — fing an erbärmlich zu weinen!

So weint das Unglück allein.

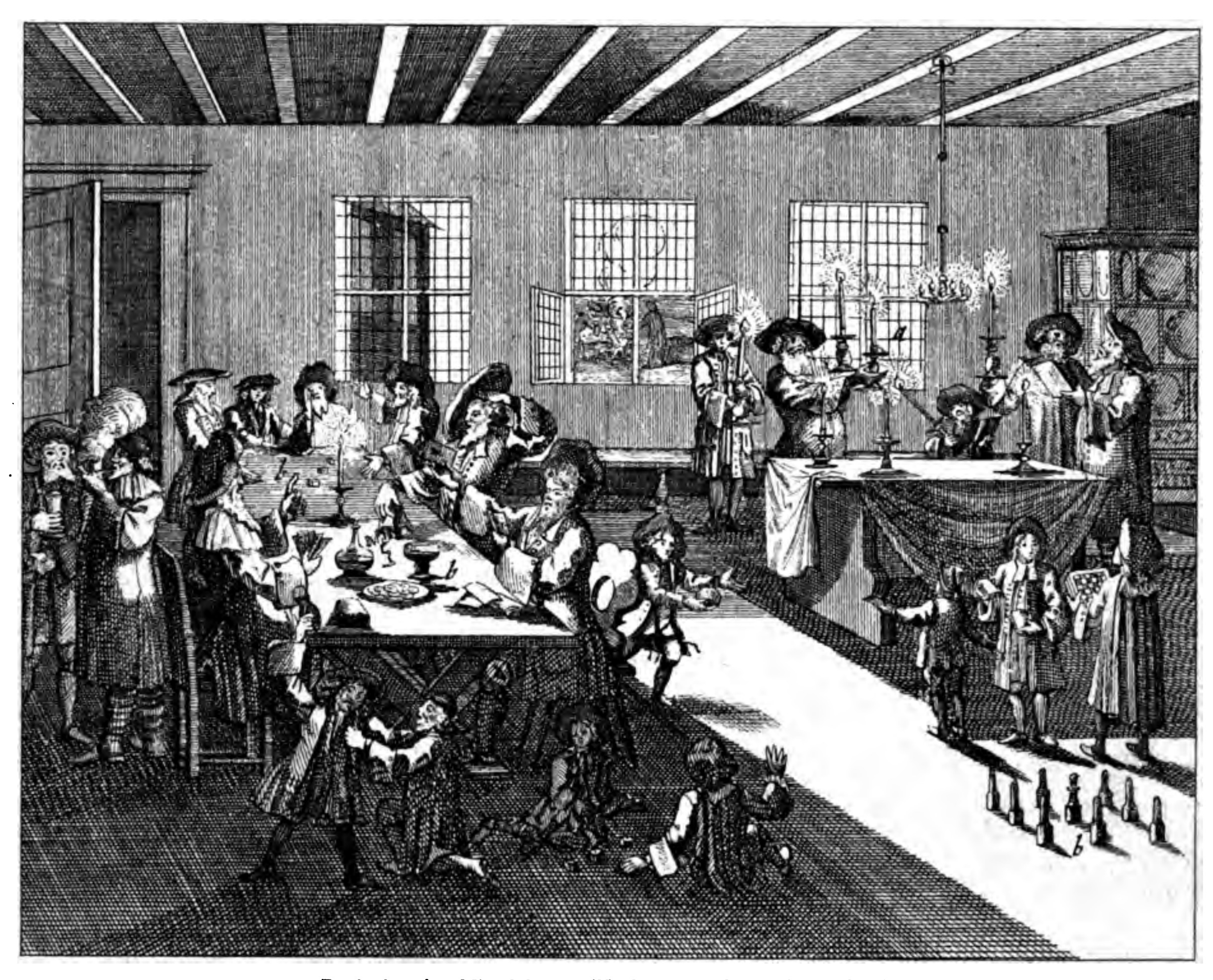
Alle erschraken im Zimmer. Und da nun gar noch die Kinder auch zu jammern begannen, sprang Abraham Kaplan zornig auf: „Nette Purimspieler. Was soll das heissen? Bei mir weinen? Werft sie hinaus!" Und einer von den Gästen gab Simon einen Fusstritt. Ein anderer puffte ihm in die Seiten. Aber Jechiel packte ihn am Barte, am falschen. Er blieb in seiner Hand.

„Simon, Simon", schrieen jetzt, die ihn gestossen hatten und schreckten erstaunt zurück. Ihm war, als ob ihm spitze Nadeln ins Ohr sausten, wie er seinen Namen hörte. Die Kniee bebten. Aber er raffte sich mit letzter Kraft auf und lief hinaus. (Der ihm am nächsten stand, bekam noch einen Stoss.) Und die Kinder liefen hinter ihm drein. —

Simon stürmte nach Haus. Wenn es nur noch recht weit wäre. Alles wirrte ihm im Schädel durch einander . . . Bergab! . . . Morgen werden ihm schon die Kinder auf der Gasse nachrufen: „Seht da den Purimspieler!" Er fürchtete, dass die Leute ihn jetzt schon im Augenblick verhöhnen würden. Vor Scham wagte er es nicht, die Augen zu öffnen. Und Gittel?! . . . Sie durfte nichts erfahren. Wenigstens heute nichts. „Kinder! dass Ihr mir daheim nichts erzählt! Hört Ihr, was ich Euch sage. Macht schon ein Ende mit dem Weinen." Dann wischte er ihnen mit seinem Taschentuch die verthränten Gesichtchen ab. Aber die Kinder schluchzten wieder. Wütend schrie er sie an. Jetzt hielten sie krampfhaft den Atem. Doch bald zwang es sie wieder zu schluchzen, zu weinen. Simon sah, dass er mit Bösen nichts würde ausrichten können. So fing er denn zu schmeicheln an: „Ei, der hat einen guten Stoss bekommen." (Ihm war zu Mut, als müsste er jetzt auf einen hohen Turm klettern und sich hinab stürzen, dass er unten zerschellte.) „Er sucht sich gewiss jetzt seine Knochen zusammen," lachte er weiter. „Nun, Haman, was weinst du? Uebers Jahr werden wirs besser machen." Uebers Jahr?? Ein Schauder kroch ihm durch alle Glieder. Uebers Jahr wieder Purimspieler?? Leibke sagt trocken: „Ich werde nicht mehr gehen." Das macht Simon wieder fröhlicher: Kinder sind ja Propheten. „Uebers Jahr werden wir glückliche Menschen sein", und freudig fasst er die beiden an und schlittert mit ihnen über die glatte Gasse, dass sie frohgemut und munter würden. „Uebers Jahr, da sitzen wir ruhig und lustig um den eigenen Tisch herum," meinte Leibke sicher. „Und süsse Speisen und alles Gute in Fülle", unterbricht ihn Simon, angesteckt von Leibkes Zukunftshoffnung. „Aber jetzt seid gut. Weint nicht und klagt nicht! Und erzählt nichts der Mutter." Er riss ihnen die falschen Bärte ab, zerfetzte sie; und nun traten sie in ihr Stübchen ein. —

* * *

Daheim im Stübchen war es licht und hell. Eine feierliche Stimmung ruhte über dem stillen Heim. Gittel und das älteste Mädchen hatten ihre Sabbath-



Purimfest im Mittelalter. (Nach einer alten Illustration.)

kleider angezogen und warteten auf den heimkehrenden Simon.

Als der Vater vorhin fortgegangen war, da hatte Gittel sich verzweifelt aufs Bett geworfen, geschrieen und gejammert und sich das Haar gerauft. Allmählich war sie ruhiger geworden. Sie überlegte, was wohl wäre, wenn jetzt jemand käme und allerlei verwunderte Fragen an sie stellte. Wäre es nicht besser, wenn sie Licht im Zimmer machte, sich festlich schmückte und sich eine passende Antwort zurechtlegte? Gleichzeitig aber drängte es sie, die Stube finster zu lassen und zu verschliessen. Sie stützte ihren Kopf auf die Hände und finstere Gedanken wirrten durch ihren Kopf. So sass sie eine zeitlang in sich versunken. Plötzlich aber erhob sie sich und richtete alles festlich her. Aus ihren schönen Augen leuchtete ein seltener Glanz. Sie arbeitete mit Lust. Der Gedanke spornte sie, Simon nach den schweren Stunden ein liebliches Heim zu schaffen, das ihn trösten und erheben könnte, damit er nicht vor sich selbst sinken müsste.

„Gut Jontef," rief sie ihm zu, als er in's Zimmer trat — ihre Stimme zitterte, aber sie bezwang sich und sah ihn nun lauschend an.

Simon traute seinen Augen nicht. Er hatte geglaubt, dass ihn Finsternis und Trübsal erwarten würden — ein richtiger Tischah-b'ath. Und doch bedrückte ihn diese freundliche Helle, denn er ahnte, was in Gittel vorgegangen sein musste. Sein Ohr fing ihre zitternde Stimme auf. Hätte sie geweint, ihm wäre wohler gewesen. Dann hätte ja auch er sein Herz erleichtern können. Mit Thränen. „Du, mein süsses Weib," sagte er zu ihr mit Liebe. „Was denn?" lächelte sie. Aber viel zu reden wagten sie nicht. — Sie brachte den Thee und goss ein. „Wollen wir trinken, bei uns soll auch Purim sein!" sagte sie fröhlich . . . .

Hirschele und das Mädchen liessen ihre Köpfchen auf ihre Arme sinken und schliefen ein: Leibke allein blieb still sitzen und blickte betrübt auf die Eltern.

„Dewosche will mir wieder Perrücken nach Haus geben zur Arbeit," schäkerte Gittel. — „Wann war sie denn da?" fragte er ungläubig. — „Frumme war hier, die dort arbeitet. Sie sagt, jetzt ist viel zu thun. Siehst Du, man braucht sich nicht zu sorgen, nicht zu grämen. Ach, hätte ich das nur früher gewusst, dann brauchtest Du heute nicht als Purimspieler zu gehen." (Von seinem Purimspiel spricht sie natürlich nur beiläufig.) „Ich verstehe Dich nicht," sagte Simon, „ist denn Purimspielen keine Arbeit. Sieh doch, was ich verdient habe!" Dabei nahm er die Geldstücke aus der Tasche, und freute sich, dass sie endlich das Gespräch darauf gebracht hatte. Sie wurde bleich, da sie das Geld sah. Doch sie bezwang sich, damit er ihren Schreck nicht bemerkte. „Soviel," lachte sie, und sie that so, als ob es ihr nicht die Seele zerrisse, dass er Geschenke annehmen musste. „Wollen wir doch 'mal zählen!" (in ihrer Stimme rollte es wie Thränen.) Und gezwungen lustig fügte sie hinzu: „Vier Rubel und dreissig Kopeken — eine Schuld weniger!" — Vier Rubel und dreissig Kopeken . . . . Sie möchte

weiter lächeln, aber gewaltsam bricht der ganze Schmerz ihrer Seele durch, da sie das Schmachgeld wieder erblickt. Sie begann schmerzlich zu weinen und zu jammern. Da erzählte er ihr denn noch, um auch sein Herz zu erleichtern, sein ganzes Missgeschick.

„Bei Kaplan erkannt; Jechiel war da, Moses Beer; den Bart haben sie mir abgerissen," stammelte er. Sie weinte stärker und herzzerreissender, dass er am liebsten das Schmachgeld hinausgeworfen hätte . . . .

Am nächsten Tage fürchtete er sich fast in die Werkstatt zu gehen. Wo sollte er den Mut hernehmen, ein Wort zu reden oder auch nur die Augen aufzuschlagen? Aber schliesslich: mehr als lachen können sie doch nicht. Und doch wünschte er, dass die Stunden bis zum Arbeitsbeginn sich langsamer hinschleppten. Er stöberte herum, machte sich zu schaffen und drehte sich im Zimmer umher. Gittel fühlte schmerzlich, warum erzögert. Die Arbeitszeit hatte längst begonnen. Endlich zwang er sich fort. Aber je näher er der Werkstatt kam, desto matter fühlte er sich. Den ersten „Guten Morgen" fürchtete er. Er fürchtete Jechiel's Reden und den Spott seiner Genossen. Da fiel ihm ein, wie mutig und stark doch so ein Gläschen Schnaps machte; er hatte es ja erprobt. Sollte er sich jetzt wieder stärken? Sollte er sich jetzt wieder Mut trinken? Er erschrak bei diesem Gedanken und ging hastiger zur Werkstatt.

„Guten Morgen, Ahasveros," riefen ihm die Arbeiter zu. „Nun, hast Du was Gutes eingeheimst?" fragte Jechiel, ihn schon duzend. „Weinen thut er. Bei Abraham Baruch Kaplan hättest Du schon was Ordentliches bekommen. Ich habe mehr als ein Rubel 'rausgetragen. Aber der Narr hat sich zerweint." Ein anderer witzelte: „Wahrscheinlich hat er nach Waschti geweint."

Simon schoss das Blut in die Wangen. Er zerbiss sich vor Wut und Scham die Lippen. Grimmig wollte er erwidern, — aber trieb es ihm die Thränen in die Augen. „Wer ein Purimspieler werden muss, wird einer," sagte er. Als ihm aber ein Dritter zurief: „Von Dir, Simon, hätten wir es nicht erwartet. Das ist nicht Dein Geschäft." Da verfärbte sich Simon. Er hätte die Scheere und das Bügeleisen dem Arbeiter an den Kopf werfen mögen. Doch der Meister trat gerade ein. „Du bist nächtens als Purimspieler gegangen? Jechiel erzählte doch so was." — „Er war doch Ahasveros," spöttelte ein Arbeiter. „Er wollte doch König werden." — „Das passt für Jechiel," meinte der Meister, „nicht für Dich, Simon." Da fuhr Jechiel auf: „Warum für Jechiel? Jechiel ist kein Dieb, kein Spitzbube, kein Vagabund, nur ein armer Mann. Warum geht Jechiel als Purimspieler? Damit er zu Pesach rüsten kann." — „Schon gut, Du bist ein braver Mensch," versöhnte ihn der Meister. „Aber was war das mit Dir, Simon?" Simon sass wie auf Nadeln. Ihm tanzte alles vor den Augen. Er antwortete nicht. Er that, als ob er nichts verstände. Aber die Arbeiter spöttelten weiter. Noch lange. —

Der Meister liess Schnaps holen, weil doch Schuschan-Purim war. Simon wollte erst nicht trinken. Er wollte überhaupt mit seinen Genossen nichts mehr zu thun und zu teilen haben. Als man ihm Schnaps anbot, that er, als ob er nichts hörte. Doch wie seine Kollegen das als eine neue Gelegenheit zum Sticheln benutzten, dachte er bei sich: ein bisschen Branntwein würde ihn munterer machen. So nahm er denn ein Glas und wieder ein Glas; aber er hatte doch noch so viel Besinnung, dass er aufhören müsse, sonst würde er betrunken werden; und das sei ein Verbrechen. Nun wurde ihm wieder so schwer ums Herz, dass er wieder anfing zu weinen. „Sei doch kein Narr," riefen ihm die Anderen zu. „Wie kann man sich so haben? Wir machen doch nur Spass. Wenn Du schon als Purimspieler gehst, was ist denn dabei? Andere thun's doch auch." Er antwortete nicht. Er hatte nur einen Wunsch: weiter trinken. So goss er denn noch ein paar Gläser voll Schnaps in sich hinein. Er hörte auf zu weinen: er war gut betrunken. Die Augen fielen ihm zu. Wie Klötze sanken ihm die Arme herunter. Die Füsse konnten ihn kaum noch tragen. Tausend wirre Gedanken jagten ihm durch den Kopf. Er hätte sich zerreissen mögen; mit dem Kopf gegen die Wand stürmen, schreien, jammern, heulen. Da fiel ihm ein, die Werkstatt lieber zu verlassen. „Lasst ihn nicht fort," riefen die Arbeiter. Jechiel packte ihn am Arme und suchte ihn zu halten. Er riss sich aber los und ging. Er murmelte vor sich her: „Ich bin ein Verlorener, ich werd' schon ewig ein Verlorener sein. Für immer ein armer Mann und nun auch Purimspieler. Alles vorbei, vorbei! Und Gittel? Sterben oder sich betrinken. Was thut ein armer Mann? Sich betrinken. Nun bin ich schon ein Purimspieler. Ich mache mir nichts mehr daraus. Ich lache über alles." Und wie er nun weite wankte, hörte er hinter sich die Frauen tuscheln: „Simon ist gut betrunken." — „Und nächtens war er Purimspieler." — Ja, ja, wozu die Armut führt, aber man soll doch Mensch bleiben, wenn man auch arm ist." —

Er wollte sich hinstellen, um zu antworten. Aber er hielt an sich und brummte nur vor sich hin. Und er ging direkt nach Hause. „Was wird Gittel sagen? — Alles eins! Alles eins!"

Wie er nun ins Zimmer wankte, schrie Gittel auf: „O mein Gott!" Er liess sich schwer aufs Bett nieder und dachte, er müsste sterben. Verzweifelt rang sie ihre Hände, raufte sich ihr Haar. „Simon, wie konntest Du Dich so betrinken? Das hat uns noch gefehlt." Er zog sie wild an sich, fasste ihre beiden Hände. „Ich kann das nicht überleben," schrie sie und riss sich von ihm los. Er stammelte: „Wein' nicht, Gittel, wein' nicht Gittel, es ist so traurig! . . . Ich musste trinken, ich konnte nicht anders. . . . Alle haben sie mich verlacht. . . . Wer bin ich? Jechiel ist meines Gleichen. Verstehst Du? Gittel, ich habe meine Welt verspielt, alles ist aus, wein' nicht, ich werde schon sterben, wein' nicht. . . .

Am nächsten Morgen, da er nüchtern war, fühlte er sich matt und schwach. Er wagte es nicht, Gittel in die Augen zu schauen. Er schämte sich vor den Kindern, die ihn in seiner Trunkenheit gesehen hatten und sich jetzt noch furchtsam bei Seite stahlen. Er fürchtete, dass er wieder an den vergangenen Tag denken könnte. „Weiter fehlt mir nichts!" dachte er erschrocken. „Gittel" — die Nacht hatte sie um zehn Jahre älter gemacht — „es war das erste und letzte Mal . . . Was ist aus mir geworden?" Gittel sah ihn traurig an. Er aber nahm sich vor, seinen alten, guten Namen wieder herzustellen, denn er fühlte, was er verloren.

Als er wieder zur Werkstatt ging, sank aller Mut, den er sich gemacht hatte, wieder zusammen. Keinem mochte er ins Gesicht sehen; mit keinem wagte er zu sprechen. Jeder würde ihn verlachen, dachte er, wie einen Verworfenen. Auf ewig ein Verlorener, ein Verfallener! Und wirklich: die Leute verstanden ihn nicht und fühlten nichts mit ihm.

Den ganzen Tag sass er über seine Arbeit gebeugt.

Mit keinem sprach er ein Wort: mit sich selbst lag er im Kampf. Er wollte munter werden, wieder aufleben, aber um so unmutiger wurde er. „Ich Narr," wütete er gegen sich, „bin ich denn so verloren, so vertiert! Was habe ich denn verbrochen?" Aber zwischen allen diesen Entschuldigungen schrie es in ihm: „Du bist ein Verlorener, ein Verfallener! Sterben, sterben, sich erhängen. Ah! besser ist's, sich gut anzutrinken und sich in den Strassenrinnstein zu werfen."

Da erinnerte er sich, dass zu Hause noch eine Flasche mit Schnaps vom Purim stehe. Er sah sie deutlich vor sich. Halb voll noch, und sie lockte ihn zu sich . . . Wie gern hätte er diese Schreckbilder zerschlagen mögen, nicht an den Branntwein denken. Er zwang sich, den Gesprächen der Kameraden in der Werkstatt zu lauschen; aber die Flasche steht vor ihm und lockt und ruft. „Ach," seufzte er und blickte aus dem Fenster. Er möchte sich auf andere Gedanken drängen. Er singt sich ein Liedchen. Aber die Flasche steht vor ihm.

Am Abend fürchtete er sich schier heimzugehen. Die Flasche daheim fürchtete er. Wenn er sich seine Furcht überlegte, musste er lachen, aber Furcht hatte er doch. Daheim wagte er es nicht, auf den Schrank zu schauen, wo die Flasche stand. Er setzte sich neben Gittel, als ob sie ihm Schutz böte. „Wie gut wäre es doch," dachte er bei sich, wenn der Schnaps fortgegossen würde." Doch Simon rührte sich nicht vom Flecke. Er schämte sich, Gittel zu gestehen, dass ihn der Schnaps ängstige.

Im Geiste legte er sich ein Gespräch zurecht, das Gittel dazu führen könnte, den Schnaps auszugiessen.

Da nun Gittel in die Küche ging, sprang er schnell an den Schrank, packte die Flasche, öffnete sie, um den Branntwein fortzuschütten, aber eine fremde Macht stiess sie ihm an den Mund . . . . — —

Als Gittel nach einer Weile wieder hereinkam, sass er schon mit trunkenen Augen da. „Ach Gittel, schon alles eins," stammelte er, „verstehst! . . . Das Herz . . das Herz . . ich werde verrückt werden, verstehst!" Thränen strömten ihm über die Wangen: „Das Herz . . . . das Herz."

Er warf sich aufs Bett, aber da er Gittel und die



Purimspiel im Mittelalter.
(Nach einer alten Illustration.)

Kinder weinen hörte, hob er wieder den Kopf hoch und schaute sie an: „Alles eins . . alles eins."

* * *

Und Simon bekam eine rote Nase und triefende Augen. Gittel wurde grau und welk. Eine alte Geschichte . . .

Lesser Ury: Gedanken über jüdische Kunst.

(Aus Aufzeichnungen und Gesprächen.)

Der jüdische Künstler findet eher Förderung bei Christen als bei Juden. Der reiche Jude scheut zumeist vor jeder Dokumentierung seiner Abstammung zurück, möchte die Gedanken seiner Besucher von dieser ablenken und stapelt daher Kunstwerke aller Art auf, nur keine jüdischen, — während mancher Nichtjude die jungen Blüten des dreitausendjährigen Stammes zu schätzen und zu bewundern weiss.

* * *

Wenn das Judentum die Sehnsucht nach einer jüdischen Kunst haben wird, so werden auch die schaffenden Kräfte vorhanden sein.



MISCELLEN.

Vor 70 Jahren.

Im Jahre des Heils 1831 erschien eine Schrift von Gabriel Riesser: „Verteidigung der bürgerlichen Gleichstellung der Juden gegen die Einwürfe des Herrn Dr. Paulus. Den gesetzgebenden Versammlungen Deutschlands gewidmet."

Wir veröffentlichen aus dieser Schrift die folgenden, sehr zeitgemässen Stellen:

„Wir sind nicht eingewandert, wir sind eingeboren, und weil wir es sind, haben wir keinen Anspruch anderswo auf eine Heimat; wir sind entweder Deutsche oder wir sind heimatlos. Oder will man im Ernst die ursprünglich fremde Abkunft gegen uns geltend machen? Will man civilisierte Staaten auf das barbarische Prinzip der Autochthonenherrschaft zurückführen? Diese Fragen bedürfen keiner Antwort."

* * *

Es giebt nur eine Taufe, die zur Nationalität einigte: die des Blutes im gemeinsamen Kampf für Freiheit und Vaterland. Die deutschen Juden haben sich diesen vollgültigen Anspruch auf Nationalität vollgültig erworben. — In der Marienkirche zu Lübeck las man die Namen von Juden unter denen der gefallenen Befreiungskämpfer. Nach dem Befreiungskriege hat man in Lübeck die Juden ausgetrieben. Jene jüdischen Kämpfer haben also die Schmach ihrer Glaubensgenossen mit ihrem Blute erkauft.

* * *

„Wir wollen dem deutschen Vaterlande angehören. Wir werden ihm aller Orten angehören. Es kann und darf und mag von uns alles fordern, was es von seinen Bürgern zu fordern berechtigt ist; willig werden wir ihm alles opfern — nur Glauben und Treue, Wahrheit und Ehre nicht: denn Deutschlands Helden und Deutschlands Weise haben uns nicht gelehrt, dass man durch solche Opfer ein Deutscher wird!"

* * *

Ihr zündet die Fackeln historischer Untersuchung an, um herauszubringen, ob einmal in finsteren Zeiten ein finsterer Rabbi gelehrt, dass man den anders Glaubenden weniger Treue und Glauben schuldig sei als den Glaubensverwandten. Seht Ihr den Scheiterhaufen nicht durch die Nacht der Geschichte leuchten, der es mit Flammenzügen niedergeschrieben, „dass dem Ketzer nicht Wort zu halten?" Seht Ihr den Kaiserlichen Schutzbrief nicht zerrissen daliegen, das Wort und die Ehre des ersten Herrn in der Christenheit in den Staub getreten, „weil dem Ketzer nicht Wort zu halten?" Ich bitte Euch, brecht die Rechnung ab mit der Vergangenheit, öffnet die Gräber nicht; lasset die Toten ruhen, sie würden fürchterlich gegen Euch zeugen."

*

Zweierlei Mass.

Im „Litterarischen Echo" finden wir eine Besprechung über „Juda" von Felix Dahn. Der gefeierte Autor findet Worte der höchsten Anerkennung für Münchhausen's Dichtung und sieht sich im Anschluss daran veranlasst, auf die Kritik eines hannoverschen Blattes einzugehen, die uns — die Kritik sowohl als die Abfertigung, welche Felix Dahn ihr zu teil werden lässt — in hohem Grade interessieren muss.

„Nun hat die im übrigen voll und warm anerkennende Besprechung eines hannoverschen Blattes hervorgehoben, dass nicht alle Stücke (zumal dem Gegenstande nach) auf gleicher Höhe stehen, was richtig, aber wohl in jeder Gedichtsammlung nachweisbar ist, ferner das Einführungsgedicht „Euch" beanstandet, endlich aber zumal gerügt, dass der niederdeutsche Freiherr „sich mit den Männern von Juda identifiziere," in ihrem „Namen spreche": das sei unzulässig: „denn er ist kein Jude".

Was das Einführungsgedicht betrifft, so enthält es für jeden Leser, der es, wie er soll und muss, nur aus sich selbst heraus erklärt, unvermeidbar den „zionistischen" Gedanken: zurück aus eurer volk- und staatlosen Zerstreuung und hierauf begründeter Geringschätzung, zurück ins gelobte Land der Väter, dort wieder ein Volk zu werden und einen Staat zu bauen: das ist jedenfalls ein Gedanke, der sich ganz trefflich zu dichterischer Verwertung eignet, mögen auch die meisten Juden — aus vielen Gründen — nichts davon wissen wollen (wäre ich Jude, wäre ich begeisterter Zionist). Zwar erklärt jener Bericht, der Verfasser habe sich gegen den Zionismus ausgesprochen: das geht aber den Leser und Beurteiler gar nichts an: der muss sich an das Gedicht selbst und allein halten, und das kann nur zionistisch oder gar nicht erklärt werden.

Die „Identifizierung" aber mit dem Judentum ist bei der Wahl dieser Stoffe gar nicht zu vermeiden, ja, ist das schönste Lob. Hat sich nicht Shakespeare mit dem mittelalterlichen Juden „identifiziert?" Der Dichter muss sich in die Gedanken, Gesinnungen, Stimmungen, wie in die Sprache der Wesen und der Zeiten und Kulturzustände versenken, die er darstellen will: Mahomeds Gesang, Gesang der Geister über den Wassern, Lied der Städte (Lingg). Die Beispiele liessen sich ins Unübersehbare mehren: wer Odhin und die Riesen, wer Römer und erste Christen und Germanen, wer Karl den Grossen und die Sachsen, wer die Päpste und die Staufer schildert, der muss sich mit ihnen „identifizieren," also gegen sich selbst Partei nehmen, indem er bald aus der Seele der einen, bald aus der der anderen heraus redet, und je inniger, je

tiefer er sich „identifiziert," desto gelungener ist sein Kunstwerk. Wer das nicht kann oder will, soll fern bleiben von solchen Darstellungen.

Es ist klar genug, weshalb dem Dichter von den Männern Judas zum Vorwurf gemacht wird, was für den Sänger von Griechenliedern und den Autor von Azteken-Tragödien oder Eskimo-Balladen das schönste Lob wäre — die Identifizierung mit dem Stoffe. Aber so klar es auch ist, so muss es uns doch als eine um so merkwürdigere Geistesverwirrung erscheinen, als die biblischen Stoffe, die Helden von Juda, jedem Christen doch unvergleichlich näher liegen, als Themata aus der Geschichte — sogar seines eigenen Stammes. Es muss eben zu den unsinnigsten Schlussfolgerungen führen, wenn Jedes christlichen Kindes Geist und Gemüt — in jeder niedrigsten und höchsten Schule jedes christlichen Landes auf dem Erdenrund — gebildet, geformt, erzogen wird an den Erzählungen der biblischen Geschichte, wenn ihm kein Heldentum in so weihevollem Lichte gezeigt wird, als das des jüdischen Volkes — — und wenn ihm dann aus derselben christlichen Umgebung, ja, in denselben christlichen Schulen, die Verachtung alles Jüdischen eingeimpft wird. Und alles das, trotzdem nicht nur die jüdischen Ideen bis auf diesen Tag die Welt beherrschen, sondern auch, trotzdem man an den heutigen Juden, an ihrer hervorragenden Beteiligung an der Kulturarbeit der Neuzeit die verhältnismässige Gleichheit der alten und neuen Juden tagtäglich vor Augen sieht.

Man denke doch nur an die Sympathie und thatsächliche Unterstützung, welche die Griechen zur Zeit des grossen Aufstandes in West-Europa fanden, und



Haartracht der Hebräerinnen.



Salomo Misrachi.
Ein Rabbiner aus Daghestan.

an die Begeisterung, mit der die Griechenlieder allenthalben aufgenommen wurden. Und dann ziehe man den Vergleich zwischen den Griechen von einst und denen von jetzt. Und wenn das noch nicht genügt, so überlege man doch: wie viele wussten etwas und halten etwas von griechischer Kultur im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts? — — Während man damals wie heute wohl Hunderte von Meilen reisen musste, bevor man einen fände, dem die biblischen Erzählungen unbekannt — ja, dem sie nicht in Fleisch und Blut übergegangen sind! . . . .

✦

Die Geschichte der deutschen Juden von Dr. Adolph Kohut*), von deren reichem Illustrations-Material wir einiges in unserer Erzählung „Bergab" reproduzieren, ist ein sehr verdienstliches Werk. Es bietet neben interessanten geschichtlichen und kulturhistorischen Darstellungen eine Fülle von Dokumenten jeder Art, ein Material, das dem Leser ein sehr vollständiges Bild von Leben und Leiden der Juden in Deutschland von den ersten Zeiten bis zur Gegenwart giebt. Besonders verweilt der Verfasser auch bei dem Anteil der deutschen Juden an der Kultur- und politischen Entwickelung Deutschlands im vergangenen Jahrhundert — ein Anteil, welcher leider nicht vielen und sicherlich nicht der Mehrheit unserer Stammesgenossen nach Gebühr bekannt ist. Auch unser Portrait Gabriel Riesser's, des grossen deutschen Politikers und unermüdlichen Vorkämpfers der Juden-

*) Berlin 1900. Deutscher Verlag.

emanzipation — (des „Rechtsanwalts der Deutschen und Rechtsanwalts der Juden" wie ihn Emil Lehmann genannt hat) — ist diesem Buche entlehnt.

Das ausserordentlich prächtig ausgestattete Werk verdient die grösste Verbreitung. Wir kommen noch gelegentlich auf dasselbe zurück.

APHORISMEN.

Der Punkt, der über die Wohlfahrt eines Volkes entscheidet, ist die Frage: „Wohin blickt es?" Wenn es nach irgend einem anderen Volke blickt, so steht es nicht gut mit ihm. Wenn es sich aber mit seinen eigenen Angelegenheiten, Gedanken und Männern beschäftigt und zwar mit einem Eifer, der die anderen Völker fast ganz übersieht — wie es die Juden . . . . zu ihren besten Zeiten gethan —, dann ist dieses Volk erhaben, und wir wissen, dass es in seiner Abgezogenheit ein herrliches Werk vollbringt.

Ralph Waldo Emerson.

*

Seine [des jüdischen Volkes] noch unvollendete Führung ist das grösste Poem der Zeiten und geht wahrscheinlich noch bis zur Entwickelung des letzten, noch unberührten Knotens aller Erdnationen hindurch.

Herder.

*

„Meine Wärme hat nicht einzig und allein ihre Quelle in der abstrakten Rechtsidee, sondern in einer innigen, wenn auch meiner oberflächlichen Kenntnis wegen mehr auf Gemüt und Pietät als auf dem Urteil beruhenden Anhänglichkeit an jüdisches Leben und jüdische Sitte."

Gabriel Riesser.

*

Oft und oft hat man die Frage aufgeworfen: Was hat das Judentum so lange erhalten? Was hat es erhalten, während andere Religionen des Altertums, wie ihre Völker zu Grunde gegangen sind? Vielfach und vielfach treffend hat man bereits darauf geantwortet. Eins, scheint mir, sollte man noch hinzunehmen. Man sollte sich nämlich umgekehrt die Frage vorlegen: Was hat andere Religionen zu Grunde gerichtet? Was hat andere Religionen gestürzt? In aller Kürze gesagt, nichts anderes als dies: Der tiefere sittliche Gehalt, welchen diese Völker später erkannt haben, als sie ihre Religion besassen; der tiefere sittliche Gehalt, den sie empfangen hatten, entweder durch fremde Ideen, die bei ihnen eingewandert, wie die Römer, oder durch eigene geistige Entwickelung, wie die Griechen; dieser tiefere sittliche Gehalt zerstörte den Glauben an den minder sittlichen Gehalt ihrer Religionen: Der eigene Geist des Volkes sprach gegen den Geist seiner eigenen Religion — das Lebendige sprengt das Tote. Es ist bekannt, dass, wenn ein Samenkorn zufällig in die Ritze eines Felsens gefallen ist und darin soviel Humus gefunden hat, dass er sich zu einer Pflanze entwickelt, dass dann zuweilen ein Baum daraus erwächst, welcher den Felsen sprengt. Ein kleiner Samenkern: aber das Lebendige überwindet das Tote. Das ist die Macht des Lebens! . . . . Das Judentum aber lebt! . . . .

M. Lazarus.

*

Ich selber lieb' es nicht, dies Volk, doch weiss ich,
Was sie verunziert, es ist unser Werk. —
Wir lähmen sie und grollen, wenn sie hinken.
Zudem ist etwas Grosses, Garcereau,
In diesem Stamm von unstet flücht'gen Hirten:
Wir andern sind von heut, sie aber reichen
Bis an der Schöpfung Wiege, wo die Gottheit
Noch Menschen gleich in Paradiesen ging,
Wo Cherubim zu Gast bei Patriarchen
Und Richter war und Recht der ein'ge Gott.

Samt all der Märchenwelt die Wahrheit auch
Von Kain und Abel, von Rebekka's Klugheit,
Von Jakob, der um Rahel dienend freite,
Von Ahasverus, der den Herrscherstab
Ausstreckte über Esther, die sein Weib
Und selber Jüdin, Schutzgott ward den Ihren.

So Christ und Muselmann führt seinen Stammbaum
Hinauf zu diesem Volk, als ältstem, erstem,
So dass sie uns bezweifeln, wir nicht sie . . . .

Grillparzer.

*

Jüdische Kunst — wer vor 25 Jahren dieses Wort gebraucht hätte, der wäre für einen sonderbaren Schwärmer angesehen worden. . . .
. . . .

Heute kann man sich ein Volk ohne Kunst überhaupt nicht mehr denken, und am wenigsten ohne die Malerei, denn diese ist im Grunde genommen demokratische Kunst. . . . .

. . . .

Ungleich wichtiger als die Sammlung von Kunstdenkmälern der Vergangenheit ist die Entstehung von Werken, die auf die Zukunft des jüdischen Stammes hinweisen. Gustav Karpeles.

Unzerstörbar ist in uns die Seele der Väter, und noch immer brauchen wir unsere Kräfte in der unbewussten Herrschaft der uralten Instinkte.

Gabr. D'Annunzio.

*

Noch keinem Volke, das neben den materiellen so sehr nach den geistigen Gütern trachtet, haben die nationalen Erfolge gefehlt.

Löher
(über die Neugriechen).

REVUE DER PRESSE.

„Woskhod" und **„Buduschtschnostj"** bringen in den letzten Wochen erschütternde Nachrichten über die in Bessarabien (Südrussland) herrschende Hungersnot. Wir gehen auf diese Nachrichten heute deshalb nicht näher ein, weil uns ein ausführlicher Bericht von dort aus zugesichert worden ist.

Die **„Ethische Kultur"** hat in kräftiger Weise zur Judenfrage Stellung genommen. Wir finden dort (in No. 4) die folgenden Ausführungen von Geheimrat Förster:

„Das Eine allerdings können und müssen die Juden Deutschlands verlangen, dass endlich ihre deutschen Mitbürger sich ermannen und gemeinsame Sache mit ihnen machen in der ernsten, unablässigen Verurteilung und Bekämpfung aller der widerrechtlichen Einschränkungen und Bedrückungen, die man in Deutschland den jüdischen und überhaupt allen den Landeskirchen nicht angehörenden Bürgern zu bieten wagt."

Auch in No. 6 der „Ethischen Kultur" (vom 9. Febr. 1901) wird nochmals ausführlich auf diese Dinge Bezug genommen.

In der **Frankfurter Zeitung** finden wir eine nicht uninteressante Kontroverse zwischen dem Direktor des dortigen Reform-Gymnasiums, Dr. Reinhardt, und dem Antisemitenführer Schock. Nach dem letzteren wäre die antisemitische Forderung des Ausschlusses jüdischer Kinder aus den allgemeinen Schulen insofern berechtigt (trotzdem die Partei sonst das Prinzip der Einheitsschule vertrete), als die Judenkinder infolge ihrer Eigenart, besonders ihres Ehrgeizes wegen, eine Gefahr für die christlichen Kinder bildeten. Ein anerkannter Schulmann, der Direkter des Reform-Gymnasiums in Frankfurt a. M., habe sich auch dahin ausgesprochen, dass die jüdischen Schüler seiner Anstalt einen Einfluss auf die übrigen ausübten.

Eine Anfrage hierüber beantwortete Direktor Dr. Reinhardt mit einem Briefe, dem wir die folgenden Stellen entnehmen:

„Die jüdischen Schüler unserer Anstalt, die etwa ein Drittel der Gesamtzahl bilden, gereichen durch ihre sittliche Haltung und ihr Benehmen ebenso wie alle andern ihren Lehrern zur Freude. Sie sind gewiss im allgemeinen recht strebsam, indessen giebt es, wie bei allen übrigen, so auch unter diesen Schülern sehr gut beanlagte, minder beanlagte und gering beanlagte. Ich hebe dies besonders hervor, da Gegner unseres Reformversuches in wenig freundlicher Weise darauf hingewiesen haben, dass unsere Anstalt einen verhältnismässig bedeutenden Prozentsatz jüdischer Schüler hat. Weil diese besonders beanlagt seien, so könne unser Erfolg nichts beweisen. Herr Geheimrat Dr. Jäger in Köln hat vor einiger Zeit im „Humanistischen Gymnasium" eine derartige Auslassung veröffentlicht, die auch durch die Zeitungen gegangen ist. Es ist wohl zu beachten, dass hier gute Eigenschaften der jüdischen Schüler dazu benutzt werden sollen, um unsere Bemühungen als minderwertig hinzustellen. Aber diese Beweisführung ist hinfällig, da ein durchgreifender Unterschied der Begabung nur der Voreingenommenheit sichtbar wird, in Wirklichkeit aber nicht existiert. . . . . Alle solche Erörterungen über Rassenunterschiede innerhalb der Volksgenossen, die nach Recht und Gesetz das deutsche Volk bilden, scheinen mir ebenso unfruchtbar, wie sie unerquicklich sind."

Die **Breslauer Zeitung** schreibt am 12. Februar: Der Justizdienst und die Juden. Gegenüber den Ausführungen des Ministers Schönstedt und dem Verhalten der Mehrheit des Abgeordnetenhauses diesen Ausführungen gegenüber dürfte wohl die Erinnerung an eine Aeusserung des verstorbenen Königs Ludwig von Bayern über denselben Gegenstand am Platze sein. Als in Bayern die erste Ernennung eines Juden im Justizdienste — wir wissen nicht mehr, ob zum Notar oder zum Richter — erfolgen sollte, war der Minister zweifelhaft darüber, wie der König darüber denke, und trug ihm den Fall vor. König Ludwig fragte nach dem Vortrag: „Ist der Betreffende nach der Verfassung berechtigt zu der Anstellung?" Als ihm der Justizminister sagte, dass dies allerdings der Fall sei, erwiderte der König: „Dann ist die Sache ja gut", und unterzeichnete das Anstellungspatent. Diesen Vorgang hat s. Zt. der bayerische Justizminister einem Berliner hochgeachteten Rechtsanwalt und Notar zur Kennzeichnung der Stellung des Königs Ludwig gegenüber der Agitation der Antisemiten mitgeteilt.

Das **Leipziger Tageblatt** veröffentlicht die folgende Notiz: Der Zudrang russischer Studentinnen zum Studium der Medizin an deutschen Universitäten ist in letzter Zeit auffällig gestiegen. Die Betreffenden gehören fast ausschliesslich dem Judentum an, und man sagt ihnen nach, dass sie sich durch grossen Fleiss auszeichnen. In Halle a. S. zählt man in diesem Winterjahre deren über zwanzig, in Leipzig sogar mehr als doppelt soviel. . . . Da es bekanntlich in das Ermessen des einzelnen Professors gestellt bleibt, ob er Hörerinnen den Zutritt zu seinen Vorlesungen und Seminarübungen einräumen will, so enthält das Verzeichnis der Vorlesungen an jedem Halbjahre bei den Namen, die den Lehrkörper bilden, entsprechende Vermerke. Hiernach sind die für Studentinnen Unzugänglichen entschieden in der Minder-

zahl. Die theologische Fakultät kam dabei aus naheliegenden Gründen bisher überhaupt nicht in Betracht.

Die **„Magdeburgische Zeitung“** knüpft an die italienische Kabinettsfrage die folgenden Betrachtungen:

„Schon seit geraumer Zeit hat man sich in Italien daran gewöhnt, als die beiden hervorragendsten Staatsmänner der jüngeren Generation Sonnino und Giolitti zu betrachten. Das politische Programm dieser beiden Parlamentarier ist in vielen Stücken dasselbe. Beide sind erprobte Anhänger des Dreibundes, beide Verfechter einer energischen Kirchenpolitik, beide kolonialen Abenteuern abgeneigt, beide erkennen die Notwendigkeit sozialer Reformen an, beide endlich sind aus der Schule Crispi's hervorgegangen, in dessen Ministerien sie nach einander das Portefeuille des Staatsschatzes inne gehabt haben. Aber Sonnino ist gemässigter gesinnt als sein Nebenbuhler.

In Italien gehören die Juden — Sonnino ist jüdischer Abstammung, bekennt sich aber, wie seine Mutter, zum Protestantismus — fast ausnahmslos zur konservativen Partei, und in konservativen Anschauungen ist auch Sonnino gross geworden. Giolitti hingegen, der aus kleinbürgerlichen Verhältnissen herstammt, ist demokratisch gesinnt. Sonnino und Giolitti zählen in der Kammer nur eine geringe Zahl, jeder vielleicht 20, verlässliche Anhänger. Aber als Ministerpräsident könnte Sonnino für die erste Zeit auf die gesamte Rechte und die gemässigten Liberalen rechnen, und Giolitti seinerseits auf sämtliche radikale Parteien mit Einschluss der Republikaner und Sozialdemokraten.“

In der **„Revue des Revues“** (1. Januar) schreibt Dr. La Touche-Tréville über neue biblische Funde u. a.:

„Eine vor drei Monaten vollendete Ausgrabung legte die Stadt Lachisch, die Residenz des Königs Salomon, bloss. Die Arbeiten, welche vier Jahre dauerten, wurden von Flinders Petrie und Dr. Bliss geleitet und förderten die Ruinen von elf Städten zu Tage, die übereinander gebaut waren, und deren älteste auf 2000 Jahre v. Chr. zurückgeht, während die jüngste bis um das Jahr 400 v. Chr. gestanden haben dürfte.“

Die **„Allgemeine Zeitung des Judentums“** bringt einen Aufsatz über jüdische Kunst von Dr. Gustav Karpeles, aus dem wir einige Sätze unter den „Aphorismen“ dieses Heftes reproduzieren. In denselben kennzeichnet sich treffend der Umschwung in der Auffassung vom Judentum, der sich in unserer Gegenwart zu vollziehen beginnt.

In der **„Welt“** (No. 6) erörtert der hochangesehene Rabbiner Dr. J. Rülf (Bonn) die Frage: Ob wir noch Juden seien. Wir entnehmen den interessanten Ausführungen dieses greisen Gelehrten folgende Stellen:

„Sind wir noch Juden? Wenn wir Juden weiter nicht besässen als unsere Glaubensgesetzlichkeit, und weiter nicht wären als eine auf dieser Gesetzlichkeit beruhende Religions gemeinschaft, dann, ja dann müssten wir ehrlich und ent schieden antworten: Nein, wir sind keine Juden mehr Schauen wir uns doch rechtzeitig um nach einem andere Surrogat für unser Judentum, denn damit geht es über kur oder lang zu Ende.

Aber getrost! Wir sind noch Juden und werden un wollen es bleiben bis an das Ende der Tage. Die Gesetz lichkeit ist gar nicht das Fundament, das Urwesen, di Substanz des Judentums, sondern die Nationalität. Dies Gesetzlichkeit ist erst der Ausfluss des jüdisch-nationale Geistes und gewinnt erst durch diesen eine unerschütterlich Grundlage und ewigen Fortbestand; ohne die Nationalitä aber schwebt die jüdische Gesetzlichkeit in der Luft un wird von jedem Windzuge der modernen Aufklärung und de Kulturfortschrittes verweht und verflüchtigt.

Ich kann mir sehr wohl ein Judentum denken als di reine Nationalität, ganz ohne Gesetzlichkeit; die blosse Ge setzlichkeit hingegen, ohne die Nationalität als ihren Träger so eine gewisse Werkheiligkeit, Buchstabenheiligkeit, ge dankenlose Ceremonialübung ist kein wahres Judentum Immer heisst es: „Der Du uns erwählt hast aus alle Nationen und uns Deine Thora gegeben hast“; jederzeit di Nationalität vorausgesetzt. Die jüdische Religion ohne di jüdische Nation ist bestandloses Scheinjudentum.

Selbst der Glaube an den Einig-Einzigen ist geknüpf an die Existenz der israelitischen Nation. „Höre, Israel, de Ewige, unser Gott, ist der einig einzige Gott.“ „Israel is der Genosse Gottes“, lehrt in diesem Sinne der Talmud Eben aus dieser Genossenschaftlichkeit schöpft das Vol seine Ewigkeit, wird es zu jenem „Am-Olam“, „Volk de Ewigkeit“, von welchem der Prophet redet. „Ich, der Ewige habe mich nicht verändert, und Ihr Söhne Jacob's habt nich aufgehört.“ Ich und Ihr.

Was die moderne jüdische Bewegung betrifft, so mein der Verfasser, dass sowohl die Orthodoxen als auch di Neologen nicht wussten, was sie thaten, als sie ihr so hefti entgegentraten. „Die Orthodoxen nicht, denn mit all ihre Gesetzesstrenge sind sie nicht im stande, der zersetzende und auflösenden Macht des neuzeitlichen Kulturfortschritte entgegenzuwirken. Die Neologen nicht, denn die arbeite der Zersetzung und Auflösung geradezu in die Hände. Wa sie da von der „erhobenen Mission“ des Judentums unte den Völkern reden, ist der reinste Humbug. Von einem Judentum als Nationalität, die anderen Nationalitäte selbstbewusst, würdig und kräftig, mit aller ihrer Bestimmt heit und Bestimmung gegenübertritt, liesse sich allenfalls s etwas noch sagen, aber nicht von einer Glaubensgemeinschaf ohne Glauben.“

Abonnementspreis für das Halbjahr: in Berlin Mark 3,—, in Deutschland und Oesterreich Mark 3,50, für das Ausland Mark 4,—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes, durch alle Postämter des Deutschen Reiches unter No. 5785a der Postzeitungsliste und durch die Expedition dieser Zeitschrift.

Adresse für die gesamte Korrespondenz: S. CALVARY & Co. (Inh. HUGO BLOCH)
Verlagsbuchhandlung und Antiquariat, Berlin NW., Neue Wilhelmstrasse 1.

Verantwortlicher Redakteur: Leo Winz, Berlin W., Wilmersdorferstr. 117. — Verlag von S. Calvary & Co., Berlin NW.
Für den Anzeigenteil verantwortlich: Hugo Bloch, Berlin. — Druck von Pass & Garleb, Berlin W. 35.



OST UND WEST.

ILLUSTRIERTE MONATSSCHRIFT FÜR MODERNES JUDENTUM.

Herausgegeben unter Mitwirkung von

Dr. S. Bernfeld, M. Buber, Dr. Heinrich Meyer Cohn, Prof. Dr. Hermann Cohen (Marburg), Dr. Moses Gaster (London), Prof. Dr. Ludwig Geiger, Robert Jaffé, Prof. Dr. D. Joseph, Prof. L. Kellner (Wien), S. Lublinski, Prof. Dr. M. Lazarus, Dr. Rudolph Lothar, Dr. Max Nordau Paris), Dr. Alfred Nossig, Prof. Dr. Martin Philippson, Nahida Remy, Dr. J. Sadger, K. K. Baurat Wilhelm Stiassny (Wien), Dr. Ernst Tuch, Prof. Dr. Otto Warburg, Jacob Wassermann, Dr. S. Werner (Wien) u. a.

Bezugs- und Insertions-Bedingungen auf der letzten Textseite.

Heft 3 **März** **1901**

„MOSES."

Von Henry George.

Es hat sich bei uns Modernen die Neigung herausgebildet, in den grossen Charakteren der Geschichte mehr das Resultat als die Ursache der jeweiligen Zeitströmungen zu sehen. So wie in früheren Zeiten die grossen geschichtlichen Ereignisse auf Personen zurückgeführt wurden, so thun wir heute das Umgekehrte und versuchen die sagenhaften Heroen der grauen Vorzeit in mythologische Vorgänge aufzulösen.

Dennoch — wenn wir versuchen die Anfänge zu finden von Bewegungen, deren ewige Ursache bis auf die heutigen Zeiten wirkt — stossen wir zuletzt auf das Individuum. Es ist wahr, dass die Verhältnisse den Menschen bestimmen, aber es ist gleichfalls wahr, dass im Anfang aller Dinge Menschen die Verhältnisse schufen.

An einer wohlbekannten Stelle beschreibt Macaulay, welchen Eindruck auf seinen Geist das Alter jener Kirche machte, die, Dynastien und Weltreiche überlebend, zurückreicht auf die Zeiten, da der Opferrauch emporstieg vom Pantheon, und Leopard und Tiger sich zerfleischten im römischen Amphitheater. Und doch existieren noch heute Gebräuche in unserer Mitte, die — in ununterbrochener Kette überliefert vom Vater auf den Sohn — zurückgeführt werden auf eine weit entfernte Vergangenheit. Jedes Jahr — in jedem Lande der Welt — sammeln zu einer bestimmten Zeit Männer ihre Familien um sich und essen — angethan wie zur Reise — ein schnell bereitetes festliches Mahl. — Bevor noch Rom gegründet war, und bevor Homer sang, wurde dieses Fest gefeiert, und das Ereignis, an das es erinnern soll, war schon damals Jahrhunderte alt.

Dieses Ereignis ist das Eintreten eines in vielfacher Hinsicht merkwürdigen Volkes in die Weltgeschichte — eines Volkes, das niemals ein grosses Reich gegründet, niemals eine Weltstadt gebaut und doch auf einen grossen Teil der Menschheit einen Einfluss ausgeübt hat, weitreichend, machtvoll und dauernd; eines Volkes, das — 2000 Jahre ohne Land und ohne organisierte Nationalität, dennoch seine charakteristischen Eigenschaften und seinen Glauben bewahrt hat in Leid und Unglück. Dieses Volk ist besiegt, aufgerieben und versprengt worden, es wurde zu Staub zermahlen, zerstreut in die vier Winde des Himmels; und doch, wenn auch Throne gestürzt wurden und grosse Reiche zerfielen, Religionen wechselten und lebende Sprachen ausstarben, — dieses Volk existiert noch mit sichtlich unverminderter Lebenskraft.

Das Auftreten eines solchen Volkes ist eines der epochalen Ereignisse in der Weltgeschichte.

Aber es ist nicht so sehr dieses Ereignis als die Hauptfigur des Führers, die in gewaltiger Grösse uns entgegentritt, wovon ich vorhabe zu sprechen.

Drei grosse Religionen stellen den Führer des Exodus auf die höchste Stufe, die sie den sterblichen Menschen einräumen. Dem Christentum und Islam ebensowohl als dem Judentum ist Moses der Gesetzgeber und das Sprachrohr des Höchsten der Vermittler, ausgestattet mit übernatürlicher Macht, durch den der göttliche Wille offenbart wurde. Aber gerade diese Erhebung, die den Vergleich mit anderen Menschen unmöglich macht, mag uns hindern, die wahre Grösse dieses Mannes zu erkennen. Aus der Mitte seiner Brüder ragt Saulum Haupteslänge hervor.

Und auch die kritische Wissenschaft, welche die Moses zugeschriebenen Bücher und Gesetze in die Zeit nach den Propheten verlegt, führt auf ihn, von dem sie uns fast nichts erzählen kann, die Anregung zurück zu den humanen Zügen des jüdischen Gesetzes, zu der hohen Auffassung von der Einheit Gottes — allgegenwärtig und ewig — des allmächtigen Vaters.

Aber gleichviel, ob wir Moses in dieser oder jener Weise auffassen, es mag der Mühe wert sein, den Standpunkt einzunehmen, wo alle Schattierungen von Glauben und Unglauben einen gemeinschaftlichen Boden finden — die Hauptzüge der jüdischen Quellen und Traditionen zu acceptieren und sie zu betrachten im Lichte der Geschichte, wie wir sie kennen und der menschlichen Natur, wie sie sich noch heute zeigt. Es ist ein Fall, wo die biblische Geschichte behandelt werden kann wie die profane, ohne das religiöse Gefühl irgendwie zu verletzen. — Selbst die schärfste Kritik kann Moses nicht zur Mythe machen — die Thatsache des Exodus zwingt uns, einen solchen Führer anzunehmen.

Ein lange unterdrücktes Volk in die Freiheit zu führen, eine solch grosse Masse im Zaum zu halten, sie zu Kämpfern abzuhärten, vor denen kriegerische Stämme zerstoben und die Mauern der befestigten Städte sanken, Unzufriedenheit, Eifersucht und Meuterei zu unterdrücken, Rückschläge zu bekämpfen, die schnelle, stolze Flamme der Begeisterung in den stetigen Dienst der Sache zu zwingen, — das alles verlangt einen turmhohen Charakter — einen Charakter, der im hellsten Lichte die Eigenschaften des Politikers, des Patrioten, des Philosophen und des Staatsmannes zeigt.

Solch einen Charakter in groben, aber starken Konturen zeigt uns die Tradition — eine Vereinigung ägyptischer Weisheit mit der selbstlosesten Aufopferung. Vom Anfang bis zum Ende, in allem, was wir von ihm sehen — ist dieser Charakter in Uebereinstimmung mit sich selbst und mit dem grossen Werke, das sein ewiges Denkmal bildet.

Es ist der Charakter eines erhabenen Geistes, der eingeengt von Bedingungen und Begrenzungen, sich begnügen muss mit den Kräften und dem Material, das er vorfindet, dessen Leistungen, wie gross sie auch sein mögen, nur ein schwacher Abglanz des grossartigen Gedankens sein können.

Aegypten war die Gussform der jüdischen Nation — sozusagen die Matrize, in der eine einzelne Familie oder im besten Falle ein kleiner Stamm sich auswuchs zu einem Volke, so zahlreich wie das amerikanische Volk zur Zeit der Unabhängigkeits-Erklärung.

Vier Jahrhunderte hindurch — wenn wir uns an die Daten der hl. Schrift halten — also länger als Amerika den Europäern bekannt ist — stand dieses wachsende Volk, die Nachkommen einer patriarchalischen Hirtenfamilie, unter der Herrschaft einer hochentwickelten, uralten Kultur — einer Kultur, deren Stetigkeit ihren Ausdruck gefunden hat in Monumenten, die an Dauer mit den ewigen Bergen wetteifern — einer Kultur, so alt, dass die Pyramiden, wie wir heute wissen, Jahrhunderte alt waren, bevor Abraham's Auge auf ihnen ruhte.

Die Nachkommen der ersten Einwanderer, die auf die Einladung des zum Premier-Minister gewordenen Sklavenknaben nach Aegypten kamen, mögen noch so sehr sich das Bewusstsein ihrer Rassenverschiedenheit und die Traditionen von einem freieren Leben erhalten haben, so müssen sie doch mächtig beeinflusst worden sein von einer solchen Kultur. Und gerade wie die Juden von heute Deutsche in Deutschland, Italiener in Italien und Amerikaner in den Vereinigten Staaten sind, ebenso — nur in weit ausgesprochenerer Weise — waren die Juden des Exodus in ihrem innersten Wesen Aegypter.

Es ist daher nichts Auffallendes daran, dass die alten jüdischen Einrichtungen in so vielen Fällen den Einfluss ägyptischer Ideen und Gewohnheiten verraten. Im Gegenteil: die Unterschiede sind das Merkwürdige. Dem oberflächlichen Geist scheint nichts natürlicher, als dass ein Volk, das dem Lande seiner Unterdrückung den Rücken wendet, auch die Ideen und Einrichtungen dieses Landes aufgiebt. Wer aber die Geschichte studiert oder den Lauf der Politik verfolgt, weiss, dass nichts unnatürlicher wäre. Die Gewohnheiten des Geistes sind viel tyrannischer als die Gewohnheiten des Leibes. Sie umgeben die Massen mit einer geistigen Atmosphäre, über die sie ebenso wenig als über die physische hinausgehen können.

Ein Volk, das sich an den Despotismus gewöhnt hat, mag gegen einen Tyrannen sich auflehnen, es mag seine Gesetze und Bestimmungen umstossen, hassen, was er liebte und ehren, was er hasste — aber es wird sich beeilen einen anderen Tyrannen an seine Stelle zu setzen.

Ein abergläubisches Volk mag einen reineren Glauben annehmen, aber es wird ihn bald zu seinen alten Ideen degradieren. Ein Volk, das Unterdrückung zu leiden hatte, mag sich gegen sie auflehnen, aber nur um selbst Unterdrückung auszuüben, sobald es zur Macht gelangt.

Denn die Verhältnisse bestimmen den Menschen. Und wenn wir bei einem Volke, das sich an Einrichtungen von einer bestimmten Art gewöhnt hatte, entgegengesetzte Einrichtungen platzgreifen sehen, so wissen wir, dass wir dahinter jenelebendige, ursprüngliche Kraft zu suchen haben: — die Männer, die im Anfang der Dinge die Zustände schaffen.

Das sehen wir am Exodus. Die frappanten Unterschiede zwischen ägyptischen und jüdischen Satzungen sind nicht äusserlich, sondern prinzipiell. Die Tendenz der einen ist: Unterordnung und Bedrückung, die der anderen: die persönliche Freiheit. Eine merkwürdige Entstehung! Aus dem meist entwickelten und glänzendsten Despotismus wird die freieste Republik geboren. Empor zwischen den Klauen der Felsen-Sphinx erhebt sich der Genius menschlicher Freiheit, und die Trompeten des Exodus erklingen von der stolzen Erklärung der Menschenrechte.

Man bedenke, was Aegypten war. Jahrtausende schon stehen seine mächtigen Monumente, die uns — wie einst die ägyptischen Priester den ruhmredigen Griechen — zuzurufen scheinen: „Ihr seid Kinder!“ Und gerade die Grösse dieser Monumente erinnert uns an die Versklavung des Volkes — ist uns der ewige Zeuge einer Gesellschaftsordnung, die als ein erdrückendes Gewicht auf den Massen lastete.

Dieses enge Nilthal, die Wiege der Künste und Wissenschaften, der Schauplatz vielleicht der grössten Triumphe des Menschengeistes, ist gleichzeitig der Schauplatz der schrecklichsten Sklaverei. Sicher im Besitz aller weltlichen Macht und mächtiger noch durch die Gewalt, die eine mystische Religion ihm verlieh, war der Pharao wie ein Gott auf Erden, und um seinem armen Kadaver ein würdiges Grabmal zu bauen, mussten Hunderttausende ihr Leben dem Frohndienst opfern.

Den Klassen, die ihm zunächst standen, gehörten alle sinnlichen Freuden einer raffinierten Kultur und hohe geistige Genüsse, die die Mysterien des Tempels vor der Oeffentlichkeit verbargen. Für die Millionen aber, welche die Basis der gesellschaftlichen Pyramide bildeten, war nur die Peitsche, um sie zur Arbeit anzuspornen, und die Verehrung von Tieren, um das Sehnen der Seele zu stillen. Seit undenklichen Zeiten bis auf den heutigen Tag war das Los des ägyptischen



MOSES.

Von Michelangelo.

Bauern die Arbeit und der Hunger, damit die über ihm herrlich und in Freuden leben konnten. Er hat sich niemals aufgelehnt. Jede derartige Regung war seit lange in ihm erstickt durch Einrichtungen, die ihn zu dem machten, was er ist. Er weiss nur zu leiden und zu sterben.

Was immer für günstige Umstände wir auch annehmen mögen, — die Organisation und Durchführung der Befreiung eines grossen Volkes von einer solchen körperlichen und seelischen Tyrannei — gegen eine Armee von $^1/_2$ Million geschulter Krieger — erfordert eine gewaltige und geniale Führerschaft. Aber diese That, so erstaunlich gross sie ist, ist nicht der Massstab für die Grösse des Leiters des Exodus. Nicht in der Befreiung vom ägyptischen Joch, sondern in dem konstruktiven, staatsmännischen Genie, das den Grundstein legte zu dem jüdischen Gemeinwesen, offenbart sich uns die unvergleichliche Grösse dieser Führerschaft.

So wenig wir uns den Exodus vorstellen können ohne den grossen Führer, so wenig können wir uns die jüdischen Einrichtungen erklären ohne den grossen Staatsmann. Nicht nur intellektuell, sondern auch moralisch gross, ist dieser Staatsmann erfüllt von jenem selbstlosen Patriotismus, der die Versuchung zurückweist, ein Scepter an sich zu reissen oder eine Dynastie zu gründen.

Die Lehren der Geschichte, die Offenbarungen der Menschennatur, wie wir sie täglich um uns sehen, würden uns lehren, in dem wesentlichen Unterschied zwischen jüdischen und ägyptischen Einrichtungen den Einfluss eines souveränen Geistes zu erblicken, selbst wenn die jüdische Tradition weder den Einfluss eines solchen Geistes bezeugen würde noch auch die beständige Neigung des Volkes, zu seinen gewohnten Ideen zurückzukehren. Immer und immer wieder werden murrende Stimmen laut, und kaum hat Moses den Rücken gewendet, als auch schon das ägyptische goldene Kalb aufgestellt wird unter dem Rufe: „Dies seien Deine Götter, Israel.“ Und auch die Stärke des monarchischen Prinzips zeigt sich in der Wahl eines Königs, sobald der weitreichende Einfluss des grossen Führers anfing nachzulassen.

Es kommt nicht darauf an, wann oder von wem die Moses zugeschriebenen Bücher gesammelt wurden. Es kommt nicht darauf an, wie viel von seinen Gesetzen von früheren Zeiten übernommen, oder in späteren Zeiten hinzugesetzt wurde — ihre grossen Züge tragen den Stempel eines Geistes, der seinem Volke und seiner Zeit weit voraus nach Ursachen forscht für Wirkungen, eines Geistes, der sich nicht von den Ereignissen tragen liess, sondern auf einen endgültigen Zweck gerichtet war.

Die wenigen Züge, die die Tradition uns von Mosis Charakter erzählt, die knappen Notizen, die, wo immer die Bibel gelesen wird, die Kammern der Phantasie mit den lebendigsten Bildern angefüllt haben, bestätigen dies in jeder Weise. Was wir von seinem Leben wissen, erklärt uns seine Ideen, was wir von seinem Wirken wissen, wirft ein Licht auf sein Leben.

Es war keine Monarchie, wie sie in Aegypten zu voller Blüthe gekommen war, oder wie sie in ursprünglicher Form bei den Stämmen ringsumher existierte, was Moses zu errichten suchte. Es war auch keine Republik, wo die Freiheit der Bürger die Dienstbarkeit der Heloten voraussetzte, und wo das Individuum den höheren Interessen des Staates geopfert wurde.

Es war ein Gemeinwesen, das das Individuum zur Basis hatte, ein Gemeinwesen, dessen Ideal es war, dass jedermann unter seinem eigenen Weinstock oder Feigenbaum sitzen sollte, wo ihn niemand stören oder erschrecken sollte — ein Gemeinwesen, in dem keiner verurteilt sein sollte zur Arbeit ohne Unterlass, wo selbst dem Sklaven eine Hoffnung blieb und selbst das Lasttier seinen Ruhetag hatte. Ein Gemeinwesen, aus dem bittere Armut verbannt war, wo die männlichen Tugenden, die sich aus persönlicher Unabhängigkeit entwickeln, einen starken National-Charakter herausbilden sollten — ein Gemeinwesen, wo jedes Mitglied umschlungen war von Familienbanden, die besser als Stahl und Eisen die einzelnen Teile zu einem lebenden Ganzen vereinigten.

Nicht der Schutz des Eigentums, sondern der Schutz der Menschlichkeit — das ist der Endzweck des mosaischen Gesetzes. Seine Vorschriften wollen nicht den Starken helfen Reichtümer zu erwerben, sie wollen die Schwachen vor Ausbeutung und Unterdrückung schützen.

Ueberall stellen sie Schranken auf gegen Selbstsucht und Habsucht, die, wenn sie ihren Lauf hätten, die Menschheit scheiden würden in Grundbesitzer und Sklaven, Kapitalisten und Arbeiter, Millionäre und Landstreicher, Herrscher und Unterdrückte. Sein Sabbattag und Sabbatjahr sichern selbst dem Niedrigsten Ruhe und Musse.

Wenn die Posaunen das Jobeljahr ankündigen, geht der Sklave frei aus, die Schuld, die nicht gezahlt werden kann, ist getilgt, und die Wiederverteilung des Landes sichert auch dem Aermsten seinen Anteil an Gottes Erde. Der Aehrenbinder muss etwas übrig lassen für die Nachlese, und dem Ochsen, der da drischet, darf man das Maul nicht zubinden. Ueberall und in allem herrscht das Prinzip unseres viel gebrauchten Sprichwortes: „Leben und leben lassen.“

Und die Religion, mit der diese Lebensregeln so eng verknüpft sind, trägt ähnliche Züge. Der Idee von der Brüderschaft der Menschen entspringt die von der Vaterschaft Gottes. Wenn auch die Formen denen Aegyptens ähneln, der Geist ist es, was Aegypten verloren hatte. Wenn auch eine erbliche Priesterschaft beibehalten wird, so wird doch das Gesetz — und das ganze Gesetz — verkündigt allem Volke. Wenn auch der ägyptische Ritus der Beschneidung beibehalten wird, und ägyptische Symbole in allen Aeusserlichkeiten des Gottesdienstes sich zeigen, so ist doch die Tendenz, die Form für den Inhalt zu nehmen, aufs Strengste verbannt. Erst wenn wir an die Apis und Eulen, an die heiligen Katzen und Ichneumons Aegyptens denken, offenbart sich uns die ganze Bedeutung des Gebotes: „Du sollst Dir kein Abbild machen.“

Und wenn wir — unter Form, Symbol und Gebot — den Gedanken suchen, von dem jene nur der Ausdruck sind, so finden wir den Grundzug der jüdischen Lehre, ihren Hauptunterschied von den Religionen, in deren Mitte sie sich bildete, in ihrem Nützlichkeitsprinzip, in ihrer Anwendung des göttlichen Gesetzes auf das tägliche Leben. Das höchste Wesen Mosis ist nicht eine Gottheit der grauen Urzeit und der fernen Zukunft, die weit ausserhalb unseres Bereiches droben in den Wolken thront — sein höchstes Wesen ist vielmehr Unser Gott, unser, die wir heute leben, ebensowohl als der Gott unserer Urväter, und seine ewigen Gebote bringen Glück denen, die sie befolgen, und Unglück denen, die sie vergessen — in diesem Leben. Unter den täglichen Beispielen, wie eine vordem grosse Religion bis zur Versteinerung erstarrt war — inmitten einer Gesellschaftsordnung, in der die göttliche Gerechtigkeit zu schlafen schien, ging



Thomas Poussin: Moses beschützt Jethro's Töchter.

Moses das grosse Prinzip auf, das in dem Worte liegt: „Ich bin.“

Und während er in schweigender Wüste nachdachte über das ewige Weben in der Natur, über die Grenze des Lebens — den Tod, und über den Tod als Quelle immer neuen Lebens, da war es dieses „Ich bin“, das wie eine erlösende Botschaft an sein inneres Ohr drang.

Das Fehlen auch nur der Erwähnung eines künftigen Lebens in den Mosaischen Büchern ist nur verständlich durch die Vorzugsstellung, welche jene Wahrheit annimmt. Nichts kann den Juden des Exodus bekannter gewesen sein als die Unsterblichkeitslehre. Die Fortdauer der Seele, das Totengericht, Lohn und Strafe in einer künftigen Welt waren das Hauptthema der ägyptischen Philosophie und Kunst. Aber die eine Wahrheit kann verdeckt oder beiseite geschoben werden durch die Intensität, mit der eine andere ergriffen wird. Und die Lehre von der Unsterblichkeit, so sehr sie auch in den tiefsten Tiefen der Menschenbrust begründet ist, kann so vermengt werden mit niederem Aberglauben und kann von Schlauheit und Selbstsucht zu einem so mächtigen Werkzeug der Unterdrückung gemacht und so missbraucht werden, dass sie dem ernsten Geiste des Gesetzgebers als ein Mittel zur Unterdrückung, als eine Fessel des Geistes, als ein Hindernis für jeden wahren Fortschritt erscheinen muss — ein Lügengewebe, mit dem die Schlauen die Leichtgläubigen umstricken.

Der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele war offenbar in ausgesprochener Weise vorherrschend unter den Massen des jüdischen Volkes. Aber die Lehre, die Moses in den Vordergrund stellte, und auf die er all sein Können konzentrierte, ist oft beiseite geschoben worden von der Unsterblichkeitslehre und mag sich — bei Gelegenheit — vielleicht ähnlich dieser gegenüber verhalten. Er lehrt, dass die Handlungen der Menschen ihren Lohn finden in dieser Welt und dass eine Nemesis existiert, die mit nimmermüdem Fuss und mit erbarmungsloser Hand jedes nationale Verbrechen verfolgt und die Sünden der Väter heimsucht an den Kindern — wenn es auchdem einzelnen in seiner beschränkten Einsicht oft scheinen mag, dass das Unrecht belohnt wird und die Bösen straflos ausgehen. Er lehrt den engen Zusammenhang zwischen den Individuen und der Gemeinschaft, von der er einen Teil bildet, er zeigt, wie in einem gewissen Grade alle leiden unter der Sünde des einzelnen, und das Leben eines jeden beherrscht ist von Bedingungen, welche die Gesamtheit ihm auferlegt. Es ist gerade die Bevorzugung dieser Wahrheiten, die den Gesetzen Mosis einen so eminent praktischen Charakter verleiht. — Er lässt die abstrakten Spekulationen beiseite, in denen der Gedanke sich so leicht verliert, oder seinen Ausdruck nur findet in Symbolen, die wieder zu einer Grundlage des Aberglaubens werden, er beschränkt sich vielmehr auf die Gesetze, von denen der Menschen Glück und Elend auf dieser Welt abhängt. Seine Lehren haben nie zu jener ihrem Wesen nach selbstsüchtigen Askese geführt, die ein so hervortretender Zug der brahmanischen und buddhistischen Religionen ist, und von der

auch Christentum und Islam nicht freigeblieben sind. Seine Lehre gipfelte nicht in dem Satze: „Ueberlasse die Welt sich selbst, damit Deine Seele gerettet werde", sondern in den Worten: „Thue Deine Pflicht in der Welt, damit Du selbst glücklicher seiest und die Welt besser." Er verschmäht auch die gesundheitlichen Vorschriften nicht, die zum Wohle des Leibes dienen konnten. Was er in Aussicht stellte, war Friede und Ueberfluss und langes Leben und kräftige Söhne und Töchter.

Es mag sein, dass Mosis Stellung zum künftigen Leben der des Stoikers entsprach, der da sagt: „Es ist Jupiters Sache, nicht die Meine." Es ist auch möglich, dass sich bei ihm schon damals die Reaktion zeigt, die wir in der Gegenwart beobachten können, nämlich, dass ein tiefreligiöser Geist sich gegen die Formen der Religion wendet, weil diese Formen zu Waffen und Bollwerken der Tyrannei gemacht wurden. Sind doch selbst Name und Lehren des Zimmermannssohnes umgewandelt worden in Stützpfeiler der sozialen Ungerechtigkeit.

Wie sehr aber auch solche Gedanken Moses beeinflusst haben mögen, so kann ich unmöglich glauben, dass ein Mann von seinem Wandel, von seiner Gemütstiefe nicht weiter gedacht haben soll als nur bis zu den Grenzen des irdischen Lebens, dass er seine Festigkeit und seine Stärke nicht aus dem Vertrauen geschöpft haben soll, dass der körperliche Tod nur die Befreiung der Seele ist, dass er nicht überzeugt gewesen sein soll von der Existenz einer Macht im All, auf die er bauen konnte, über die Zerstörung des Stoffes und den Untergang der Welten hinaus. . . . Aber Moses sah seine Pflicht in der Aufgabe, die deutlich vor ihm lag. Er wollte den Grundstein legen zu einer Gesellschaftsordnung, in der Armut und entehrender Mangel unbekannte Dinge seien — wo der Mensch, frei von den niederen Sorgen, welche seine Energie zwecklos aufbrauchen, Gelegenheit hätte zu geistiger und sittlicher Vervollkommnung.

Hier ragt die Grösse des Mannes empor. Welche Weisheit und Voraussicht dazu gehört, schon in der Wüste auf Schutzmassregeln zu sinnen gegen die künftigen Gefahren eines geeinten Staates, davon soll die Gegenwart Zeugnis ablegen.

In der vollen Glorie des neunzehnten Jahrhunderts, wo jedem Schulkinde Dinge geläufig sind, von denen die ägyptischen Weisen niemals auch nur träumten, wo die Erde genau bekannt und die Gestirne gewogen worden sind, wo Dampf und Elektrizität in unseren Dienst gezwungen werden, und die Wissenschaft der Natur ein Geheimnis nach dem anderen abringt — da ist es nur natürlich, zurückzublicken auf die Weisheit der vergangenen Jahrtausende, wie der Mann zurückblickt auf sein Kindesalter.

Und doch, bei allem Fortschritte der Wissenschaft, bei all dem enormen Gewinn an Produktionsmitteln, wo ist das Land in der civilisierten Welt, wo nicht heute noch Mangel und Unterdrückung wäre, wo die Massen nicht verdammt wären zu Arbeit ohne Unterlass, und wo nicht alle Klassen verfolgt sind von einer Gewinnsucht, die das Leben zu einem gemeinen Kampf macht, um zu erjagen und festzuhalten! — 3000 Jahre des Fortschritts, und noch geht der Schrei zum Himmel: Sie haben unser Leben bitter gemacht mit harter Arbeit in Mörtel und Backstein und mit allen Arten von Frondienst. 3000 Jahre Fortschritt, und die klagenden Stimmen der kleinen Kinder steigen mit auf in dem Schrei! Wir schreiten vorwärts und vorwärts, wir umgürten die Kontinente mit Eisenbahnen und verbinden die Städte mit Netzen von Telegraphendrähten. — Jeder Tag bringt irgend eine neue Erfindung, jedes Jahr einen weiteren Fortschritt, vergrösserte Produktionskraft und weitere Absatzgebiete.

Und die Klage über „harte Zeiten" ist lauter und lauter, und überall sind die Menschen bedrückt von Sorge und verfolgt von der Furcht vor dem Mangel. Mit schnellen, stetigen Schritten und wundervollen Sprüngen wächst die Fähigkeit der Menschenhand, die menschlichen Bedürfnisse zu befriedigen.

Und doch ist der Kampf um die blosse Existenz intensiver denn je, und die menschliche Arbeitskraft wird immer mehr zum billigsten Produktionsmittel. Neben überfüllten Waren-Magazinen fallen Menschen zusammen vor Hunger und beben vor Kälte; und im Schatten der Kirchen haust das Laster, das aus dem Mangel geboren ist. Elend inmitten des Ueberflusses, Unwissenheit inmitten der Kultur, Schwäche inmitten gewaltiger Kraft, — — und suchen wir die erste Ursache von all dem, das unserer Civilisation eine schiefe und ungleiche Entwickelung giebt, so finden wir etwas, was dieser jüdische Staatsmann schon vor 3000 Jahren erkannte und zu verhindern suchte. Moses sah, dass die wahre Ursache der Versklavung der Massen in Aegypten dieselbe war wie die, welche überall den gleichen Zustand zur Folge hatte: das Eigentumsrecht einiger Weniger auf das Land, auf dem und von dem das ganze Volk leben musste. Wo immer das unbedingte Besitzrecht, das nach natürlichem Recht sich bei Arbeitsprodukten von selbst versteht, auch auf das Land ausgedehnt wird, da teilt sich unbedingt das Volk in die zwei Klassen der sehr reichen und der sehr armen, — da wird die Arbeit versklavt — da werden die Wenigen die Herren der Vielen, gleichgültig unter welcher politischen Form — da entsteht Laster und Niedrigkeit, gleichgültig unter welcher Religion.

Und mit der Voraussicht des philosophischen Staatsmannes, der nicht für die Bedürfnisse des Tages, sondern für alle Zukunft Gesetze schafft, suchte er, mit Mitteln, die seiner Zeit und den Verhältnissen entsprachen, diesem Irrtum vorzubeugen. Ueberall in den mosaischen Gesetzen wird das Land behandelt als ein Geschenk des Schöpfers an alle seine Geschöpfe — keiner hat ein Recht, es zu monopolisieren. Ueberall ist es „nicht Dein Eigentum, nicht das Land, welches du gekauft, oder das Land, das du erobert hast, sondern das Land, welches der Herr, Dein Gott Dir giebt" — „das Land, welches der Herr Dir verleiht". Und mittels praktischer Gesetzgebung, durch Bestimmungen, die er mit einem heiligen Charakter umgab, suchte er dem Unrecht vorzubeugen, das die alten Kulturen in Despotismus verwandelte, — das Unrecht, das in späteren Jahrhunderten Rom zu Falle brachte, das schuld war an der polnischen Leibeigenschaft und dem Elend Irlands, das Unrecht, das ganze Familien in einzelne Zimmer zwängt hier in dieser Stadt und die neuen Staaten jenseits des Atlantischen Ozeans mit Landstreichern füllt. Er sorgte nicht nur für die gleichmässige Verteilung des Landes unter das Volk und für die Schonung des Landes durch das Brachjahr, sondern auch durch die Institution des Jobeljahres für die Neueinteilung des Landes nach jedem fünfzigsten Jahr — auf diese Weise die Möglichkeit der Monopolisierung verhindernd.

Ich will nicht sagen, dass diese Bestimmungen das unbedingt Beste zur Erreichung dieses Zieles waren, was damals ersonnen werden konnte; denn Moses hatte wie alle grossen konstruktiven Staatsmänner mit de

Werkzeugen zu arbeiten, die ihm zur Hand waren, und mit dem Material, das er vorfand. Noch weniger will ich behaupten, dass Formen, die für jene Zeit und jenes Volk passten, auf jede Zeit und auf jedes Volk anwendbar wären. Ich will nicht die Verehrung der Form, sondern die Anerkennung des Geistes.

Und doch, wie alltäglich ist es, die Form zu verehren und den Geist zu verleugnen. Es sind viele, die da glauben, dass die mosaischen Gesetze buchstäblich vom Allmächtigen diktiert wurden, und die doch jede Anwendung ihres Geistes auf die heutigen Verhältnisse als irreligiös und kommunistisch denunzieren würden. Und doch, wie viel schulden wir bis auf den heutigen Tag diesen Institutionen! Das einzige bis auf diesen Tag, was zwischen unseren arbeitenden Klassen und Frohndienst ohne Unterlass steht, ist eines dieser mosaischen Gesetze. In der politischen Oekonomie ist nichts klarer erwiesen, als dass unter den heutigen Verhältnissen die Arbeiterklasse für siebentägige Arbeit nicht mehr Lohn bekommen würde, als sie jetzt für die sechstägige bekommt, und es würde ihr gerade so schwer fallen, die Zahl der täglichen Arbeitsstunden zu reduzieren, wie jetzt.

Wer da eher glaubt, dass der Mensch des Sabbats wegen da ist, als der Sabbat des Menschen wegen, der mag es weiter glauben; aber, dass da ein Tag in der Woche ist, den der Arbeiter für sich beanspruchen darf — ein Tag in der Woche, an dem der Hammer schweigt und der Webstuhl still steht, das ist — durch das Christentum — dem Judentum zu verdanken, dem Gesetz, das in der sinaïtischen Wildnis entstand. Und wer, der die Verschwendung an Produktivkraft betrachtet, kann zweifeln, dass die moderne Gesellschaft nicht nur glücklicher, sondern auch reicher wäre, hätten wir — wie den Sabbattag — auch die wundervolle Idee des Sabbat-Jahres übernommen, oder, seinen Geist unseren veränderten Verhältnissen anpassend, auf eine andere Weise eine entsprechende Verkürzung der Arbeitszeit eingeführt.

Dies sind die charakteristischen Züge, aus denen wir, wie aus den Fragmenten eines Kolosses, die Grösse des Geistes ermessen können, dessen Stempel sie tragen, — eines Geistes, weit voraus seiner Umgebung und seiner Zeit — einer jener Sternenseelen, die nicht undeutlich werden durch die Entfernung, sondern, glühend in den Strahlen ewiger Wahrheit ihr Licht behalten, während Gesetze und Sprachen und Religionen wechseln und untergehen.

Wer kann zweifeln, dass der Gedanke grösser war als sein bleibender Ausdruck? Und doch ist dieser Ausdruck in der Welt bis auf den heutigen Tag eine gewaltige Macht.

Aus dem freiheitlichen Charakter der mosaischen Lehre entsprang jenes enge Familienleben, das durch alle Zerstreuungen und Verfolgungen hindurch die Individualität der jüdischen Rasse bewahrte, jene Freiheitsliebe, die unter den verzweifeltesten Umständen den Juden charakterisiert, jene heisse Vaterlandsliebe, die da aufflammt in den Makkabäern, und die die jüdischen Bauern sich stürzen liess auf die Lanzenreihen der griechischen Phalanx und der römischen Legionen, jene hartnäckige Ausdauer, und die in Verbannung und Folter den Juden festhalten liess an seinem Glauben. Die Lehre Mosis entflammte die grossen jüdischen Seher und Dichter, die für uns in Worte fassten das Höchste und Schönste, was Menschengeist je erdacht: der



Raffael: Der Durchzug der Juden durchs Rote Meer (Vatikan.)

Lehre Mosis entsprang jene Geistesstärke, die immer und immer wieder den dürren Stab knospen und blühen machte.

Und hinausgehend über den engen Rahmen einer kleinen Rasse, hat sie ihre Gewalt ausgeübt überall, wohin der Einfluss der heiligen Schrift reichte. Der Geist der Bibel hat Throne gestürzt und Priesterherrschaft niedergeworfen. Er stärkte den schottischen Covenanter in schweren Stunden und hiess den Puritaner ausharren in Schnee und Eis eines fremden Landes. Er führte bei Naseby das Volk zum Kampfe — er stand hinter den niedrigen Schanzen von Bunker Hill.

Durch ihre Lehren, wie durch ihre Thaten helfen solche Charaktere die Menschheit vorwärts bringen. Das Leben Mosis, ebenso wie seine Gesetze sind ein Protest gegen jene lästerliche Lehre, die heute so wie vor 3000 Jahren im Umlaufe ist, jene Lehre, die oft auch von christlichen Kanzeln verkündet wird, dass das Elend und die Leiden der Menschen ihren Ursprung haben in einer geheimnisvollen Unthätigkeit der Vorsehung, die wir wohl beklagen, nicht aber ändern können, und gegen die wir uns nicht auflehnen sollen.

Wer dieser Ansicht ist, wer da glaubt, dass der Jammer und die Brutalität, von der gerade die Centren unserer Civilisation überfliessen, ihn nichts angehen, der nehme sich hier ein Beispiel. Für den, der da sehen will, brennt heute noch der Dornbusch, und dem, der da hören will, tönt wiederum die Stimme: „Das Volk leidet; wer wird es heraufführen?“

* * *

In die unmittelbare Familie des höchsten Monarchen und irdischen Gottes aufgenommen, an der Spitze der Klassen-Pyramide, deren Basis die arbeitenden Millionen bildeten, Priester und Prinz in einem Lande, wo Fürst und Priester schwelgen konnten in allen Genüssen, — stand ihm alles offen, was das Leben bieten konnte, die Sinne zu befriedigen oder den Geist zu beschäftigen.

Was war ihm das Wehgeschrei jener, die unter sengender Sonne arbeiteten, unter der Peitsche erbarmungsloser Vögte. Bis die Klagerufe in die Säulenreihen, oder zu den kühlen Leinenzelten drangen, hatte die Entfernung sie zu eintöniger Musik gedämpft. Warum sollte er die Schicksals-Sphinx befragen, oder gegen die Ordnung streiten, die die hohen Götter bestimmten? So war es stets gewesen zu allen Zeiten, so muss es weiter bleiben. Die Wespe zerreisst den Wurm, der Vogel späht auf die Wespe — das Leben entsteht aus Tod und Zerfleischung und höhere Genüsse aus niederen Schmerzen. Soll der Mensch besser sein als die Natur? Sanft und ruhig fliesst der Nil, trotzdem unter seiner glatten Oberfläche schuppige Geschlechter grausamen Krieg führen, und die Stärkeren die Schwachen fressen. Soll der Weise, der die Geheimnisse der Sterne lesen kann, zurückweichen, wenn unter seinen Füssen ein Wurm sich krümmt?

Jene hatten Ziegel zu machen ohne Stroh — sein Platz war an der Spitze der langen Prozession, die mit farbenprächtigen Bannern und glitzernden Emblemen unter dem Klang der Musik und mit feierlichen Gesängen dahinwallt, um das unvergängliche Bauwerk einzuweihen, das der Schweiss jener errichtet hatte. Warum sollte er Anstoss nehmen an der Plage des Frohndienstes — er, für den die Wagen bereitstanden, den die Nilboote trugen, wohin er wollte, mit Ruderschlägen, zu denen Gesang den Takt abgab. Fühlte er das Bedürfnis nach Thätigkeit — da war die Wüstenjagd mit Rossen schneller als die Antilope, und mit Löwen, die wie Hunde abgerichtet. Sehnte er sich nach Ruhe und Genuss, so war da für ihn der sanfte Ton langgezogener Melodien und der anmutige Reigen der Tänzerinnen. Drängte es ihn zu dem Ernst des Geisteslebens, in den Hallen der Tempel stand ihm das Studium aller Wissenschaften offen; er hatte Zutritt zu den erlesenen Kreisen, in denen die höchsten Probleme erörtert wurden, konnte teilnehmen an dem geistigen Stolze, der Jahrhunderte später die griechische Philosophie mit dem Stammeln der Kinder verglich.

Es war keine plötzliche Aufwallung der Leidenschaft, die Moses veranlasste, all' diesem den Rücken zu kehren und die Stärke und Kenntnis, die er in einer herrschenden Kaste erworben, in den lebenslänglichen Dienst der Geknechteten zu stellen. Die Selbstvergessenheit, die sich im Erschlagen des Aegypters offenbarte, strahlte durch sein ganzes Leben. In Gesetzen, die den Charakter eines Volkes bestimmten, in Gesetzen, die bis auf diesen Tag das Los der arbeitenden Millionen erleichtern, können wir die hehre Absicht erkennen.

Durch alles, was die Tradition uns von seinem Leben berichtet, zieht sich die eine — gleiche — grosse Leidenschaft, das selbstlose Streben, die Menschheit besser, glücklicher, edler zu machen. Und sein Tod ist ein würdiger Abschluss dieses Lebens. Er weist von sich den natürlichen Wunsch eine Dynastie zu gründen, was in seinem Falle so leicht gewesen wäre — er verneint das Vorrecht des Geblüts und setzt an seine Führerstelle den besten Mann. Aus einem Lande kommend, wo der Begräbnisritus von erster Wichtigkeit war, und wo in der Erhaltung des Körpers nach dem Tode der Zweck des Lebens gesehen wurde, unter einem Volke, das eben damals den Leichnam seines grossen Vorfahren Joseph mitführte, um ihn zu seinen Vätern zu bestatten, — unterdrückte er den letzten natürlichen Wunsch und entzog sich den Blicken und der Sympathie der Menschen, um einsam und allein zu enden, damit nicht das götzendienerische Gefühl — stets bereit hervorzubrechen — im Tode ihm die abergläubische Ehrfurcht erweise, die er im Leben zurückgewiesen.

„Kein Mensch kennt seine Grabstätte bis auf diesen Tag.“ Aber während die geplünderten Pharaonengräber der Eitelkeit spotten, die sie errichtete, ist der Name des Hebräers, der, von ihrer Tyrannei sich losreissend, für die Erhebung seiner Mitmenschen arbeitete und sann, noch heute ein leuchtendes Licht der Welt.

Führer und Diener der Menschheit! Gesetzgeber und Wohlthäter! Arbeiter für eine Zukunft, die seinem geistigen Auge offenbar war! Typus der grossen Seelen, die zu allen Zeiten der Welt Heroen und Märtyrer gegeben, deren Thaten der kostbarste Besitz und deren Andenken das heiligste Erbe ihres Volkes sind! Von allen Gründern grosser Reiche — mit welchem können wir ihn vergleichen?

Es wäre ein Streit um Worte, über die Inspiration eines solchen Mannes zu disputieren. Aus der Tiefe des Unsichtbaren müssen solche Charaktere ihre Stärke schöpfen — nur aus der Quelle eines reinen Herzens kann ihre Weisheit stammen. Sie beweisen uns die Existenz eines Etwas, das mehr wirklich ist als die Materie, eines Etwas, das höher ist als die Sterne; eines Lichtes, das noch leuchten wird, wenn Sonnen tot und erloschen sind — — eines Endzwecks, von dem das physische Weltall nichts ist als eine vorübergehende Epoche.

*) Siehe Notiz unter Miscellen Seite 225/226.



Paul Delaroche: Die Auffindung Mosis.

DER DEUTSCH-JUEDISCHE JARGON UND SEINE LITTERATUR.

Von Fabius Schach.

Wenn ein Deutscher über die östliche Grenze geht und zum ersten Mal die russischen Juden in ihrem eigenartigen Idiom sprechen hört, so wird er plötzlich in eine wunderbare, fast mystische Stimmung hineingezaubert. Gespannt lauscht er auf den Klang der Worte, die ihn bekannt und doch fremd, anheimelnd und abschreckend berühren. Es sind offenbar deutsche Laute, die an sein Ohr schallen, und doch kann er sie nicht verstehen. Es ist keine blos geographische Grenze, die hinter ihm liegt, er ist in einer andern Welt. „Sie mauscheln!“ sagt der Laie verächtlich. Der Sprachphilosoph und Völkerpsychologe aber steht hier vor einer interessanten Erscheinung. Ein neues Gebiet mit fesselnden Problemen eröffnet sich ihm.

Nein, der Jargon der russischen Juden ist kein „Mauscheln“. Er ist keine durch willkürliche Verdrehung und Entstellung entstandene Mundart, sondern eine in sich geschlossene Volkssprache, die ihre Geschichte und ihre Entwickelung hat. Der Jargon ist eine lebendige Sprache einer grossen Bevölkerung. Er berührt das Ohr nicht unangenehm, wie etwa die Sprechweise der süddeutschen Viehhändler. Er ist nicht unschön. Er klingt wohl hart, wie jede Volkssprache, aber anziehend durch seine Frische. Er ist kernig, sarkastisch, bilderreich, knapp und charakteristisch, von lebhaften Gesten und von einem warmen Temperament begleitet. Also: eine Sprache, die wie kaum eine andere sich der Individualität der jüdischen Volkspsyche anpasst.

Der Jargon ist thatsächlich die gegenwärtige Volkssprache der Judenheit par excellence. Er wird von ungefähr sieben Millionen Juden als einzige Verkehrssprache gesprochen und von den andern drei bis vier Millionen zum grössten Teil verstanden. Wohlgemerkt: Es sind sieben Millionen Kulturmenschen, deren Organ diese Sprache bildet. Denn unter diesen sieben Millionen ist kaum ein Analphabet, kaum eine Person, die nicht schreiben und lesen kann. Dazu kommt noch, dass sie mit der deutschen Sprache wie kaum eine andere Sprache verwandt ist. Es lohnt sich also, ihr näher zu treten. Ja, man müsste sich wundern, dass man in Deutschland bis heute diesem Jargon so wenig Beachtung geschenkt hat, wenn nicht der Schlüssel dieses Rätsels gegeben wäre. Der Jargon wird nämlich mit hebräischen Lettern geschrieben, und diese Buchstaben sind der modernen Welt — von Juden und christlichen Theologen abgesehen — ebenso fremd wie die chinesischen.

Der jüdische Jargon ist die deutsche Sprache voriger Jahrhunderte in einer eigenartigen jüdischen Entwickelung. Der grösste und intelligenteste Teil der russischen Judenheit ist aus Deutschland gekommen, wo er auf der mühseligen Wanderschaft kürzere, oder längere Rast hielt. Diese neuen Einwanderer drängten den ursprünglichen russischen Juden durch die Macht ihrer Intelligenz die ihnen lieb gewordene deutsche Sprache auf. Anfangs war also diese Sprache rein deutsch, sie musste aber, durch innere und äussere Verhältnisse gezwungen, fremde Elemente in sich aufnehmen. Für rituelle Dinge, für religiöse und seelische Vorgänge wurden hebräische Ausdrücke gewählt. Für die Bezeichnung öffentlicher Institutionen und gesetzlicher Handlungen nahm man russische und polnische Wörter. Immerhin sind noch heute mindestens 80 Prozent der Sprache germanischen Ursprungs. Auch die andern Elemente passten sich in ihrer Gliederung, in Aussprache und Schreibweise organisch dem Ganzen an und verschmolzen zu einer Einheit.

* * *

Wie die Entwickelung des ganzen jüdischen Seelenlebens, so gestaltete sich auch der Werdegang dieser Sprache zu einem merkwürdigen Phänomen. Auch die geschichtliche Bildung des Jargons folgt wohl ehernen innern Gesetzen, aber sie sind komplizierter Natur und dem Laien kaum begreiflich. Es klingt paradox und ist doch wahr: die Unregelmässigkeit dieser Sprache ist ihre Norm. Aus Dissonanzen muss man sich hier die Harmonie bilden. Wild, sprungweise ging dieser etymologische Prozess vor sich. Die Sprache wurde nicht gelernt, sondern nur gelebt. Ohne irgend welche bindende grammatikalische Regeln und ohne autoritative Reformen, von Deutschland abgeschlossen und stets mit heterogenen slavischen Elementen in Berührung, musste die Sprache verwahrlosen und zu einer Anarchie werden. In jedem Landesstrich, ja fast in jeder Stadt Russlands spricht man den Jargon etwas anders. Das wäre nicht wunderlich. Wenn z. B. das O der Litauer in U, das U in Ü bei den Polen übergeht, so ist das leicht durch die Einwirkung des Klimas und den Einfluss der Nachbarbevölkerung zu erklären. Aber auch jeder Einzelne am selben Orte spricht oft anders, ohne zu wissen warum, und — man versteht ihn. Die leichte Bildung von neuen Zeitwörtern und die Verwandlung von hebräischen und slavischen Wörtern in Jargonformen gewährt eben einen zu grossen Spielraum für persönliche Liebhabereien. Noch mehr als im Deutschen ist hier der Satz berechtigt: Jeder spricht und schreibt seine eigene Sprache. Daher ist diese Sprache so individuell und interessant für den Völkerpsychologen, aber auch so schwer zu ergründen für den Sprachforscher. Der relativ reinste Jargon wird wohl in Litauen, dem alten Sitz der jüdischen Intelligenz, gesprochen.

Dass der Jargon ein Bild der Zerfahrenheit und

der Verwilderung bietet, — wer mag es leugnen? Aber auch das ist nicht das Werk der Willkür, tiefe Ursachen haben hier ihre Gewalten gezeigt. In den unsäglich traurigen politischen und sozialen Verhältnissen einer finstern Zeit, in dem unvergleichlich schweren Kampf ums Dasein der russischen Judenheit, musste der Sinn für Schönheit und Harmonie geschwächt werden. Das zeigte sich in der fast national gewordenen asketischdüstern Lebensanschauung zur Genüge. In der Sprache trat diese Erscheinung noch krasser hervor, weil der Jargon Jahrhunderte hindurch nur Lebens- und nicht Kultur- und Litteratursprache war. Die jüdische Kultur in Russland war bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts hinein identisch mit dem Religionsleben, und für dieses hatten die Juden eine andere Sprache, die hebräische. Das Beten und Studieren geschah hebräisch. Der Jargon war die Sprache des Körpers, Hebräisch die der Seele. So blieb dieses linguistische Stiefkind bis in das sechste Dezennium des verflossenen Jahrhunderts hinein ohne Litteratur.

Ohne Litteratur ist eigentlich nicht ganz richtig. Es gab wohl eine Andachts- und Erbauungslitteratur niedrigster Art im Jargon. Für die Frauen und die geistigen Parias des Volkes, die das Hebräische wohl lesen, aber nicht verstehen konnten, übersetzte man die Gebete und die Bibel und auch einige exegetisch-moralische Schriften ins Jüdisch-Deutsche. Diese Uebersetzungen, von unkundiger Hand besorgt, bilden ein Kauderwelsch tragikomischer Natur. Die Uebersetzer glaubten nämlich eine besondere Weihe heraufzubeschwören, wenn sie für diesen heiligen Gebrauch Worte wählten, die im profanen Leben fremd waren und die kein Mensch verstand. Und die armen Frauen lasen diese Bücher ohne Lust, als religiöse Pflicht, und diese Schundlitteratur bildete ihre einzige geistige Nahrung.



J. L. Perec (Warschau).

Erst ums Jahr 1860 herum begannen die Anfänge einer beachtenswerten jargonischen Litteratur. Eisik Meier Dick, ein hervorragender Talmudkenner und klarer Kopf, wurde zum Regenerator der jüdischen Volkslektüre. Er war der erste, welcher Bresche in diese Festung der Finsternis legte. Er begann die Frauen und die ungebildete Masse aufzuklären und Erzählungen aus dem jüdischen Leben zu schreiben. Wenn einst die Kulturgeschichte der russischen Judenheit geschrieben wird, wird man diesem Kulturförderer einen Ehrenplatz darin anweisen. Er war für die Frauen und das eigentliche Volk, was Isaak Ber Lewinsohn für die Intelligenz war: ein Kämpfer für Licht und Bildung. Freilich war Dick alles, nur kein Dichter. Er war geistreich, witzig, sarkastisch, gelehrt, — nur nicht Künstler. Aber mit seiner Kritik und seinen Schilderungen eröffnete er den geistig Enterbten in Israel eine neue Welt. Er geisselte in jeder Erzählung alle ererbten und anerzogenen Unsitten und Gebrechen, verbreitete Aufklärung und zeigte den Weg zur Besserung. Er war Tendenzdichter mit allen Licht- und Schattenseiten dieses Epithetons, und er war sich wohl selber dessen bewusst. Er schrieb unzählige kleine Erzählungen, die in Wilna erschienen und 8—10 Pfennig das Bändchen kosteten. Sie haben heute für den Laien keinen Wert mehr, sie sind längst überwundene Vorstufen, aber sie sind mächtige Steine im Entwickelungsbau, ungemein bedeutend für den, der das Werden studiert, um das Gewordene voll zu geniessen. Dieser Dick stand fast allein da. Er wirkte eben mehr auf die Vernunft als auf die Gefühlswelt, er konnte keine Schule machen. Denn nur der Ton der Seele, die wahre Dichtung, erhebt, begeistert und weckt Nachahmung.

Streng genommen waren ja all diese kalt und bewusst erdachten Erzählungen nur eine neue Art

von Belehrungslitteratur, ein reformiertes „Z'enah-Ur'enah*)".

Es kam dann eine neue Epoche, in der die jüdische Volksseele zwar noch nicht zum Leben erwachte, aber sich im Traume zu regen anfing. Diese Aera trägt daher auch einen echt träumerischen Charakter: süsslich-traurig, weichlich, einschmeichelnd, ohne Kraft und Stärke. Wie überall erwachte auch hier zuerst



David Pinsky (New-York).

die Lyrik in der Gestalt der Volkslieder. Der Träger dieser Epoche ist der geschickte Verseschmied und Troubadur Eliakum Zensor in Wilna. Er wurde im Volksmunde Eliakum Badchen**) genannt, und er übte auch diesen Beruf auf jüdischen Hochzeiten aus. Darin liegt auch seine eigentliche Charakteristik: ein Gemisch von Dichter und Sänger, von Ernst und Komik. Er wusste gewisse Seiten des jüdischen Lebens anmutig in Liedern zu schildern und — was noch mehr sagen will — ihnen eigenartige slavisch-orientalische Melodien zu geben, die mit dem Texte zu einer unzertrennlichen Einheit verschmolzen. Er wurde daher schnell populär, so populär wie keiner vor ihm. Jedes Mädchen bei der Nähmaschine, jeder Jüngling beim Talmudstudium und jede Gesellschaft bei den Samstags-Zusammenkünften sang leidenschaftlich solo und im Chor diese Lieder. Aber der Melodie entkleidet, sind diese Lieder oft ohne jede Poesie. Dazu kommt noch, dass sie fast alle nach einer Schablone, im Stile der romantischen Schule, geschrieben sind.

Von den Prosawerken dieser Zeit sind nur wenige zu nennen. Die Qualität steht hier in schreiendem Kontrast zur Quantität. Freilich, der Romanfabrikant Scheikewitz war so fruchtbar wie etwa die Marlitt in Deutschland. Er wusste aus jedem Roman Paul de Koke's ein jüdisches Original zu machen und eine geistige Kost für gebildete Dienstmädchen, gelangweilte Frauen und müssiggehende Jünglinge zu bereiten. Die Erzählungen waren alle nach einem Muster mit kleinen

*) Bekanntes Erbauungsbuch für Frauen.

**) Gelegenheitsdichter, Witzling, Reimkünstler.

Abweichungen hergestellt. Ein junger Mann, Studierter, daher Ausbund aller Tugenden, liebt ein aufgeklärtes, daher gutes Mädchen. Die Eltern sind fromm, daher fanatisch, heuchlerisch und schlecht, und sind natürlich hinderlich. Es folgt ein langer Kampf, endlich siegt die Liebe, sie „kriegen sich". Wilde, phantastische Ausputzungen, unmögliche Situationen, Fälschung der Wahrheit durch Lobhudelung der neuen und Verleumdung der alten Generation, — das sind die Grundzüge dieser Bücher. Vergiftung der Phantasie, Erzeugung krankhafter Vorstellungen von der Bildung und ihren Aufgaben waren die natürlichen Folgen dieser „Dichtungen".

Diese Epoche brachte uns aber auch den Mendele Maucher Sphorim,*) einen Schriftsteller von Gottes Gnaden, der jeder lebendigen Litteratur zur Zierde gereichen würde. In jedem seiner Bücher ist das jüdische Leben verkörpert. Sein bestes Werk, „Die Kliatsche",**) ist zum Buche des jüdischen Volkes schlechtweg geworden und verdient einen Platz in der Weltlitteratur. Ich weiss nicht, mit welchem Buche ich es vergleichen soll. Es ist, wie alles wirklich Originelle, unvergleichlich. Mendele ist individuell und kraftvoll, ein wahrer Künstler. Er ist Realist im besten Sinne und dabei feiner Psychologe. Mit einem Satz entwirft er einen Charakter, mit einer feinen Zeichnung malt er die Seele. Die Sprache steht ihm für die Schilderung der Natur wie des Innenlebens in seltener Weise zur Verfügung und er entlockt diesem spröden jargonischen Instrument die zartesten Töne. In seinen Werken lacht und weint, ächzt und jauchzt die jüdische Volksseele.

Noch ein Buch, das freilich mehr Wahrheit als Dichtung enthält, soll hier Erwähnung finden: „Der jüdische Erev-Pessach." Es ist anonym erschienen, hat aber den hervorragenden und genialen Talmudforscher Schatzkes zum Verfasser. Das Buch schildert das jüdische Leben Russlands während der Zeit von Purim bis nach Pessach, und es ist eine Schilderung grandioser Art. Das Buch ist ein echtes Denkmal des innerlich und äusserlich geknechteten jüdischen Lebens. Schade, dass der Verfasser nur diese vier Wochen und nicht das ganze Jahr geschildert hat. Er wäre dann der Lebensmaler des russischen Ghettos.

In den 80er Jahren tauchte auch die höhere Form der Dichtung, das Drama, im Jargon auf. Aber die Zeit war zu früh für die Pflege des Kunstsinnes in höchster Gestalt, der Geschmack war noch nicht geläutert. Die Männer, die sich auf dieses Gebiet wagten, waren nicht dazu berufen. Dichter und Schauspieler arbeiteten mit den primitivsten Mitteln und hatten nur den einen Zweck, die mehr als anspruchslosen Zuschauer zu unterhalten. So konnte nur eine Karikatur entstehen, die ohne jeden höhern Wert ist. Der

*) Mendele Buchhändler, Pseudonym für S. J. Abramowitz.

**) Die Stute, Symbol für das leidende Judentum.

Schöpfer des jüdischen Theaters, Goldfaden, hat eine Reihe guter Gedichte veröffentlicht, aber für seine Dramen wird ihm das jüdische Volk keinen Dank zollen.*)

* * *

Auch Mendele stand lange allein auf seiner einsamen Höhe, weil die Intelligenz es als verächtlich betrachtete, Jargon zu schreiben und lieber hebräisch radebrechte. Die Leute schämten sich des ererbten Jargons wie des ererbten Kaftans. Sie glaubten, auch eine Sprache leicht wie ein Kleid ablegen zu können. Sie wollten das ganze Volk mit Gewalt zu Hebraisten machen. Langsam nur erwachte in den letzten zwei Dezennien des 19. Jahrhunderts die urkräftige Volksindividualität zum Bewusstsein.



M. Spektor (Warschau).

Erst schüchtern, dann immer kühner wagte sich ein wirklicher Schriftsteller nach dem andern in das jargonische Gebiet hinein. Und da erlebten wir einen Aufschwung dieser so stiefmütterlich vernachlässigten Litteratur, wie wir ihn kaum ahnten. Es entstand eine Fülle wirklicher Dichtungen in Poesie und Prosa, die Sprache wurde veredelt und erweitert und entwickelte sich immer mehr zu einer Kultursprache. Es sind da in den letzten 10 Jahren Bücher erzeugt worden, auf die diese junge Litteratur mit Recht stolz sein darf. Der bedeutendste und interessanteste dieser neuen Schule ist zweifellos J. L. Perec. Er ist ein Moderner im vollsten Sinne des Wortes. Seine feinen Seelenmalereien, seine Kopierungen des Lebens und seine schlichten Naturzeichnungen sind einzig in ihrer Art. Er lauscht auf den Klang der jüdischen Seele und verleiht ihm die richtige Sprache. Seine kurzen Skizzen sind Meisterwerke, die Probleme des Innenlebens sind tief erfasst und künstlerisch ausgeführt. Seine Auffassung des Chassidismus und des mystisch-sehnsüchtigen jüdischen Lebens überhaupt ist genial. Aber auf Schritt und Tritt begegnet man im modernen Jargon Schriftstellern von echter Begabung. Die phantasiereichen spannenden Romane eines Dienesohn, die packenden Bilder eines Pinski, die etwas derbe, aber kraftvolle Skizzierung eines Scholem-Aleichem**), die lyrischen Ergüsse eines Frug, die vorzüglichen Lebensbilder eines Spektor — sie würden einer jeden Litteratur zum Ruhme gereichen. Es ist hier alles frisch, urwüchsig und neu. Man merkt hier noch nicht die Mattigkeit und Blasiertheit der modernen Welt. Wahrlich, das russische Ghetto bildet eine Fundgrube origineller Typen. Freilich giebt es auch im Jargon Leute, die der dekadenten Spielart huldigen. Manche glauben, es dem Zeitgeist schuldig zu sein, alles Hypermoderne nachzuahmen, und vergessen ganz, dass das, was sich für Deutsche und Franzosen eignet, für die Judenheit darum noch nicht gut zu sein braucht. Ueberhaupt ist in dieser Jargonlitteratur jede Richtung vertreten. Es ist eben eine Zeit der Gährung. Die Volksseele kämpft noch nach Befreiung und Entfaltung und versucht sich in jeder Gestalt.

Dass mit der Masseneinwanderung der russischen Juden in England und Amerika auch der Jargon dahin verpflanzt wurde, ist begreiflich. Die Juden des Ostens bilden ja auch dort ein Ghetto und führen das alte Leben mit kleinen Variationen fort. Aber der Jargon hat an seiner neuen Pflanzstätte an Reinheit und Idealismus viel verloren. Es kamen dort so viele englische Worte hinzu, dafs die Sprache etwas fremdartig wurde. Dann nahm dort die Litteratur einen derb materialistischen Zug an, der dem jüdischen Geist schlecht steht. Von der jargonischen Litteratur in Amerika wissen wir in Europa nicht viel. Was mir von dort bis heute in die Hand kam, war von geringem Wert. Räuberromane, schlechte Uebersetzungen und Reklameartikel scheinen dort einen guten Absatz zu finden. Mir ist nur ein Dichter bekannt, der sich aus diesem materialistischen Sumpfe gerettet hat. Es ist der Lyriker Morris Rosenfeld, vielleicht der beste der Gegenwart. Aus dem arbeitenden Proletariat hervorgegangen, ist er zum Dichter des jüdischen Proletariats geworden. Das soziale Elend dieser Aermsten findet in seinen Dichtungen einen erhaben rührenden Ausdruck.

Die Wechselwirkung von Litteratur und Leben lässt sich nirgends verleugnen. Der Zionismus, der in Russland in den letzten drei Jahren zu einer gewaltigen Volksbewegung geworden ist, musste natürlich seinen Einfluss auf die jargonische Litteratur geltend machen.



J. Dienesohn (Warschau).

**

*) Ich behandle dieses wichtige Kapitel hier nur flüchtig, weil ich für die nächsten Nummern eine besondere Arbeit über das jüdische Theater schreiben will.

**) Pseudonym für S. Rabinowitz.

Das Erwachen des Nationalgefühles, das trostvolle Hoffen auf Erlösung, die glühende Sehnsucht nach Glück und Freiheit, —, sie mussten einen kräftigen Widerhall in der Jargonlitteratur finden. Das Volk besann sich auf sein besseres Selbst, es hörte auf nachzuahmen und nachzuäffen, es zeigte sich überall mehr eigene Kraft und eigener Stolz. Man fing an, das jüdische Leben in all seinen Nüancen zu studieren und die Volkspsyche zu erforschen.

* * *

In Westeuropa kann man den Umfang, wenn auch nicht die Tiefe einer Sprache nach der Grösse ihrer Presse beurteilen. Beim Jargon kann man diesen Massstab nicht anlegen. Denn er hat seinen Hauptsitz in Russland, wo der Gründung und der Herausgabe einer Zeitung, namentlich einer jüdischen, unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstehen. Man darf nicht vergessen, dass Russland mit seinen 5 Millionen Juden überhaupt nur vier jüdische Organe, zwei russische und zwei hebräische, besitzt. Gäbe es im Zarenreiche Pressfreiheit, oder wenigstens freie Konzessionen für Zeitungsgründungen, so hätten wir heute in Russland mindestens 5—6 jargonische Zeitungen. So aber giebt es nur eine, die dazu noch in Krakau gedruckt werden muss. Ich meine die Wochenschrift „Der Jud“, die von der rührigen Verlagsgesellschaft „Achiassaf“ in Warschau herausgegeben und von Dr. J. Lurie ausgezeichnet redigiert wird. Ich kenne keine jüdische Zeitung in deutscher Sprache, die den Vergleich mit dieser Zeitschrift aushalten könnte. Sie ist frisch, originell, zielbewusst, objektiv, vielseitig und unabhängig. Der Redakteur hat es verstanden, einen Stab der besten Dichter und Publizisten um sich zu scharen, und das Blatt ist ein hervorragender Kulturträger der russischen Judenheit. In Wien erscheint seit $1^1/_2$ Jahren eine Jargonzeitung unter dem Namen „Die Welt“. Aber sie ist nicht die russisch-jüdische Welt. Sie ist jargon geschrieben, aber häufig zu sehr wienerisch gehalten, um originell sein zu können. Ein Westeuropäer im Kaftan ist keine glücklichere Figur als ein Ghettojude im Frack. In Budapest erscheint eine jargonische Tageszeitung, und in Galizien tauchen fast jedes Jahr neue jargonische Zeitungen auf, die aber eben so schnell verschwinden. Wie die Juden Russlands überhaupt sittlich und geistig höher stehen als ihre Leidensgenossen in Galizien, so ist auch ihre Litteratur und ihre Presse eine höher zu bewertende.

In England erscheinen einige Jargonzeitungen, die aber nur lokale Bedeutung haben. In Amerika giebt es eine ganze Anzahl jargonischer Zeitungen. Alle politischen und geistigen Richtungen sind darin vertreten, von der orthodoxen und zionistischen bis zur sozialistischen und anarchistischen.


דער יוד

(DER JUDE)

„Der Jud“. Hervorragende jüdisch-deutsche Wochenschrift. Erscheint im Verlag „Achiassaf“ (Warschau).

* * *

Hat dieser Jargon eine Zukunft?

Man hat ihn lange Zeit nur für eine Zwischenstufe gehalten, die zu überwinden wäre, für eine Leiter, um die allgemeine Kultur zu erklimmen. Mit dem Erwachen des Verständnisses für individuelles Leben und Schaffen schwindet allmählich diese irrige Ansicht. Mit der Höhe jeder künstlerischen Auffassung ist die Liebe zum Schlichten, zur Volkspoesie und zur Natur verbunden. Je höher sich die Juden als Volksindividuum entwickeln, desto grösser wird die Zukunft des Jargons werden. Wenn man es als selbstverständlich voraussetzt, dass die Sprache der Zukunft in einem etwaigen jüdischen Staatswesen nur die hebräische sein kann, so ist das eine trockene, rationalistische Auffassung ohne psychologische Vertiefung. Eine Sprache kann nicht gemacht werden, sie muss wachsen und gedeihen wie alles Organische. Das Hebräisch der Gegenwart ist trotz aller Fortschritte der letzten 20 Jahre noch immer gar zu sehr Buchsprache und nur ein Gut der Intelligenz. Von diesem Stadium bis zu einer modernen Umgangssprache ist ein gar weiter Weg. Es dürfte viel leichter sein, den Jargon zu einer veredelten Kultursprache zu erheben, als das Hebräische zu einer lebendigen Sprache zu machen. Hier fehlt nur die Verfeinerung, die Normierung, die mit der Erweiterung der Begriffe von selbst kommt. Dort fehlt noch die Hauptsache: das Lebenselement. Dazu kommt noch ein wichtiger Faktor. Das Hebräische wird stets den Völkern des Occidents fremd bleiben, während der Jargon sehr leicht zu erlernen ist. Das kommt für ein Volk, das Handel und Industrie treiben und modernen Verkehr pflegen will, sehr in Betracht. Der

Jargon müsste geregelt, grammatikalisch geordnet und dann mit lateinischen Lettern geschrieben werden. Das wäre der einzige Weg, der diese Sprache bei den Kulturvölkern, namentlich den germanischen, mit einem Schlage populär machen würde. Eine bindende Sprech- und Schreibweise, die möglichst einfach sein müsste, ist das, was dem Jargon dringend not thut.

Ist dieses erreicht, dann wird jeder gebildete Jude es für seine Pflicht halten, diese Sprache zu erlernen. Es wird sich dann alles, was jüdisch fühlt, um diese Sprache gruppieren, und je mehr die Litteratur bereichert wird, desto vornehmer und mannigfaltiger wird dann die Sprache werden. Eine grosse Anleihe bei den anderen Sprachen wird wohl nötig sein, aber sie wird gute Zinsen tragen. Wer für das Volk arbeitet — und das thut jeder Dichter und jeder Künstler —, der muss zum Volke hinabsteigen, um es dann zu sich erheben zu können. Er muss daher die Sprache des Volkes sprechen. Ist die Sprache arm, dann muss er sie bereichern, ist sie hart, dann muss er sie verfeinern. Wer an die Zukunft des Jargons nicht glauben will, der mag sich erinnern, dass nicht nur Friedrich der Grosse das Deutsch noch als etwas Rohes betrachtete, sondern auch Lessing ursprünglich seinen Laokoon französisch schreiben wollte, weil er fürchtete, für die Feinheiten der Kunst keine Ausdrücke in der deutschen Sprache zu finden. Jede Sprache wächst eben mit dem Volke. Der Jargon trägt alle Keime einer gesunden Volkssprache in sich, und wenn die heutige Renaissancebewegung in Russland ihre natürliche Entwickelung nimmt, dann wird mit ihr der Jargon zu einer gesunden Sprache eines gesunden Volkes.



Zwei komische Typen aus dem humoristischen Teil der von Goldfaden 1887/88 herausg. „New-Yorker illustr. jüd. Ztg.".

Den jüdischen Gelehrten in Deutschland aber, denen das innere und äussere Leben der russischen Juden noch immer ein Buch mit sieben Siegeln ist, kann ich nur raten, die Jargonlitteratur zu studieren. Sie werden erst dann die Juden des Ostens kennen und lieben lernen.



Kopfleiste des humoristischen Teils einer von Goldfaden im Jahre 1887/88 herausgegebenen „New-Yorker illustrierten jüdischen Zeitung".

Aber die Sterne?

Von S. Frug.

(Dem Jüdisch-deutschen nachgebildet von Theodor Zlocisti.)

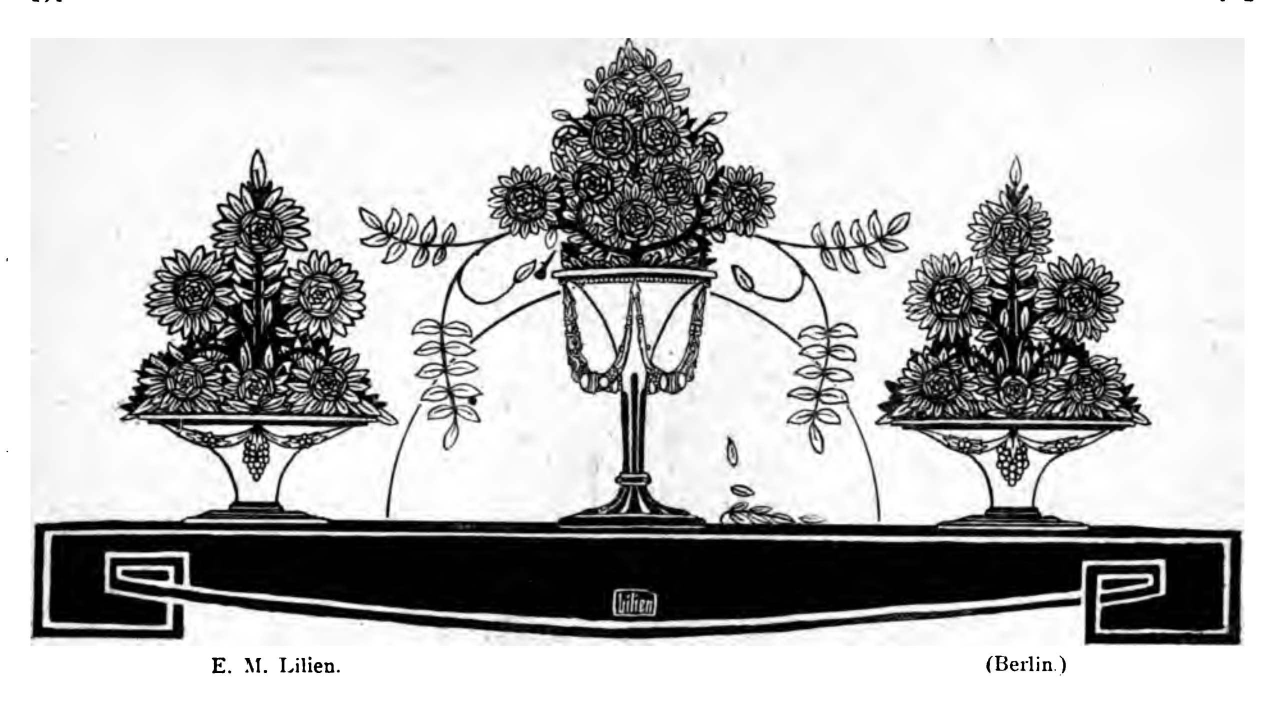
Es glänzt der Mond. Es glänzen die Sterne
In wallender Nacht über Berg und Thal . . . —
Und wieder les' ich die uralten Blätter;
Ich las sie tausend und tausende Mal.

Und wie ich lese die heiligen Worte,
Hält mich eine Stimme gebannt:
„Mein Volk, Du wirst sein, wie die Sterne am Himmel,
„Wie am Meeresgestade der Sand."

Ich weiss es, mein Gott: Von Deiner Verheissung
Wird sich erfüllen das leiseste Wort.
Ich weiss es, mein Gott: Es sucht nur Dein Wille
Die richtige Zeit, den richtigen Ort.

Und eines hat schon die Erfüllung gesehen.
Ich hab' es mit allen Sinnen gefühlt:
Wir sind zu treibendem Sande geworden,
Von jeglichem Fusse durchwühlt . . .

Es hat sich erfüllt! . . Wie Sand und wie Steine
Zerstreut und zerstoben zu Schande und Spott!
. . . Nun aber die Sterne mit leuchtendem Scheine,
Die Sterne, die Sterne, wo sind sie, mein Gott? . . .



E. M. Lilien. (Berlin.)

ALFRED NOSSIG'S SKULPTUREN.

Von Robert Jaffé.

Es gab lange seltsame Zeiträume — und sie liegen eigentlich nicht allzu weit hinter uns —, in denen die jüdischen Künstler, wie manche Blumen ihre Kelche der Morgensonne, ihre Eigenart der Verleugnung ihrer Abstammung hingaben. Sie erwarben dafür heimliche, peinliche Erwägungen, parties honteuses, und nahmen in ihre höhere Sphäre alles das hinüber, was ein jüdisches junges Mädchen empfindet, das sich im Pensionate nicht als Jüdin erkennen lassen möchte, und in dem Gelingen dieser Verkleidungskomödie ihr ganzes Heil sieht. Die Dichter outrierten an ihren Gestalten mit auffälliger Geflissenheit den christlichen Glaubenseifer. Sie schrieben gern von „Madonnen", „Magdalenen", und waren aus ganzer Seele geneigt, gleichsam zur Beglaubigung, in ihren Dialogen die Ausrufe: „Jesus Christus!" und dergleichen anzubringen. Aber sie konnten nicht verhindern, dass dieses sonderbare Gebahren als zweideutig empfunden und nicht ganz ernst genommen wurde. Der Kritiker einer konservativ - orthodoxen illustrierten Familienmonatsschrift schrieb einmal von dem „Magdalenen"-Roman eines jüdischen Schriftstellers, dass den Träger solch eines alttestamentarischen Namens schon der feinere Takt zurückhalten müsse, die Handlung seines Romans in einen christlichen Pfarrhof zu verlegen, und andere Kritiker bezogen sich auf andere (z. B. „Madonnen"-) Werke. Nun könnte die Neigung zum Scholastischen und Methodischen einen durch talmudische Schulung vorbereiteten Juden in der That so zu der Dogmatik der christlichen Religion führen, dass er später einmal die Uebersiedelung ganz vergessen hat. Aber dies kann sich doch gar nicht auf die jüdischen Künstler beziehen. Diese wollten ihre Kunst nur benutzen, um sich von dem allgemeinen, niemals und nirgends segensvollen Schicksale des Judentums zu entfernen, indem sie eine besondere christliche oder fremdnationale Gesinnung auffällig zur Schau stellten; wenn sich Künstler auch sonst im Bewusstsein ihrer Gnaden als vom übrigen Volke ganz verschieden betrachteten, so sahen die jüdischen Künstler in ihrer Kunstübung ein enges Pförtlein, durch das sie als die einzigen, allereinzigen Auserwählten von ihrem Volke, und unbekümmert um das äussere und innere Schicksal der übrigen, zu besonderen Gnaden eingehen könnten.

Aber gerade der Künstler kann sich niemals ohne empfindliche Schwächung von seinem Volke trennen. Alles, was er ist und was er kann, ist nichts anderes als ererbte, seit langen Zeiten aufgespeicherte Seelenkraft schlichter Vorfahren. Eine Vorfahrin hat in edler, stummer Selbstverleugnung ein ganzes Leben bei einem unwerten Mann in einer fremden Stadt ausgehalten, damit die Eltern in der Heimat nicht erführen, wie unglücklich sie den Gatten für sie ausgewählt; ein anderer Vorfahr trug schon in einem primitiven Zeitalter seidene Wäsche, die aus Paris bezogen war, und noch ein anderer kämpfte unter einem fremden königlichen Eroberer als Oberst mit hervorragender Auszeichnung. Sie alle haben dem Nachfahren die mannigfaltigen Seelen- und ästhetischen Kräfte hinterlassen, die in einer gesegneten Stunde aus ihrem

langen, feinen Schlummer aufwachen und ihrem Besitzer kundthun, dass er ein schöpferischer Geist, ein Künstler ist.

Dieser Zusammenhang des einzelnen Künstlers mit dem Leben und der Kraft der Vorfahren bedingt auch den Zusammenhang der Künstler mit der Nation. Und bei dem jüdischen Künstler ist er sogar ein besonders wertvoller. Wenn es in der Wirklichkeit, wo sich hart im Raume die Sachen stossen, wirklich für die Juden, die eine unerhört würdelose Gegenwart durchleben müssen, wenig Bedeutung hat, dass ihre Vorfahren einmal eine glanzvolle, nationale Zeit durchlebten, so kann die Kunst, allwo dicht bei einander die Gedanken wohnen, leicht zu einem unmittelbaren Zusammenhange hinüberleiten. Ein wunderbares, beinahe metaphysisches Gefühl der Einheit über Zeit und Raum hinweg quillt auf. Der Anblick einer schönen Jüdin lässt in uns Bilder vom Orient auftauchen und Erinnerungen wach werden an Gestalten aus Bibelzeiten. Solch ein Zusammenhang, der in der Kunst möglich wird, giebt nun endlich dem Werke des jüdischen Künstlers eine grössere Würde und macht die Kunst aus einem nippesmässigen, unterhaltenden Spiele zu einer ernsten, weihevollen Angelegenheit.



SALOMO.
Skulptur von Alfred Nossig.

Dieser Ernst durchdringt auch die Schöpfungen des Bildhauers Alfred Nossig, der übrigens in einer an die grossen italienischen Renaissancezeiten gemahnenden Universalität auch als Dramatiker, Romandichter und Nationalökonom Hervorragendes geleistet hat. Dies giebt seinen Skulpturen eine über das Spezifische der besonderen Kunst, über das Artistische hinausreichende Bedeutung. Zwar wenn wir als die Signatur seiner Kunst ein ernstes **kämpferisches** Gefühl ansehen, so fühlen wir sogleich in einem feinen, leisen Instinkt mit, wie dieses den Künstler zur Bildhauerei hinüberführen konnte. Die Bildhauerei bedingt beinahe ähnlich wie das Drama ein kämpferisches Element. Nur hatte der Grieche und noch mehr Michel Angelo, der ganze Muskelberge herausarbeitete, vor allem den körperlich kämpfenden Menschen im Auge, und der Grieche wahrte den muskelbewegten Gliedern, dem ganzen Charakter der griechischen Kunst gemäss, eine schöne und massvolle Form. Die Zartheit und helle Schönheit Thorwaldsen's oder z. B. die rosige, beinahe hellenische Anmut Eberlein's können so wenig gegen die Bedingungen der Bildhauerkunst sprechen, wie etwa die dramatischen Dichtungen Goethe's gegen den Charakter des Dramas. Nossig's Kunst sucht mehr die geistigen Kämpfe darzustellen. Natürlich hat auch er die reine Künstlerfreude an dem schön gestalteten Menschenleibe. Wenn er, angeregt durch die Burgtheatervorstellung von Otto Ludwig's „Makkabäern", einen Makkabäer darstellt, der in zorniger Empörung einen griechischen Altar umstürzen will, so wird ihn sicherlich das Plastische des Aktionsmomentes am meisten erregt haben. Aber an den beiden Skulpturen, die in diesem Hefte reproduziert sind, mögen wir mehr geistige Kämpfe erblicken. Der „Ewige Jude", der, ungleich den Vorstellungen vom leidenden Ahasver, voll energischer Kraft den sein Haupt überragenden Wanderstab setzt und in der Linken die Gesetztafel trägt, zeigt eine ungeheuer durchfurchte Stirn. Und an dem höchst originellen Kopfe des Königs Salomo bewundern wir wohl vornehmlich die Darstellung des geistigen Charakters. Dieses feine, spöttische, ja beinahe faunische Lächeln hat nichts von **sonniger** Heiterkeit der Lebensauffassung; es verrät die überlegene, mild-heitere Auffassung des Lebens, die ein Weiser aus ernsten Betrachtungen gewonnen hat, und von ernsten Kämpfen sprechen ja auch die seltsam grüblerischen Augen des Königs. Eine rauhe **Grösse** der Auffassung erscheint uns als die hervorstechendste Eigenart des Bildhauers Alfred Nossig.



Tiberias.

Frühling ist in Judäa!

Wie die Blum' auf Meeresgrunde
Sich zur Frühlingssonne kehrt,
Also grüsst in dieser Stunde,
Land, gerühmt aus Gottes Munde,
Dich dein Enkel, grambeschwert.

Ach, wie mögen deine Hügel
Heut' bekränzt mit Blüthen sein;
Ach, wie mag des Lenzes Flügel
Basans Trift, des Segens Spiegel
Schmücken, und Engeddi's Hain!

Oelbaum, Palm' und Feig' und Myrte
Ziehn sich um des Landmanns Haus,
Und es ruht der müde Hirte,
Den in Schlaf die Taube girrte,
Unter Terebinten aus.

Muntrer Bienen bunte Reigen
Schwelgen in dem süssen Kraut,
Dass nun bald von allen Zweigen,
Die von Edensfrucht sich beugen,
Süsser Honig niedertaut.

Tau des Himmels, komm hernieder,
Tränke dieses Wunderland!
Reicher Sommer, kehre wieder,
Unterm Schall der Jubellieder
Fülle dieses Volkes Hand!

Aber nein, des Landes Schöne
Ist schon längst, schon längst verdorrt,
Seit dem Tag, wo seine Söhne,
Dass der Bosheit Sieg sich kröne,
Rom vertrieb nach West und Nord.

Ach, seit jenem Trauertage
Grünen Jordans Ufer nicht!
Noch betäubt vom Mörderschlage
Wohnet Leid und Totenklage
Auf Judäa's Angesicht.

Wo der Kinder Blut geflossen,
Fliesst nicht Milch und Honig mehr;
Wo, von Räubern ausgeschlossen,
Flieh'n die echten Stammgenossen,
Bleibt das Erbe freudenleer.

In die Fremde hingewiesen,
Fern von unsrer Väter Grab,
Fern von unsern Paradiesen;
Stirbt die Lust an Feld und Wiesen
Bald dem Sohn der Knechtschaft ab.

Jährlich nur, wenn uns die Zeiten
Künden, dass Judäa blüht,
Schau'n wir in die stummen Weiten
Strahlender Vergangenheiten
Mit umdüstertem Gemüt.

Ach, wann seh'n dich unsre Blicke,
Land der Väter, schwer beweint?
Führt kein Weg zu dir zurücke,
Ist kein Pfad, ist keine Brücke,
Kommt kein Tag, der uns vereint?

H



ZUR RUMAENISCHEN JUDENFRAGE.

Von * * *

Von der Lage der rumänischen Juden ist viel geschrieben und viel geredet worden. Hoch gingen die Wogen der Entrüstung über den schmählichen Verfassungsbruch, dessen sich der grösste christliche Balkanstaat gegen seine jüdischen Einwohner schuldig gemacht hat und weiter schuldig macht, unbekümmert um die flammenden Proteste, die ja nicht im Namen einer Grossmacht, sondern nur im Namen der Menschlichkeit an die rumänische Regierung gerichtet wurden.

Man übersah nur, dass Rumänien so sehr Unrecht doch nicht hat. Es kann nicht einem so jungen Staatswesen, wie diesem, zugemutet werden, schon vom Anfang seiner Existenz an die an der Spitze der Kultur schreitenden Länder des Westens an Gerechtigkeit zu übertreffen. Die Westmächte, die im Berliner Kongress von 1878 Rumänien zum Königreich machten, unter gewissen Bedingungen, zu denen auch die Gleichberechtigung der Juden gehörte — diese Westmächte sind ja selbst längst ihren damaligen Anschauungen über die Juden-Emanzipation untreu geworden. In einigen dieser Länder äussert sich das schon in der Anwendung der Gesetze, in anderen erst in der Volksstimmung. So dass Rumänien mit einer kleinen Abänderung des bekannten Wortes wohl sagen kann: „Haut Ihr Euren Juden, warum soll ich nicht meinen Juden hauen?" — Die Gleichberechtigung der Juden ist doch nicht als eine Strafe aufzufassen, die die Grossmächte dem aufstrebenden Donau-Staate auferlegen wollten.

* * *

Nachdem Rumänien sich mit so berechtigten Erwägungen über die Juden-Klausel des Berliner Kongresses hinweggesetzt hatte, ist es — das muss man anerkennen — sehr gesetzmässig vorgegangen. Nie hat man den Juden in Rumänien neue Beschränkungen auferlegt, ohne dieselben vorher zum Gesetz erhoben zu haben. Rumänien geht also allen anderen Ländern mit dem Beispiel gewissenhaftester Gesetzmässigkeit voran, indem es die Staatsgesetze und die Verwaltungs-Praxis in Einklang bringt, ein Zustand, der im Westen vergeblich gesucht wird.

* * *

Wir haben den Rumänen Gerechtigkeit widerfahren lassen, und wollen nun auf die Lage unserer — unter dieser gesetzmässigen Unterdrückung leidenden — Brüder eingehen und eine Lösung zu zeigen versuchen.

Die bisherigen Versuche zur Lösung der Frage waren: Die Auswanderung und die Unterstützung der Notleidenden im Lande selbst.

Bis vor sehr kurzer Zeit war beides im Wesentlichen der Initiative der rumänischen Juden selbst überlassen gewesen. Von seiten der Glaubensgenossen in anderen Ländern geschah wenig, wenn überhaupt etwas, das bei der grauenvollen Lage in Rumänien ins Gewicht fallen konnte. Die Auswanderung wurde sogar künstlich verhindert — von wohlmeinenden Juden verhindert in solchen Fällen, wo die Hindernisse nicht von ebenso wohlmeinenden Regierungen kamen. Wir glauben behaupten zu dürfen, dass der grössere Teil der Unterstützungen, die den wandernden rumänischen Juden gewährt wurden, für den Rücktransport der Unglücklichen in ihr Geburtsland flüssig gemacht worden sind!

Neuerdings wird versucht mit besseren Methoden und energischerer Arbeit dem Uebel beizukommen. Ob es gelingen wird, hängt naturgemäss von der Wahl der Mittel ab — über diese aber herrscht bis zur Zeit grosse Unklarheit. Wenn die Judenfrage die grössten Geister beschäftigt hat, ohne doch einer Lösung näher zu kommen, so hat das seinen tiefen Grund: Die Juden sind ein Mysterium für die Aussenwelt — und seit die führenden Juden sich immer mehr selbst zur Aussenwelt schlagen, seit sie in einer ganz verkehrten Assimilationssucht statt sich an der Kultur der Völker geistig zu bereichern ihre eigene Kultur von sich werfen — seitdem versteht die Judenheit sich selbst nicht mehr und ihnen, den Scharfsinnigen und Praktischen erscheinen ihre eigenen Leiden als ein unentwirrbares Knäuel. Lösungen, Methoden, die in allen anderen Fällen geeignet sind — ja sich als ganz selbstverständlich ergeben — hier versagen sie — und man hilft sich mit Mittelchen, so unzulänglich, so furchtsam und so kleinlich, wie wenn wir thatsächlich ein absterbender Körper wären.

Wie sehr der Judenheit der klare Blick für diese ihre eigensten Angelegenheiten abgeht, das hat sich in erschreckender Weise herausgestellt, als vor wenig mehr als einem Jahre eine Lösung der rumänischen Frage sich zeigte, — eine Lösung, die von verschiedenen Gesichtspunkten aus geradezu als die ideale bezeichnet werden könnte.

Es handelte sich um ein geeignetes Auswanderungsgebiet. Wenn man sich überlegt, welche Eigenschaften ein solches haben muss, so wird man notwendigerweise auf die folgenden kommen:

1. Die Regierung des Landes muss die Einwanderung gestatten, womöglich ermutigen und vielleicht gar thatsächlich unterstützen.

2. Die einheimische Bevölkerung soll nicht gegen die Juden voreingenommen sein.

3. Boden-, klimatische und Verkehrsverhältnisse sollen gute sein.

4. Das Immigrationsgebiet soll in der Nähe des Emigrationsgebietes liegen, so dass die Reise nicht beschwerlich und vor allem billig ist.

Wenn wir die geographische Lage Rumäniens ins Auge fassen, so sehen wir, dass das Land zwischen Russland, Oesterreich-Ungarn und den Balkanstaaten liegt, die für unseren Zweck nicht in Betracht kommen können, dass es aber durch das Schwarze Meer zunächst mit allen Mittelmeerländern verbunden ist. Das nächste von diesen ist Klein-Asien — ein Land so gross wie Deutschland mit etwa 7 bis 8 Millionen Einwohnern, die wiederum meist an den Küsten sind — ein Land, dessen Inneres also dünn bevölkert, dabei aber fruchtbar und von gutem Klima ist, das zur Zeit durch die anatolischen Eisenbahnen erschlossen zu werden beginnt und welches Millionen von Einwanderern reichlichen Platz und gute Lebensbedingungen bieten könnte.

Die gegenwärtige Bevölkerung ist meist muselmanisch und den Juden so wohl gesinnt, wie irgend ein Volk auf der Erde, während die Regierung des Sultans den rumänischen Auswanderern ein Entgegenkommen gezeigt hat, das nicht genug hervorgehoben werden kann zu einer Zeit, da die christlichen Mächte des Westens — ja sogar die Vereinigten Staaten von Nordamerika und das englische Canada — den Flüchtlingen die Aufnahme versagten.

Die ottomanische Regierung nahm die Einwanderer auf wie ihre eigenen Unterthanen, die von Zeit zu Zeit (so kürzlich im Falle von Kreta) aus christlich gewordenen Gebieten in die unter der Hohen Pforte stehenden Länder auswandern. Mit einiger Grossmut lässt sich die Auffassung von der türkischen Unterthanenschaft ja auch für die rumänischen Juden begründen. Sie waren ottomanische Unterthanen, solange Rumänien selbst ein ottomanischer Tributärstaat war. Die Juden der Dobrucza waren sogar noch bis zum Jahre 1878 direkt unter türkischer Herrschaft. Und da sie seit dem Verluste ihrer türkischen Oberherrschaft Bürger, Angehörige, Unterthanen eines anderen Landes nicht geworden sind — in Rumänien sind sie Fremde —, so können sie wohl als ottomanische Unterthanen betrachtet werden.

Von solchen Erwägungen geleitet, nahmen die türkischen Behörden die ersten, gerade aus der Dobrucza kommenden etwa 160 jüdischen Immigranten als „Muhadjirs" (ottomanische Einwanderer) auf, trotzdem sie schon bei ihrer Ankunft in Konstantinopel nicht mehr genug Geld hatten, um Brot zu kaufen. (Die Reisekosten von zwischen 8 und 9 Francs pro Person waren von den Juden ihrer Heimatstädte für die meisten von ihnen aufgebracht worden.) Man gab ihnen Brot und Unterkunft und beförderte sie per Schiff und Bahn nach Angora; man wies ihnen in unmittelbarer Nähe der Bahn freies Land an und gab ihnen ausser der notwendigsten Nahrung Aussaat, Geräte und Vieh. Aus seiner eigenen Kasse steuerte Se. Majestät der Sultan 2000 türkische Pfund bei, und auch von anderer türkischer Seite kam mancherlei Beweis von Freundlichkeit und Unterstützung. Dass die Einwanderer, die inzwischen noch neuen Zuzug erfahren hatten, trotz Versorgung mit dem Allernotwendigsten Mangel zu leiden hatten, wird bei so armen Menschen nicht Wunder nehmen. Sie mussten das letzte von ihren dürftigen Habseligkeiten verkaufen, um sich durchzufristen — besonders während des Winters.

Damals erschien in derjenigen jüdischen Zeitung, die wohl widerspruchslos als die offiziellste und einflussreichste bezeichnet werden kann — im Londoner „Jewish Chronicle" — ein Aufsatz über diese Zustände, der in einen Appell ausklang, diesen armen rumänischen Juden mit dem wenigen, was in diesem Falle erforderlich war, zu helfen. Ein Erfolg dieser unter so günstigen Bedingungen begonnenen Kolonisation konnte die weitgehendsten Folgen — ja die Lösung der ganzen furchtbaren rumänischen Auswanderungsfrage nach sich ziehen. — Es war umsonst. Kein Finger wurde gerührt. Und inzwischen waren aus den anfänglichen 160 Kolonisten durch fortwährenden Zuzug über 1000 geworden



Ein Zelt aus Sackleinewand.



Höhle. Von drei Kolonisten bewohnt.



Das beste Haus der Kolonie.

— mit verschwindenden Ausnahmen alle so absolut besitzlos wie die ersten. Und als immer neue Scharen sich auf den Weg machten nach dem Lande, in dem man nicht verschlossene Thüren, sondern freundliche Aufnahme und Ackerboden und Brot finden sollte, da musste die ottomanische Regierung, an deren schwache Kassen diese Immigration bedeutende Anforderungen stellte, die Grenze sperren und die weitere Einwanderung verbieten! — —

Hätte sich zur rechten Zeit auch bei Juden ein Interesse für die armen Kolonisten gezeigt, hätte man die Summen, die im letzten Sommer zur Weiterbeförderung und zum Rücktransport der paar Hundert rumänischer Juden, die damals „die Landstrassen Europas füllten" und die Millionenstädte (London) „überschwemmten" — hätte man die Summen, die damals so verwendet wurden, ein paar Monate früher in nutzbringenderer Weise den anatolischen Kolonisten zukommen lassen, so stünde heute wohl den wandernden Juden nicht nur Rumäniens ein nahes, günstiges und vor allem zukunftsreiches Immigrationsgebiet offen!

So aber hat man sogar von massgebender Seite verhältnismässig wohlhabenden Gruppen rumänischer Juden, Leuten, die ihr Ackerland kaufen und mit eigenen Mitteln bearbeiten wollten und konnten, jeden Mut benommen! Sie wurden gewarnt, man werde schliesslich mit ihnen verfahren, wie man mit den Armeniern verfahren sei. Diese ewige englische Fabel von den armenischen Greueln! Ich wünschte, unsere verfolgten Brüder wären in der Türkei und würden behandelt wie die Armenier, die zu allen Staatsämtern zugelassen und oft genug bevorzugt wurden und denen erst nach zahlreichen Provokationen, nachdem sie die Bank gestürmt und Bomben in die Strassen von Konstantinopel geworfen hatten, eine Züchtigung zu teil wurde.

* * *

Die Illustrationen zu diesem Artikel sind Bilder aus den rumänisch-jüdischen Kolonien in Anatolien. Die Armut und die Bedürfnislosigkeit der Kolonisten gehen daraus hervor. Es mag hinzugefügt werden, dass dieses Menschenmaterial sich vorteilhaft von den Juden mancher anderer Emigrationsgebiete unterscheidet. Die rumänischen Juden sind ein kräftiger und selbstbewusster Menschenschlag, Leute von grosser Geschicklichkeit und Anpassungsfähigkeit; viele von ihnen sind auch mehr oder weniger mit landwirtschaftlichen Arbeiten vertraut.

Heute sind die anatolischen Kolonien, die so schöne Möglichkeiten geboten hatten, in der Auflösung begriffen bis auf einige kleinere Gruppen, die hauptsächlich durch private Initiative über Wasser gehalten werden. Das Gros der Kolonisten wird teilweise nach Rumänien zurückgeschickt, teils nach den herkömmlichen Auswanderungsgebieten weiterbefördert.

* * *

Die herkömmlichen Auswanderungsgebiete. — — Länder, in die nach der wohlbegründeten Ueberzeugung der dort schon lebenden Juden eine weitere Immigration die grössten Gefahren bringen würde, sowohl für die Ansässigen, wie auch für die neuen Ankömmlinge — — Länder, die Tausende von Seemeilen von dem heutigen Schauplatz des Judenelends entfernt liegen und die schon der hohen Ueberfahrtskosten wegen selten für nennenswerte Gruppen und noch weniger für die grosse Masse der ganz Mittellosen in Betracht kommen können.

Wie wenn wir ein Interesse daran hätten, die von den Völkern des Altertums begonnene Zerstreuung Israels vollständig zu machen, so scheint die bisherige jüdische Emigrations-Politik die krankhafte Tendenz zu haben, das Judentum in feinster Verteilung aufzulösen. Gebiete, in denen die anderwärts vertriebenen Juden sich zu einem wesentlichen Bestandteil der Bevölkerung gruppieren könnten, werden fast ängstlich gemieden, und das Ideal dieser sonderbaren Politiker scheint es zu sein, an möglichst vielen Orten der bewohnten Erde je eine, höchstens zwei oder drei jüdische Familien ansässig zu machen!



Im Bau begriffene Hütte.



Leinwandzelt.

Grossen Judenfragen würde man ja so aus dem Wege gehen. Man hätte dann statt deren ein paar Hunderttausend ganz, ganz kleine Judenfragen — ein paar Hunderttausend Orte, an deren jedem bei passender Gelegenheit die wenigen Juden ganz sicher totgeschlagen werden können — — und wo übrigens auch auf ganz friedlichem Wege der vollständigen Zerstreuung die innere Auflösung folgen müsste.

Glücklicherweise hat diese Fortsetzung des von Römern und Assyrern begonnenen Zerstörungswerkes ihre Schwierigkeiten, aber Zeit wäre es, dass die führenden Juden sich der Konsequenzen dieses mörderischen Verfahrens bewusst werden und auch für ihre Stammesgenossen den Weg einschlagen, den geschichtliche Entwickelung und Logik in allen anderen Fällen als den allein richtigen dargethan haben.

Nicht die Zerstreuung, sondern die Sammlung allein kann die Lösung der Judenwanderungsfrage herbeiführen. Statt in hundert Länder den Antisemitismus zu tragen, kann ein Land durch das Einströmen einer so civilisatorisch veranlagten Bevölkerung zu einer plötzlichen, ungeahnten Entfaltung kommen, die mit einem Schlage — überall — die Ansicht vom Werte des jüdischen Menschenmaterials von Grund aus verändern wird.

Wenn es gelingt, die Ansicht der führenden Juden in dieser Richtung zu beeinflussen — dann kann, bei geeigneten Massnahmen, in kürzerer Zeit als wir alle glauben — Klein-Asien oder andere Gebiete mit ähnlichen Vorteilen nochmals und ernstlich in Betracht kommen für die Lösung, nicht nur der rumänischen, sondern der Judenwanderungsfrage überhaupt!

* * *



Rumänische Emigranten im Zeltlager vor Galatz.

Nun werden die Resignierten mir sagen dass ja kein Land die Juden haben wolle und schon gar nicht in grosser Anzahl. Nichts aber ist falscher als das!

Noch viel verhasster und gefürchteter als der Jude es irgendwo sein könnte, ist der Chinese in den Vereinigten Staaten. Man schützt sich gegen seine Einwanderung durch erschwerende Massregeln für männliche Emigranten und durch eine absolute Grenzsperre für chinesische Frauen! Trotzdem aber unterliegt es gar keinem Zweifel, dass die Vereinigten Staaten nicht nur bei einer Aufteilung Chinas sich beteiligen würden, sondern auch froh wären, chinesische Ansiedler nach menschenarmen Kolonialgebieten zu bekommen, wie wir es z. B. auf den Sandwich-Inseln und den Philippinen sehen können. Die Wertbemessung einer Menschenklasse wird in den meisten Fällen eine vollständig verschiedene sein, je nach der Gegend eines Landes, oder je nach dem Teile eines Weltreiches, für das sie in Betracht kommen soll. Dieselben Engländer, die über eine jüdische „Invasion" Londons entsetzt wären, würden dieselbe Einwanderung etwa nach Aegypten oder sonstwohin, wo sie ihren Interessen, ohne unangenehme Nebenwirkungen, dienen könnten, mit grosser Freude begrüssen. Wir haben oben gesehen, dass derselbe Sultan, der einer jüdischen Besiedelung Palästinas alle möglichen Schwierigkeiten in den Weg legt, die Einwanderung nach Anatolien in wahrhaft grossmütiger Weise gefördert hat. Wenn die Begriffsverwirrung, die jetzt noch in Bezug auf jüdische Emigrations-Politik herrscht, einer besseren Einsicht gewichen ist, so wird man unter dem Einverständnis und der thätigen Mithilfe der Machthaber den heimatlosen Juden grosse Kolonisationsgebiete öffnen können.

* * *

Wäre es denn nicht ein mehr als seltsames Schauspiel, wenn zu einer Zeit, wo um wüster Stücke Landes und weniger Tausende barbarischer Unterthanen willen die Grossmächte sich an den Rand des Krieges treiben lassen, — wenn zu einer solchen Zeit sich kein Land bereit finden sollte, für einen unentwickelten Teil seines Besitzes einer Bevölkerung Aufnahme zu gewähren, die an der wundervollen Kulturarbeit der Neuzeit einen so grossen Anteil genommen und die zu allen Zeiten und in allen Zonen sich als ein äusserst wertvolles Bevölkerungselement erwiesen hat!

DER CHASSIDISMUS.

Von Dr. K. Waldberg.

Ueber die chassidäische Richtung im Judentum — die Bezeichnung „Sekte“ ist gewiss falsch — ist bereits manches in deutscher Sprache gesagt worden. Wenig aber Wahres und Zutreffendes, und viel weniger hat man es bisher vermocht, den psychologischen Inhalt dieser Bewegung zu ergründen. Man kennt von ihr nur die äussere, zum Teil lächerliche Erscheinung, und damit begnügt man sich. Es ist wohl überflüssig zu sagen, dass wirklich gebildete Menschen jede noch so fremdartige Erscheinung zu verstehen suchen, anstatt sie ins Lächerliche zu ziehen.

Im achtzehnten Jahrhundert ging eine tiefe Bewegung durch die Judenheit, und der Umstand, dass sie sich nicht auf ein Land, ja nicht einmal auf den europäischen Weltteil allein beschränkte, beweist, dass sie nicht etwas Zufälliges war. Für diejenigen, welche den inneren Entwickelungsgang des Judentums kennen, ist es klar, dass die Judenheit damals die ihr unter den tausendfältigen Leiden verloren gegangene Seele suchte.

Es herrschte in der Judenheit eine grosse Beklommenheit. Jede Lebensfreude haben die unsäglichen Bedrückungen erstickt; der Jude war von der Aussenwelt völlig abgeschlossen. Noch drückender als das räumliche Ghetto gestaltete sich das geistige. Selbst das religiöse Leben entbehrte jeder Wärme: das Thorastudium stand wohl unter den Juden in hohen Ehren, aber es bot nur der Verstandesthätigkeit Materie, es befriedigte den Scharfsinn; das Gemüt ging dabei ganz leer aus.

In jenen traurigen Zeiten glimmte nur noch ein Funke religiöser Innigkeit — die Kabbala, über deren Wesen und Inhalt wir ein anderes Mal ausführlich zu sprechen gedenken. Im dreizehnten Jahrhundert, als dem Judentum die grosse Gefahr drohte, zum Teil von der Scholastik, zum andern Teil von der talmudischen Dialektik völlig absorbiert zu werden — da entstand als Abwehr die Kabbala.

Sie suchte nach dem inneren Wert des Judentums, nach Leben und Wärme. Die Kabbala umspannte die Gottheit und das Weltall, Israel und seinen Glauben. Das Band, das alles Daseiende umschlang, war die unendliche Allgüte Gottes.

Im achtzehnten Jahrhundert, als die Judenheit sich im Ghetto bei lebendigem Leibe begraben sah, und das Judentum ein neues Lebensideal suchte, bekam die kabbalistische Weltanschauung eine neue Form. Die Kabbala rief den Chassidismus hervor.

Der Chassidismus ist nicht mit einem Male entstanden: er ist das Produkt der vorhergegangenen geschichtlichen Versuche, die alle misslungen waren. Sie hatten sich vom historisch entwickelten Judentum allzu sehr entfernt und gingen zu Grunde. Der Chassidismus aber behielt alles und verlieh dem Judentum Innerlichkeit, deshalb wurde er im Laufe der Zeit eine treibende Kraft.

Gleich der Kabbala stellte sich auch der Chassidismus auf den Standpunkt des rabbinischen Judentums, nur forderte er, dass nicht alles von der scharfsinnigen Dialektik, von der Disputierkunst verschlungen werde. Das Judentum ist nicht nur für die Verstandesmenschen, sondern für das gesamte Israel. Jeder, auch der arme, ungebildete Mann aus dem Volke, soll sich am Glauben bethätigen können und sich durch ihn seelisch erwärmt und gehoben fühlen.

Es war dies im Grunde genommen ein Kampf der Armen an Geist gegen die geistige Aristokratie: Nietzsche würde sagen, „ein Sklavenaufstand“. Indes sagten die ersten Chassidäer stets in voller Bescheidenheit: Alle Achtung vor dem Thorastudium, vor der talmudischen Dialektik, aber in erster Reihe steht das religiöse Gefühl!

Diese Bewegung wurde zuerst in Polen hervorgerufen durch den enthusiastisch gestimmten Israel Baalschem aus Miedziebosch. Er starb im Jahre 1772, etwa siebzig Jahre alt. Durch sein volkstümliches und menschenfreundliches Wesen fand er grossen Anklang, und obwohl die offiziellen Vertreter des Judentums gegen das „Neue“ feindselig auftraten, wuchs der Anhang Israel's sehr rasch. Bald schlossen sich auch angesehene Rabbiner dieser Bewegung an, und in dem letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts trat sie bereits kraftvoll und selbstbewusst auf.

Der Chassidismus verwarf den religiösen Schwermut, den sich die Juden im Ghetto angewöhnt hatten — „man dient Gott nur in Freuden“, hiess es bei ihnen. Traurigkeit zeugt von mangelhaftem Vertrauen auf Gott und ist deshalb sündhaft. Fröhlichkeit und echte Bruderliebe sind die Grundpfeiler des Glaubens. Nicht das trockene Thorastudium sei zu wählen, sondern der Gottesdienst; aber Gott dienen heisst ihn lieben und ihm vertrauen.

Diese Theorie führte die ernster und tiefer angelegten Naturen zu einem kontemplativen Leben, der Betrachtung über Gott und das göttliche Walten gewidmet. Den Ausgangspunkt für solche Grübeleien nahm der Chassidismus von der Kabbala, wie diese letztere zum Teil von der neuplatonischen Philosophie ausgegangen ist. Da aber den Begründern dieser neuen Richtung jede philosophische Schulung fehlte, so zersplitterte sie sich in der Auffassung der Dinge. Aber bezeichnend für die innere Entwickelung des Chassidismus ist es wohl, dass man in diesem nicht nur Anklänge



Rabbi Schneor Salman Liader (1751—1831).
(Nach einem Gemälde.)

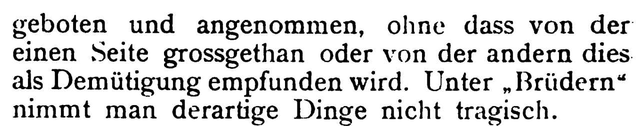
an verschiedene philosophische Systeme findet, sondern auch Gedanken und Ideen, welche ebensogut von Geiger oder Holdheim hätten ausgesprochen werden können. So meinte z. B. ein berühmter „Zaddik", das Judenthum sei das Prinzip des Fortschrittes, das keine festen und starren Formen annehme; es schreite mit der Zeit fort und passe sich den Zeitideen an. Die Halacha (das Gesetz) sei wandelbar und müsse täglich revidiert und erneuert werden. Das sei der Sinn der an historische Ereignisse anknüpfenden jüdischen Feste, und es sei dies der Hinweis des Judentums auf die Einwirkung der Zeit.*)

Die Verschiedenheit der Theorien hat zu einer Zersplitterung der chassidäischen Richtung geführt, die später oft in harte Kämpfe und grosse Feindseligkeit ausartete. Indes blieben doch den Anhängern dieser religiösen Bewegung viele gemeinsame Merkmale, die sie noch jetzt auszeichnen. Es liegt in der Natur dieser Erscheinung, dass die Chassidäer in Polen viel schneller und leichter aus ihrer starren Abgeschlossenheit traten und sich der Aufklärung und den modernen Anschauungen anschlossen, als die andern Glaubensgenossen im Osten. Sie zeichnen sich jedenfalls durch eine grössere geistige Beweglichkeit aus.

Unter sich bilden sie eine Art Brüderschaft, sie sind aneinander durch das Gefühl der Zusammengehörigkeit geknüpft, die sich in jeder Lage des Lebens bewährt. Damit wird nicht viel Aufhebens gemacht, da sich dies bei ihnen ja von selbst versteht. Hilfe wird gegenseitig an-

*) Vergl. Peri Kodesch Hillulim p. 12 a.





geboten und angenommen, ohne dass von der einen Seite grossgethan oder von der andern dies als Demütigung empfunden wird. Unter „Brüdern" nimmt man derartige Dinge nicht tragisch.

Unter den Chassidäern giebt es keinen sozialen Unterschied zwischen arm und reich, zwischen gelehrt und ungelehrt. Alle Menschen sind die Kinder Gottes und werden von ihm mit gleicher Liebe und Allgüte umgeben. Auch der sündige Mensch darf nicht durch Kopfhängerei allen Mut verlieren, sondern er hat die Sünde aufrichtig zu bereuen und im übrigen auf Gottes Allgüte zu vertrauen.

Das Beten zu Gott ist das höchste Verdienst, aber nur nicht gewohnheitsmässig beten, schon lieber gar nicht. Die Chassidäer halten daher die Betzeit niemals ein, vielmehr warten sie zuerst auf eine wahre religiöse Stimmung. Auf das viel Beten kommt es gewiss nicht an — die Gebetordnung der Chassidäer hat viele Kürzungen aufzuweisen.

Im Mittelpunkt des chassidäischen Lebens steht der „Zaddik", der fromme Rabbi, der den Chassidäern Wegweiser und Lehrer ist. Bei ihm holen sich die Gläubigen Rat und Belehrung in allen Dingen und in allen Lebensereignissen, freudigen wie traurigen. Er ist ihr Gewissensrat und ihr Fürsprecher bei Gott; ihm vertraut man jeden Kummer und jede Sorge an, sein Rat wird in allem befolgt, sein tröstendes Wort wirkt aufrichtend.

Freilich ist der Chassidismus im Laufe der Zeit sehr vergröbert worden; der alte „Zaddik" von unendlicher Menschenliebe und Uneigennützigkeit ist verschwunden, statt seiner treibt jetzt der „Wunderrabbi" sein Unwesen, dem es nur um die Gaben der gläubigen Menge zu thun ist. Diese widerwärtige Erscheinung hat aber mit dem wahren Chassidismus nichts gemein als den Namen, den sie usurpiert.

Der Chassidismus ist bei seinem Auftreten auch auf starken Widerstand gestossen. Die



Rabbi Elija, der Gaon von Wilna (1720—1799).
(Nach einem alten Stich).

alten Rabbiner bekämpften ihn heftig, durch diese Bewegung sind fast alle jüdischen Gemeinden im Osten Europas gespalten worden und sind es bis jetzt geblieben. Indessen sind auch die kämpfenden Parteien nicht mehr, was sie früher waren. Ueberall stossen wir leider auf Epigonen.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts war es ein wahrer „Kulturkampf". Damals standen auf beiden Seiten Männer von grosser Bedeutung: beide Parteien waren sehr würdig vertreten. Am bekanntesten ist der Streit zwischen dem gefeierten Rabbi Elija, genannt „der Gaon von Wilna" (1720—1799), und dem edlen, hochherzigen Zaddik Rabbi Schneor Salman Liader (1751—1831). Der eine gelehrt, scharfsinnig, sittenstreng, unbeugsam, das Prinzip des „Non possumus" vertretend, der auch nicht um das Pünktchen auf dem i vom Alten abweichen wollte — der andere nicht minder gelehrt, aber milde, friedliebend, nachgiebig, weichherzig und vor allem voller Gemüt und Herzensgüte. Er gab sich die grösste Mühe, den gefeierten Gaon in Wilna milder und versöhnlicher zu stimmen — aber vergebens! Der Kampf wurde immer heftiger und verbitterter, die Regierung mischte sich in diesen innerjüdischen Streit, und schliesslich wurde R. Schneor Salman unter der Regierung Paul's I. von Russland ins Gefängnis geworfen, aus dem ihn erst Kaiser Alexander I. bei seiner Thronbesteigung befreite.

In der letzten Zeit hat der Chassidismus in dem genialen Dichter J. L. Perec in Warschau einen Schilderer von ungemeiner Innigkeit gefunden. Er hat den Chassidismus und seine Entstehungsgeschichte in unzähligen Bildern von hohem poetischen Wert darzustellen unternommen. Eins seiner gelungensten Bilder ist wohl die anziehende Novelle „Der Rabbi und der Zaddik", die in der ersten Nummer dieser Zeitschrift erschienen ist. Der „Brisker Rabbiner", der hier so gut und treffend gekennzeichnet ist, stellt den strengen, unbeugsamen Gaon aus Wilna dar; der liebevolle und menschenfreundliche Zaddik Rabbi Noa das Abbild R. Schneor Salman's, dessen Schuld es gewiss nicht war, dass der Kampf zu solchen hässlichen Ausschreitungen geführt hat.

Im übrigen findet man in dieser reizenden Schilderung eine treue Darstellung vom Wesen des Chassidismus und von dessen Gegensatz zum rabbinischen Judentum. Es wird dadurch zur Anschauung gebracht, dass der Chassidismus, weil er ungemein volkstümlich ist, im Volke Anklang gefunden und auch noch jetzt, leider nach seiner Entartung, seine werbende Kraft in der Judenheit des Ostens nicht eingebüsst hat. Er wird wahrscheinlich nur einer modernen, aber nicht minder volkstümlichen Bewegung weichen, welche Erscheinung zur Zeit in Russland und in Polen sich bemerkbar macht.



M. Schwarz (Berlin): Eine schwierige Talmudstelle.

BEI KUNSTREITERN.

Von Moritz Hartmann.

Man kann auch in einer holländischen Stadt glücklich sein, selbst wenn diese Stadt ihre historische Grösse und Bedeutung längst eingebüsst hat, selbst wenn zwischen dem ordentlichen Pflaster dieser Stadt das Gras wächst, und selbst wenn sie nur von Holländern bewohnt ist. Ich war um so glücklicher in einer solchen Stadt, die ich nicht nennen will, als ich daselbst eine liebenswürdige deutsche Familie kannte, welche sich hier ansiedelte, um die vor kurzem angeerbten Güter und deren Verwaltung in der Nähe überwachen zu können. Ich hatte sie auf einer Lustreise kennen gelernt, war von ihr eingeladen und, als ich der Einladung ein Jahr später folgte, mit einer Herzlichkeit empfangen worden, wie man nur einen lieben Anverwandten empfängt. In solcher Fremde, in der man mit Sitten und Charakter der Einheimischen nichts gemein hat, ist jeder Landsmann ein Anverwandter, abgesehen von dem Interesse, das man für Reisebekanntschaften empfindet, deren Andenken sich sehr vorteilhaft mit den Erinnerungen einer schönen Lustreise verknüpft und mit diesen identisch wird. Was mich betrifft, ich bedurfte dieser Erinnerungen nicht, um mich zu der deutschen Familie hingezogen zu fühlen und um der Einladung ungeachtet eines grossen Umweges sobald als thunlich zu folgen. Fräulein Else, die Tochter des Hauses, wäre stark genug gewesen, mich in viel unwirtbarere Gegenden zu locken. Sie hatte während der kurzen Reise mit ihrer lebhaften Anmut, mit ihrem lieblichen Wesen mein ganzes Herz gewonnen, und die Briefe, die ich während unserer Trennung von ihr erhielt, waren nicht geeignet, ihr Andenken in mir ersterben zu lassen. Auf den verschiedensten Wegen, in den verschiedensten Gegenden, in den fernen Pyrenäen wie in dem traurigen Irland erheiterten sie mich und gaben mir das Bewusstsein, dessen der Wanderer so sehr bedarf, dass es irgendwo auf Erden einen Punkt giebt, da man gerne gesehen ist, da man gemütlich ausruhen könnte. Je grösser die Anzahl dieser Briefe wurde, desto grösser wurde in mir die Sehnsucht nach dieser gemütlichen Rast, und von Irland kommend vernachlässigte ich die Schönheiten Schottlands, um mich so rasch als möglich in Leith nach Holland einzuschiffen.

Seit vierzehn Tagen weilte ich bereits bei den Reisebekannten, und sie waren mir schon mehr als Gastfreunde. Der Vater gehörte seinen landwirtschaftlichen Sommerbeschäftigungen an, da er als neuer Gutsbesitzer in einem fremden Lande die hiesige Art der Oekonomie mit deutscher Gründlichkeit studieren wollte. Er verbrachte den grössten Teil seiner Zeit auf den Feldern und überliess mich seiner Tochter, die, da die Mutter längst gestorben war, dem Hauswesen vorstand. Noch mehr als für dieses Vertrauen war ich ihm für die Freuden, für die tiefen Herzensgenüsse dankbar, die mir dieser ungestörte Umgang mit dem ebenso schönen als liebenswürdigen Mädchen verschaffte. Wir ritten zusammen aus, wir lasen, wir plauderten, wir glaubten einander bis in die geheimsten Winkel unserer Herzen zu kennen und empfanden beide die schöne Genugthuung, durch diese nähere Bekanntschaft eines in des andern Augen nichts verloren zu haben. Die Heiterkeit unseres Umganges war uns dessen sichere Bürgschaft.

An einem schönen September-Nachmittage folgten wir, trotz einigem Widerstreben, der Einladung mehrerer junger Männer, die in der Stadt den Ton angaben und uns schon mehrere Male aufgefordert hatten, mit ihnen einen Ritt nach einem der schönen Punkte der Umgegend zu machen. Wir ritten wohl an zwei Stunden starken Trabes ins Land hinein, ohne eine Veränderung der Scenerie zu bemerken. Man kann in Holland eine Stunde lang selbst auf der Eisenbahn die Augen im Schlafe schliessen, ohne beim Erwachen zu bemerken, dass man nur wenige Schritte weiter gekommen. Ein Kanal, auf dem sich ein Trekschuyt langsam fortbewegt, ein Garten mit ölbestrichenem Staket, eine Wiese mit wenigen Kühen, am Horizont eine unendliche Reihe von Windmühlen, die langweilig ihre Flügel bewegen — das ist die Landschaft, der man noch häufiger in der Natur als auf der Leinwand der holländischen Maler ins Gesicht blickt. Auf unserem Spazierritt war es nicht anders. Die Pferde bewegten sich, die Sträucher rechts und links flogen an uns vorbei — die Landschaft blieb dieselbe. Wir hielten vor einem Weghause, das, etwas höher gelegen, die Aussicht über eine grössere Anzahl von Kanälen und Windmühlen gewährte, ausserdem seines guten Käses, seines trefflichen Thees und seines guten Weins wegen berühmt war; vor seiner Thür kreuzten sich mehrere Land- und Wasserstrassen, und es war hier etwas lebhafter, als sonst im offenen Lande dieses dem Meere abgerungenen Sumpfbodens.

Die Jugend der ...er guten Gesellschaft fand an dem Champagner des Weghauses so grosses Gefallen, dass es ziemlich spät wurde, ehe man sich auf den Weg machte, und dass sie dann, mit grosser Schwierigkeit die richtige Stellung im Sattel fand. Es ging beim Aufsitzen, trotz der Gegenwart mehrerer Damen, so lärmend her, dass demnächstige Roheit zu befürchten war. So entschloss sich Else kurz, gab ihrem Pferde die Sporen und galoppierte vorwärts. Ich folgte ihr, und bald hatten wir die ganze Gesellschaft weit hinter uns. Es that uns so wohl, nach

mehreren geräuschvollen Stunden wieder allein zu sein, dass Else einen Nebenweg einschlug, der uns, wenn auch mit einigem Zeitverlust, doch sicher nach Hause bringen und vor der Wiedervereinigung mit der Gesellschaft behüten sollte. Aber Else musste sich geirrt haben, denn wir ritten und ritten, freilich in behaglichem Schritt, der ein ebenso behagliches Gespräch erlaubte, ohne in bekannte Regionen zu kommen. Die Tage waren schon kurz und die Nacht war da, ehe wir uns ihrer versahen. Mit der Nacht waren plötzlich schwarze Gewitterwolken heraufgezogen, und bald sahen wir den Weg nur vermittels des Blitzes. Schon tröpfelte der Regen herab, wir gaben den Pferden die Sporen, schon strömte es vom Himmel, und Donnerschlag folgte auf Donnerschlag. Wir befanden uns in einer Lage wie Dido und Aeneas und hatten uns ausserdem verirrt. Else hatte sich zu sichere Kenntnis des Landes zugetraut, und selbst bei der besten Kenntnis wäre es in dunkler Nacht und bei strömendem Regen schwer gewesen, sich zurecht zu finden. Die Strasse lief in vielfachen Windungen zwischen Kanälen und Gräben hin; wir mussten ihr folgen, da es in keinem Lande so schwer ist, wie in Holland, querfeldein den Weg abzukürzen oder eine Zuflucht zu suchen. Erst nach einem Ritt, der uns bei den vielen Unannehmlichkeiten sehr lang erschien, entdeckten wir rechts von unserm Wege, etwa zweihundert Schritte weit von uns, ein Licht, das unregelmässig aus Fenstern und Spalten irgend eines Gebäudes zu dringen schien. Glücklicherweise führte an dieser Stelle eine Brücke über den Kanal und vom Kanal aus ein Weg dem Lichte entgegen. Wir folgten diesem Wege und kamen an ein Thor, das eine Staketenwand schloss, und wir vermuteten, dass das Gebäude, aus dem das Licht kam, eine Scheune sei, wie sie sich auf den grossen eingezäunten Wiesen Hollands zu finden pflegen. Auch eine Scheune war uns bei dem immer heftiger strömenden Regen als Zufluchtsstätte höchst willkommen. Ich stieg ab, öffnete das Staketenthor und führte mein und Else's Pferd der Scheune entgegen. Der Weg führte gerade an das Scheunenthor, dennoch musste ich lange klopfen, bis es geöffnet wurde, denn der Lärm des Donners, der noch immer grollte, des strömenden Regens, verbunden mit Pferdewiehern und Gestampf, welches zugleich mit einem höchst eigentümlichen Gesumse und vielstimmigen Gesange aus dem Innern der Scheune kam, machte, dass mein Klopfen und Rufen nicht gehört wurde. Endlich wurde geöffnet. Ein kleiner, brauner Junge sah uns mit grossen, schwarzen Augen an, verstand uns bald und lud uns ein, so rasch als möglich einzutreten, indem er Fräulein Else mit vielem Geschick vom Pferde half, während er zugleich den Zaum meines Tieres ergriff. Dieses, erschrocken über den Anblick, den das Innere der Scheune bot, bäumte sich; aber der Junge behandelte es als ein Mann, der sich auf wilde Pferde versteht, und brachte es rasch wieder zur Ruhe. Er führte die Tiere in die Scheune, und wir folgten ihm.

Ein wunderbares Schauspiel erwartete uns, ein Schauspiel, das uns beiden ein erstauntes Ach! ebenso schnell hervorrief als unterdrückte. Die ganze Scheune bildete einen einzigen, grossen, weiten, ungeteilten Raum; auf diesem weiten Raume boten sich die verschiedensten Gruppen in verschiedener Beleuchtung. Beinahe die ganze Hälfte der Scheune rechts vom Thor, durch das wir eintraten, war von Pferden der verschiedensten Grössen und Rassen eingenommen, von denen einige aus Trögen frassen, andere neugierig und klug den Neuangekommenen entgegen sahen, noch andere bereits auf dem Stroh lagen, um, wie es schien, nach langem ermüdenden Marsche auszuruhen. Einzelne Stalllaternen an den Wänden und Holzpfeilern beleuchteten sie und einzelne Männer, die zwischen ihnen und hinter ihnen auf dem Stroh lagen, mit dämmerigem Lichte. Die Männer erfreuten sich eines tiefen Schlafes, trotz dem Lärm des Ungewitters und der mannigfachen Töne, die sich in der Scheune selbst hören liessen. Eigentümlicher aber war der Anblick, den der Winkel links am andern Ende der Scheune gewährte. Dieser war in volles Licht getaucht, und dieses Licht kam von den vielen Stalllaternen, die dort an den Holzwänden angebracht waren, von zwei grossen Kerzen, die vor einer Art improvisirten Betpultes brannten, und von zehn bis zwölf grossen, gelben, aus rohem Wachs gekneteten Wachskerzen, die alle zusammen in einem mit Sand angefüllten Futtertroge rechts vom Betpulte staken. In dieser hellerleuchteten Abteilung der Scheune stand eine höchst auffallende Versammlung von Männern. Sie alle hatten weisse wollene oder damastene von schwarzen oder blauen Bändern eingefasste Mäntel umgeworfen, von deren Ecken vier gleichmässig gebundene, längliche Wollfadenbüschel herabfielen und die oben, an dem Teile, der den Nacken bedeckte, mit silbernen oder goldenen Tressen besetzt waren. Mehrere dieser Männer trugen unter dem Mantel lange, weisse, leinene Kittel, die faltig bis über die Knöchel herabfielen, geschlossen und in der Mitte vermittelst einer Schnur am Leibe festgehalten waren. Der Mann, der in einem solchen Kittel an dem Betpulte, in der Nähe der gelben Wachskerzen, stand, hatte die Brust mit einem aus Silbertressen zusammengesetzten viereckigen Schilde geziert. Die Männer in den Kitteln trugen auf dem Kopfe weisse Hauben, die zum Teil mit Stickereien bedeckt waren; die anderen hatten Hüte oder gewöhnliche Mützen auf. Sämtliche Männer standen in einer Richtung, dem Betpulte zugekehrt. So stille als sie dastanden, so stille sassen hinter ihnen auf ausgebreitetem Stroh mehrere Weiber und Mädchen, deren manche ein schlafendes

oder wachendes Kind auf dem Schosse oder in den Armen hielten. Der weibliche Teil der Versammlung hatte, das andächtige Schweigen abgerechnet, nichts Feierliches oder Festliches. Die Frauen und Mädchen waren im äussersten Negligé; sie lagen oder sassen höchst ungezwungen auf dem Stroh, die Haare ordnungslos zurückgestrichen oder über Brust und Schulter herabfallend, die gewöhnlichsten Werktagskleider nach Bequemlichkeit lose gemacht oder verschoben. Hinter dieser Gruppe, ganz nahe dem Thore, stand eine lange Reihe von Kasten und Kisten, welche teilweise geöffnet waren und einen Blick in ihr Inneres gestatteten. Da waren die phantastischten männlichen und weiblichen Trachten aufgehäuft, welche alle Farben spielten und meist mit Goldtressen, Schleifen und allerlei schimmerndem Flitter geschmückt waren. Zwischen den Kisten ordnungslos zerstreut lagen und ragten hervor allerlei buntbemalte Reifen, Stangen, Fahnen und anderer ähnlicher Hausrat wandernder Kunstreitergesellschaften.

Es war kein Zweifel: wir befanden uns bei einer Kunstreitergesellschaft und zwar höchst wahrscheinlich bei der im Lande berühmten Truppe Wullenweber's, deren Ankunft seit mehreren Tagen in Amsterdam erwartet wurde. Das erkannten wir sogleich bei unserem Eintritt; aber die in dem beleuchteten Winkel stehenden, in Totenhemden gehüllten Männer, ihr stilles Gebahren und die sonderbare Beleuchtung blieben Elsen noch immer ein Rätsel. Sie wandte sich mit erstaunt fragendem Gesicht zu mir. „Merken Sie es nicht?“ flüsterte ich, „der grösste Teil der Gesellschaft besteht aus Juden; sie feiern den Vorabend des Versöhnungstages. Der Vorsänger verrichtet jetzt sein stilles Gebet, dass ihn Gott würdig mache, der Gemeinde vorzubeten, und seiner Lunge Kraft gebe. Wenn dies vollendet ist, wird er zu singen anfangen; achten Sie auf die Melodie, Else, sie ist höchst originell und rührend.“

„So!“ lispelte Else ängstlich und neugierig zugleich und näherte sich der Gruppe der Weiber. Eine derselben, die auf einem Strohbund sass und einen Säugling an der Brust hielt, rückte etwas beiseite und lud sie ein, sich zu setzen, sprach aber nur leise, wie um die Andacht der anderen und ihre eigene nicht zu stören. Ihr ganzes Wesen war das einer guten und besorgten Mutter aus dem Volke. Ihre Aufmerksamkeit war sehr geteilt zwischen der religiösen Andacht und der Sorgfalt für das Kind, das sie verhüllt und mit Tüchern bedeckt am Busen hielt. Von Zeit zu Zeit hob sie eines der Tücher auf und blickte mit schmerzlichem Ausdruck auf das bleiche, offenbar kranke Gesicht des Kindes. Bei jeder Bewegung desselben zitterte sie am ganzen Körper und liess das hebräische Buch, das aufgeschlagen auf ihren Knien lag, auf den Boden fallen, ohne es zu beachten, mit wie grosser Frömmigkeit sie es auch jedesmal aufhob, so oft das Kind ruhiger wurde. Sie führte dann das Buch an die Lippen und küsste die hebräischen Lettern. Sie war auch gekleidet wie eine Frau aus dem Volke. Ein grosses Tuch, dessen einer Zipfel über den Rücken hinabfiel und das unter dem Kinn zusammengebunden war, bedeckte Kopf und Haare, welch letztere trotzdem schwarz und in dicken, aufgelösten Scheiteln auf die blassen Wangen hervorquollen. Ein gewöhnliches, sehr schlichtes, braunes Kattunkleid, das in der Mitte von einem dünnen Tuche zusammengehalten war, bedeckte die Gestalt, die die Fülle einer Frau in den besten Jahren verriet. Nur die schwarzen, glühenden Augen hatten etwas, was mit der hausmütterlichen und zugleich frommen Situation der Frau nicht zusammengestimmt haben würde, wenn sie nicht der Ausdruck sanfter Trauer gemildert hätte.

Else sah das schöne, verblühte Gesicht der ebenso zärtlichen, als frommen Mutter anfangs mit mitleidigen Blicken an, nach und nach schien sich das Mitleid in ein gewisses Interesse, selbst in Erstaunen zu verwandeln. Sie machte mir verschiedene Zeichen, die ich aber nicht verstand. Endlich, nachdem sie die Frau wiederholt beobachtet, schien sie ihrer Sache gewiss zu sein und raunte mir ins Ohr: „Wissen Sie, wer die Frau ist?“

Ich schüttelte den Kopf.

„Laurabella!“ flüsterte Else weiter. „Weiss der Himmel, es ist die Laurabella, die grosse Laurabella, das erste Sujet der Gesellschaft, die berühmte Reiterin, der Liebling des Publikums und das Ziel aller Stutzer, die Rivalin der Cuzent und heute so berühmt, wie vor einigen Jahren Landrinette und Adelheid Hinne. Eine Heroin des Cirkus; — seit vierzehn Tagen schlagen ihr in Amsterdam tausend Herzen voll Sehnsucht entgegen. Die kennen Sie nicht? Sie sind sehr zurück.“

Während mir Else so ins Ohr flüsterte, fing das Kind zu weinen an. Laurabella erhob sich und ging an das Thor, so fern als möglich von der betenden Gemeinde, und lief dort tänzelnd auf und ab, indem sie das Kind auf den Armen wiegte. Else folgte ihr voll Neugierde und wie unwillkürlich. Als das Kind wieder ruhiger wurde und Laurabella am Scheunenthor in einem Winkel stehen blieb, näherte sie sich ihr mit jener Neugierde, welche die Frau der guten Gesellschaft der Frau gegenüber, die einer abenteuerlichen Welt angehört, immer empfindet und der sie gerne die Zügel schiessen lässt, wenn es die Umstände erlauben.

„Ihr armes Kind ist krank?“ fragte sie teilnehmend.

„Seit mehr als acht Tagen,“ seufzte die Angeredete; „das arme Würmchen, wie soll es genesen? Seit fünf Tagen sind wir auf der Reise — keine Ruhe, keine Pflege möglich — kaum dass ich mit einem Arzte sprechen konnte.“

Sie sagte das alles so traurig und in kurzen abgebrochenen Worten, dass Else's Teilnahme sich in wahrhaftiges Mitleid verwandelte. „Nun," sagte sie tröstend, „Sie gehen ja nach Amsterdam, soviel ich weiss: dort finden Sie Aerzte und werden das Kind in Ruhe pflegen können."

„Wenn wir nur erst dort wären! Wir bewegen uns mit unsern Pferden und dem ungeheuren Gepäck so langsam fort, und morgen müssen wir des Feiertages wegen hier rasten."

„Könnten Sie nicht voraus reisen?"

„Wir dürfen nicht reisen an einem so hohen Feiertag, mein Fräulein: es ist der Versöhnungstag, der höchste und strengste Feiertag der Juden."

„Ich glaubte immer, Sie wären eine Spanierin?" sagte Else in fragendem Tone.

Laurabella lächelte. — „Eine Spanierin bin ich nur auf der Affiche, und nur auf der Affiche heisse ich Laurabella. Im Leben heisse ich Jettchen Mannheimer und bin aus Paderborn. Das thut man so. Für Jettchen Mannheimer hätte sich kein Stutzer der Welt interessiert, aber Señora Laurabella aus Valencia ist schnell berühmt geworden."

Laurabella schien bereit, noch manches in ironischem Tone ihrer Rede hinzufügen zu wollen, aber sie unterbrach sich plötzlich und ging rasch auf ihren vorigen Platz zurück, denn das Gebet begann.

„Jetzt horchen Sie!" sagte ich zu Else.

Der Vorsänger hatte sein stilles Gebet vollendet und begann das laute, das mit den Worten anfängt: „Alle Gelübde, alle Schwüre."

Die traditionelle Melodie dieses Liedes, die vielleicht Jahrhunderte alt, ist überaus melancholisch, sanft und herzergreifend, wenn sie von einem geschickten Sänger vorgetragen wird. Herr Wullenweber, der Direktor der Kunstreitergesellschaft, der den Vorbeter machte, schien musikalischen Sinn zu haben, denn er machte sie in ihrer ganzen tiefen Melancholie geltend. Kaum hatte er einige Takte gesungen, als bereits die Weiber zu schluchzen anfingen und selbst einige der betenden Männer, die vor ihnen standen, tiefe Seufzer ausstiessen. Bald erscholl lautes Weinen und mit solcher Heftigkeit, als wäre es den Betenden nicht möglich, das überwallende Gefühl zurückzudrängen. Die christlichen Mitglieder der Truppe, die da und dort in der Scheune auf dem Stroh lagen, erhoben die Köpfe und blickten die zerknirschten und weinenden Beter mit eben so viel Erstaunen an, wie meine Begleiterin.

„Was mögen nur die hebräischen Worte sagen, die der Vorbeter singt?" fragte Else.

„Diese Worte," antwortete ich ihr, „haben eigentlich nichts, was die Beter so sehr rühren könnte, auch verstehen sie sie nicht."

„Warum weinen sie denn so sehr? Die Melodie ist zwar sehr originell und rührend, aber doch nicht so sehr aufregend."

„Mein Fräulein," sagte ich, indem ich mich zu ihr setzte, „die grosse Feier beginnt. Morgen ist der grosse Gerichtstag, da tritt der Böse vor den Herrn und klagt an, gerade so, wie Sie es aus dem Faustprolog im Himmel kennen. Morgen werden die Schicksale der Menschen für dieses ganze Jahr festgestellt, in ein Buch geschrieben und besiegelt. Morgen werden die Sünden vergeben oder die Strafen für die unverzeihlichen bestimmt von Gott, dem Allmächtigen. Da wird bestimmt, wer durch Feuer, wer durch Wasser, wer durch Pest etc. zu Grunde gehen soll — da wird jegliches Glück und Unglück verhängt. Alles Elend, das diese Elenden in diesem vergangenen Jahre getragen, ist ihnen so am letzten Versöhnungstage verhängt worden. Nun, mit dem Beginn der Feier, erinnern sie sich plötzlich aller Drangsale, aller Mühseligkeit, aller Verluste, aller Schmerzen und, ach, aller Verachtung, die sie in diesem Jahre getragen. Sie weinen vor Gram über Vergangenes und vor Angst vor dem Zukünftigen. O, ihre Herzen sind in diesem Augenblicke vom gesättigtsten Kummer erfüllt; alle Leiden des Menschen, alle Leiden ihres Standes und vorzugsweise alle Leiden des Juden stehen jetzt in Scharen vor den Augen ihrer Seele."

„Sie sind ein Poet," sagte Else lächelnd, „glauben Sie, dass Laurabella, die als Sylphe durch sechs Reifen springt und vier Pferde zugleich reitet, dasselbe fühlt?"

„Sehen Sie Laurabella jetzt an," antwortete ich.

Laurabella hielt mit beiden Armen das Kissen umklammert, in welches ihr Kind gehüllt war, und hielt sich so vorgebeugt, dass ihre Wange auf dem Kissen ruhte. Das Tuch war ihr halb vom Kopfe gesunken, und ihre dicken, schwarzen Haare fielen wie ein schwarzer Schleier über das halbe Gesicht. Ihr ganzer Körper zuckte krampfhaft unter dem Schluchzen, das aus tiefstem Herzen zu kommen schien, während das Kissen, auf dem ihr Kopf lag, von Thränen nass war.

„Sonderbar," sagte Else kopfschüttelnd, „wer hätte sich Laurabella jemals so vorgestellt? Und Sie, lieber Freund, was ist Ihnen? Sie sehen ja eigentümlich aus."

„Vielleicht etwas ergriffen," sagte ich und legte mein Gesicht in beide Hände.

Indessen war jenes Lied zu Ende gesungen: es folgten andere, dann wieder Gebete, die entweder still oder etwas lauter monoton hingemurmelt wurden. Das Ungewitter hatte sich auch beruhigt, und der Regen fiel klopfend auf die Holzdecke der Scheune. Der Regen, das Murmeln der Beter, die Atemzüge der Schläfer woben, da auch das heftige Weinen aufgehört hatte, durch den ganzen Raum ein traumhaftes Gewebe von Tönen. Ich brütete, vertiefte mich in alte Erinnerungen und empfand endlich ein so schmerzliches Behagen, dass ich selbst un-

geduldig wurde, wenn mich Else mit Fragen nach diesem und jenem im jüdischen Kultus oder auch nach den Ursachen meiner Vertiefung störte. Als dann der Vorsänger das Lied begann: „Wie der Thon in der Hand des Töpfers, wie das Silber in der Hand des Goldschmieds, so sind wir in der Hand des Schöpfers," fiel ich mit halber Stimme ein und sang zum grössten Erstaunen Else's die Melodie mit, wie eine altbekannte.

„Woher kennen Sie das alles so genau? fragte sie, „und überhaupt was ist Ihnen? Sie sind, wie ich Sie nie gesehen habe, aufgeregt, vertieft, gerührt, als ob Ihnen plötzlich ein Unglück geschehen wäre. Erklären Sie mir —"

„Kommen Sie," erwiderte ich, indem ich aufstand, „der Regen hat aufgehört; sind wir in freier Luft, will ich Ihnen erklären."

Wir sagten noch Laurabella adieu, schwangen uns auf die Pferde, die derselbe Junge uns vorführte, der sie uns abgenommen hatte, gaben diesem ein Trinkgeld und trabten davon. Die Nacht war nach dem Gewitter klar und heiter geworden; der Mond trat aus den Wolken, die sich am Himmel verspätet hatten und nun mit Eile den verschwundenen Gewitterwolken nachzufliegen schienen. Wir sahen weit ins Land hinaus; die breiten Strassen lagen weiss und deutlich vor uns.

„Nun," sagte Else, indem sie plötzlich ihr Pferd langsamen Schrittes gehen liess, „nun erklären Sie mir, wie Sie zu der Kenntnis dieser jüdischen Bräuche gekommen sind, woher Sie selbst diese Melodien kennen. Sonst sind uns all diese Dinge doch so unbekannt, trotzdem die Juden in unserer Mitte leben."

„Ich will Ihnen eine Geschichte erzählen."

„Ah, es steckt eine Geschichte dahinter, das ist prächtig, erzählen Sie. Gewiss haben Sie einmal einer schönen Jüdin den Hof gemacht und sich, wie der Tenor in der Halevy'schen Oper, als Jude unter den Juden herumgetrieben."

„Nein, es ist anders. Vor ungefähr zwanzig Jahren lebte in der Hauptstadt unserer Provinz ein Judenmädchen, das als ein Wunder der Schönheit gerühmt wurde. Nehmen Sie an, dass dieser Ruhm vollkommen und in allen Teilen gerechtfertigt war, und erlassen Sie mir die Beschreibung. Ich kann nur sagen, dass ich bis auf den heutigen Tag trotz aller meiner Reisen keine Frau, kein Mädchen gesehen, das sich mit dem Bilde, das in meiner Erinnerung lebt, hätte messen können. Diese schöne Jüdin, obwohl sie nahe wohlhabende Anverwandte hatte, war sehr arm, die Tochter sehr bedürftiger Eltern. Um diese zu ernähren, sass sie in einer elenden hölzernen Bude, welche in einem der vielen äusseren Winkel eines alten fürstlichen Palastes stand, und verkaufte Watte und allerlei Baumwollenwaren. Vor dieser Bude standen oft die Reisenden, um die grösste Merkwürdigkeit der Stadt anzustaunen. Unter dem Vorwande, die Architektur des Palastes, seine Säulen, Bogen und Karyatiden zu betrachten — denn einer Sage nach sollten Plan und Zeichnung von Michel Angelo herrühren — gingen sie halbe Stunden lang um die Bude im Halbkreise herum und vergassen Michel Angelo über der schönen Jüdin. Trotzdem der Neid den guten Ruf ungern bei der Schönheit wohnen lässt, erfreute sich Lea — so hiess sie — doch des allerbesten Leumundes, ihren Augen sah man es an, dass ihre Heiterkeit trotz aller Armut eben so gross war, als ihre Schönheit, und die sie näher kannten, versicherten, dass ihre Güte hinter ihrer Schönheit nicht zurückstehe. Eines Tages kam der Fürst, dem der alte Palast gehörte, ein Mann von ungefähr dreissig Jahren, der den grössten Teil seines Lebens bei Hofe zugebracht hatte, in die Provinzialstadt zurück. Er bewohnte eine Villa in der nächsten Nähe der Stadt, aber er wollte doch den alten verlassenen Palast seiner Väter in Augenschein nehmen und sah, wie alle anderen Reisenden, nur Lea. Sofort schämte er sich der 20 Gulden, die ihm, dem Besitzer des Winkels, den Lea als Mieterin mit ihrer Holzbude einnahm, seine Rente vermehrten. Er redete sie als ihr Mietherr an, er wollte ihr die Miete für ewige Zeiten schenken; Lea wies das Geschenk zurück. Bald darauf verliess der Fürst die Villa und richtete sich in dem Palaste ein und zwar in einem Flügel, aus dessen Fenstern er Lea den ganzen Tag betrachten konnte. Der Skandal war bald sehr gross in der Stadt; Lea schloss ihre Bude, und sie war brotlos, während es hiess, dass nun ein glänzendes, wenn auch nicht ehrenhaftes Leben für sie beginne. Man irrte sich. Der Fürst hatte nicht den geringsten Versuch gemacht, sie herabzuwürdigen; er liebte sie, und — er heiratete sie. Nun erst war der Skandal in den zwei entgegengesetzten Klassen der Gesellschaft, bei den Aristokraten und bei den Parias, den Juden, sehr gross. Die Aristokraten ärgerten sich über die Mesalliance, die Juden über die Taufe der schönen Jüdin. Aber auch dieser Skandal verrauchte, der Fürst war mächtig, unabhängig und bei Hofe sehr einflussreich. Er hatte die Kaiserin, die sehr fromm war, beinahe von Anfang an auf seiner Seite, weil er durch die Taufe eine Seele gerettet hatte, und sie wünschte die schöne Fürstin in ihrer Nähe zu haben, um das gottgefällige Werk zu Ende zu führen und sie in den Glauben und seine Geheimnisse selbst einweihen zu können. Sie empfing sie, sie machte sie zu ihrer Hofdame, und kaum drei Jahre nach der Taufe war dieselbe Lea, die aber jetzt Therese hiess, welche in der Holzbude Watte verkauft hatte, Sternkreuzordensdame. Das scheint Ihnen unglaublich, aber was ich Ihnen hier erzähle, ist historisch. Der Fürst war eben ein Mann voll Energie, der seine Frau wirklich liebte und den der Widerspruch der Aristokratie gereizt hatte. Er hat von jeher durchgesetzt, was er wollte.

Nicht so rasch wie die Aristokratie beruhigte sich das Judentum. Die Fürstin Therese gehörte einer Rabbinerfamilie an, und die ganze Gemeinde betrachtete es als ein ganz besonderes Unglück und als eine noch grössere Schande, dass ein Sprössling gerade dieses Stammes abgefallen war. Ein Teil ihrer Familie legte Trauer an, wie um einen Hingeschiedenen doch nicht ihre Eltern, die sich in das Unvermeidliche fügten und die Tochter nach wie vor liebten), ein anderer Teil aber sah mit der Erhebung der Anverwandten eine glänzende Zukunft heraufziehen. Und als es endlich sicher war, dass die Fürstin bei Hofe empfangen, die Freundin der Kaiserin und infolge ihrer bezaubernden Schönheit und der Macht ihres Gatten eine höchst einflussreiche Persönlichkeit wurde, machte sich dieser Teil der Familie mit dem Gedanken, zum Christentum überzugehen, vertraut, und es kamen schon da und dort einzelne Ueberläufer vor, die es nicht erwarten konnten, unter dem Schutze der hohen Anverwandten und als Christen ihr Glück zu machen. Zu der Familie gehörte auch ein ziemlich wohlhabender Mann, der anfangs über den Abfall Lea's sehr entrüstet war und mit seinem zehnjährigen Knaben eifriger und fleissiger als je die Synagoge besuchte. Um sein Kind vor einem ähnlichen Abfall zu bewahren, liess er es die fünf Bücher und die Propheten in der Ursprache studieren und hielt es mit grösster Strenge zur Ausübung aller religiösen Formen und Ceremonien an. Aber denselben Knaben, der sich gewöhnt hatte, in der Frömmigkeit zu schwelgen, führte er ungefähr drei Jahre später in die Kirche, und als sie wieder heraustraten, sagte er ihm, dass sie beide nunmehr Christen seien. Der Knabe brach in Weinen aus, aber der Vater versicherte ihm, es sei so besser und er habe nur als guter Vater für seine Zukunft gesorgt. Wir verliessen die Stadt und zogen in die Residenz, wo mein Vater in der That eine glänzende Karriere machte, denn er war eben so klug als unterrichtet —"

„Wie!" rief Else und hielt ihr Pferd an, „Ihr Vater? Sie sprechen von Ihrem Vater? Sie sprechen von sich?"

„Allerdings! der Knabe, von dem ich spreche, war ich."

„Unmöglich!"

„Doch! Ich erzähle Ihnen keine Märchen. Aber warum sind Sie so blass? Ich sehe es selbst beim Mondschein, dass Sie erblassen."

„Sie sind ein Jude? Sie scherzen; ich kann es nicht glauben."

„Fräulein Else, ich scherze nicht."

„Warum haben Sie mir das nicht früher gesagt?" fragte Else mit einem Tone, der den bittersten Vorwurf verhüllen sollte.

„Wäre es mir je eingefallen, dass die Mitteilung Sie in solche Aufregung versetzen könne, ich hätte es längst gethan, oder ich hätte Ihre nähere Bekanntschaft nicht gesucht."

Else ritt weiter; ich folgte ihr und fuhr fort: „Ich könnte Ihnen sagen, dass ich bei Ihrer Freundschaft für mich, bei Ihrer Bildung eine solche Mitteilung für überflüssig hielt, aber das wäre nur die halbe Wahrheit. Die ganze Wahrheit ist, dass ich nicht daran gedacht habe, dass ich es längst vergessen habe, jemals ein Jude gewesen zu sein. Von jenem Moment der Taufe an lebten wir nur unter Christen. Ich dachte nie an mein einstiges Judentum, selbst nicht, wenn ich mit Juden zusammentraf. Nur wenn ich die alten Melodien meiner Jugend wieder singen höre, wie diesen Abend, wenn ich diese religiösen Bräuche wieder sehe, an denen ich einst mit ganzer kindlicher Seele hing, erwacht die Erinnerung so mächtig und wühlt mein ganzes Herz auf, dass ich weinen möchte — und wenn ich sehe, wie der Name noch immer Schrecken und Verzweiflung einflösst — wie vielleicht jetzt, so möchte ich gleich wieder abfallen, ein neuer Apostat, und hinüber laufen in das Lager der Schwächeren."

„Was wird mein Vater sagen!" rief Else.

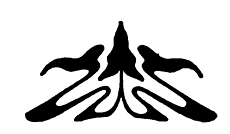
„Darauf kommt es nicht an, mein Fräulein. Was Sie sagen, Sie, das ist das wichtige, oder vielmehr was Sie verschweigen und was Sie nicht zu sagen brauchen," erwiderte ich mit einer Bitterkeit, deren ich mich Elsen gegenüber einige Stunden früher nicht für fähig gehalten hätte.

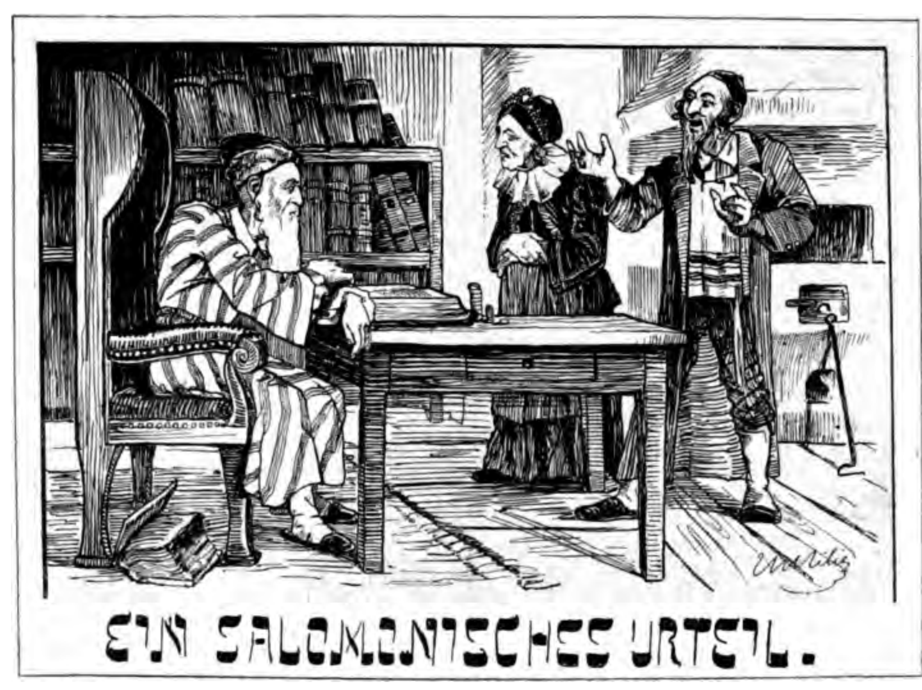
Else schwieg und ritt schweigend weiter; ich eben so schweigend neben ihr. Nach ungefähr einer Stunde hielten wir vor ihrem Hause. Ich sprang ab und half ihr vom Pferde. Dann schwang ich mich wieder in den Sattel.

„Was thun Sie?" fragte Else. „Wohin wollen Sie?"

„Nach Amsterdam!" rief ich, „vielleicht zur Kunstreitergesellschaft, vielleicht in die Synagoge!"

Und ich ritt in die Nacht hinein. Ich habe Else nie wieder gesehen.





E. M. Lilien. Zeichnung aus dem Jahre 1894.

EIN SALOMONISCHES URTEIL.

Vor vierzig Jahren war's, in einer kleinen galizischen Stadt. Da begegnete Reb-Schmul dem Reb-Manasse.

„Schulem-aleichem", sagte Reb-Schmul.

„Aleichem-schulem", sagte Reb-Manasse.

„Wohin gehen Sie?" fragte Reb-Schmul, und der Reb-Manasse antwortete:

„Wo werd' ich hingehen? Ich geh' nach Brody."

Da hat der Reb-Schmul eine grosse Freude gehabt und war sehr beglückt über den Zufall, denn er hatte eine Bestellung nach Brody. Fünfzig Gulden wollte er seiner Frau schicken, der Esther, und der Post traute er nicht recht. Da bat er den Reb-Manasse, der Esther das Geld zu überbringen.

„Gern", sagte der. Aber die Hälfte wollte er für die Mühe des Ueberbringens.

Ob er meschugge sei? meinte der Andere. Einen Gulden wollte er geben. Manasse aber zuckte die Achseln. Er wollte was haben für seine Mühe. Dem Reb-Schmul kam aber ein Gedanke. Er gab dem Reb-Manasse die fünfzig Gulden und sagte:

„Gieb der Esther so viel davon als Du willst."

An seine Frau schrieb Schmul aber einen Brief: sie sollte sich nur an den Rabbi wenden, wenn der Reb-Manasse sie allzustark über's Ohr hauen wollte.

Des letzteren Reise dauerte drei Tage. Er überbrachte der Esther in Brody die Grüsse ihres Gatten und erzählte ihr, wie ihm Schmul die fünfzig Gulden gegeben und dazu gesagt:

„Gieb der Esther so viel davon als Du willst!"

Und dann gab Reb-Manasse der Esther einen Gulden, denn neunundvierzig wollte er.

Die Esther schrie: „Räuber, Dieb, Betrüger! Gieb mir meine fünfzig Gulden!"

Reb-Manasse sagte: „Ich gebe Dir so viel, als ich will!"

Man ging zum Rabbi.

Der alte Graubart liess sich den Hergang der Sache erzählen, und haarklein berichtete ihm Reb-Manasse alles, zuvörderst das, was ihm Reb-Schmul gesagt: „Gieb der Esther davon so viel, als Du willst."

Die Sache war schwer zu entscheiden. Der Rabbi strich lange seinen grauen Bart, und der armen Esther klopfte schon das Herz vor Angst.

Aber endlich hatte der Rabbi seinen Spruch gefunden:

„Also sprich, Manasse, wie viel willst Du von dem Gelde?"

„Neunundvierzig Gulden, Rabbi."

„Also gieb ihr so viel, als Du willst, die neunundvierzig Gulden, und behalte den einen Gulden für Deine Mühe."

Der Reb-Manasse jammerte und schwor das Blaue vom Himmel herunter, aber es half ihm nichts.

Noch heute loben die Juden in Brody die Weisheit des Rabbi Isaak-Hazadok, Isaak des Gerechten.

E. M. Lilien.



(E. M. Lilien 1894.)

MISCELLEN.

Henry George's „Moses" ist ein Vortrag, den der grosse amerikanische Nationalökonom im Jahre 1882 in Glasgow gehalten hat. Wie auch immer die Wissenschaft sich zu seinen Ausführungen über Moses verhalten möge, so ist doch unverkennbar, wie sehr der Autor von „Fortschritt und Armut" von „Zur Erlösung aus sozialer Not" und anderer hochbedeutsamer Werke unter dem Einflufs der mosaischen Lehre stand. — Von Henry George's Lebensgang sei kurz erwähnt, dass er im Jahre 1839 zu Philadelphia geboren, als Zwanzigjähriger nach Kalifornien ging um Gold zu graben, dann zur Journalistik überging und seine hauptsächlichsten Werke in den Jahren von 1871 bis 1893 geschrieben hat. Er starb im Jahre 1898 an dem Tage, an welchem er gute Aussicht hatte, zum Bürgermeister von Gross-New York gewählt zu werden — kein geringfügiges Amt, in welchem er wohl manche seiner Bestrebungen der Verwirklichung hätte näher bringen können. Das Ansehen und die Sympathie, die ihm Freund und Feind zollten, dokumentierte sich in der tiefen Bestürzung und ernsten Trauer, welche — mitten in dem wilden Wahlkampf — die Nachricht von seinem plötzlichen Ableben hervorrief.

Sein Werk der Boden-Reform wird von der Single-Tax-League in den Vereinigten Staaten, und anderwärts von zahlreichen ähnlichen Gesellschaften fortgesetzt.

Die jüdische Bevölkerung Preussens am Ende des 19. Jahrhunderts.

Anlässlich einer fachwissenschaftlichen Untersuchung über die Kindersterblichkeit bei den Juden in Preussen nahm der Kinderarzt Dr. Michael Cohn Gelegenheit, sich mit ihrer gesamten Bevölkerungsbewegung im verflossenen Jahrhundert eingehender zu beschäftigen. Einem kürzlich von ihm über dieses Thema gehaltenen Vortrag entnehmen wir die folgenden Daten. Von 1816 bis 1895 hat sich die Zahl der Juden in Preussen verdreifacht. Die verschiedenen Ursachen dieser Vermehrung wurden eingehender erörtert, so die Frage der Uebertritte Andersgläubiger zum Judentume, die Höhe der Zunahme infolge der Gebietserweiterungen Preussens, die Frage der Einwanderung und Ansiedelung fremdländischer Juden, und schliesslich wurde auf die wichtigste Quelle der Zunahme, die sog. natürliche Vermehrung, hingewiesen. Letztere, in der ersten Hälfte des Jahrhunderts bei den Juden stärker als bei der übrigen Bevölkerung, ist speziell in der Neuzeit erheblich zurückgegangen, so dass sie gegenwärtig bereits bei ihnen geringer ist als bei den Nichtjuden. Als die Ursachen der ständigen Verminderung der jüdischen Bevölkerung wurden vom Redner einerseits die Taufen, andererseits die Auswanderungen bezeichnet. Die Abnahme der natürlichen Vermehrung, d. h. des Ueber-

schusses der Geburts- über die Todesfälle, ist die Folge des starken Sinkens der Geburtsziffer bei den Juden. Im Jahre 1877 wurden gegen 11 000 jüdische Kinder in Preussen lebend geboren. 20 Jahre später weniger als 8000. Dieser Rückgang rührt nicht von einer Verminderung der Zahl der Eheschliessungen, sondern im wesentlichen von einer Abnahme der Kinderzahl in den einzelnen jüdischen Ehen her. Redner bringt diese Erscheinung mit dem späteren Abschluss der Ehen in der Gegenwart und der infolgedessen kürzeren Dauer der Ehen in Zusammenhang und insbesondere mit der Veränderung der Lebensverhältnisse. Diese Veränderung besteht einmal in der Hebung der materiellen Lage, deren Besserung teilweise auf die Emanzipation, teilweise auf den Aufschwung Preussens auf den Gebieten des Handels und der Industrie zurückzuführen ist, und zweitens in der beträchtlichen Zunahme der geistigen Bildung unter ihnen, die besonders deutlich durch den hohen Prozentsatz jüdischer Schüler und Studierenden auf den höheren Lehranstalten und Universitäten Preussens illustriert wird. Trotz der Verdreifachung hat die Zahl der Juden in Preussen im Vergleich zu der der Christen durchaus nicht zugenommen, da auch letztere sich in dem gleichen Maasse vermehrt haben. Der Eindruck eines stärkeren Anwachsens der Juden wird nur hervorgerufen durch die besonderen Eigentümlichkeiten hinsichtlich ihrer örtlichen Verteilung im Lande, sowie ihrer beruflichen Gliederung.



Typus einer russisch-litauischen Jüdin.

(Nach einer Photographie von Juchnin, Slutzk.)



APHORISMEN.

Die Thatsache begegnet uns häufig in der Geschichte der Menschheit, dass ein Volk im eigenen Lande und mit eigener Kultur von einem anderen mächtigeren Volke besiegt, unterjocht und seiner freien Selbständigkeit beraubt wird. Viele Völker sind daran völlig zu Grunde gegangen: von den Siegern beherrscht, zur Frohne herabgedrückt, welche jedes eigene Streben ertötet, haben sie mit der Zeit ihre Eigenart und ihre Kultur eingebüsst, und so sind sie denn im Herrenvolke als minderwertige Glieder aufgegangen und aus der Reihe der Nationen verschwunden. Andere Völker dagegen haben es vermocht, sich aufzuraffen: die Besiegten sind wiederum Sieger geworden, und mit wiedergewonnener Freiheit und Selbständigkeit haben sie den Weg eigener Kulturthätigkeit fortgesetzt. — Unerhört aber ist es in der ganzen Geschichte des Menschengeschlechts und als eine Thatsache ohne gleichen steht es da, dass ei Stamm, welcher wegen seiner Minderheit un Besitzlosigkeit in der Fremde zur Frohne gedrücl war, ohne eigene Kultur und ohne selbständi That eine lange Zeit hingelebt hat, dennoc den Auszug aus dem Herrenlande gefunde dass eine Sklavenhorde zu einem Volke geword und die Bahn einer eigenen Kultur eröffnet h Davon, dass diese Kultur, die höchst eigenartig religiös-sittliche Kultur, unter göttlicher Führu allmählich zur Grundlage und Triebkraft in d gewaltigen Gebilden der höchstentwickelt Nationen werden sollte, brauche ich hier nic zu reden. In der biblischen Erzählung ist dies einzigartige Ereignis mit zahlreichen Wunde umstellt, und in dem auf das Ideale gestimmt Gemüt der Nachkommen hat die Phantasie ih Schwingen entfaltet und unerschöpflich Wunde legenden hinzugedichtet. Grösser aber als al

diese Wunder ist die einfache, dürre Thatsache; ja diese Thatsache, dass aus einem Sklavenhaufen, aus einem unter dem Joch der drückendsten Frone seufzenden Stamm, ohne Heimat, ohne Ordnung, ohne Geschichte, dass aus diesem Stamm ein Kulturvolk, das Kulturvolk der Religion und Sittlichkeit geworden, diese Thatsache allein ist das grösste aller Wunder, welche denkbar sind. M. Lazarus.

*

Mit Bezug auf die Juden ist die allgemeine Annahme einer ihnen ungünstigen Theorie in keiner Weise ein unfehlbarer Beweis für ihre Richtigkeit. Seit so vielen Jahrhunderten haben Unwissenheit und Aberglaube fortwährend die Saat der Verleumdung ausgestreut, dass viele Vorurteile eingewurzelt sind, die bei unparteiischer Prüfung sich nicht nur als grundlos erweisen würden, sondern sich geradezu im Gegensatz zu den Thatsachen der jüdischen Geschichte befinden. (Aus dem Englischen.)

Wo immer die englische Flagge wehte, war man sicher, irgend ein Mitglied der jüdischen Gemeinschaft zu finden, das einen thätigen und intelligenten Anteil nahm an allem, was auf den greifbaren Fortschritt der Menschheit hinzielte.

Sir Reymond West
(über die B'ne Israel in Indien).

*

In geistigen und moralischen Zügen, an Gestalt wie in seinem Gesichtsausdruck ist der Jude von heute derselbe wie zur Zeit als Jerusalem wetteiferte mit Tyrus und mit Babylon...

Der Jude von New York, von Chicago und von St. Louis ist an Leib und Seele der Jude von London, Petersburg und Konstantinopel, ebenso wie der der umwallten Städte Juda's in David's Zeit: Es giebt keinen anderen Fall, in dem eine Nation so über alle Teile der Welt zerstreut doch eine Nation blieb.

Professor James K. Hosmer
(The Story of the Jews).

REVUE DER PRESSE.



Allgemeine Zeitung des Judentums: „Die Gesellschaft zur Unterstützung jüdischer Ackerbauer in Amerika hat eine Uebersicht über ihre Thätigkeit von dem Tage ihrer Gründung bis November 1900 veröffentlicht. Die Gesellschaft begann ihre Thätigkeit im Herbst 1888 mit der Unterbringung von vier jüdischen Familien, welche in Süd-Minnesota je 80 Acres Prairieland angekauft haben. Seitdem sind von der Gesellschaft ohne Hilfe des Baron Hirsch-Fonds in den Staaten Illionis, Michigan, Iowa, Wisconsin und Dacota 71 Familien mit 314 Seelen als Farmer untergebracht worden." — Es wäre interessant, festzustellen, wie sich das „jüdische Leben" bei diesen auf unermessliche Strecken Landes verteilten 71 Familien abspielt.

„Hazefira" (Warschau) meldet, dass sich in verschiedenen Gegenden Russisch-Polens unter der armen jüdischen Bevölkerung eine lebhafte Auswanderer-Bewegung nach Argentinien bemerkbar macht. „In letzter Zeit sind bereits zahlreiche jüdische Familien nach Südamerika abgereist, nachdem sie all ihr Hab und Gut verkauft hatten, um das nötige Reisegeld zu erschwingen.

Im März-Heft von **„Nord und Süd"** veröffentlicht Bernhard Münz (Wien) eine Auswahl von Briefen, die „Der Alte vom Berge", Adolf Pichler, an ihn gerichtet hat. In einem Schreiben vom 14. April 1896 heisst es: „Der Antisemitismus ist für mich ziemlich gegenstandslos. In Tirol sind wenig Juden: den Wucher besorgen, wie die gerichtlichen Verurteilungen beweisen, ausgiebig unsere katholischen Brüder, die deutschen Buchhändler sind durchschnittlich schäbiger als der schäbigste Jude....... Der Antisemitismus ist nicht künstlich gezüchtet, er ist eine Zeiterscheinung, die sich in der Zeit ausleben muss. Trotz des Weltverkehrs schliesse sich die Völker mehr und mehr ab. Juden und Arier folgen dabei bewusst oder unbewusst dem gleichen Drang. Den Juden die Menschenrechte abzuerkennen, ist Sünde."

„Der Israelit" bringt in No. 21 einen Leitartikel: Der Niedergang des Judentums in Frankreich. Der Artikel beginnt mit den Worten: „Schon lange hat uns nichts so schmerzlich tief von dem Niedergang des Judentums in Frankreich überzeugt, als eine uns vorliegende Serie von Aufsätzen, welche die religiösen Gesetze und das moderne Leben in No. 21, 23, 24 und 25 des Univers Israélite zum Gegenstande haben." Mit bitteren Worten

wendet sich das strenggläubige Organ gegen das genannte französische Blatt, welches „das konservative Judentum zu vertreten vorgiebt, das noch immer den Titel Journal des principes conservateurs du Judaïsme an der Stirne trägt und dabei das konservative Judentum bekämpft, das es in früheren Jahren verteidigt hat. . . . . ."

An einer anderen Stelle giebt der „Israelit" seiner Freude Ausdruck darüber, dass der Plan einer Gesamtorganisation der Juden Deutschlands „ein unrühmliches Ende gefunden" habe. — — Das ist nun zwar ein Irrtum des Blattes, aber weite Kreise dürfte es befremden, dass ein jüdisches Organ sich gegen Bestrebungen wendet, die zum Zweck haben, dem auch in Deutschland dem Niedergange zueilenden Judentum neues Leben einzuflössen, den Gleichgültigen neuen Halt zu gewähren.

Als offizielle Kundgebung der „J. C. A." (Jewish Colonisation Association in Paris) bezeichnet dasselbe Blatt die Erklärung des Grand Rabbin Zadoc Kahn, nach welcher die „J. C. A." zwar für den Bestand der palästinensischen Kolonien Sorge tragen würde, die Frage aber, wie die Auswanderung der Tagelöhner aus dem heiligen Lande verhindert werden könnte, anderen Faktoren überlasse. Diese Erklärung wurde in einer von den Dorsche-Zion in Paris einberufenen Versammlung abgegeben, die dem Misstrauen und Befremden Ausdruck geben sollte, welche das Verhalten der „J. C. A." gegenüber den jüdischen Kolonisten Palästinas in weiten jüdischen Kreisen Russlands hervorgerufen hat.

Es ist nicht unbedenklich, wenn eine geldkräftige Organisation die Tagelöhner Palästinas der Hilfe anderer empfiehlt, deren Fähigkeit zu helfen mindestens fraglich ist. Gerade diese Tagelöhner sind das beste Menschenmaterial der Palästina-Bestrebungen, und mit ihrer Zerstreuung in die weite Welt würden Anstrengungen zu nicht gemacht, welche die grössten Opfer an Menschenleben und Geldmitteln gekostet haben. Vor allem aber heisst es auch hier, dass zur Erhaltung des Judentums die Erhaltung der Judenheit die erste und unerlässlichste Vorbedingung ist. Die Erhaltung der Judenheit aber und die weitere Zerstreuung sind unvereinbare Begriffe!

In der **„Monatsschrift für Stadt und Land"** äussert sich Professor Dr. Martin v. Nathusius in Greifswald über den Plan eines allgemeinen deutschen Judentages:

„Die ganze Gesetzgebung seit 1848 ruht auf der falschen Voraussetzung, dass es den Juden möglich sei, Deutsche zu werden. Die gläubigen Christen haben es immer gewusst, dass ein solches Aufgehen nur auf der Grundlage einer völligen Bekehrung zu Christus, und auch dann nur allmählich möglich sei. Sie haben daher auch die Emanzipation bekämpft. Jetzt zeigt es sich, dass dies richtig war. Die Juden selbst beweisen es. Und die es unter ihnen nicht zugeben wollen, handeln nur im geschäftlichen Interesse. Was Treitschke einst in völliger Unparteilichkeit aussprach, leuchtet jetzt weiten Kreisen ein: die Juden sind unser Unglück. . . . . . . In gewissem Sinne sind alle Deutschen und alle Christen Antisemiten. Aber derjenige Antisemitismus ist ebenso kurzsichtig wie oberflächlich, der die grosse Bedeutung der jüdischen Vergangenheit und darum auch ihrer Zukunft verkennt."



„Ma'asse biwne Wrak". (Aus einer illustrierten Pessach-Hagada im Besitze des Herrn J. Wagner, Berlin.)

Abonnementspreis für das Halbjahr: in Berlin Mark 3,—, in Deutschland und Oesterreich Mark 3,50, für das Ausland Mark 4,—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes, durch alle Postämter des Deutschen Reiches unter No. 5785a der Postzeitungsliste und durch die Expedition dieser Zeitschrift.

Adresse für die gesamte Korrespondenz: S. CALVARY & Co. (Inh. HUGO BLOCH)
Verlagsbuchhandlung und Antiquariat, Berlin NW., Neue Wilhelmstrasse 1.

Verantwortlicher Redakteur: Leo Winz, Berlin W., Wilmersdorferstr. 117. — Verlag von S. Calvary & Co., Berlin NW. 7.
Für den Anzeigenteil verantwortlich: Hugo Bloch, Berlin. — Druck von Pass & Garleb, Berlin W. 35.



Herausgegeben unter Mitwirkung von
Prof. Dr. Hermann Cohen (Marburg), Prof. Dr. Ludwig Geiger, Prof. Dr. D. Joseph, Prof. L. Kellner (Wien), Prof. Dr. M. Lazarus, Prof. Dr. Martin Philippson, K. K. Baurat Wilhelm Stiassny (Wien), Prof. Dr. Otto Warburg, Dr. S. Bernfeld, M. Buber, Dr. Heinrich Meyer Cohn, Dr. Moses Gaster (London), Robert Jaffé, S. Lublinski, Dr. Rudolph Lothar, Dr. Max Nordau (Paris), Dr. Alfred Nossig, Nahida Remy, Dr. J. Sadger, Dr. Ernst Tuch, Jacob Wassermann, Dr. S. Werner (Wien) u. a.

Bezugs- und Insertions-Bedingungen auf der letzten Textseite.

Heft 4 April 1901

DIE AGRARGESETZE DER JUDEN.

Von Dr. Alfred Nossig.

Das Hauptprinzip, welches die jüdische Verfassung bei der Verwendung und Verteilung der natürlichen Ertragsquellen, d. i. vor allem des Grund und Bodens, befolgte, lässt sich in folgenden Worten zusammenfassen:

„Die natürlichen Ertragsquellen dürfen nicht als Privateigentum betrachtet werden. Den ein Stück Erde bewohnenden Menschen steht nur das Recht zu, es zu benutzen.“

Dieser oberste Grundsatz enthält die Anerkennung einer natürlichen Thatsache, welcher andere Völker bis auf unsere Tage sich hartnäckig verschlossen haben. So oft ein Erobererstamm ein Land eingenommen und unter seine Mitglieder verteilt, lebte er in dem Wahn, dieses Land für ewige Zeiten erworben zu haben, und jeder Grundbesitzer glaubte über den Boden in ähnlicher Weise verfügen zu können, wie über seine bewegliche Habe. Die auf dieser Wahnidee basierte Rechtsordnung hatte die traurigsten sozialen und wirtschaftlichen Zustände zur Folge.

Heute erst ist die Wissenschaft zur Einsicht gelangt, dass „die Objekte des Grundeigentums keine menschlichen Werke sind, und die Natur der Sache den Menschen nur zum vorübergehenden Nutzniesser desselben mache“. — „Wenn man von Grund und Boden sagt, sie seien okkupiert worden, sie seien in jemands Besitz u. s. w., so sind das Metaphern oder juristische Fiktionen!“ „Der Natur des Grund und Bodens entspricht nur eine Beziehung zum Menschen, d. i. die Nutzniessung, und zwar eine gemeinsame Nutzniessung Vieler.“ [1])

Nun, diese wissenschaftliche Theorie, welche dem natürlichen Thatbestande entspricht und den Ausgangspunkt für alle wirtschaftlichen Reformprojekte radikalerer Art bildet — sie ist bereits in der Bibel enthalten und durch die Worte ausgedrückt: „Das Land ist mein, und ihr seid Fremdlinge und Gäste vor mir, darum sollt ihr das Land nicht verkaufen ewiglich.“ (Levit. XXV, 23.) „Der König ist dem Felde unterworfen,“ lehrt der Prediger; der Boden gehört nicht uns, wir gehören dem Boden. Wir können den Boden nicht verzehren, wir können ihn nicht mitnehmen; er aber nimmt uns auf und verzehrt uns. [2])

Von dieser Anschauung ausgehend, erklärt die jüdische Verfassung das eingenommene Land als das gemeinsame Erbe, welches Gott dem Volke zur Benutzung verliehen. „Das Land, das euch zum Erbteil fällt im Lande Canaan . . . .“ „Das Land soll euch seine Früchte geben, dass ihr genug zu essen habet und sicher darin wohnet.“ (Levit. XXV, 19.) Dem Verbote, das benutzte Landstück für ewige Zeiten zu verkaufen, liegt die Idee zu Grunde, dass dieses

[1]) Gumplowicz, „Grundriss der Soziologie“, Wien 1885, S. 111 bis 112.

[2]) Vergl. Salvador, „Histoire des institutions de Moïse“, Paris 1862, I, S. 220.

von dem gemeinsamen Besitze der Nation einem Individuum oder einer Familie zugeteilte Stück Erde keineswegs als Privateigentum des Letzteren zu betrachten und zu behandeln sei. Und so sehen wir denn als Basis der wirtschaftlichen Verfassung unserer Vorfahren den gemeinsamen Besitz an Grund und Boden, welcher Besitz von der Nation bloss als Recht der Nutzniessung betrachtet wird.

• • •

Bei der Verteilung des Benutzungsrechtes an Grund und Boden erstrebt die jüdische Verfassung das Ziel, dass alle Bewohner des Landes für alle Zeiten vor Not geschützt seien, indem ihnen ein auf der Benutzung der natürlichen Ertragsquellen basiertes Einkommen gesichert wird. Zu diesem Behufe ist bei der Gründung des Staates jedem Bürger und seinen Nachkommen für alle Zeiten ein gleicher Anteil an dem Benutzungsrechte der natürlichen Ertragsquellen zuzuerkennen.

Man weiss, dass das jüdische Volk sich bei der Besitzergreifung Palästinas von ganz anderen sozialökonomischen Prinzipien leiten liess, als andere Erobererstämme. Weit entfernt, ein auf Ungleichheit, Zwang und Hörigkeit basiertes Lehensreich zu gründen, verwirklichten die Juden vielmehr die mosaische Idee einer vernünftigen Gleichheit auf wirtschaftlichem Gebiete, einer gerechten Verteilung der Naturgüter, die Idee einer Bürgerschaft, deren materielles Dasein für alle Zeiten gesichert ist. Mit anderen Worten: sie verwirklichten die Idee, welche die heutige Sozialpolitik erst in Form eines Postulates ausspricht, dass „an die Stelle des auf Machtverhältnissen beruhenden Privatrechtes ein von wirtschaftlichen Zwecken beherrschtes Vermögensrecht trete" (Menger).

Es giebt bekanntlich zwei Wege, um eine wirtschaftliche Gleichheit herbeizuführen und das materielle Dasein der Bürger verfassungsmässig zu sichern.

Entweder der Staat bleibt in der Praxis Eigentümer des Grund und Bodens, er behält sich das Recht der Benutzung desselben vor und lässt jedem Bürger nach dem Maasse seiner Arbeit einen Teil des Ertrages zukommen, oder er parzelliert den Boden in kleine Güter, welche er den Bürgern als unveräusserliches Erbteil übergiebt.

Im ersten Falle wird nicht nur das Privateigentum an Grund und Boden, sondern sogar das private Benutzungsrecht desselben aufgehoben und den Bürgern ist im grossen und ganzen für ewige Zeiten wirtschaftliche Gleichheit auf dem Niveau eines minimalen Wohlstandes beschieden. Im zweiten Falle wird das Privateigentum an Grund und Boden in der beschränkten und einzig vernünftigen Form, nämlich als Recht der privaten Bewirtschaftung und Nutzniessung eines Grundstückes, beibehalten und den Bürgern daneben der Weg des freien Erwerbs offen gelassen.

Eine rationelle Sozialpolitik belehrt uns über die Unzukömmlichkeiten des ersten Systems und den hohen Wert des zweiten. Hier genügt es, festzustellen, dass die jüdische Verfassung, indem sie den Grund und Boden als gemeinsamen Besitz der Nation auffasst und bezeichnet, hierbei die vernünftige Form des individuellen Nutzniessungsrechts an Grund und Boden aufrecht erhält und den Bestand eines durchschnittlichen mittleren Besitzes sichert.

* * *

Wir sind über die praktische Durchführung dieser Verteilung des Grundbesitzes durch die Bibel aufs genaueste unterrichtet. Wir kennen die Durchführungsbestimmungen, welche Moses erlassen, wir kennen die Namen der Mitglieder der Verteilungskommission, wir wissen sogar, welche Aergerlichkeiten und Schwierigkeiten Moses und Josua in dieser Sache zu überwinden hatten.

Mit Hilfe der Messkunst, welche die Juden in Aegypten gelernt, wurde zunächst das ganze Land in jenen Grenzen, bis zu welchen Moses vorzudringen gestattet (Num. XXXIV, 2), ausgemessen und in Bezirke geteilt, welche je einen Stamm fassen sollten.[1]) Hierauf wurden diese Bezirke von Josua und Eleasar durch das Loos unter die einzelnen Stämme verteilt; die Stammesobersten besorgten die weitere Verteilung des Bodens unter die einzelnen Geschlechter, derart, dass zahlreicheren Geschlechtern ein grösseres, minder zahlreichen ein kleineres Erbe zugewiesen wurde.[2])

Wir wissen, dass selbst den Fremden, welche sich im Laufe der Zeit im jüdischen Staate ansiedeln würden, ein den übrigen Bodenanteilen gleiches Grundstück zugewiesen werden sollte; nur ein jüdischer Stamm, der der Leviten, blieb für alle Zeiten durch das Gesetz vom Grundbesitze ausgeschlossen.

Abgesehen von ethischen und sozialpolitischen Rücksichten, welche Moses veranlasst haben mochten, den Priesterstamm zu einer verhältnismässigen Armut anzuhalten, war bei dieser Bestimmung ohne Zweifel eine volkswirtschaftliche Erwägung maassgebend. Moses hatte es in Aegypten beobachtet, wie die Priesterkaste ihre geistige Ueberlegenheit und ihre einflussreiche moralische Position zu ihrem materiellen Vorteile auszunutzen gewusst und wie sie mit der Zeit den dritten Teil des gesamten Grundbesitzes in ihrer Hand vereinigt. So sehr fürchtete er das Gebahren des Priesterstammes, sein Eingreifen in die Verteilung des Grundbesitzes in Kanaan, dass er ihn für ewige Zeiten vom Grundbesitze ausschloss. Seine materielle Existenz wurde durch gewisse Abgaben, Geschenke und Leistungen, welche die übrigen Stämme den Leviten verfassungsmässig schuldeten, gesichert. Die Leviten hatten einen gesicherten Unterhalt, aber sie konnten

[1]) Vergl. Salvador a. a. O. I. 220 ff. und Num. XXXIV, 7—10.

[2]) Num. XXXIII, 54 und XXVI, 53—55; Jos. XIII—XIX.

nicht reich werden, und anstatt die übrigen Stämme zu knechten, blieben sie stets von ihnen abhängig.

* * *

Man begreift die hinsichtlich der Leviten getroffenen Maassregeln besser, wenn man sich die Aufgabe vergegenwärtigt, welche an den Gesetzgeber herantrat, nachdem er die erste Verteilung des Benutzungsrechtes der natürlichen Ertragsquellen vorgenommen. Diese Maassregeln waren nur ein Teil des Systems, mittels dessen die weitere Entwickelung der Verteilung von Grund und Boden normiert wurde.

Die Aufgabe, von welcher wir sprechen, bestand zunächst darin, die ursprüngliche gleichmässige Verteilung der Güter in ihren wesentlichen Grundzügen für alle Zeiten zu sichern, die Gefahren einer bedrohlichen dauernden Verrückung dieser Verteilung mittels sicher wirkender Einrichtungen zu beseitigen. Es musste aber andererseits auch dafür gesorgt werden, dass diese Verteilung nicht zu einer starren Unbeweglichkeit der Güter führe, dass sie nicht eine Lähmung des wirtschaftlichen Lebens und der individuellen Erwerbsfähigkeit nach sich ziehe.



Dr. Alfred Nossig.
Gemalt von Hans Kownatzki.

Diese äusserst schwierige Doppelaufgabe, an der fast alle weiterblickenden Verfassungen gescheitert sind, und welche auch vor die moderne Sozialpolitik sphinxartig hintritt, findet in der jüdischen Gesetzgebung vielleicht die einzig mögliche, vernünftige und durchführbare Lösung; eine Lösung, welche für alle Fälle eine viel höhere Aufmerksamkeit und ernstere Würdigung verdient, als ihr bis jetzt zu teil geworden.

* * *

In gerechter Würdigung der hohen Bedeutung der ökonomischen Verhältnisse für die Wohlfahrt eines Volkes behandelt das jüdische Gesetz die Grundzüge der ökonomischen Organisation in einem besonderen Teile, welcher ein abgeschlossenes legislatorisches Ganzes bildet. Schon in der Bibel sind den betreffenden Bestimmungen besondere Kapitel gewidmet; im Talmud und im Jad-Hazaka finden wir die volkswirtschaftliche Gesetzgebung in den Traktaten „Schemita we-Jobel".[1]) Die Basis dieser Gesetzgebung bietet die Einrichtung des Sabbat- und des Jubeljahres.

Die Gesetze des Jubeljahres sichern zunächst für alle Zeiten das erste ökonomische Grundrecht, das Recht auf einen Anteil an den natürlichen Daseinsquellen, indem sie die Art und Weise bestimmen, in welcher über das Familienerbe an Grund und Boden verfügt werden darf.

„Non vendito terram absolute" — durch dieses Kardinalprinzip ist das ganze System ausgedrückt, denn dies Prinzip besagt: der Boden darf nicht für ewige Zeiten verkauft werden, aber er darf verkauft werden in dem Sinne, welchen das Gesetz vom Grundeigentum zulässt. Wir wissen, dass das jüdische Gesetz den einzelnen Bürgern nur das Benutzungsrecht von Grund und Boden zuerkennt. Ueber dieses Benutzungsrecht nun kann jeder Bürger während seines Lebens und für eine gewisse Zeit nach seinem Ableben verfügen, aber es ist ihm durch das Gesetz unmöglich gemacht, sich dieses Rechtes für immer zu begeben und auf diese Weise seine Nachkommen von dem Anteile an den natürlichen Ertragsquellen auszuschliessen.[2]) Das Grundeigentum kann frei cirkulieren, aber nur in der Form der Bodenrente; denn nach dem Ablaufe von je 49 Jahren, im Jubeljahre, fällt jedes Grundstück unter Staatszwang an jene Familie zu-

---

[1]) S. Maimonides, „De juribus anni septimi et jubilei", lat. red. Henri-Majus, Francof. 1708.

[2]) Vergl. Salvador a. a. O. S. 227 ff.; Maimonides, „Moreh Nebuchim", III. Kap. XXXIX: „Die Verordnungen der Traktate „Schemita we-Jobel" haben zum Zwecke, . . . die zum Leben unentbehrlichen Dinge für alle Zeiten zu sichern, indem sie den Grund und Boden zu einem unveräusserlichen Fonds machen, . . . welcher dem Eigentümer und seinen Erben gleichsam als Reserve bleibt, derart, dass man nur die Produkte desselben verzehren darf."

rück, deren Vorfahren es zum Erbe erhalten. „Das ist das Halljahr, da jedermann wieder zu dem Seinen kommen soll." (Levit. XXV, 13.) So ist das Spiel der ökonomischen Kräfte freigegeben, aber nach allen Fluktuationen erfolgt, zweimal in jedem Jahrhundert, eine Ausgleichung des Grundbesitzes.

* * *

Man glaube nun nicht, dass dieses grosse Gesetz in so vager Form erlassen war, wie wir es bis jetzt dargelegt, und wie es gewöhnlich von jenen Historikern und Nationalökonomen angegeben wird, die es belächeln, weil sie es nicht begriffen haben, oder es als legendär bezeichnen, weil sie seine konkreten Formen nicht studiert.

Die Durchführungsbestimmungen zu diesem Gesetze machen es sehr leicht verständlich und belehren uns, dass seine Realisierung keineswegs zu den wirtschaftlichen Utopien gehört.

Der Mann, der ein Grundstück gekauft hat — so hört man oft fragen — wird es im Jubeljahre dem früheren Eigentümer oder seinen Nachkommen zurückgeben? Wo ist die Regierung, die solches zuwege bringen würde? Und wo ein Stand von Grundbesitzern, der sich je fünfzig Jahre eine staatliche Beraubung zu Gunsten der Verarmten gefallen lassen würde?

Die so fragen, vergessen es, dass die Einrichtung der Güterrestitution jene frühere Einrichtung zur Voraussetzung hatte, laut welcher dem Eigentümer eines Grundstücks nur das lebenslängliche Benutzungsrecht, nicht aber das Besitzrecht an demselben zustand; sie vergessen, dass dies Benutzungsrecht nicht für ewige Zeiten verkauft werden durfte. Wenn jemand sein Familiengrundstück verkaufte, so konnte er eben nur den Ertrag desselben bis zur Zeit des nächsten Jubeljahres verkaufen; er verkaufte 30, 20 oder 5 Renten, je nach der Entfernung vom Jubeljahre, und erhielt dafür ein Kapital, das der Zahl der noch verfügbaren Renten entsprach. Wenn dann der Käufer im Jubeljahre das Grundstück zurückerstattete, so war damit kein Verlust für ihn verbunden, denn er hatte eben nur den Ertrag desselben bis zu diesem Zeitpunkte erworben und bezahlt.[1]) Wer aber, dem Gesetze zuwider, sein Benutzungsrecht um eine bestimmte Summe für ewige Zeiten verkaufte, dem stand es zu, dasselbe im Jubeljahre um denselben Preis zurückzufordern; nur wurden von diesem Preise die von dem Käufer bis zum Jubeljahre verzehrten Einkünfte abgezogen.[2])

Uebrigens enthielt das Gesetz eine Reihe anderer Verfügungen, welche die Entäusserung der Familiengüter und die Anhäufung allzu grosser Latifundien in einer Hand erschwerten, ohne jedoch das wirtschaftliche Leben zu paralysieren.

[1]) Levit. XXV, 14—16: „Nach der Zahl vom Halljahre an sollst du es von ihm kaufen."

[2]) „De juribus anni septimi et jubilei", Kap. XI, § III.

„Vendere domum agrumne hereditarium, etiamsi reddi debeant, nemini fas est, nisi egeno."[1]) Nur in der äussersten Not war es gestattet, den Ertrag des Familiengrundstückes bis zum Jubeljahre zu verkaufen.

Wenn jemand ein Grundstück verkaufte, so hatte sein nächster Anverwandter das Vorrecht, es zu kaufen, damit die Erbgüter womöglich in der Familie blieben. (Levit. XXV, 23.)

Um die Erbteile des einen Stammes nicht einem anderen zufallen zu lassen, waren die Erbtöchter gehalten, unter den Söhnen des väterlichen Stammes zu wählen.[2])

Wer sein Grundstück nicht verkauft, sondern verschenkt hatte, erhielt es im Jubeljahre zurück; so war auch gegen die Verschwendung der Familiengüter vorgesorgt.

* * *

Diese gerühmte Unveräusserlichkeit der Familiengüter — könnte jemand einwenden —, ist sie wirklich nur in dem altjüdischen Gesetze zu finden? Haben wir denn heute nicht eine ganz analoge Institution, die der Fideikommisse?

Die altjüdische Güterrestitution und die modernen Fideikommisse, diese zwei Einrichtungen, welche auf den ersten Blick ähnliche Zwecke — die dauernde Erhaltung des Familienbesitzes — zu verfolgen scheinen, sind einander in ihrem tiefsten Wesen und in hren nationalökonomischen Wirkungen direkt entgegengesetzt.

Das Fideikommiss hat den Zweck, dem grossen Grundbesitz Dauer zu verleihen. Da es aber in einem Lande nur wenige Grossgrundbesitzer geben kann, so schliesst das Fideikommiss seiner Tendenz nach die Mehrzahl der Bürger vom Grundbesitze aus. Das Fideikommiss soll die Stellung und die egoistischen Interessen der Nachkommen der ursprünglichen Eroberer des Landes wahren, es soll die Tradition des erblichen Reichtums und der erblichen Armut fortführen. Das Fideikommiss schliesslich, welches mit vollkommener Unveräusserlichkeit verbunden ist, bedeutet eine unbewegliche Insel in dem Flusse des wirtschaftlichen Lebens.

Wie anders die Unveräusserlichkeit des Bodens im jüdischen Gesetze, die Güterrestitution, welche durch das Jubeljahr bestimmt ist! Diese Einrichtung hat den Zweck, dem kleinen Grundbesitze Dauer zu verleihen. Sie ist dazu gemacht, damit der Grundbesitz gleichmässig verteilt werde, und damit alle Bürger ein Grundstück besitzen, dessen Ertrag ihr Leben sichert. Es ist eine Einrichtung, welche das materielle Wohl des ganzen Volkes in allen seinen Generationen anstrebt und welche ein in Permanenz erklärtes Elend ausschliesst. Die prinzipielle Unver-

[1]) „De juribus" l. c. II.

[2]) Numeri, XXXVI.

äusserlichkeit der Familiengüter stellt sich in der Praxis als Veräusserlichkeit des Bodenertrages und darauffolgende Restitution des Grundstückes an seine ursprünglichen Besitzer dar; und so bedeutet sie wohl die stets wiederkehrende Herstellung des Gleichgewichtes in der Verteilung des Grundbesitzes, keineswegs aber eine Hemmung des wirtschaftlichen Lebens.

* * *

Das allen Bürgern zuerkannte, erbliche Recht, ein bestimmtes Grundstück zu benutzen, musste gemäss der jüdischen Verfassung in einer solchen Weise ausgeübt werden, dass die *Ertragsfähigkeit der natürlichen Daseinsquellen nie erschöpft werde.*

Diesen Zweck verfolgen zunächst die Ackerbaugesetze, welche das erste Buch der Mischna füllen.[1])

Bevor das jüdische Gesetz an die Ordnung der bürgerlichen Verhältnisse herantritt, normiert es das Verhältnis des Menschen zur Natur, die ihn hervorgebracht und ernährt. Es würde uns zu weit führen, wenn wir hier die Grundzüge der die Bodenkultur betreffenden Gesetzgebung der Mischna reproduzieren wollten; es genügt, festzustellen, dass das Buch „Zeraim" die Nutzniesser des Bodens zu einer rationellen, das Wohl der künftigen Generationen berücksichtigenden Behandlung ihrer Grundstücke und Kulturen verpflichtete.

Auch die Bestimmungen des Traktates „Schemita-we-Jobel" (Ueber das Erlass-, Feier- und Jubeljahr) greifen in demselben Sinne bedeutsam ein. Wenn der siebente Tag ein Feier- und Ruhetag für Mensch und Vieh ist, so soll das siebente Jahr ein Feier- und

[1]) S. „Mischna sive totius Hebraeorum Juris, Rituum, Antiquitatum ac Legum Oralium Systema", lat. don. G. Surenhusius. Amstel, 1698. Vol. I. „Zeraim". (Samen.)

Ruhejahr für die Erde sein. „Sechs Jahre wirst du dein Feld besäen und deinen Weinberg beschneiden und die Früchte einsammeln; aber im siebenten Jahr soll das Land seine grosse Feier dem Herrn feiern, darinnen du dein Feld nicht besäen, noch deinen Weinberg beschneiden sollst."[1]) Aus dieser Verordnung der Bibel entwickelt der Talmud ein detailliertes Gesetz über die Behandlung des Bodens und der Kulturpflanzen im siebenten Jahre. Aus der übersichtlichen Anordnung dieses Gesetzes im „Jad Hazaka" entnehmen wir, dass Palästina aus dem Gesichtspunkte des Schemitagesetzes in Bezirke geteilt war, so dass das Brachliegenlassen der Grundstücke nach einem rationellen System betrieben wurde.[2]) Eine Reihe von Bestimmungen sorgte dafür, dass weder im siebenten noch im darauffolgenden Jahre ein Mangel an Lebensmitteln eintrat.[3]) Es ist geschichtlich festgestellt, dass das Feierjahr in Palästina eingehalten wurde, ja dafs den Juden aus seinem Anlasse ausserordentliche Steuerermiedrigungen gewährt wurden.[4])

Dass das Feierjahr, neben manchen sozialen Zwecken, die Erhaltung der Bodenfruchtbarkeit mit Erfolg erstrebte, ist ohne Weiteres klar. Auch stimmen die meisten Kenner des jüdischen Gesetzes darin überein, dass dieser Zweck den Schöpfern der einschlägigen Verordnungen klar vorgeschwebt habe.[5])

[1]) Levit. XXV, 3–4, Exod. XXIII, 10–11.

[2]) „De jur. anni sept. et jub.", Kap. VII, § 7.

[3]) Ibid., Kap. I, vgl. Levit. XXV, 20–22.

[4]) „Alexander Magnus, laetus ob Danielis vaticinium (VIII, 5), quod de ipso Jaddus Pontifex M. procul dubio interpretebatur, tributa anni septini remisit Judaeis quo divinae voluntati de inculta reliquenda terra satis prossint facere cum Samaritanis idem petentibus recusarit." („De juribus", Note des Herausgebers H. Majus zu Kap. I, § X: vergl. Joseph. Antiq. IX, 8. Leidecker de Rep. Hebr. V, 12.)

[5]) **Mainonides**, „Moreh Nebuchim" III, Kap. XXXIX: „. . . . zu bewirken, dass die Erde fruchtbar werde, indem sie durch Ruhe gekräftigt wird."



E. M. Lilian. Berlin.



Die Aussetzung Mosis.
Bernhard Plockhorst.



Die Auffindung Mosis.
Bernhard Plockhorst.

DIE KUNST
IN IHRER ANWENDUNG AUF DIE GEBRAEUCHE DER JUDEN.

Von Prof. Dr. D. Joseph.

Die Aufgabe, eine Geschichte der Kunst in deren Anwendung auf den jüdischen Kultus zu schreiben, hat schon wegen ihrer absoluten Eigenart etwas ungemein Verlockendes. Müsste sich doch der dergestalt wagemutige Kunsthistoriker auf eigene Beine stellen und alles das sammeln und beschreiben, was in künstlerischer Beziehung von oder auch für Juden geschaffen worden ist. Die Schwierigkeit der angemessenen Behandlung dieses Themas erhellt auch daraus, dass die Quellen, aus denen man schöpfen könnte, nicht reichlich fliessen, im besondern ist auch die an sich nicht ausgedehnte Litteratur schwer zugänglich. Da hiesse es, im wesentlichen von Grund auf ein festes Gefüge emporrichten.

Um die so angedeutete Aufgabe einer nur einigermassen befriedigenden Lösung entgegenzuführen, wird es nicht nur vieler Mühe bedürfen, sondern es kann auch bei dem besten Willen im Hinblick auf die Unzulänglichkeit des Materials nicht ausbleiben, dass der löbliche Versuch die untrüglichen Zeichen der Unvollständigkeit an sich tragen wird. Gar mancherlei Lücken würden entstehen, die auszufüllen späteren Forschern füglich überlassen bleiben kann. Erst sollte nur ein rechter Anfang gemacht werden, um die Sicherung einer Reihe von Resultaten zu erzielen, die gewissermassen wie Axiome in die spätere Forschung hineinragen. Mit der genetischen Betrachtungsweise müsste ein reiches Anschauungsmaterial verbunden werden, wodurch auch minder geübten und weniger gelehrten Lesern eine sachgemässe Beurteilung ermöglicht würde.

Die landläufigen Begriffe von Kunst und Kunstgeschichte werden im allgemeinen vorauszusetzen sein, es könnten aber auch an passender Stelle die für das bessere Verständnis erforderlichen besonderen Erläuterungen eingeschaltet werden. Eine solche Darstellung würde überdies auch die Aufmerksamkeit auf die Beschäftigung mit der universellen Kunstgeschichte hinleiten und damit zu gleicher Zeit auf das allgemeine Bildungsbestreben befruchtend wirken.

Hinsichtlich der Einteilung des Stoffes wird man ein wenig von den üblichen Rubriken dergestalt abweichen müssen, dass man im wesentlichen an der Gruppierung von zwei Hauptgruppen: Architektur und Kunstgewerbe, festhält. Es sind das Gruppen, wofür Materialien aus allen Epochen vorliegen, während Plastik und Malerei vornehmlich einen Raum im Kapitel der neuzeitlichen von Juden geübten Kunst einnehmen werden.

Die Architekturabteilung wird in erster Reihe den Tempel- und Synagogenbau umfassen, sodann aber auch Friedhofsanlagen, Grabdenkmäler, Schulgebäude, Rathäuser, Krankenhäuser, Altersversorgungs-Gebäude, Verwaltungsgebäude und andere Gemeindebauten, zu denen sich auch die Badehäuser rechnen. Recht instruktive Beispiele der letzteren Gattung haben sich ja selbst noch aus den Zeiten des Mittelalters auf unsere Tage gerettet.

Ueber das jüdische Kunstgewerbe existiert so gut wie gar keine Litteratur, und doch muss es interessant sein, zu erfahren, was an wertvollen Utensilien zu gottesdienstlichen Handlungen in den Schatzkammern unserer Gemeinden vergraben liegt. Ich behaupte, dass gerade in diesen Zweigen jüdischer Kunstproduktion sich ganz besonders die gestaltende Eigenart unserer Stammesgenossen offenbart. Hier ist nicht nur den administrativen Organen der jüdischen Gemeinden, sondern auch Rabbinern, Predigern, Lehrern und gebildeten Kantoren ein Weg gewiesen, der Kunst im Judentum zu dienen, sondern sich auch noch den Dank und die Anerkennung aller Kunstverständigen zu erwerben.

Damit aber keine verderbliche Regellosigkeit einreisse, müsste das Ganze organisiert werden, wie ich das schon an anderer Stelle vorgeschlagen habe.*) Die Sache müsste in die leitende Hand kenntnisreicher Kunstkonservatoren gelegt werden, damit erst einmal ein vollständiges Inventar aufgestellt werde. An den erforderlichen Kräften dürfte es kaum mangeln, da ja doch schon einige Kunsthistoriker jüdischen Glaubens vorhanden sind und, wo solche nicht vorhanden, wird man auf Theologen, Litterarhistoriker oder Architekten zurückgreifen, während Vorsteher und Gemeindebeamte als Pfleger zugezogen bezw. ausgebildet werden könnten.

So würde man den Besitz der verschiedensten Korporationen an kunstgewerblichen gottesdienst-

*) Internationale Revue für Kunst etc., No. 31, S. 75

lichen Altertümern erfahren. Ich rechne hierzu gestickte Vorhänge, Thora- und Megillohrollen mit Miniaturen, ferner, welch herrliche Gestaltungen bemerken wir oft an den fein ciselierten Kronen der Thorarollen und noch mehr an den prachtvollen Schilden. Auch die Handzeiger (Jad) lassen vielfach Formen von ausgesuchter Schönheit erkennen, während die Pokale und Riechbüchsen nicht selten wahre Perlen der Gold- und Silberschmiedekunst sind. Die Leuchter und Hängekronen zeigen oft Bildungen von höchstem Reiz, und die Almemmordecken, namentlich die an den hohen Festtagen benutzten, wetteifern in ihren kunstvollendeten Stickereien mit den gleichzeitigen christlichen Messgewändern an Reichtum und Eleganz.

Schliesslich möchte ich einen mich schon lange bewegenden Gedanken aussprechen, obwohl ich mir bei dem schier unglaublichen Indifferentismus mancher jüdischen Kreise über die Schwierigkeit seiner Durchführung nicht im unklaren bin: Ich meine die Errichtung von Museen jüdischer Altertümer. Ich halte solche Anlagen für wünschenswert nicht nur aus allgemein kulturellen Gründen, sondern vornehmlich deshalb, weil hier ein passendes Mittel zur Belehrung unserer Jugend, von der doch am Ende die Zukunft des Judentums abhängt, geboten ist, das nicht minder wichtig für die Gemütsbildung ist, als nur irgend eine sonstige Erziehungsinstitution. Dass auch das Selbstbewusstsein der Erwachsenen in edelstem Sinne beeinflusst werden würde, erscheint mir unzweifelhaft.

Im Interesse der Zugänglichkeit für möglichst viele Personen halte ich auch hier wie bei der Inventarisation eine Decentralisation geboten. Ueberhaupt wird wohl am passendsten die Museumsfrage mit der Idee der Inventarisation Hand in Hand gehen müssen, da hier wie dort in der Regel dieselben leitenden Personen in Frage kommen werden. Natürlich werden die grossen oder alten Gemeinden dabei den wünschenswerten Anfang machen müssen. Im Beginn wird ein solches Antiquarium kaum seinem Namen gerecht werden, aber man wolle bedenken, dass sich auch unsere grossen Landesmuseen oft erst aus recht kleinen Anfängen entwickelt haben. Hier wäre den vielen nunmehr vorhandenen Litteraturvereinen, sowie der Gesellschaft zur Erforschung jüdischer Kunstdenkmäler ein vorab unermesslicher Spielraum für dankens- und segenswerte Thätigkeit geboten. Allerdings müsste diese Gesellschaft sich einer gründlichen Reform unterwerfen und in allererster Reihe den jährlichen Beitrag auf ein Minimum ermässigen, damit auch der weniger Bemittelte sein Scherflein zur guten Sache beitragen könne und dieses Institut populär werde.

Sollte für das neu einzurichtende Museum jüdischer Altertümer ein Raum von Gemeinde wegen nicht zu haben sein, so beginne man mit der Aufstellung in dem Provinzial- oder Kunstgewerbe-Museum, das den willkommenen Fund gern jederzeit sichtbar aufstellen wird.

Was, in unserem Sinne gesprochen, dauernder Fleiss im Verein mit unentwegtem Interesse zusammenzutragen vermag, beweist die Rothschildsche Sammlung jüdischer Altertümer im Pariser Musée Cluny. Obwohl in räumlicher Beziehung den Umfang eines gewöhnlichen zweifenstrigen Zimmers nicht überschreitend, birgt das einzig in seiner Art dastehende Antiquarium Schätze von äusserst seltenem Wert.

Die Veröffentlichung neuer Funde wird, wo es sich um Stücke einer bekannten und landläufigen Gattung handelt, in den jüdischen Wochenschriften erfolgen können, wertvollere Gegenstände bedürfen jedoch unter allen Umständen der Veranschaulichung im Bilde, und da haben dann Organe wie „Ost und West“ oder die Mitteilungen der genannten Frankfurter Gesellschaft eine hohe Mission zu erfüllen. Daneben wäre es wünschenswert, dass, wo der Text sich umfangreicher gestaltet, die Broschürenform gewählt werde.

Wie ich mir die Behandlung des Stoffes im einzelnen denke, davon werde ich in den nächsten Nummern dieses Blattes einige Beispiele geben, wobei mit den Tempelbauten in Jerusalem der natürliche Anfang gemacht werden soll.





Titelblatt einer Hagadah, gedruckt zu Prag 1526.

Aus Kohut: Geschichte der deutschen Juden. Deutscher Verlag, Berlin SW.

DIE „HAGGADA".

Von S. B.

Der „Sederabend", d. h. das feierliche Mahl am Vorabend des Passahfestes, ist eine uralte Einrichtung im religiösen Leben der Juden. Schon im 2. Buch Moses (12, 11) findet sich vorgeschrieben, in welcher eigenartigen Weise das Passahlamm „mit ungesäuertem Brot und Bitterkraut" gegessen werden soll. Im Laufe der Jahrhunderte erhielt diese Feier, die zugleich religiös und national war, eine erhöhte Weihe. Entsprechend der hohen Bedeutung des geschichtlichen Ereignisses, an das diese Zeremonie anknüpft, wurde sie immer mehr verinnerlicht und vergeistigt. Es standen später nicht so sehr die symbolischen Gebräuche im Vordergrund, wie die religiöse und nationale Erhebung. Israel feierte an diesem Tage die Erinnerung an die einstige Befreiung aus drückender Knechtschaft, dachte aber dabei auch an die traurige Gegenwart und an die hoffnungsreiche Zukunft.



(Jesaia.)

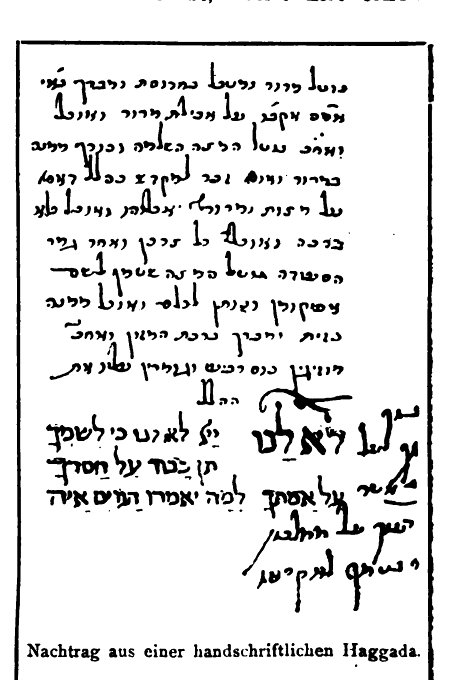
Während der Römerherrschaft in Palästina gewann die Passahfeier immer grössere Bedeutung. Es wurde in Israel Sitte, am Vorabend dieses Festes von der wunderbaren Errettung in uralter Zeit viel zu erzählen. Anknüpfend an den biblischen Ausspruch (2. Buch Mos. 13, 8): „Du sollst deinem Kinde an diesem Tage erzählen, um dessentwillen hat mir der Herr alles erwiesen, als ich aus Aegypten zog", begann man um jene Zeit, den Passahabend mit gemütvoller Unterhaltung über jene wunderbaren Ereignisse auszufüllen. „Wer sehr viel von dem Auszuge aus Aegypten zu erzählen weiss, verdient grosses Lob." Zweifellos sprach man von den schweren Bedrückungen der Vorfahren durch Pharao, dachte jedoch dabei nicht minder an die eigenen Leiden, und den grausamen Fremden wünschte man ebensolches Ende, wie es einst die ägyptischen Zwingherren erreicht hatten.

Insbesondere seitdem Israel immer mehr zerstreut wurde, gestaltete sich das Passahfest bei den in der Fremde lebenden Juden inniger und erhebender zugleich. Da das Passahlamm ausserhalb des geweihten Bodens nicht verzehrt werden durfte, so blieb eben nur das „Brot der Armut" (die ungesäuerten Kuchen) und das „Bitterkraut". Der Hass und die Anfeindung, welche die Juden in der Diaspora umgaben, bildeten auch das geeignete Relief zu der Feier, welche an die einstigen Leiden Israels erinnerte.

Man sollte somit von der wunderbaren Rettung der Vorfahren an jenem Abend feierlich erzählen, denn so muss das Wort „wehiggadta" (im Gegensatz etwa zu „wesipparta") verstanden werden. Die grössten Lehrer Israels vertieften sich in die Auseinandersetzung jener Ereignisse, und schämten sich nicht, die kindlich naiven Ueberlieferungen zu erzählen und von Jahr zu Jahr zu wiederholen. Indessen gab es ja auch viel ungelehrtes Volk, das nicht wusste, wie die Unterhaltung über diesen Punkt in der Familie zu leiten sei. Wie bei den anderen gottesdienstlichen Einrichtungen entstand auch für den Sederabend in früher Zeit eine feste Norm, die „Haggada", d. h. die feierliche Erzählung vom Auszuge Israels aus Aegypten.

Wie wohl den meisten Lesern bekannt sein dürfte, zerfällt diese Liturgie in zwei Teile, in den, der vor der Mahlzeit rezitiert wird, und in jenen, der nach der Mahlzeit den würdigen Abschluss der Feier bildet. Nur der erste Teil ist uralt, jedenfalls älter als die Mischna, etwa dem ersten Jahrhundert der üblichen Zeitrechnung angehörend: der zweite Teil ist verhältnismässig jung. Mit Ausnahme der kurzen, im aramäischen Idiom gehaltenen Einleitungsansprache findet sich alles andere in dem älteren, nachbiblischen Schrifttum der Israeliten.

Die Einzelheiten dieser „Erzählung" dürfen als bekannt vorausgesetzt werden. Manches ist kindlich-naiv gehalten, und um es heutzutage geniessen zu können, muss man Verständnis für die ältere Zeit und ihre Anschauungen mitbringen. Ich will hier nur auf einen wichtigen Punkt hinweisen. Nachdem die „Erzählung" in der ursprünglichen Form zu Ende ist, wird mit einem Gebet geschlossen, das um 130 der üblichen Zeitrechnung eingeführt worden ist. Dieses Gebet lautete nach der einen Fassung: „Gelobt seist du, Herr, unser Gott und der Gott unserer Väter. König des Alls, der uns und unsere Vorfahren aus Aegypten erlöst und uns diesen Abend hat erleben lassen, an dem wir ungesäuer-



Nachtrag aus einer handschriftlichen Haggada.

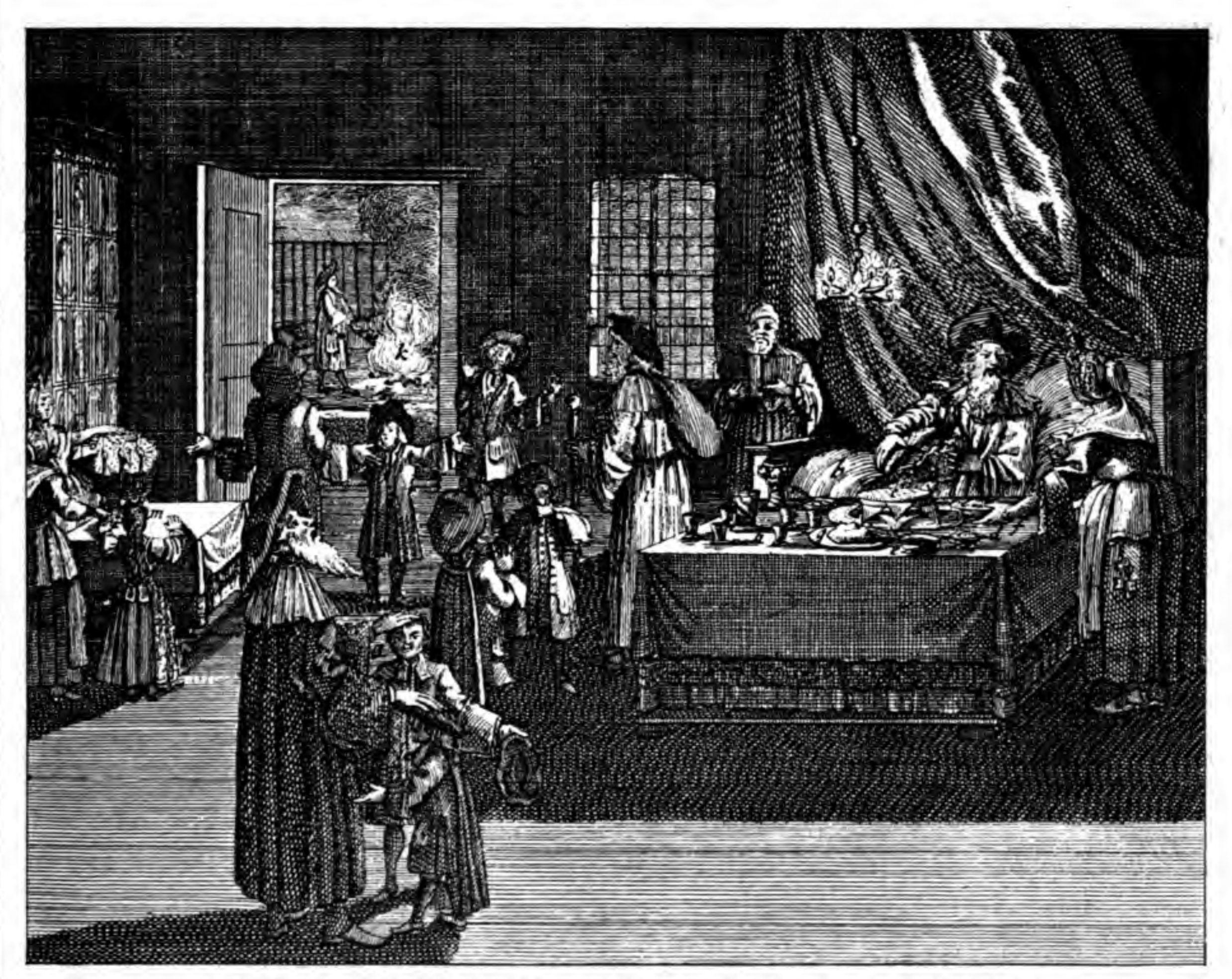


Bereitung der Mazzoth.



Reinigung der Gefässe vor dem Passah.

Joh. Leusden: Philogus hebraeomixtus, Utrecht 1657.



Seder-Abend. Aus: Jüdisches Ceremoniell, von P. Chr. Kirchner, Nürnberg 1734.

tes Brot und Bitterkraut essen.“ — Aber Rabbi Akiba, der hochgestimmte Kämpfer für Israels Befreiung im hadrianischen Kriege (132), hat den bedeutungsvollen Satz hinzugefügt: „So mögest du, o Herr, unser Gott, uns erleben lassen die künftigen Feste erfreut durch den Aufbau deiner Stadt (Jerusalem) und jubelnd bei deinem (Altar-) Dienst. . . . Wir werden dir einen neuen Lobgesang anstimmen für unsere Erlösung und unsere Befreiung.“ Das Passahfest wurde somit der trostreichen Hoffnung auf eine bessere Zukunft gewidmet.

Nach der Rezitation der „Erzählung“ folgte das gemeinsame Mahl, und war dies beendet, so wurde die Feier mit dem Tischgebet abgeschlossen. Indessen schien dies im Mittelalter noch nicht feierlich genug zu sein, man fügte daher einen zweiten Teil zu, der verschiedene Psalmen und neuere liturgische Dichtungen enthält. Die allerletzte Stelle, namentlich die Zahlenrätsel („Wer kennt Eins? Eins kenne ich“ u. s. w.) und das Lied vom Lämmchen, das die Katze gebissen (die sinnbildliche Bedeutung dieses Liedes ist noch immer strittig), findet sich nicht im portugiesischen Ritus.

Bekanntlich wird der zweite Teil mit einer feierlichen, ja fast schauerlichen Handlung eröffnet. Es wird nämlich die Thüre geöffnet, und der Hausvater spricht feierlich die Bibelverse[1]) aus:

Schütte deinen Grimm über die Völker aus,
Die dich nicht erkennen;
Und über die Geschlechter,
Die deinen Namen nicht anrufen.
Denn sie haben Jakob verzehrt,
Es aufgerieben und vernichtet,
Und seine Wohnstätte verwüstet.
Ergiesse über sie deinen Zorn,
Und deine Zornesglut möge sie erreichen!
Verfolge sie in (deinem) Zorn
Und vertilg' sie unter dem Himmel des Herrn!

Nicht alle Riten haben diese Verse; der portugiesische und arabische (jemenitische) Ritus hat nur den ersteren aus Jeremias.

Ich will mich nicht abmühen, diesen Brauch, den Böswillige oder Narren den Juden zum Vorwurf machen könnten, zu verteidigen. Es ist dies eine alte Erfahrung, dass gerade jene, die sich über Lieblosigkeit und Unduldsamkeit anderer beklagen, stets selber die lieblosesten und unduldsamsten Menschen sind. Man denke an die schwere Zeit der blutigen Verfolgungen des Mittelalters, und man wird den Aufschrei einer tausendfach gemarterten Nation nur zu begreiflich, „menschlich, allzumenschlich“ finden. Hingegen wird es der Aufklärung bedürfen, warum bei der Rezitation dieser Verse die Thür geöffnet zu werden pflegt. Meines Erachtens muss dies in dem Umstand gesucht werden, dass man nicht bei geschlossenen Thüren einen Fluch aussprechen wollte. Er durfte und sollte ja nicht im Hause bleiben. Indessen haben wir auch verschiedene andere Erklärungen für diesen Brauch; am einleuchtendsten ist wohl die, dass man zur Zeit, wo die blödsinnige und teuflische Ritualmordbeschuldigung gegen die Juden erhoben worden ist, die Thüre öffnete, um jedermann zu zeigen, dass man da drinnen keine geheimen Dinge treibt. Oder man wollte nachsehen, ob nicht irgendwer eine Kinderleiche unterschoben hätte, was in jenen Tagen häufig genug geschah. Da dieser Wahnwitz heutzutage sozusagen vor den Augen der civilisierten Welt sein Unwesen treibt, dürfen wir nicht mehr über die Furcht unserer Väter die Achsel zucken.

* * *

Nachdem der Text der „Haggada“ festgestellt war, wurde er später zum Gegenstand der musikalischen Komposition gemacht. Verschiedene Stücke der „Haggada“ werden nach bestimmten Melodien gesungen, und manche Haggada-Ausgaben haben auch die dazu gehörenden Noten. Aber noch mehr als die Musik hat sich die Malerei dieses volkstümlichen Buches bemächtigt. Es bildete seit jeher für kunstsinnige Naturen den Stoff für Illustrationen und malerische Erfindung.

Bücher-Illustrationen waren zwar bei den Juden selten, aber immerhin kommen solche vor, insbesondere bei den Gebetbüchern für die Feiertage und bei den Estherrollen, d. h. bei den Rollen, aus denen am Purimtage das biblische Buch Esther vorgelesen worden ist. Indessen wurde kein Buch bei den Juden so häufig und so





צורת ארבעה בנים דברי תורה

Die vier typischen Gestalten aus der Pessach Haggada.
Aus Kohut: Geschichte der deutschen Juden. Deutscher Verlag, Berlin SW.

[1]) Jeremias 10, 25; Psalm 69, 25; Klagelieder 3, 66.



Ein abenteuerliches Seeungeheuer aus der Zahl der ägyptischen Plagen. Aus einer hebräischen Pergament-Passah-Hagada-Handschrift des 13. Jahrhunderts in der Hamburger Stadtbibliothek.



Sedertisch. Erheben des Bechers. Rechts der Vorleser vor einem Lesepult sitzend und gleichfalls den Becher hebend. Aus einer Hagada aus dem 15. Jahrhundert im Besitze des German. Museums zu Nürnberg.

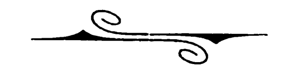
Aus Kohut: Geschichte der deutschen Juden. Deutscher Verlag, Berlin SW.

verschiedenartig illustriert, wie die „Haggada", da diese Liturgie ausschliesslich nur für die häusliche Andacht bestimmt war und somit ein klein wenig von ihrem Ernst abgeben durfte. Es sind unzählige handschriftliche und gedruckte Haggadas mit Illustrationen vorhanden, die natürlich nicht alle gleichwertig sind. Die Zeichnungen illustrieren entweder Stellen aus der „Haggada" selbst oder andere, inhaltlich mit ihr verwandte Themata. So haben wir Bilder vom „Auszuge Israels aus Aegypten", vom „Durchzug durch das Rote Meer", vom „Untergang Pharao's und seines Heeres" und dergleichen. Ferner zeigen uns einige Illustrationen die „vier Söhne", d. h. die vier verschieden gearteten Jünglinge, welche die „Haggada" erwähnt, und für deren jeden sie eine passende Antwort hat, „Mose erschlägt den Aegypter", „Mose und Aaron vor Pharao", oder „Das grosse Sterben in Aegypten", „Pharao dringt in die Israeliten, Aegypten zu verlassen" u. s. w. Manche „Haggada" hat wiederum eine Zeichnung von den berühmten Lehrern, welche den Sederabend in Bene-Berak zugebracht haben und sich über die Wunder in Aegypten bis zum Tagesanbruch unterhielten, so dass ihre Jünger sie daran erinnern mussten, dass es bereits Zeit zum Frühgottesdienst sei. Am bekanntesten ist die vor Jahren in die Oeffentlichkeit gebrachte „Haggada von Sarajewo", die an Buchstabenzierrat, Initialen und sonstigem Bilderschmuck sehr reich ist. Im übrigen ist ihre Bedeutung arg überschätzt worden. Die allzu schreienden Farben, welche für die Illustrationen gewählt worden sind, verraten keineswegs einen höheren Kunstsinn; der Einfluss der slavischen Umgebung, in der diese „Haggada" entstand, ist unverkennbar. Keine einzige Zeichnung ist eigenartig und originell in der Auffassung. Die Gesichter alltäglich und unbedeutend. Derartige Erzeugnisse des primitivsten Kunstsinnes habe ich bei den Juden im Orient zu Hunderten gesehen.

Eine Sammlung all dieser Illustrationen wäre aber immerhin ein dankenswertes Unternehmen. Sind es doch leider fast die einzigen Produkte des Kunstsinnes unter den Juden in früheren Jahrhunderten. Und schliesslich wollen wir ja wissen, was die jüdische Jugend im freudlosen Ghetto wenigstens am Passahabend ergötzt hat. Andere Bilder bekam sie wohl schwerlich zu sehen. Indessen muss uns die Gegenwart und die Zukunft nicht minder am Herzen liegen als die Vergangenheit. Der Sederabend ist noch immer ein Familienfest bei den Juden, und die „Haggada" so ziemlich das verbreitetste Buch religiösen Inhalts. Selbst die lieben Kleinen, die noch nicht lesen können, freuen sich an den Illustrationen und lernen so bildlich Israels Vergangenheit kennen. Aber diese Bilder müssten mehr unserem ausgebildeten Kunstsinn entsprechen. Ich meine, es wäre an der Zeit, eine „Haggada" mit modernen, echt künstlerisch ausgeführten Illustrationen zu schaffen. Diese müssten wohl an das Alte anknüpfen, aber die neue Zeit, die heranwachsende Jugend dauernd fesseln können. In der „Haggada" sollte eine Stück Judentum, jüdisches Fühlen und Empfinden seinen Ausdruck finden. Das Alte soll neuartig werden und wirken. Diese Aufgabe harrt eines begabten Künstlers, der ihr sein von künstlerischem Erfassen getragenes Können widmen soll. Vielleicht denkt Freund Lilien an die Komposition einer solchen darstellenden „Haggada"? Es wäre dies eine des sinnigen Zeichners von „Juda" sehr würdige Aufgabe.



Abenteuerliche Thierfigur aus der Zahl der ägyptischen Plagen.
Aus Kohut: Geschichte der deutschen Juden. Deutscher Verlag, Berlin SW.



LUDWIG WIHL.

Er ist fast ganz vergessen. Die Litteraturgeschichten für Geschenkzwecke kennen ihn nicht. Gervinus erwähnt ihn nur. Ein paar anerkennende Zeilen widmet ihm Kurz. Der Artikel für die Allgemeine Deutsche Biographie, der Heinrich Fränkel zum Abschreiber hat, zeigt nur, dass selbst für ein solches standard work — über einen Juden! — geschrieben wird dergestalt, dass bei keinem Leser auch nur der leiseste Verdacht auf Sachkenntnis rege werden könnte. Es ist unzweifelhaft, dass Herr Fränkel nicht einmal den Gedichtband in Händen gehabt hat, der allein die Aufnahme Wihl's in die ADB veranlasst hat. Freilich sind die „West-östlichen Schwalben" ein überaus seltenes Buch: nicht geworden, sondern immer gewesen. Die deutsche Ausgabe ist heut wohl nur in wenigen Exemplaren vorhanden. Anders die französische Uebersetzung, die ein begeisterter Verehrer Wihl's, Herr Pierre Mercier, im Jahre 1860 (Paris, Librairie Hachette) herausgegeben und mit einem geradezu dithyrambischen Essay über den Dichter eingeleitet hat. Diese Einleitung — die Herr Fränkel natürlich auch nicht kennt — ist die wichtigste, wenn auch nicht ganz ungetrübte Quelle für Wihl's Leben. Hier erfahren wir auch, dass der Verleger der deutschen Ausgabe, Heinrich Hoff in Mannheim, wegen politischen Vergehens gerade beim Erscheinen der Gedichtsammlung (1847) fliehen musste, ohne etwas für den Vertrieb des Werkchens gethan zu haben. Indessen haben die „Schwalben" — die den freisinnigen Ständemitgliedern des vereinigten preussischen Landtags gewidmet sind — wo sie auch hinflatterten, gewaltiges Aufsehen erregt; und es wäre nicht uninteressant, die zahlreichen Aeusserungen der kritischen Tonangeber jener Zeit im einzelnen zu verfolgen: es würden sich nicht gerade unebene Leitmotive für die Auffassung ergeben, die Nichtjuden sich von der Neuerstehung jüdischen Lebens im alten Heimatlande gebildet hatten. Wenn Wihl auch sicher nicht die Leuchte gewesen, für die er sich gehalten, so hat er doch in einer Reihe gerade seiner Palästinalieder herrliche und weihevolle Töne der Sehnsucht und der Heimatliebe gefunden. War er auch kein gewaltiger Dichter, ein echter, stolzer Jude ist er sicher gewesen. Er hatte es früh beweisen müssen.

Am 24. Oktober 1807 in Wevelinghofen bei Aachen als das Kind armer, jüdischer Eltern geboren, wurde er in jungen Jahren zum Studium der jüdischen Litteratur angehalten. In Krefeld sass er zu Füssen des geachteten Rabbiners Jehuda Loeb Karlburg. Später kam er in das protestantische Gymnasium von Köln, das er mit den besten Empfehlungen verliess, um Philosophie und orientalische Wissenschaften zu studieren. In Bonn waren Freytag und Lassen, Niebuhr und Schlegel seine Lehrer; in München Schelling, Thiersch, Oken, Goerres. Hier wurde er auch auf Grund einer Dissertation über phönizische Inschriften, die in Fachkreisen sich grossen Beifalls erfreute, zum Doktor promoviert. Allein trotz der Fürsprache seiner einflussreichen Gönner — des Erzbischofs von Köln, Spiegel von Desenberg, des Dichters und Ministers Eduard von Schenk und seines Lehrers Schelling — suchte er ohne Erfolg seinen Lieblingsgedanken auszuführen: sich der akademischen Laufbahn zu widmen. Die Zeiten waren dafür noch nicht reif: Friedrich Wilhelm III. hatte für jüdische Professoren keine Stätte. Und sein Volkstum abzuschwören war Wihl unmöglich. So flüchtete er sich denn in die obligate Berufszuflucht für fähige Juden — er wurde Journalist. In Frankfurt a. M. trat er in die Redaktion des „Phönix", den Gutzkow herausgab. 1837 erschien dann sein erster Gedichtband in Mainz. Später finden wir den von der Begeisterung für den listig-diplomatischen Gutzkow bedenklich abgekühlten Wihl als Sprachlehrer in London, von wo er aber bald fortging, um nach Paris, „der Stadt der Hoffnungen", überzusiedeln. Hier lernte er Heinrich Heine kennen, über dessen Pariser Leben er in einem Aufsatz des „Telegraphen" — einer von Gutzkow in Hamburg herausgegebenen Zeitschrift — berichtete. Da der Aufsatz Heine nicht vergötterte, zog sich Wihl den Hass des „ungezogenen Lieblings der Grazien" zu. Man muss nur die Briefe Heine's aus jener Zeit und dann die aus den fünfziger Jahren lesen, um zu erkennen, wie ungezogen, wenn man will wie unfein Heine sein konnte.

1840 gründete Wihl, von einem christlichen Bankier aus Frankfurt a. M. (Seufferheld) unterstützt, ein Knabenpensionat in Aachen, das aber nach $1^1/_2$ jährigem Bestand einging, da die Behörden die Aufnahme christlicher Zöglinge untersagten. So musste er denn wieder weiter ziehen, bis er nach längerem Aufenthalt in Amsterdam und Utrecht eine Redaktionsstelle in Paderborn erhielt. Aber Wihl — der verpfuschte Professor und verlorene Dichtersmann — war für den Dienst einer politischen Zeitung in der scharfwindigen Zeit von 1848 nicht glatt genug. Ein unvorsichtiges Wort brachte ihm eine einjährige Festungsstrafe ein, der er sich durch die Flucht nach Frankreich entzog. Hier trat er wiederum zu Heine und seinem Kreise in Beziehung, die äusserlich nicht gerade kühl war. Tiefer konnte sie nicht werden: Heine hatte nur Verachtung und Spott für „den Schwalbenvater Rabbi Feibusch". Möglich, dass das stark selbstbewusste Auftreten Wihl's Heine verletzte und wütete, jedenfalls scheint der Ton, den Heine zur Charakteristik Wihl's findet, durchaus unvornehm. Am liebsten nennt er ihn eine Wanze. Wihl's Gedichte nennt er einmal „den versifizierten Gestank einer herumkriechenden Wanze" (Vj. f. Litteraturgesch. Bd. V). Auch die Art, wie Alfred Meissner ihn wegen eines etwas seltsamen Liebesunfalles lächerlich zu machen sucht, trifft — glaube ich — Meissner mehr als Wihl . . .

Grössere Arbeiten sind späterhin von Wihl nicht erschienen. Er suchte in französischen Zeitschriften und als Lehrer in Grenoble die Kenntnis der deutschen Litteratur und Philosophie dem französischen Publikum zu übermitteln. Ein Drama „Susanne", das er Philippson bei seinem Aufenthalt in Paris vorgelesen hat, ist weder zur Aufführung gekommen — wir besitzen einen boshaften Brief Wihl's über Laube! — noch auch gedruckt worden. Weiterhin, nach Ausbruch des deutsch-französischen Krieges, wurde Wihl aus Frankreich ausgewiesen; er ging nach Brüssel, wo er am 16. Januar 1882 starb — eine reichbegabte Natur durch jüdische Heimatlosigkeit zerrissen, durch christliche Lieblosigkeit zertreten! . .

Th. Zl.

Aus den „West-östlichen Schwalben“.

Von Ludwig Wihl.

Ihr Schwalben, die ihr, wenn es eist und schneit.

Ihr Schwalben, die ihr, wenn es eist und schneit
Das Morgenland besucht, das sonnigsüsse,
O bringt, wenn unweit ihr von Salem seid,
Ihm meinen Selam bester Herzensgrüsse!

Sagt ihm, ich möchte gar zu gerne seh'n
Das schöne Land der kindlich frommen Sage,
Indess ich hier, wo kalte Stürme weh'n,
Vertrauern muss die grauen Wintertage.

Orient und Occident.

Was ist für mich der Orient?
Ein altehrwürdig Grab,
Zu dem ich gern, wär' mir's vergönnt,
Zög' mit dem Wanderstab.

Ich suchte dann nach Sängerbrauch,
Wo einst ein Seher stand;
Doch reichte ich von dorten auch
Dem Vaterland die Hand.

Fänd' Palmen ich und Eichen da,
Ging ich zur Eiche hin
Und glaubte mich dem Lande nah,
Wo ich geboren bin.

Die ihr mich einen Juden nennt,
Ihr kennt den Juden schlecht,
Drum sprecht mir nicht vom Orient,
Sprech' ich von meinem Recht!

Babels Flüsse.

Wie beneid' ich deren Los,
Die in Babel weinten,
Die im Unglück stark und gross
Sich in Eintracht einten!

Die der Väter uralt Wort
Im Exil verehrten
Und sich sehnend immerfort
Nach Judäa kehrten.

Die vertrauend ihrem Gott
In die Zukunft schauten,
Nie vor ihrer Feinde Spott
Bebten und ergrauten.

Ihre Harfe hingen sie
Schweigend an die Weiden,
Da erstarb die Melodie
Ihrer tiefen Leiden.

Nimmer hat, o Babel, dich
Juda's Lied erfreuet,
Eher hätte jeder sich
Frei dem Tod geweihet.

Wie beneid' ich deren Los,
Die in Babel weinten,
Die im Unglück stark und gross
Sich in Eintracht einten.

Die Pilgerschaft.

Vierzig Jahre reich an Leiden, vierzig Jahre reich an Schrecken,
Sind die Väter einst gezogen durch der Wüste nackte Strecken,
Bis der Stamm, der wandermüde, ganz und gar war ausgestorben,
Nachgewachsen war ein and'rer, lebensfrisch und unverdorben:
Herr, wir wandern lange, lange, länger als zweitausend Jahre,
Sollen wir denn nimmer rasten von der Wiege bis zur Bahre?
Träfe einst mich auch wie Moses sterbend erst die Siegeskunde,
Grüsste jubelnd mit den Brüdern ich die gottverheiss'ne Stunde;
Selbst im Sterben säng' ein Herold ich mein Lied dem Freiheitslenze,
Bis sie mir mein Grab bereitet an des neuen Reiches Grenze!

Glaubensbekenntnis.

Wir stammen ab von einem Baum
Mit weit verzweigten Aesten,
Dess Wurzeln tief im Morgenland,
Dess Zweige weit im Westen.
Wir nennen unsren Herrn und Gott
Den Höchsten und den Besten,
Den einst mit uns verehren wird
Der Osten uud der Westen!

Mittelalterliche Elegie.

Ohne Land und ohne Thron
Irren seit zweitausend Jahren
Wir weitab vom Libanon
Unter Leiden und Gefahren.

Keine Palme wehet hier
Duft'ge Kühlung, wenn wir beten,
Kein Altar, kein Opfertier!
Priester fehlen und Propheten!

Wo die Hütte Jakob's stand,
Lagern jetzt nur wilde Horden,
Und der Väter teures Land
Ist den Söhnen fremd geworden.

Selbst der Sprache heil'ger Laut,
Ach, er ist uns längst verklungen,
Harfe David's, süss und traut,
Deine Saiten sind zersprungen!

Nur ein Schatten alter Pracht
Schleppen wir uns mühsam, bange,
Um uns herrschet finstre Nacht,
Juda's Stern, was bleibst du lange?



Gedichte

von Israel Abrahamsohn.

1. Mosaischer Konfession.

Ich bin mosaisch, was kann ich dafür?
Ich bitte, nehmt es nicht übel.
Ich liebe den Schinken vom Borstentier
Und hasse Knobel und Zwiebel.

Ich trag' einen ganz europäischen Rock
Und habe blonde Bekannte,
Bei Christen prang' ich als Tafelschmock,
Und Witze mach' ich charmante.

Nicht bin ich ein Jude, die Konfession,
Die ist nu mosaisch leider;
Doch bin ich Teutone, ich heisse Cohn
Und bin ein teutonischer Streiter.

Ich sammle Geld für den deutschen Verein,
Mich hat man nicht aufgenommen,
Doch streicht man das Geld stets dankend ein,
Sagt: Heil! Kannst wiederkommen.

2. Pfefferkorn.

S'ist viel Gemeines aut der Welt,
Gemein'res nicht als der Verräter,
Der feile Schurke, der um Geld
Die Ehre schändet seiner Väter.

Ja, Pfefferkörner, ihr seid bitter,
Brennt auf der Zunge und im Magen:
Mög' Euch ein heilig Ungewitter
Ins Pfefferland, zum Teufel jagen.

3. Judaeus sum.

Ich bin ein Jude, und ich kann's vertragen,
Wenn alte Weiber keifend uns verklagen.
Ich kann's ertragen, wenn uns Lumpen schmälen;
Ich möchte Lumpen nicht zu Freunden zählen.
Ich trag' es, wenn uns Ehrenmänner hassen;
Wer uns nicht lieben mag, der mag es lassen.
Ich trag' es, wenn die meisten uns verachten,
Die wenigsten als Menschen uns betrachten.
Mag uns die ganze Welt umbrüllen: Jud'! —
— Ja Jud'! Der Juden Volk ist gut!

4. Israel chez les nations.

Wenn ich die bunte Welt betrachte
Und wäge jedes Volkes Preis,
Gefällt mir eines wohl vor allen,
Von dessen Ruhm die Welt nicht weiss.

Nicht weiss die Welt von seinem Ruhme,
Sein Ruhm durchzieht der Sterne Reih'n,
Der Erdenvölker Ruf ertönet
Durch dieser Erde Feld und Hain.

Sie rühmen sich, der Erde Völker,
Und lachend höhnen sie: „Und du,
Wer bist denn du, wer deine Thaten,
Du Flüchtling ohne Heim und Ruh?“

Und Juda blickt zum hohen Himmel,
Zum lichterfüllten Weltenraum:
„Ich bin des Weltengeistes Bote
Und gab euch einen Weltentraum.“



SYNAGOGALE KUNST.

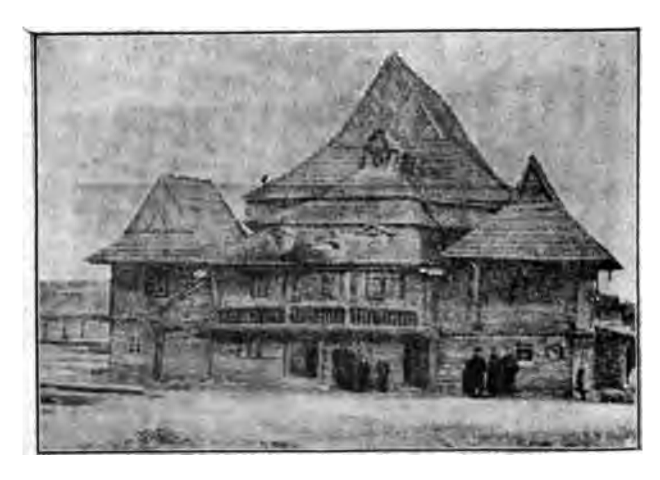
Von Binjamin Segel, Berlin.

Längst schon haben die altertümlichen jüdischen Gotteshäuser im Gebiete der ehemaligen Republik Polen die Aufmerksamkeit der Kunsthistoriker auf sich gelenkt. In seinem Werke „Die mittelalterlichen Kunstdenkmale der Stadt Krakau“ gab Essenwein eine ausführliche und getreue Schilderung der alten Synagoge auf dem Kasimir — dem nach König Kasimir dem Grossen benannten, den Juden eingeräumten Stadtteil von Krakau —, versehen mit einer Reproduktion des wunderschönen, wahrscheinlich aus dem 16. Jahrhundert stammenden Almemors, der von einem turmartig gebauten, mit einer Kuppel versehenen, schmiedeeisernen Gitter umgeben ist. Diese Synagoge, welche, wie Bersohn festgestellt hat, in einem amtlichen Dokumente aus dem Jahre 1532 Synagoga Polona — polnische Synagoge, wahrscheinlich zum Unterschiede von den durch neu hinzugewanderte böhmische Juden erbauten Gotteshäusern — genannt wird, soll der Sage nach schon im 11. Jahrhundert erbaut worden sein. Alte Leute von Krakau pflegten stolz auf das neunhundertjährige Alter ihrer grossen Synagoge hinzuweisen. Das ist nun natürlich übertrieben. Als das früheste Datum der Existenz dieses Bauwerkes lässt sich aus einer auf dem Stein über der Almosenbüchse am Eingang angebrachten Inschrift das Jahr 1407 ermitteln. Doch nach dem Stil der augenscheinlich ältesten Bestandteile zu urteilen, muss dieser Bau mindestens 80 bis 100 Jahre früher aufgeführt worden sein. Erheblich jünger scheint die grosse Vorstadt-Synagoge von Lemberg zu sein, obgleich eine lokale Tradition ihr ein Alter von mehr als sechs Jahrhunderten zuschreibt. Und die alte Synagoge in Posen dürfte spätestens aus dem Ende des 15. Jahrhunderts stammen.

Schon allein das Vorhandensein solch alter, dem jüdischen Gottesdienst geweihter Stätten lässt vermuten, dass Polen für die Erforschung der Kunstthätigkeit unter den Juden der vergangenen Jahrhunderte ein Feld darbietet, welches reichliche Ausbeute verheisst. Aber ausser den grossen, aus mächtigen Quadern aufgeführten Tempeln der alten Hauptgemeinden dieses Landes fesseln die bescheidenen, meist aus Holz bestehenden Synagogen in den zahlreichen kleinen Provinzstädten durch die Merkwürdigkeit ihres Stils und die grosse Anmut ihrer Formen, wie auch durch manche in ihnen aufbewahrte gottesdienstliche Geräte von hohem Kunstwert unsere Aufmerksamkeit. Leider hat der bekannte Konservativismus des polnischen Juden, der streng an der überlieferten Raumgliederung beim Synagogenbau festhält, die stilistischen Eigentümlichkeiten dieser Baudenkmäler, namentlich auch was die Ornamentik betrifft, nicht vor argen Verunstaltungen, besonders bei Renovierungen, zu bewahren vermocht.

Die ersten, welche unseres Wissens auf die originelle Schönheit und die kunsthistorische Bedeutung dieser kleinen Holzsynagogen der polnischen Landstädtchen hinwiesen, waren die polnischen Forscher Siegmund Gloger und Eduard Chlopicki. Namentlich der erstgenannte, ein auch sonst hochverdienter Archäologe, hat im Jahre 1874 von der Synagoge in Wysokie Mazowieckie eine Schilderung und Abbildung veröffentlicht. Einige Jahre später beschrieb er u. a. eine ähnliche, aber künstlerisch viel interessantere und schmuckreichere Synagoge, nämlich die von Nasielsko, die mit ihrem schönen und ernsten Aussehen und mit ihren kunstvollen Schnitzereien uns als das Werk eines nicht zu unterschätzenden Meisters anspricht. Eduard Chlopicki schilderte (1875) die Synagoge zu Ostropol, welche besonders durch die merkwürdigen und originellen Formen ihrer beiden Seitenflügel und des Vorbaues beim Hauptportal mit dem pyramidenartigen Dach, wie auch durch die schlichten, aber hübschen und anmutigen Schnitzereien an den Treppengeländern seine Aufmerksamkeit fesselte.

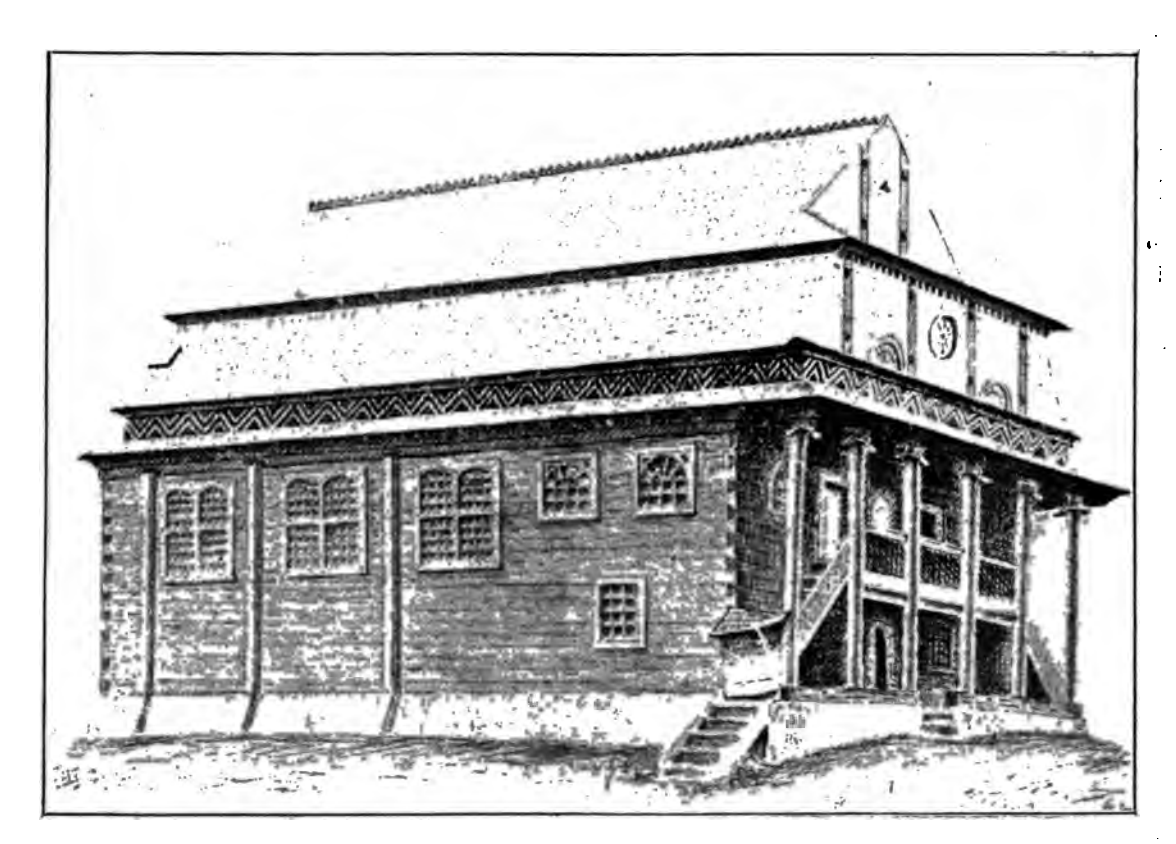
Im Jahre 1889 veröffentlichte Ludwig Wierzbicki im zweiten Hefte des IV. Bandes der von der Krakauer Akademie der Wissenschaften herausgegebenen „Sitzungsberichte der kunsthistorischen Kommission“ eine mit zahlreichen Abbildungen versehene Beschreibung der alten Holzsynagoge von Jablonow, einem kleinen, um die Mitte des 15. Jahrhunderts gegründeten Städtchen an der Luczka, einem Nebenflusse des Prut. Es ist dies eine sehr liebevolle, auf die kleinsten Einzelheiten eingehende Studie, die nebenbei viele für den christlichen Leser notwendige, für den jüdischen entbehrliche Erklärungen enthält. Der Verfasser stellt sogar in grossen Umrissen eine ganze Theorie der Entwickelung der Kunst bei den Juden auf, welche aber trotz mancher treffenden Bemerkungen im



Holzsynagoge zu Tabludow.



Holzsynagoge zu Pohrebyszcze.



Holzsynagoge zu Lutomiersk.

ganzen haltlos ist. Wierzbicki bietet ausser der äusseren Ansicht der Synagoge und einer Abbildung der Heiligen Lade mit dem Pult des Vorbeters genaue Reproduktionen der inneren Ornamentik, die sehr reich und stilvoll ist, wie auch der merkwürdig gut erhaltenen Polychromie der Ostwand. Ueber den Erbauer dieser Synagoge und über die Urheber des inneren Wandschmucks weiss uns der Verfasser nichts mitzuteilen.

Im Jahre 1898 sah man im Wiener Künstlerhaus eine Ausstellung von reizenden Interieurs galizischer Synagogen, die der bekannte jüdische Maler Isidor Kaufmann an Ort und Stelle angefertigt hatte. Diese Reproduktionen bilden ein gewichtiges Material, welches dem wissenschaftlichen Forscher einmal gute Dienste wird leisten können.

Doch diese Arbeiten, so dankenswert sie auch sind, waren alle mehr zufällig, entsprangen einer Laune, einem vorübergehenden Wohlgefallen oder einer günstigen Gelegenheit, die ein auf benachbartem Gebiet arbeitender Fachmann nicht ungenutzt vorübergehen lässt, — aber nicht die Frucht einer systematischen, planmässig angelegten Forscherthätigkeit. Und nur eine solche könnte den überreichen, weit verstreuten und schwer zu ermittelnden Stoff bewältigen.

Der auf ein solches Ziel lossteuernden Arbeit hat sich der Warschauer Gelehrte Mathias Bersohn, Mitglied der Krakauer Akademie der Wissenschaften, unterzogen, von dessen gross angelegtem Werk in polnischer Sprache: „Die alten Holzsynagogen in Polen“, bis jetzt zwei Teile vorliegen. Bersohn, der sich durch seine Forschungen zur älteren Kunst- und Kulturgeschichte Polens unter den Fachmännern einen hochgeachteten Namen erworben, hat auch zur Geschichte der Juden in Polen wertvolle Beiträge geliefert. Dem vorliegenden Werke hat er einen umfassenden Plan zu Grunde gelegt. Er will alle durch Schönheit, Originalität des Stils oder durch charakteristische Einzelheiten sich auszeichnenden alten Synagogen in Polen sowie die in ihnen aufbewahrten Erzeugnisse gewerblicher Kunstfertigkeit dem Leser nicht nur in getreuen Abbildungen vorführen, sondern vor allem Entstehungszeit, künstlerischen Wert und womöglich auch die Schöpfer derselben erforschen.

Solchem Beginnen stellen sich nun schwere, beinahe unüberwindlich scheinende Hindernisse in den Weg. Man denke sich, dass in einem armseligen, verfallenen, abseits von der grossen Verkehrsstrasse liegenden Städtchen eine interessante Synagoge entdeckt wird. Weit und breit findet man keinen geschulten Architekten noch einen geschickten Zeichner, der die Pläne und die Umrisse des Gebäudes aufzunehmen im stande wäre. Von den Mächtigen der Gemeinde ist in den meisten Fällen nicht das geringste Entgegenkommen zu erwarten, da sie derartigen Bestrebungen grösstenteils gänzlich verständnislos gegenüberstehen. Ihnen ist es niemals eingefallen, dass ihre Synagoge auch „schön“ sei und noch ein anderes Interesse erwecken könne, als das, zu welcher Stunde morgens und abends der Gottesdienst darin beginne; sie begreifen nicht, wozu diese fremden Menschen da mit Metermass und Zirkel oder gar mit photographischem Apparat herumschnüffeln. Sie sehen dem Treiben eher mit Misstrauen als mit Wohlwollen zu und möchten schon für alle Fälle etwas für den Gemeindesäckel dabei herausschlagen. Da könnte freilich die hebräische Presse viel zur Aufklärung der Bevölkerung thun, aber sie hat es bisher unterlassen. Kommt es nun an die Ermittelung irgend welcher historischer Daten, beginnen sogleich neue Schwierigkeiten. Die Inschriften sind verwischt oder aus Unkenntnis gar vertilgt worden. Zwar existiert in einer jeden jüdischen Gemeinde seit unvordenklichen Zeiten ein „Pinax“, eine Chronik, in die alle auf das Gemeindeleben bezüglichen Ereignisse eingetragen werden; doch wenn diese Dokumentensammlung nicht beim „letzten grossen Brande“ zu Grunde gegangen ist, so ist sie meist irgendwo verlegt oder befindet sich in einem arg verwahrlosten Zustande, mehrere Blätter fehlen, andere sind vom Zahn der Zeit oder der Maus zerfressen und wieder andere bis zur Unleserlichkeit befleckt. Von einer organisierten Pflege historischer Denkmäler ist da nicht eine Spur vorhanden. Dabei wird der Forscher von keiner Behörde und keiner gelehrten Körperschaft unterstützt und ist ausschliesslich auf seine eigenen Kräfte und Hilfsmittel angewiesen.

Da gehört denn zu einem Unternehmen, wie dem von Herrn Bersohn inaugurierten, bewunderungswürdiger Mut, eiserner Wille, engelhafte Geduld und Unverdrossenheit, und vor allem eine Opferfreudigkeit, die ihren Lohn allein in den Erfüllung einer idealen Aufgabe sieht.

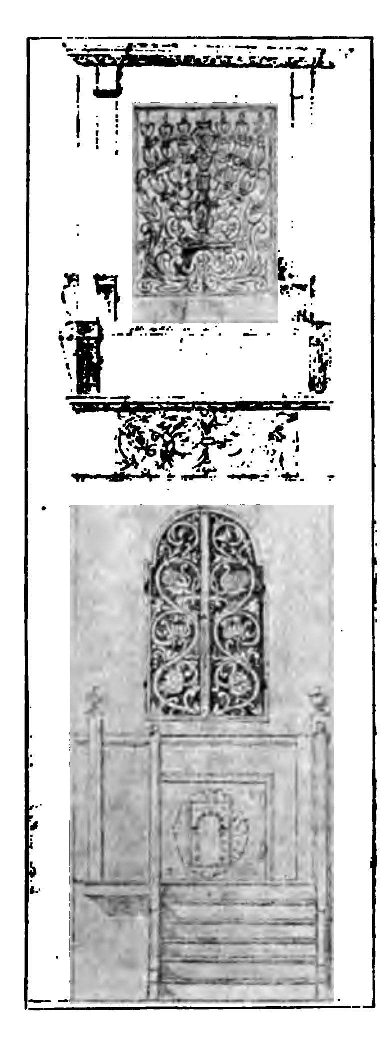
Von einer jeden Synagoge, die er schildert, bietet der Verfasser mehrere Aussenansichten, die das Bauwerk von allen Seiten darstellen und insgesamt ein beinahe stereoskopisches Bild davon gewähren. Dann kommen Aufrisse und Pläne, welche die Raumgliederung getreu veranschaulichen. Einzelne merkwürdige Bestandteile, wie Kapitäle, Friese, Gesimse, Balustraden und Firste, werden besonders in vergrössertem Massstabe abgebildet. Besondere Aufmerksamkeit hat der Verfasser der inneren Einrichtung, nämlich der Heiligen Lade, dem Almemor und den Fenstereinfassungen, gewidmet. Einzelne Kultusgeräte, wie Thorakronen, Handzeiger, Leuchter, Almosenbüchsen, insofern sie vom künstlerischen oder historischen Gesichtspunkt interessant sind, werden besonders dargestellt. All das wird künstlerisch gewertet und der Ursprung auf Grund eingehender archivalischer Untersuchungen beleuchtet.

Da erblicken wir zunächst die Synagoge in Zabludow, einem in der Mitte des 16. Jahrhunderts gegründeten litauischen Städtchen unweit Grodno.

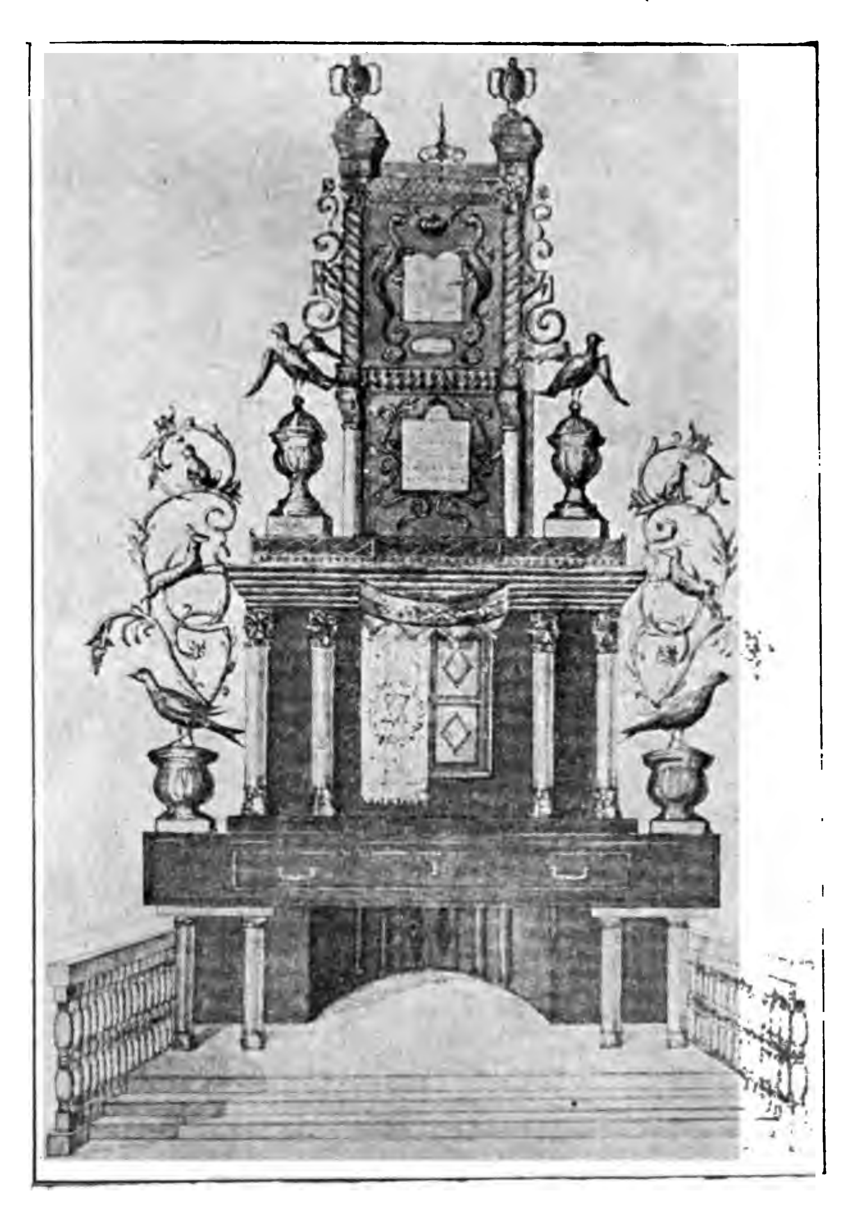
Der beinahe ganz aus Lärchenholz aufgeführte Bau besteht aus einem Mittelschiff, welches mit einem steilen Dach versehen ist, und an welches sich mehrere kleinere in gleichem Stil gehaltene Nebenbauten anschmiegen. Diese Nebenbauten dienen ebenfalls kultlichen oder Gemeindezwecken, manche enthalten kleine Nebensynagogen oder die Gemeindekanzlei, eine „Lernstube", der obere Teil eines derselben dient als Frauengallerie. Besonders augenfällig sind die beiden wie Eckentürme aussehenden Nebengebäude an der Front, zwischen denen ein Vorbau mit Balustrade sich einschiebt.

Mittelschiff mit zwei oder mehreren Nebenbauten — das scheint die Grundform dieser alten Holzsynagogen zu sein, von der es nur wenige Ausnahmen giebt. Meist haben zwei dieser Nebenbauten turmartiges Aussehen und stehen, gleichsam Wache haltend, zu beiden Seiten der Front. Das steile, spitz zulaufende Dach ist bisweilen doppel- oder auch dreischlächtig. Es wurde offenbar grosses Gewicht darauf gelegt, dass das Gotteshaus möglichst hoch aussehe, entsprechend dem alten Lehrsatz, wonach die Synagoge alle profanen Gebäude der Stadt überragen solle. Ein sehr schönes Muster dieser Art bietet die Synagoge zu Pohrebyszcze unweit Berdyczew (Gouv. Kijew). Diese vier übereinander sich türmenden Dächer, mit den zwei Seitentürmchen an der Front, verleihen dem Gebäude ein originelles und imponierendes Aussehen.

Von diesem allgemeinen Typus weicht die Synagoge von Lutomiersk (Gouv. Pjotrkow) ab. Hier finden wir weder die Nebenbauten, welche sich an das Hauptschiff zu verschiedenen Seiten anschmiegen, noch die so charakteristischen Eckentürmchen. Auch hat diese Synagoge eine längliche Form. Die Front befindet sich an der Schmalseite und bildet einen richtigen Portikus.



Heilige Lade in der Synagoge zu Tabludow.



Heilige Lade in der Synagoge zu Pohrebyszcze.



Thora-Krone in der Synagoge zu Pohrebyszcze.

bestehend aus sechs echten und rechten jonischen Säulchen ohne Kannelierung. Mit seinem verhältnismässig flachen Dach und seinem architravartig rings herumlaufenden, schwarz und weiss eingelegten Fries macht diese hübsche und eigenartige Synagoge beinahe den Eindruck eines griechischen Tempelchens.

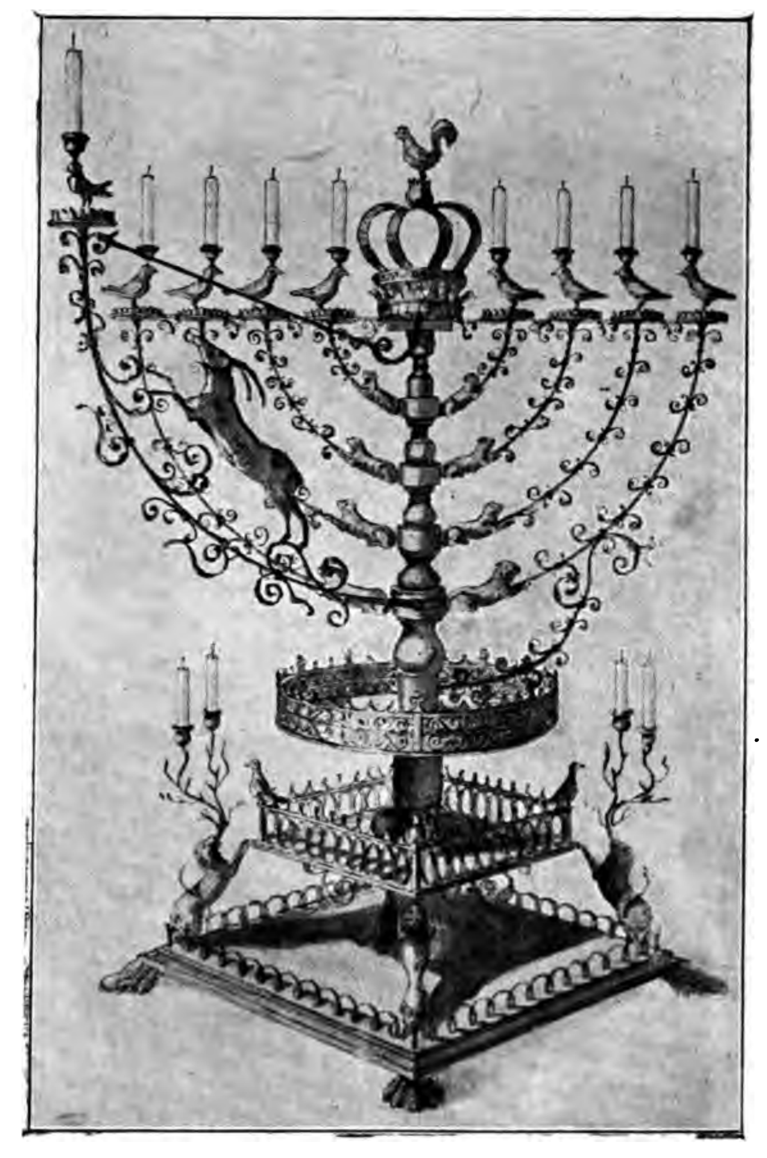
Aus welcher Zeit stammen diese merkwürdigen Holzsynagogen? Schon die geringe Dauerhaftigkeit des Materials zwingt zu dem Schluss, dass dieselben, soweit sie sich bis auf unsere Zeit erhalten haben, kaum älter als 250 bis 300 Jahre sein können. Aus den bereits vorhin erörterten Gründen ist es in den meisten Fällen so gut wie unmöglich, das genaue Datum der Erbauung einer Synagoge festzustellen. Da muss man schon zufrieden sein, wenn es gelingt, auf Umwegen einige Anhaltspunkte zu ermitteln, die einen Schluss zu ziehen erlauben, zu welcher Zeit frühestens das Bauwerk oder die Grundteile desselben bereits existiert haben.

Was nun die Synagoge von Zabludow anbetrifft, so ist es Bersohn gelungen, festzustellen, dass sie um die Mitte des 17. Jahrhunderts schon vorhanden war. Ein grosser Brand, der am Ende des vergangenen Jahrhunderts den grössten Teil der Stadt verheert, hat von dem Archiv der jüdischen Gemeinde nur eine einzige Chronik zurückgelassen, von der aber der Anfang fehlt. Hier nun ist ein im Jahre 1646 gefasster Beschluss des Gemeindevorstandes eingetragen, demgemäss ein neuer Nebenbau für die Frauen aufgeführt werden sollte. Das letztemal wurde diese Synagoge nach einer noch erhaltenen Inschrift im Jahre 1732 restauriert.

Eine bewegte Vergangenheit hat die Synagoge von Pohrebyszcze hinter sich. Auch hier hat der stereotype grosse Brand gewütet und das jüdische Gemeindehaus mitsamt den archivalischen Dokumenten eingeäschert. Aber Bersohn fand, seltsam genug, ein auf die Synagoge bezügliches Datum in dem Diarium der griechischen Kirche des Ortes. Dort wird nämlich nebenher erwähnt, dass die Synagoge von Pohrebyszcze im Jahre 1730 renoviert worden sei. Eine noch interessantere und um 80 Jahre früher zurückweisende Angabe entdeckte Bersohn auf einem an der Wand der Synagoge lehnenden, unscheinbaren, früher unbeachtet gebliebenen Steindenkmal. Eine hier eingemeisselte, schon etwas verwischte Inschrift besagt nämlich, dass „im Jahre 1648 die Horden des Chmidriscki die Stadt Pohrebyszcze unvermutet überfielen und die meisten Einwohner, die polnischen Herren ebenso wie die Juden niedermetzelten, ohne Greise, Frauen und Kinder zu schonen. Das geschah in dem Moment, als die Gemeinde in unserem uralten Gotteshause zur Trauung eines jungen Paares versammelt war“. Daraus schliesst Bersohn, dass die Synagoge am Anfang des 17. Jahrhunderts erbaut wurde. Es scheint jedoch, dass dieses Datum zu spät angesetzt ist. Wenn es in einem jüdischen Dokument „uralt“ heisst, so muss schon ein beträchtlicherer Zeitraum darunter zu verstehen sein. Wir Juden sind bekanntlich an lange Zeiträume so ziemlich gewöhnt. Die Synagoge von Pohrebyszcze stammt also wahrscheinlich aus der Mitte des 16. Jahrhunderts.

Die jüngste unter allen ist die Synagoge von Lutomiersk, welche unter der Regierung des letzten Polenkönigs, Stanislaw August, also in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, erbaut wurde. Bersohn weist in einer geistvollen Auseinandersetzung auf die Analogie hin, die zwischen der Entstehungsweise unserer Holzsynagogen und jener der mittelalterlichen Holzkirchen besteht, von denen sich eine grosse Anzahl — über hundert — in Schlesien erhalten hat. Diese Kirchlein bestanden ursprünglich nur aus dem Hauptschiff, an welches im Verlaufe der Zeiten sich die von Zünften, frommen Brüderschaften oder einzelnen Gläubigen erbauten Kapellen, Arkaden und Gallerien anlehnten, welche in ihrer Gesamtheit den ursprünglichen Stil des Bauwerkes verwischen, ihm aber dafür ein originelles und anziehendes Aussehen verleihen. Einen ähnlichen Entwickelungsgang dürften unsere Synagogen durchgemacht haben, so dass man stets das Hauptschiff als den ältesten und ursprünglichen Bestandteil anzusehen hat. Wir haben vorhin von einem Gemeindebeschluss gehört, an die Synagoge von Zabludow eine neue Frauengallerie hinzuzubauen. Auch der Umstand, dass die Synagoge von Lutomiersk, nachweislich die jüngste, ohne Nebenbauten dasteht, spricht für die Richtigkeit der Bersohn'schen Hypothese.

Sind wir über die Erbauungszeiten der einzelnen Synagogen nur ungenau unterrichtet, so fehlt in den allermeisten Fällen jegliche Wissenschaft von den Erbauern derselben, ebenso wie von den Künstlern, denen wir die innere Ausschmückung der Synagogen und die in ihnen aufbewahrten Kultusgeräte verdanken. Es ist ja unzweifelhaft, dass vielfach christliche Künstler beim Bau und bei der Renovierung von Synagogen thätig gewesen sind. In mehreren Fällen bezeugen dies die Inschriften, mit denen diese Meister an den Wänden der Gotteshäuser ihre Namen verewigt haben. Auf dem Schlussstein eines Bogens an der alten Synagoge (Polona) zu Krakau liest man die Inschrift: MATHEUS - GUCY - FLORENTINO. 1570. In diesem Jahre nämlich hat dieser, übrigens sonst unbekannte Künstler die Renovation der genannten Synagoge vorgenommen. Andererseits ist es bekannt, dass polnische Könige und zahlreiche Magnaten, unbekümmert um die Synodalbeschlüsse des katholischen Klerus, welcher sich eine Art Oberhoheit über die Juden anmasste und ihnen das Recht, Synagogen zu bauen und zu renovieren, nach Kräften zu beschränken oder es von seiner eigenen Genehmigung abhängig zu machen strebte — die Errichtung von jüdischen Gotteshäusern häufig gefördert haben. Die weitberühmte, wunderschöne Synagoge von Żolkiew (bei Lemberg) heisst noch heute im Volksmund „Sobieski's Schul“, weil König Johann III. Sobieski nicht nur in einem Reskript von 1676 die weitere Benutzung und Restaurierung des auf königlichem Grund und Boden aufgeführten Gotteshauses gestattet, sondern der Tradition gemäss aus eigenen Mitteln einen Teil der Kosten bestritten und zur Ausschmückung beigetragen hat. Zahlreiche Magnaten, wie die Radziwill's, Lubomirski's, Czartoryski's, Poniatowski's, Dzieduszycki's u. a. haben für den Synagogenbau in den ihnen gehörigen Städtchen nahmhafte Beiträge gespendet an Geld und Naturalien, indem sie den Boden, das Bauholz oder sonstige Materialien unentgeltlich hergaben. Es ist nun sehr wahrscheinlich, dass ein solcher Magnat für die Errichtung des Bauwerkes einen in seinen Diensten stehenden Architekten anwies oder empfahl. Aber als ebenso sicher darf im vorhinein angenommen werden, dass nicht nur bei der inneren Ausschmückung der Synagogen und beim Anfertigen von Kultusgeräten, die häufig eine bei Christen jener Zeit kaum anzutreffende Vertrautheit mit dem jüdischen Synagogenritus und der hebräischen Sprache erheischten, sondern auch bei der eigentlichen Aufführung der Gebäude jüdische Meister thätig waren. Aus zahlreichen Urkunden vom 16. und 17. Jahrhundert wissen wir, dass es unter den Juden in Polen zu jener Zeit viele kunstfertige Ciseleure, Stecher, Giesser, Maler, Goldschmiede, Teppichwirker, Sticker u. s. w. gab, deren Dienste oft sogar von der Kirche und dem Hochadel in Anspruch genommen wurden. Warum sollte es unter ihnen nicht auch kundige Zimmerleute und Baumeister gegeben haben? Doch versagen hier vorläufig die bisher bekannt gewordenen Quellen, und Bersohn hat nur den Namen des Erbauers der Synagoge von Lutomiersk ermitteln können. Er hiess Hillel Benjamin und stammte aus Lasko. Seine Kunst scheint er in Deutschland erlernt zu haben, und er genoss daheim einen gewissen Ruf, da man ihn immer mit dem Beinamen Architekt bezeichnete. Nach Vollendung der Synagoge von Lutomiersk wurde er mit der Erbauung eines Gottes-



Chanuka-Leuchter aus Messing in der Synagoge zu Pohrebyszcze.



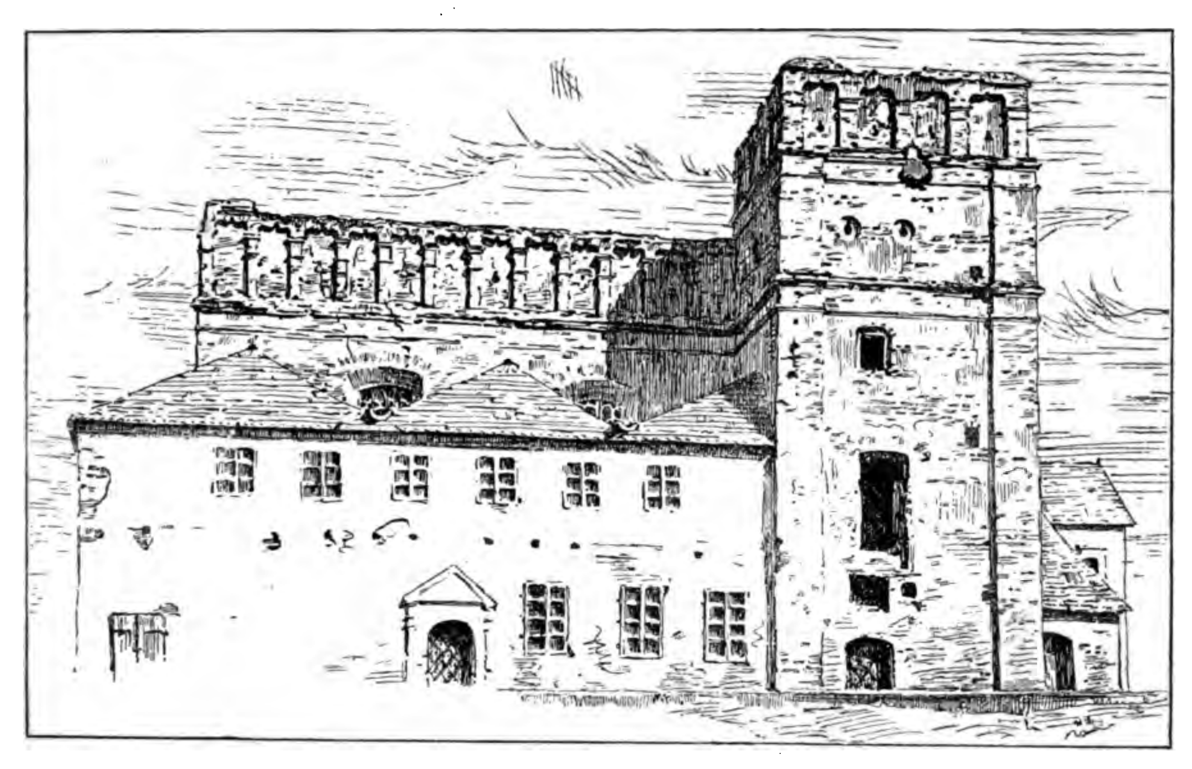
Tafelförmiger Leuchter aus Messing
in der Synagoge zu Pohrebyszcze, reich verziert.

hauses in Zloczow betraut, welches er jedoch nicht zu Ende führte, da er bei der Untersuchung des Dachgefüges zu Boden stürzte und starb. Er wurde auf dem Friedhof zu Zloczow beerdigt.

Von den kunstvollen Synagogengeräten, die uns Bersohn vorführt, verdienen besonders hervorgehoben zu werden die Heilige Lade in der Synagoge von Zabludow, deren Deckel mit einer zart und elegant ausgeführten Schnitzerei mit dem Motiv des siebenarmigen Leuchters versehen ist; ferner aus der Synagoge von Lutomiersk die aus einem Stück Eichenholz gefertigte Almosenbüchse mit einem sitzenden Löwen auf dem Deckel, durch dessen geöffneten Rachen man die Gaben ins Innere warf. Ein schönes Denkmal der Goldschmiedekunst ist die in der Synagoge von Pohrebyszcze aufbewahrte Thora-Krone aus stellenweise vergoldetem Silber. Besonders elegante und anmutige Formen weist die Heilige Lade in derselben Synagoge auf, mit ihrem fein ausgeführten, dem Pflanzen- und Tierreich entnommenen Zierrat. Als wahre Meisterwerke, sowohl wegen der Originalität der Idee, wie auch wegen der vollendeten und tadellosen Ausführung verdienen bezeichnet zu werden, die beiden ebenfalls in der Synagoge zu Pohrebyszcze befindlichen Leuchter aus Messing. Der eine, für das Chanukafest bestimmt, mit einem drehbaren Arm für den Schamas, bewahrt die traditionelle Form der Menorah, der andere bildet eine aufrechtstehende, viereckige Tafel an der zu beiden Seiten die Arme hervorwachsen. Die reiche, aber keineswegs überladene Tier- und Pflanzenornamentik, wie auch die sonstigen Verzierungen haben Anklänge sowohl an den Renaissance- wie an den romanischen Stil, doch scheint der Künstler nicht viel von Schulregeln gewusst, wenigstens sich nicht viel aus ihnen gemacht zu haben, sondern seiner eigenen momentanen Inspiration gefolgt zu sein.

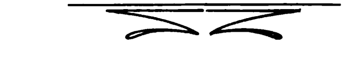
Ueber den Schöpfer dieser Leuchter ist es Bersohn gelungen, einiges Licht zu verbreiten. Er war ein armer Handwerker Namens Baruch, der am Anfang des 18. Jahrhunderts in Pohrebyszcze lebte und sich von dem Ausbessern von Metallgeräten kümmerlich ernährte. Der katholische Ortsgeistliche trug ihm oft Arbeiten für die dortige Kirche auf. Baruch hatte die Gewohnheit, in den Häusern, wo er arbeitete, die Abfälle von Messing für sich zu erbitten, auch pflegte er für seine Ersparnisse zerbrochene und unbrauchbare Messinggeräte zu kaufen. Befragt, wozu er diesen Kram sammle, antwortete Baruch, wenn er das nötige Metall beisammen habe, wolle er für die Synagoge ein Kunstwerk eigener Arbeit stiften, das noch die ferne Nachwelt bewundern solle. Baruch hielt das sich gegebene Wort. Nach achtjährigem Sammeln konnte er sich an die Arbeit machen, und nach weiteren sechs Jahren war er mit seinem Werke fertig. Ein in derselben Synagoge befindliches, auf Pergament geschriebenes und mit schönen Arabesken und Initialen verziertes Gebetbuch scheint von dem Sohne Baruch's geschrieben und der Synagoge gestiftet worden zu sein.

Bersohn hat mittlerweile die früher begonnene Untersuchung der gemauerten Synagoge fortgesetzt, und in einem der letzten Bände der von der Krakauer Akademie der Wissenschaften herausgegebenen „Sitzungsberichte der kunsthistorischen Kommission" bietet er die Beschreibung eines äusserst interessanten Bauwerkes. Die Synagoge von Luck fällt nicht durch Schönheit, sondern durch Fremdartigkeit und Sonderbarkeit der Formen auf. Aeusserlich betrachtet, bildet der geräumige imponierende Bau eine seltsame Kombination eines Hauses im Stile der italienischen Renaissance und eines nicht unschönen, flachen, viereckigen, sehr hohen Turmes von festen Mauern, dessen oberster Teil mit seinen Zinnen, Luken und Schiessscharten eher an eine — Festung erinnert. Festung und Synagoge — wie reimt sich das? Bersohn fand im Warschauer Krons-Archiv zwei aus den Jahren 1626 und 1629 stammende, von König Sigismund III. den Juden von Luck ausgestellte Privilegien, vermittels deren ihnen gestattet wird, eine Synagoge zu erbauen, jedoch nur unter der Bedingung, dass dieselbe derart eingerichtet werde, dass sie gleichzeitig als Festung wider die Tatareneinfälle diene! „Dass die Juden auf dem



„Festungssynagoge" zu Luck. Der entstellende Vorbau mit den drei Dachkegeln links ist erst später hinzugekommen.

pfel dieser ihrer Synagoge bequeme Gelegenit herstellen, nach allen vier Himmelsrichtungen der den Feind Geschosse bereit zu halten und h zu verteidigen, dass sie ferner auf ihre ›sten ein ordentliches Geschütz hinschaffen und bei einem feindlichen Ueberfall durch ge;nete Personen aus ihrer Mitte bedienen lassen." ir haben es hier also mit einer Synagoge zu ın, die zugleich als richtige Festung verwendet ırde. Während im Innern die Gebete zum ·rrn der Heerscharen empordrangen. wurden auf dem Dach die Schlünde der Kanonen auf den herannahenden Feind gerichtet. Es giebt in anderen Gegenden Polens noch einige Synagogen der gleichen Art, die in dem unkundigen Beschauer Staunen erregen. Gelegentlich eines Umbaues oder dgl. entdeckt man auf dem Dach Bleikugeln und seltsam geformte Röhren. Daraus entsteht im Volke manche hübsche, aber unhistorische Sage, und niemand ahnt, dass man hier einen eigenartigen Synagogentypus vor sich hat, nämlich den Typus der „Festungssynagoge".







Backen der Osterbrode. (Aus einer Hagada, Amsterdam 1695.) Vorlesung aus der „Hagada".

Aus Kohnt: Geschichte der deutschen Juden. Deutscher Verlag, Berlin SW.

EINE JUEDISCHE TOYNBEE-HALLE IN WIEN.

Von Prof. Dr. Leon Kellner.

Sonntag, den 2. Dezember 1900, wurde die jüdische Toynbee-Halle in der Brigittenau, dem ärmsten Judenviertel von Wien, eröffnet, und seither haben wir ausnahmslos Abend für Abend 120 bis 150 Männer und Frauen Belehrung, Unterhaltung undeine kleine Erfrischung geboten. Jetzt ist es vielleicht schon gestattet, über den Versuch zu berichten. Es soll dies in ganz nüchterner Weise geschehen: was mich immer von neuem beim Anblick des Toynbee-Halle-Publikums bewegt, das behalte ich eifersüchtig für mich.

1. Der Name.

Arnold Toynbee (1852—1883), ein Sohn des weltberühmten Ohrenarztes Josef Toynbee, war ein Oxforder Universitäts-Aristokrat, als ihm die Erkenntnis aufdämmerte, dass aller Bildungsdrang und alle Selbstvervollkommnung doch eigentlich recht egoistisch seien, solange die grosse Mehrheit des gemeinen Volkes nicht einmal eine Ahnung hat von der unendlichen Geisteswelt, in der sich ein Gebildeter bewegt. Toynbee stieg von der Höhe des Universitäts-Aristokraten zum Volke herab und suchte ihm die Herrlichkeit der Kultur zu erschliessen. Er starb viel zu früh; aber seine Anregung war auf fruchtbaren Boden gefallen. Zum Andenken dieses Volksfreundes wurde die Toynbee-Halle in Whitechapel gegründet, die geradezu zum Muster für alle ähnlichen Anstalten geworden ist. Toynbee-Hall ist jetzt ein Gattungsbegriff geworden und in alle Kultursprachen übergegangen. Eine Toynbee-Halle ist ein Lokal, in welchem die Reichen mit den Armen, die Studierten mit den Unwissenden Fühlung suchen, der Boden, auf welchem die äussersten Schichten der Gesellschaft sich friedlich zusammenfinden, ein Haus, in dem einer moralischen Ausgleichung der socialen Gegensätze die Wege geebnet werden.

Der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Es war ein Weiser, der das tiefe Wort sagte: „Sorgt mir für meinen Luxus, für meine Bedürfnisse werde ich schon selber sorgen." Art und Ausmass des Erwerbes sind sehr wichtige Faktoren im Leben eines Menschen, aber sie sind nicht alles. Die Moral, der soziale Wert, die Zukunft einer Familie hängt ebensosehr von der Art und dem Ausmasse ihrer Erholung ab. Ihr, die Reichen, die Wohlthätigen, steuert der leiblichen Not der Enterbten, Ihr verschafft ihnen Arbeit und Erwerb — vortrefflich! Wir, die Studierten, wollen Euer Werk ergänzen und ihnen zu einer anständigen, menschenwürdigen Erholung verhelfen.

Dieser Gedanke geht auf Arnold Toynbee zurück.

Im Jahre 1898 hatte ich Gelegenheit, nicht nur die Toynbee-Hall im Osten von London, sondern auch die anderen „Settlements", namentlich das Passmore Edwards Settlement, eingehend zu studieren. Dank der ausgezeichneten Schriftstellerin Mrs. Humphrey Ward (deren Meisterwerk „Robert Elsmere" auch in Deutschland viele Bewunderer, unter anderen den eisernen Kanzler, gefunden hat), konnte ich die Herren bei der Arbeit sehen und beobachten, wie Hunderte von Handwerkern und ihre Familien sichtlich zur Freude an reiner, gesunder, anregender Unterhaltung emporgehoben wurden, wie Mrs. Ward mit Hilfe ihrer Töchter und gleichgesinnter Freundinnen — es war mir eine rechte Genugthuung, eine Tochter unseres Glaubensgenossen, des berühmten Advokaten und Parlamentsmitgliedes Sir George Lewis, unter den eifrigsten Damen zu finden! — die Kinder der Enterbten zu Spielen und körperlichen Uebungen heranzog und durch die Kleinen wiederum die Alten für das Settlement gewann. Ich habe an anderer Stelle (Ein Jahr in England, Cotta 1901, „Wie man in London die Massen erzieht" S. 225—248) das Wirken der Londoner Settlements ausführlich geschildert und muss mich jetzt auf einen Hinweis beschränken. Das Gesehene machte einen tiefen Eindruck auf mich, und der Gedanke, im Sinne Arnold Toynbee's eine Volkshalle in Wien zu schaffen, liess mich nicht mehr los.

2. Warum eine „jüdische" Toynbee-Halle?

Es wäre das Natürlichste gewesen, eine Wiener Toynbee-Halle schlechtweg, frei von konfessionellen oder nationalen Nebengedanken, ein Haus für die Armen aller Bevölkerungsschichten zu gründen, und in der That haben mir viele meiner jüdischen Freunde ihre Unterstützung, ihre reichste Unterstützung in Aussicht gestellt, wenn ich den „unheilvollen" Plan einer jüdischen Toynbee-Halle fallen liesse und dafür eine Volkshalle für jedermann ins Leben rufen wollte. Aber das wäre eine blinde, thörichte, unfruchtbare Nachahmung, ein Schlag ins Wasser gewesen. Wien ist — leider! — nicht London, und was für die Armen von Whitechapel eine selbstverständliche Sache ist, das wäre den Wienern, und zwar nicht nur den Wienern der untersten Schichten ein unbegreifliches Wagnis: Christen und Juden als gleichwertige Stadtgenossen teilnehmend an einer und derselben geselligen Unterhaltung! Und wenn schon die Empfangenden, die Armen, sich in das Unerhörte gefunden hätten, wo sollen die vorurteilsfreien Männer, Frauen und Mädchen herkommen, die sich der schweren Aufgabe der Unterhaltung und Bewirtung unterziehen würden? Ich kann mich übrigens ganz kurz fassen. Die folgenden drei Gründe reichen für jeden Kenner vollkommen aus, um die „jüdische" Toynbee-Halle zu rechtfertigen.

Erstens[1] waren wir in dem Augenblicke, da wir uns auf die jüdische Armut beschränkten, unseres Publikums sicher, während ein die Gesamtheit unserer armen Mitbürger umfassender Versuch die Gefahr der Verwirrung und Planlosigkeit in sich geschlossen hätte.

Zweitens schreckten uns die Erfahrungen der letzten Jahre. Wir, die Anreger des Gedankens, eine Toynbee-Halle in Wien zu gründen, sind Juden; hätte dieser Umstand allein nicht genügt, um das Unternehmen in den Augen des irregeleiteten Volkes verdächtig erscheinen zu lassen? Und das Volk, das arme, unwissende Volk kommt hier allein in Betracht.

Drittens schwebten uns Beispiele von sozialen altruistischen Schöpfungen vor, die von wohlmeinenden Menschenfreunden für die Gesamtheit, ohne Rücksicht auf Abstammung und Bekenntnis, geplant waren, von denen aber heute Juden vollständig ausgeschlossen sind. Vor diesem Schicksale wollten wir die erste Toynbee-Halle in Wien bewahren.

3. Die Einrichtung der Toynbee-Halle.

Uns standen bei der Gründung der Toynbee-Halle sehr geringe Mittel zur Verfügung. Demgemäss wurde mit Kleinem begonnen. Der Saal fasst 150 Personen. Freilich haben wir an manchen Sonntag-Abenden auch 200 gezählt: aber das geschah, wenn die Ordner beim Einlass nicht mit der nötigen Strenge ihres Amtes walteten. Das Mobiliar ist ausserordentlich einfach. Sessel und Bänke für die Gäste, auf dem Podium ein (gemietetes) Klavier, ein Tisch, ein Sessel für den Vorsitzenden, einer vor dem Klavier; rechts vor diesem eine grosse Schultafel, endlich eine kleine Leihbibliothek.

Das Lokal hat zwei Eingänge. Der eine führt durch die Küche und wird nur von den diensthabenden Herren und Damen benutzt; der andere ist für das Publikum bestimmt. Um halb sieben wird geöffnet, dabei geht es leider nicht ohne manche Härte ab. Es sind immer um so viele Menschen mehr, als wir beherbergen können! An Sonntagen ist der Andrang am grössten, daher werden die Ordner von einem Schutzmanne unterstützt. Um sieben Uhr ist Anfang. Der Vortrag dauert gewöhnlich dreiviertel Stunden, selten eine ganze Stunde. Darauf tritt eine Pause von 20 Minuten ein, während welcher der Thee herumgereicht wird. Wir haben sehr guten russischen Thee, dazu geben wir eigens für die Toynbee-Halle hergestellten Cakes. Nach der Pause haben wir eine an den Vortrag anknüpfende Diskussion oder Musik. In der Regel wird um halb zehn Uhr geschlossen.

4. Das Publikum der Toynbee-Halle.

Wir hatten nicht ohne Bangen dem Eröffnungsabende entgegengesehen, denn unsere Mittel hatten es uns nicht erlaubt, Ankündigungen in den Blättern zu bezahlen oder durch Dienstmänner austeilen zu lassen. Nur einige Hundert Zettel hatten den Weg in die Bethäuser der Leopoldstadt gefunden. Trotzdem war die Toynbee-Halle gleich am Eröffnungsabende überfüllt, so dass Hunderte abgewiesen werden mussten. Die Ueberfüllung hat sich seither allabendlich wiederholt. Wir müssen, soll die Toynbee-Halle ihren Zweck erfüllen, daran gehen, ein geeignetes Lokal zu finden, das mindestens dreimal so viel Fassungsraum haben soll, wie das jetzige in der Webergasse.

Lange bevor wir daran gingen, einen regelrechten Verein „Jüdische Toynbee-Halle" zu gründen und Mitglieder unter den Besuchern zu werben, hatte sich ein Stammpublikum gebildet, das regelmässig jeden Abend auf denselben Sitzen zu bemerken war. Diese Leute sind der Toynbee-Halle bis auf den heutigen Tag treu geblieben. Daneben besteht eine zweite Schicht, die kommt und geht, bald regelmässig erscheint, dann wieder für längere Zeit verschwindet, und die dritte, kleinste Gruppe besteht aus Neulingen. Fast jeden Abend sind einige neue Gesichter zu sehen.

Das Publikum der Toynbee-Halle besteht fast zur Hälfte aus Frauen, verheirateten und ledigen. Nicht alle sind arm. Eine Frau, die zu den fleissigsten Besucherinnen gehört, hat uns mit einer reichlichen Spende überrascht. Alle Altersstufen von 20 bis 70 sind vertreten; jungen Leuten unter 20 Jahren ist der Eintritt verboten. An gutem Betragen und Intelligenz stehen die Frauen den Männern keineswegs nach; an den Diskussionen haben sich arme Arbeiterinnen in sachlicher Weise beteiligt. Das männliche Publikum besteht aus Handels-Angestellten — grösstes Kontingent! —, kleinen Gewerbsleuten, Handwerkern, Hausierern, Dienstmännern; an Sonntagen haben wir auch Soldaten bemerkt. Mehr als einmal begegne ich am Morgen in meinem Vororte (Gersthof) einem Manne mit dem schweren Hausiererpack und erkenne ihn am Abend in der Toynbee-Halle wieder. Aus den Diskussionen ist die Landsmannschaft unserer Gäste zu erkennen: wir haben Polen, Ungarn, Böhmen, Russen und Norddeutsche gehört.

5. Was wir bieten.

Die Abende in der Toynbee-Halle sollen in erster Linie eine geistige und gemütliche Erfrischung bieten, sie soll den Armen eine Oase bedeuten inmitten ihrer Wüstenwanderung als Hausierer, Trödler, Handwerker. Diese Leute sollen für einige Stunden das Gefühl der furchtbaren Grossstadt-Einsamkeit verlieren und zum Bewusstsein erwachen, dass sie nicht allein stehen in der Welt. Dieser erste und oberste Zweck der jüdischen Toynbee-Halle wurde vollständig erreicht. Die alten Männer und Frauen, die mit vergrämten, verdrossenen Gesichtern, mit misstrauischen Augen zu uns gekommen sind, haben wieder lachen gelernt; dieselben Menschen, die anfangs stumm nebeneinander sassen und mit

böser, vom Kampfe ums Dasein herübergebrachter Rücksichtslosigkeit einander kaum den Sitzraum vergönnten, die plaudern jetzt gemütlich und erweisen sich Höflichkeiten, wie sie dem sicheren Besitze geziemen. Sie fühlen sich zu Hause in unserer Halle.

Nach diesem ersten Zwecke schwebte mir ein zweiter vor: unsere jungen Leute sollten sehen, dass man sich unterhalten könne, ohne alles Selbstbewusstsein zu verlieren, ohne Würde und Anstand mit Füssen zu treten. Was fangen unsere Handelsangestellten an, wenn sie abends dem Geschäfte entrinnen? Das ist eines der traurigsten Kapitel aus dem Leben der Grossstadt. Die Wiener Cafés und Singspielhallen haben mehr Existenzen ruiniert als Tuberkulose und Pest. Man stirbt nicht, wenn man schon als junger Mensch sich an den Kaffeehaus- und Tingl-Tangl-Ton gewöhnt, aber man geht daran zu Grunde. Alle die seelenlosen, jüdischen Familien der Grossstadt, denen das Leben ausserhalb der Arbeit nichts anderes als Spiel, Theater, Turf und Ball bedeutet, haben ihre Erziehung im Kaffeehause begonnen und in der Singspielhalle beendet. Es giebt in Wien ein Tingl-Tangl, in welchem Abend für Abend jüdische Bänkelsänger einem jüdischen Publikum in der niedrigsten, schamlosesten Weise jüdisches Wesen karikieren und beschmutzen — wer darf sich wundern, dass diese Art Juden sich gegenseitig noch weit mehr Verachtung entgegenbringen, als die Christen für sie fühlen?

Die Winterabende unserer Toynbee-Halle sollten den Versuch machen, mit den genannten Giftstätten zu konkurrieren. Haben wir dieses Ziel erreicht? Ich glaube ja. Wir können es haarscharf beweisen. Als wir anfangs tasteten und mit dem Publikum Fühlung zu bekommen suchten, forderten wir die Sangeskundigen unter den jungen Leuten auf, sich doch hören zu lassen. Einer nach dem anderen kam und meldete sich zum Vortrag von — Couplets! Und was waren das für Couplets! „Ich bin der Isaak Silberstein", „Die Sarahleben wollt' einmal" u. s. w. u. s. w. Die Sänger machten höchlichst erstaunte Gesichter, als wir uns für solche Kunstgenüsse bedankten, und blieben aus. Aber sie kamen wieder, und heute singen uns ebendieselben Leute Wagner, Schubert, Schumann, Grieg, Brüll; die Sänger der Toynbee-Halle sind jetzt schon so weit durch die Toynbee-Halle selbst erzogen, dass man sie zum Klavier lassen darf, ohne sich vorher nach ihrem Programm zu erkundigen.

Und noch eine zweite Thatsache sei angeführt. Als sich an den ersten Diskussions-Abenden ein Mann halb im Jargon äusserte, ging ein Gelächter durch die Reihen der überlegenen Jünglinge vom Handelsfach; heute haben sie es gelernt, dem ärmsten polnischen Juden zuzuhören, wenn er in noch so schwerfälliger Sprache einen Gedanken vorzubringen hat.

Also unser zweites Ziel war verhütender Art: unsere Jugend sollte von der systematischen Erziehung zur Frechheit und Frivolität ferngehalten werden.

Erst in dritter Reihe wurde die Belehrung ins Auge gefasst.

Systematischen Unterricht zu bieten lag nicht in unserem Plane. Wer in Wien ernstlich danach strebt, seine Bildung zu erweitern, der hat vollauf Gelegenheit, dieses Ziel ausserhalb der Toynbee-Halle zu erreichen. Die „volkstümlichen Universitätskurse", die vor ein paar Jahren nach dem Muster der englischen University Extension Lectures eingerichtet wurden, haben sich vortrefflich bewährt. Man kann für eine Krone ein ganzes Semester lang Latein lernen oder Anatomie studieren. Mit diesen Kursen kann und will die Toynbee-Halle nicht wetteifern. Aber einen Vorteil haben wir bei unseren Vorträgen vor den Docenten der Universitätskurse voraus. Wir haben ein einheitliches Publikum, wir kennen ihre Bedürfnisse, wir wissen, wo wir anzuknüpfen haben. Zwei Abende in der Woche sind ein- für allemal bestimmten Stoffgebieten zugewiesen: am Montag wird Naturwissenschaftliches vorgetragen, am Freitag Bibel erklärt; in letzter Zeit hat ein hervorragender Psychiater dermassen das Interesse an psychologischen Fragen geweckt, dass wir den Donnerstag regelmässig der Seelenlehre widmen. Sonst haben wir, um einen Theaterausdruck zu gebrauchen, ein wechselndes Repertoire. Aus der Mannigfaltigkeit des Gebotenen lassen sich einige Gruppen mit charakteristischen Beispielen hervorheben.

I. Naturwissenschaftliches. Elemente der Mechanik. — Elemente der Astronomie. — Einige Hauptgesetze der Optik. — Das Auge. — Der Kreislauf des Blutes. — Psychologie.

II. Medizinisches. Antisepsis und Asepsis. — Was ist Krankheit? — Das Wasser als Heilmittel. — Die Gefahren des Alkoholismus. Hygiene des Mundes.

III. Geschichte und Litteratur. Alexander der Grosse. — Die Juden im vorchristlichen Italien. — Die Chazaren. — Die Ahasver-Sage. — Unsere Ahnen bei der Unterhaltung. — Die Agadisten. — Crémieux. — Die Prager Judenstadt. — Jüdische Kunst. — Juda Halévy. — Shakespeare. — Hamlet. — Mendelssohn. — Nathan der Weise. — Morris Rosenfeld. — Deutsche und Spaniolen.

IV. Ethisches. Nächstenliebe. — Kant's Ethik. — Altjüdische Rechtsethik. — Die Ethik des Talmud.

V. Juridisches. Der Prozess. — Die Todesstrafe. — Die Civilehe. — Der Prozess Calas. — Der Prozess von Damaskus.

VI. Diskussionsthemen. Jüdische Dienstboten. — Jüdische Frauenerwerbvereine. — Warum geben die Juden Mitgift? —

Sind die Juden anmassend? — Die Juden und der Wucher. — Jüdische Armenpflege. -- Welche Erwerbszweige stehen den Juden offen?

6. Die Kindertage.

Fast jeden Sonntag-Nachmittag findet in der Toynbee-Halle eine Kinderjause statt. Die Eltern melden während der Woche ihre Kleinen an: wenn die Zahl 120 erreicht ist, wird die Liste geschlossen. Um 3 Uhr ist der Saal gefüllt. Der Leiter, beziehungsweise die Leiterin des Nachmittags sorgt dafür, dass von 3 bis 4 Uhr geistige Unterhaltung geboten wird. Eine Erzählung, ein Märchen, ein Lied, Rätsel — alles ist den Kleinen willkommen. Um 4 Uhr kommt die Jause: Kakao und Bäckerei. Um $4^1/_2$ Uhr beginnt der dritte Teil: Musik. Diese wird sehr häufig von den Kindern der Armen selbst besorgt. Um 5 Uhr werden die Kinder von ihren Eltern oder Geschwistern abgeholt.

7. Die Mitwirkenden.

„Wo wollen Sie die Kräfte hernehmen, um einen ganzen Winter lang Abend für Abend Belehrung und Unterhaltung zu bieten? Wer soll den Thee für 120 Leute bereiten, wer soll ihn herumreichen?“

So fragten die Kleinmütigen. Mein Glaube an die Opferwilligkeit unserer Stammesgenossen hat sich als berechtigt erwiesen. Was ich in der englischen Toynbee-Halle gesehen habe, wiederholt sich in unserer Wiener Anstalt: Freiwillige aus allen Kreisen der geistigen Aristokratie melden sich, Schriftsteller ersten Ranges stellen sich in den Dienst der guten Sache, Musiker von Beruf und sehr begabte Dilettanten haben uns fast jeden Abend mit vortrefflicher Musik versorgt.

Die Bewirtung haben von Anfang an einige Damen übernommen. und die haben es verstanden, einen Stab von jungen Mädchen heranzuziehen, die den Dienst in bester Ordnung versehen. In kaum 20 Minuten, der Dauer der Pause, werden alle Gäste bewirtet. Noch nie ist jemand übersehen, nie ist eine Klage gehört worden.

8. Die Toynbee-Halle im Sommer.

Mit dem Anfange der warmen Tage haben die Thee-Abende in der Toynbee-Halle ihr Ende erreicht. Jetzt beginnen die regelmässigen Kurse. Hebräisch, Französisch, Englisch, Stenographie, Buchhaltung werden unentgeltlich von Fachleuten gelehrt. Die Zahl der Anmeldungen ist in keinem Kurse hinter 20 zurückgeblieben, im Französischen und Englischen geht sie über 40 hinaus.

Am Sonntag-Nachmittag werden regelmässig Ausflüge in die Umgebung von Wien unternommen werden. Ein Naturforscher von Fach wird uns immer begleiten und wird uns dazu anhalten, die Augen zu öffnen, um die Wunder des Himmels, der Wolken, der Tier- und Pflanzenwelt zu verstehen.

9. Die Erhaltung der Toynbee-Halle.

Bisher wurde die Erhaltung der Toynbee-Halle durch Spenden bestritten. Nun aber haben wir dem Institute, das sich so sehr als Bedürfnis erweist, eine festere Grundlage gegeben. Wir haben einen Verein ins Leben gerufen, dessen Aufgabe es sein soll, für die Erhaltung und den Ausbau der Toynbee-Halle zu sorgen.

Durch die regelmässigen kleinen Jahresbeiträge der Mitglieder, durch die einmaligen grösseren Leistungen der Förderer wird es dem Vereine leicht werden, dieses Ziel zu erreichen.



LEON PEREZ.

Ein moderner jüdischer Volksdichter.

Von Dr. J. Eliaschoff (Kowno).

In einer seiner zahlreichen Novellen erzählt uns L. Perez von einem sterbenden Musikanten, der vor seinem Hinscheiden in erzväterlichem Tone den acht Söhnen folgendes warm ans Herz legte: „Verachtet nicht Euer edles Handwerk; spielt, aber spielt gut. Werdet nicht übermütig, wenn Ihr Eure Kunst auf der Hochzeit des Armen ausübet.“

Der acht Söhne einer dürfte auch Perez gewesen sein, denn wem wurden noch so die schlichten Worte des sterbenden Künstlers zu bitterem Ernst, wie ihm.

Seit 25 Jahren hat sich sein fein gestimmtes Herz in allen Tönen hören lassen, und das, was aus ihm erklang, war gut, noch viel mehr als gut; dem armen Mann aber war er nicht nur zeitweiliger Gast, dem er hie und da eine kleine, traurige Weise spendete. Er stand zu ihm in innigster Verwandtschaft, wenn er auch, wie manch anderer Volksdichter, anstatt im Klagetone des Leidenden zu reden, sein schmerzlich bewegtes Herz unter der Maske beissender Ironie birgt.

Schon das erste Werkchen, das gemeinsam mit zwei anderen Erzählungen in Buchform in den Handel kam, galt einem „erfrorenen“ Boten, der in einer kalten Nacht von Schneewehen überrascht zu Tode erfriert. Eine Welt von bunten, schlichten Bildern umgaukeln den Sterbenden. Aus allen diesen Bildern, welche die geheimen, bescheidenen, alizu bescheidenen Wünsche des armen Mannes verkörpern, starrt die grosse soziale Not hervor, eine Bedürfnislosigkeit bis zum Kulithum, eine Gottergebenheit bis zur Quietät, gepaart mit dem feinsten Empfinden für die kleinen Freuden und Leiden der nächsten Familienangehörigen.

In „Bontzie — Schweig“, wo ein armer jüdischer Lastträger stumm und passiv die empörendsten Faustschläge der Gesellschaft wehrlos über sich ergehen lässt, bricht des Dichters beissende Ironie grausam hindurch. Die Passivität des Gequälten erweckt in ihm ein bitteres Gefühl, und als „Bontzie — Schweig“, „dessen Tod so spurlos wie sein Leben verstrich“, von der Allbarmherzigkeit einen glänzenden Empfang bekommt und die Erlaubnis, aus dem Paradiese sich das Schönste und Beste zu wählen, erhält, da versteigt sich der Wunsch des hungernden Lastträgers bis zu einem „Butterbrot“. Lucifer aber reibt sich ins Fäustchen.

In „Kellerwohnung“ guckt das Elend aus allen Löchern. Ihre Bewohner haben ein erschreckendes Bewusstsein von der Kostbarkeit des Raumes. Jeder Winkel beherbergt eine ganze Familie, und eine „spanische Wand“ verhilft einem jungen, erst verehelichten Paare, ein „eigenes Haus“ für sich zu gründen. Was in den vier Winkeln sich abspielt, ist grotesk und erschreckend wie der hohläugige Hunger selbst. Hinter der „spanischen Wand“ jedoch treibt eine junge, keusche Liebe ihre zartesten Blüten. Der Mann ist ein angehender Melamed, noch auf der Suche nach zahlungsfähigen Schulkindern, — eine kleine Händlerin in spe. Er ist beklommen und erstickt gewaltsam das zärtliche Wort, das sich mächtig aus seinem Herzen reisst, sie ist stark, wagemutig, kernig; eine gesunde Erotik küsst dem Manne die gedrückte Stimmung aus der Seele. Doch die „spanische Wand“ ist zu dünn, so dass auch das verschwiegenste Verhältnis die „vier Winkel“ in Aufruhr bringt. Man ist erbost über das Küssen, das gar nicht in die düstere Kellerwohnung hineinpasst. Flüche fliegen zur „spanischen Wand“ hinüber, schamlose Worte des Enterbten, den auch das flüchtige Glück von Seinesgleichen bis zur Wut neidisch macht . . . Das feingesponnene Gewebe zweier sich zu einander sehnenden Herzen wird von dem grossen Elend ringsherum gewaltsam zerrissen und besudelt.

Ist es aber die künstlerische Darstellung der jüdischen ökonomischen Not, die Perez zu dem bekanntesten Novellisten der modernen Jargon-Litteratur gemacht hat? Bei weitem nicht. Leon Perez, der als Dichter nie der Sklave einer gewissen Parteirichtung wurde, hat ein offenes Ohr für die unzähligen Dissonanzen im jüdischen Leben. Entstammt er doch der Maskilim-Generation, die in den 60—70 Jahren zielbewusst mit der jüdischen Vergangenheit, als mit der europäischen Bildung nicht vereinbar, zu brechen strebte. Und wenn auch Leon Perez nie so weit wie seine Altersgenossen ging, so blieb er doch zeitlebens der erbittertste Feind der tötenden Scholastik und öden Dogmatik der jüdischen Altvordern. In seinen feinsinnigen Tendenz-Märchen und in ganz besonders gelungener Weise in seiner „Streimel“*), die als satirisches Meisterstück in der gesamten jüdischen Litteratur einzig dasteht, geisselte er mit wuchtiger Hand die Gemüts- und Geistes-Engheit der starren Orthodoxie. Die „Streimel“, der Monolog eines philosophierenden Schneiders, ist ein vernichtender Ausfall gegen das traditionelle, vom Aberglauben strotzende Rabbinertum. Da er dem Leser nicht im Tone des Gebildeten aufgedrängt wird, sondern in der Sprechweise eines „Denkenden aus dem Volke“ gehalten ist, so ist seine Wirkung wuchtig und stark. Die Orthodoxie empfand auch alsbald die Wirkung der abgeschossenen Pfeile und griff zum alten Mittel der Bannlegung: in manchen Synagogen wurde „Streimel“ öffentlich für ketzerisch erklärt.

Als Vertreter dieser Geistesrichtung — uns, den Enkeln der Maskilim-Generation als überwundener Standpunkt erscheinend — ist für Perez charakteristisch das Masslose in seinen Ausdrücken, das Schrankenlose in seinen Verurteilungen, die Rücksichtslosigkeit, mit der er sich in seinen polemischen Schriften giebt. Denn Perez hat eine Anzahl kritischer Artikel geschrieben, sich manchmal der Publizistik in die Arme werfend mit vielleicht grösserer Willigkeit, als

*) Traditionelle Kopfbedeckung des Talmudjuden, insbesondere der Rabbiner.

man es dem feinsinnigen Künstler zutrauen sollte. Dabei ist er immer haarscharf in seinen Konsequenzen und durchglüht von einer grenzenlosen Kampfeslust, wobei schon sein provozierendes Ueberlegenheits-Lächeln auch den lauesten Gegner reizt und verletzt.

Es ist ja bekannt, dass die Maskilim-Generation die Hälfte ihres Lebens geistig zwischen Asien und Europa herumpendelte. In der Jugend Talmudjünger — wurden sie im späteren Alter Universitätsstudenten. Der Uebergang von Synagoge zu Universität wirkte auf die meisten geradezu betäubend. Unter den sogenannten „Berlinern" fanden sich auch solche, die kritiklos allein dem huldigten, was auch nur äusserlich die Marke des Europäischen an sich trug. Für die Maskilim - Generation wurde der Talmudjünger zum idealen Typus des für Kultur und geistige Freiheit Kämpfenden, der einzige Lichtspender in dem düsteren Ghetto. Das Ende vom Liede ist ja allbekannt. Die ehemaligen Talmudjünger wurden später die eifrigsten Verfechter der Assimilation; die Nachäffung des deutschen Judentums nahm die lächerlichsten Formen an, und wenn auch die jüdische Masse in den letzten 30 Jahren kulturell weit fortgeschritten ist, so haben wir es jedenfalls nicht allein der Maskilim-Generation zu verdanken.

Perez hat in mehreren Novellen den Talmudjünger zur Hauptfigur gemacht. Doch anstatt ihn zu verherrlichen als einen zeitweiligen Träger eines vaterlandslosen Etwas, entblösste er bis zur Wurzel hinab dieses sonderbare Gewächs des abnormen jüdischen Nationallebens. Und da erscheint er uns oft als einer von den „Allzuvielen", die dem jüdischen Boden parasitär anhaften. Das sind meistens physisch verkrüppelte, geistig degenerierte Menschen, bei denen noch dazu die gewaltsam unterdrückte Erotik krankhaft zum Durchbruch kommt.

Da ist ein verrückter „alter Talmudjünger", der sich in fruchtlosen Grübeleien über das „Ich-Problem" das Hirn zerbricht. Ein anderer Talmudschüler, eine von den herabgekommensten und stumpfsinnigsten Synagogengestalten, harrt mit banger Hoffnung auf die herannahende Choleraepidemie. Denn dann würden die Juden des Städtchens zum probatesten Mittel greifen und eine richtige Trauung auf dem Friedhofe vornehmen.*) Nun ist er ja die einzige Person männlichen Geschlechts, die in Betracht kommen könnte. Tagelang martert er sein armes Gehirn damit ab, wer wohl von allen den verwahrlosten Mädchen im Städtchen die Seine würde. Eine ungesunde Erotik malt ihm eine Fülle von bestrickenden Bildern. Das Städtchen aber erweist sich gegen die Epidemie immun. Da ergreift den armen Jungen eine grenzenlose Verzweiflung. Eines Morgens findet man ihn tot in einer Synagogenecke hängen.

*) Eine abergläubische Sitte in manchen jüdisch-polnischen Städtchen.

Die künstlich eingedämmte Lebens- und Liebeslust nimmt in den Schöpfungen Perez' einen ansehnlichen Platz ein. Bei der patriarchalischen Lebensweise, strengen Sittenreinheit des Ghettojuden (beim Talmudbeflissenen noch vereint mit gesundheitsfeindlicher Askese), konnte sich das einmal erweckte Liebesleben nur im mächtigen, verheerenden Strome einen Weg bahnen. Im asketischen, gottesfürchtigen Ghetto wird die Liebe zur Versuchung, die Frauenschönheit — zur Teufelin, die Liebespein — zum bösen Gewissen, das Sehnen — zu einem Gang in die Hölle. Dazu ist noch oft der Abstand von der Angebeteten religiös und gesellschaftlich unüberbrückbar. Mancher Ritter von Toggenburg steht seiner Herzensdame viel näher als der fromme Reb Jossel seiner schönen Wirtsfrau, einem Schusterweibe, zu dem er sich so mächtig hingezogen fühlt. Bei manchen von Perez' Gestalten bildet die „sündige Liebe" den Kern tragischer Konflikte („Monisch", Dichtung). Andere wieder, vom Zauber des Weibes hingerissen, zerstören in einer schwachen Stunde ihren guten frommen Ruf, durch Jahre und endlose körperliche Kasteiungen grossgezogen, und sind plötzlich gezwungen, wie gefallene Engel die alte Stätte zu meiden, um das kostspielige Verlorene durch abermaliges jahrelanges Märtyrertum wieder zu erflehen („Reb Jossel", Dichtung). Eine dritte Kategorie schliesst den Kampf wider die sich gewaltsam bäumende Lebensfreudigkeit mit einer bis zum Rande ausgehöhlten Seele; das sind schon keine Menschen mehr, sondern Schemen, welche, tot für die Wirklichkeit, doch als lebendig gewordene Anachronismen auf das trotz alledem „sich befruchtende und mehrende" Ghettogewimmel düstere Schatten werfen („Der chelmer Melamed", „Die Kabbalisten" u. a. m.)

Doch während die Männergestalten bei Perez meistens so schlecht wegkommen, haben es die Frauen bei ihm viel besser. Ein jeder, welcher die richtige Fühlung mit den Schriften Perez' gewonnen hat, hat es merken müssen, dass er stets dem Weibe eine grosse Verehrung und das zarteste Verständnis entgegenbrachte. Wenn man von seinen Frauentypen das Derbe, Rauhe, den fingerdicken Staub, all das Widrige, was den allgemeinen Lebensbedingungen aufs Konto zu setzen ist, abstreift, dann erscheint das jüdische Weib als der edle Typus eines auf sich selbst gestellten Wesens, das, ausgestattet mit den Zügen des „ewig Weiblichen", auch die Thatkraft und die Energie des Mannes in grossem Mafse besitzt. Die schöngeistige Jargonlitteratur kann überhaupt als die Rehabilitation des jüdischen Weibes betrachtet werden. Schon dadurch, dass der Jargon gleichzeitig zu Juden beiderlei Geschlechts spricht, birgt er in sich das Bestreben, auch dem Weibe gerecht zu werden. Historisch entstand die Jargonlitteratur aus dem Wunsche, dem Weibe, das auch unter der Kruste der asketischen Lebensweise nicht aufgehört hatte

die schöne, liebe, treue Gefährtin des Mannes zu sein, irgend welche geistige Nahrung zu geben. So entstand die erste Erbauungslitteratur, für die damalige frommreligiöse Zeit ein beredtes Zeichen ritterlicher Zärtlichkeit. Die Liebe zum jüdischen Weibe gehört zu den schönsten Traditionen der Jargonlitteratur. L. Perez ist diesen Traditionen nicht untreu geworden; er hat eine Reihe von reizenden Frauengestalten geschaffen, die, wenn auch skizzenhaft entworfen, doch künstlerisch und originell genug sind, um sie stets vor Augen zu haben („Mendel Braines", „Eine grauenvolle Nacht" u. a. m.).

Bis jetzt haben wir es mit Perez, dem Interpreten des jüdischen Volkslebens, zu thun gehabt. Er zeigte uns das jüdische Leben, wie er es vorgefunden: realistisch in der Form, epigrammatisch im Stil, kommt er bald als objektiver Erzähler, bald lässt er in seine kleinen Novellen die galligen Tropfen seines Sarkasmus hineinträufeln, bald erscheint er kampfgerüstet mit dem feingespitzten Pfeile der Satire in der Hand. — Ein anderes Mal aber erzählt er uns Legenden verstorbener Zeiten; weltfremde Gestalten in farbenblassen Tönen, wie die verblassten Zeiten selber, tauchen hervor und reden und handeln, wie es wohl manche Gobelinfiguren thäten, wenn ein Wunder sie lebend machte („Die Kabbalisten", „Der verfluchte Brunnen" u. a. m.). Und da haben wir den Uebergang von Perez, dem scharfäugigen Realisten, zu Perez, dem Romantiker, der, von der Gegenwart angeekelt, öfters einen Ritt in die Welt der „blauen Blume" macht.

Seit einiger Zeit gilt Perez als der Schwärmer für den Chassidismus. Sobald man heute von dem Chassidismus zu sprechen anfängt, da klingen schon die Namen von Dr. M. Berdiczewsky und L. Perez. Aber weder der letzte noch der erste, der sich noch viel tiefer in den Chassidismus hineingelebt hat, wurden jemals von den heut lebenden Chassidim begriffen und gewürdigt. Ihr Chassidismus ist die moderne jüdische Romantik, die wie alle Romantik an eine nationale Vergangenheit anzuknüpfen versucht.

Die Perlen, die sich Perez aus dem Chassidismus holt, hat schon mancher Deutsche und Franzose irgendwo anders gefunden. All das Sehnen nach einer erhabenen Schönheit, nach einem pantheistischen Gefühlsleben, nach einem Seeleninhalt, der mit dem All ein unzertrennbares harmonisches Ganzes bildet, all dies ist ein Charakterzug unserer Zeit. Indem Perez sein banges Sehnen in der volkstümlichen Form des Chassidismus zum Ausdruck bringt, erfüllt er seine nationale Aufgabe in der adäquatesten Weise, und bringt dadurch sein Volk, wie jeder wahre Nationaldichter, in lebendigen Kontakt mit den allgemeinen Ideen einer neuen Zeit.

Allein nicht nur im Chassidismus lebt sich das Romantische in Perez aus. Jedes Symbol ist ihm recht genug, wenn es nur Spuren an sich trägt, stark genug sein inneres Seelenleben irgendwie verdeutlichen zu können. Wenn die alten, fertigen Volkssymbole nicht genügen, schafft er sich seine eigenen. So entstanden seine „Schulosch Krioth", „Altwarg", „Der kranke Knabe", die „Märchen für Erwachsene" und eine Reihe eigenartiger, psychologischer Studien, in denen die jüdische Grübelsucht ihre kleinen Triumphe feiert.

Es ist leider eine weit verbreitete Ansicht, dass der Jargon nur für die derbkomische Schreibart gut sei; für das Ernste. Zärtliche, fein Abgetönte wäre er geradezu unbrauchbar. Perez, dessen schwächste Seite die humoristische ist, — in wie vielfältiger Gestalt er sich auch gezeigt hat, er hat doch niemals einen „jüdischen Witz" gemacht — beweist zur Genüge die Irrigkeit dieser oberflächlichen Ansicht.

Perez ist auch ein ausgezeichneter hebräischer Stilist, welcher Vorzügliches auch in dieser Litteratur geleistet hat. Warum er gerade jene, auch von manchen Jargon-Schreibenden missachtete Sprache zu seiner dichterischen Thätigkeit gewählt hat — ist ein Problem für sich. Es ist aber eine nicht zu verleugnende Thatsache, dass erst durch Perez die Jargonlitteratur sich eine achtbare Stellung errungen hatte. Abramowitz, der zweifelsohne als der geniale Begründer der modernen Jargonlitteratur betrachtet werden muss, hat es doch nicht vermocht, für den Jargon so viele Gemüter zu gewinnen, wie es Perez gelang. Unermüdlich, mit den grössten Schwierigkeiten kämpfend, zog er zur Jargonlitteratur die gediegensten Kräfte heran. Allein, auf eigene Faust, focht er manche Kämpfe wider die hebräisch schreibenden Philister aus, die den Jargon zu Gunsten des Hebräischen in allergehässigster Weise anzugreifen nicht ermüdeten. Aus seiner Schule ging der bekannte Schriftsteller D. Pinski hervor, und gemeinschaftlich mit dem edlen, talentvollen J. Dinesohn gab er eine Zeit lang die „Jüdische Bibliothek" heraus.

In seinen kleinen Novellen, die in alle Schichten der jüdischen Gesellschaft eindrangen, teilt sich in zahllose Geistesfunken seine reich ausgestattete Persönlichkeit, die als Ganzes vielleicht erdrückend gewirkt hätte, geteilt aber desto eher in die Seele des andächtigen Lesers hineinleuchtete. Dank dieser Teilbarkeit hörte er nie auf, neu und anregend zu sein, schillerte er in tausend Farben und weckte das Interesse immer wieder, wenn es zu erschlaffen drohte.

Getäuscht durch den äusseren Schein des Leichten, Unterhaltenden fühlte sich plötzlich der Leser von einer ungeahnten Helligkeit umströmt, die ihn zwang, in Tiefen und Abgründe hinabzusehen. — Allmählich, tropfenweise lehrte Perez manchen aus dem Volke das Sehen, die Kunst des Aufhorchens und des bangen Lauschens . . . .

Niemand von den modernen Jargonschriftstellern hatte eine solch eingreifende Wirkung auf den Kunst-

geschmack des „jüdisch" lesenden Publikums ausgeübt, wie es Perez, der in allen Kunstformen arbeitet, durch seine unzähligen, leicht hingeworfenen kleinen Novellen gelungen ist. Schon manch junger polnischer Jude im Kaftan und Löckchen machte eine Pilgerfahrt nach Warschau, nur von dem Wunsche beseelt, seinem Perez ins Auge zu schauen.

Sein 25jähriges Schriftsteller-Jubiläum, das am 7. Mai dieses Jahres begangen wird, und zu dem schon jetzt in mehreren Städten Russlands die Perez-Verehrer ihre Vorbereitungen treffen, wird noch in erhöhtem Masse zeigen, wie sehr der Dichter Perez im Herzen seines Volkes Wurzel gefasst hat.



MISCELLEN.

Bernhard Plockhorst, der Maler der beiden Mosesbilder auf Seite 251, ist im Jahre 1825 geboren und war ein Schüler Schnorr's von Carolsfeld (Dresden), Piloty's in München und Couture's in Paris. Sein bekanntestes Gemälde von jüdischem Interesse ist das im Kölner Wallraf-Richartz'schen Museum befindliche Bild: „Der Kampf des Erzengels Michael mit dem Satan um die Leiche Mosis." Dank der Courteoisie der „Berliner Vereinigten Kunst-Institute A.-G." (vormals Otto Troitzsch) sind wir in der Lage, unseren Lesern eine Reproduktion der „Aussetzung und Auffindung Mosis" — Bilder desselben Künstlers — bieten zu können.

*

Die Gedichte von Israel Abrahamsohn (S. 273 dieses Heftes) sind einer Sammlung entnommen, die der Autor unter dem Titel: „Versifizierte Ungereimtheiten von Schmuhl Mord'che Zuckerkant" zu veröffentlichen beabsichtigt.

Den originellen Namen erklärt er in folgendem Vierzeiler:

Warum ich mich so nenne.

Ich bin ein Schmuhl, ich rühme mich der Rasse.
Ein Mord'che bin an Lieb' ich und im Hasse.
Gar kantig ist mein Wort und zart,
Wie Zuckerkant so süss und hart.

*

Der Orient als Kolonisationsgebiet.

In Pfarrer Naumann's „Hilfe" erscheint eine sehr interessante Briefserie von Lic. Dr. Paul Rohrbach, betitelt: „In Syrien". Der Verfasser beschränkt sich



Murillo: Moses schlägt Wasser aus dem Felsen.

keineswegs bei seinen Reiseschilderungen auf, die theologischen Gesichtspunkte und die Vergangenheit dieser Länder, sondern hält die Augen offen für Gegenwart und Zukunft dieser lang vernachlässigten Gebiete, deren Erschliessung eines der wichtigsten Probleme unserer Tage darstellt. Aus einem seiner letzten Briefe sei folgendes hier wiedergegeben:

Welch ein reiches, dichtbevölkertes Kulturland muss dieses Syrien noch während der letzten Jahrhunderte vor der Invasion des Islam gewesen sein! Zumal wenn ich die gestern während des Rittes hierher gesehene Menge von Ueberbleibseln einer starken Besiedelung des ganzen Dschebal-Semàn mit den immens kostspieligen Prachtbauten des Simeonsklosters zusammenhalte, wenn ich ferner diese weitgedehnte Ruinenstätte von Telanissus hier unterhalb des Berges und dazu selbst nur das an alten Städteanlagen nehme, was der rings am Horizont entlang schweifende Blick von hier aus mit einem Male übersieht, so drängt sich die staunende Frage auf die Lippen: Wenn hier in diesen von Natur so unwirtlichen Stein- und Berglandschaften so viele Menschen gelebt haben und so gebaut worden ist — wie dichtbevölkert, wie bebaut und wie wohlhabend müssen dann erst die Ebenen, die eigentlichen grossen Fruchtlandschaften des weiten Gebietes zwischen dem Euphrat und dem Mittelmeer, damals gewesen sein? Und wieder wie beim Ritt über die assyrische Erde, wie beim Verweilen auf dem Schutte von Nisibis und beim Hinausblicken über das ganze obermesopotamische Land von der Höhe Mardins aus, so trat mir auch jetzt in farbiger Klarheit das Bild vor Augen, was sein würde, wenn die segenspendende, lebenerweckende Macht staatlich-gesellschaftlicher Ordnung und abendländischer Kultur hier einst wieder walten würde. Was hier gewesen ist, das kann auch wieder werden — es ist nicht tot, all dies Land vom Mittelmeer an über den Euphrat und Tigris hinaus bis an den hohen Wall von Iran, sondern es schläft! Jeder Stein hier aus dem kahlen Gebirge, der zu Quader oder Säule, zu Kapitäl oder Gebälk verarbeitet worden ist — jede Oelkelter und jede Cisterne, die vor zweitausend Jahren Bauer und Bürger des seleucidischen und des römischen Reiches hier in den Felsboden gehauen haben, sie alle reden und zeugen mit lauter Stimme davon, dass hier einstmals eine Fülle von Menschen, Wohlstand und Gesittung existiert hat, nicht kleiner und geringer als drüben am West- und Nordrand des Mittelmeerbeckens, des alten orbis terrarum.

Wer wird der Ritter sein, der diese schlafenden Schwestern, Mesopotamien und Syrien, einst wecken wird? Gebe Gott, dass das Eisen zu seinem Schwert und Harnisch aus deutscher Erde geholt wird! Auch hier liegt ein Stück zukünftiger Weltmacht — und kein kleines.

APHORISMEN.

Etliche sagen, dass des Rittertums Zeit verklungen und der Geist der Romantik erloschen sei. Nimmermehr aber ist die Zeit der Ritterthaten vorüber, solange ein Unrecht ungesühnt auf der Erde lastet, und solange ein Mann oder ein Weib den Mut hat zu sagen: ich will dem Unrecht wehren oder untergehen.

*

Die Geistlichen haben gesagt, die Bibel predige Geduld, während sie dem Volke verschwiegen, dass die Bibel ihm die Freiheit verspricht; sie haben gesagt, die Bibel predige die Rechte des Eigentums und die Pflichten der Arbeit, während sie für einmal, dass sie dieses thut, zehnmal predigt von den Pflichten des Eigentums und den Rechten der Arbeit.

Charles Kingsley.

*

Die Kunst der Zukunft wird keine „kleine Kapelle“ sein, sondern eine ungeheure Kathedrale, weit genug, um die ganze Menschheit aufzunehmen. Und das wird ja gerade ihr Beruf sein: die geweihte Stätte zu sein, wo die Menschen sich wieder zur Gotteskindschaft erheben, zu der auf überwundenen Entwickelungsstufen der Glaube sie erhoben hat.

Max Nordau.

*

Die ganze moderne Civilisation leitet sich vorzüglich von den Juden und Griechen ab. Die Griechen bildeten das humane und intellectuelle Element; die Juden das göttliche und moralische. Der Anteil der Juden ist, wenn auch nicht der glänzendere, so doch gewiss der erhabenere und teuerer erkaufte.

(Guizot: Méditations sur l'essence de la religion chrétienne. Paris, 1864. p. 227.)



REVUE DER PRESSE.



Bloch's Oesterreichische Wochenschrift berichtet aus London: In der letzten Sitzung des Board of Guardians in London teilte der Vorsitzende mit, dass der englische Premierminister Lord Salisbury mit den Bestrebungen, den rumänischen Juden zu der ihnen von allen Staaten garantierten, leider jedoch nicht gesicherten Gleichberechtigung zu verhelfen, lebhaft sympathisiere. Das Auswärtige Amt wolle alles thun, um diese Gleichberechtigung der Juden in Rumänien von der rumänischen Regierung zu erzwingen. Er, Redner, sei aber nicht sanguinisch genug, zu glauben, dass dieser Druck unmittelbar günstige Erfolge haben könnte. Nichtsdestoweniger müsse er dringend bitten, sich jeder öffentlichen Agitation in England zu enthalten. Er könne mit voller Autorität versichern, dass die Schritte, die gegenwärtig vorbereitet werden, einen günstigen Erfolg versprechen. Die Nachricht ist jedenfalls von Bedeutung.

In einer Besprechung einer Arbeit aus **Petermann's Mitteilungen** „Die Verbreitung der Schriftarten in Europa“ (Kartographisch dargestellt und erläutert von Dr. L. Henkel) finden wir den folgenden Passus: . . . Ausser diesen kommt noch das arabische als Schrift der Muhammedaner in der Türkei und ein mongolisches bei den Kalmücken an der unteren Wolga vor, „während auch das hebräische Alphabet für Schriftzeichen noch bei den Juden in Drucken benutzt wird, deren Sprache freilich die Landessprache ist.“

Man kann hieraus wieder einmal ersehen, wie ausserordentlich unbekannt die thatsächlichen Verhältnisse der Juden im Osten sind. In Wirklichkeit werden hebräische Typen zum Druck alt- und neuhebräischer Druckschriften (unter letzterer Kategorie auch moderne Tageszeitungen) benutzt. Ausserdem aber zum Drucken jüdisch-deutscher und — im Orient — spaniolischer Bücher und Zeitungen. Um mit hebräischen Typen hergestellte Drucke, „deren Sprache die Landessprache ist“, handelt es sich in keinem dieser Fälle.

Der Jude in London. Ein neu erschienenes Buch „The Jew in London“ giebt der Frankfurter Zeitung Veranlassung zu einer Besprechung, die in mehrfacher Beziehung unsere Beachtung verdient. Das Blatt sagt:

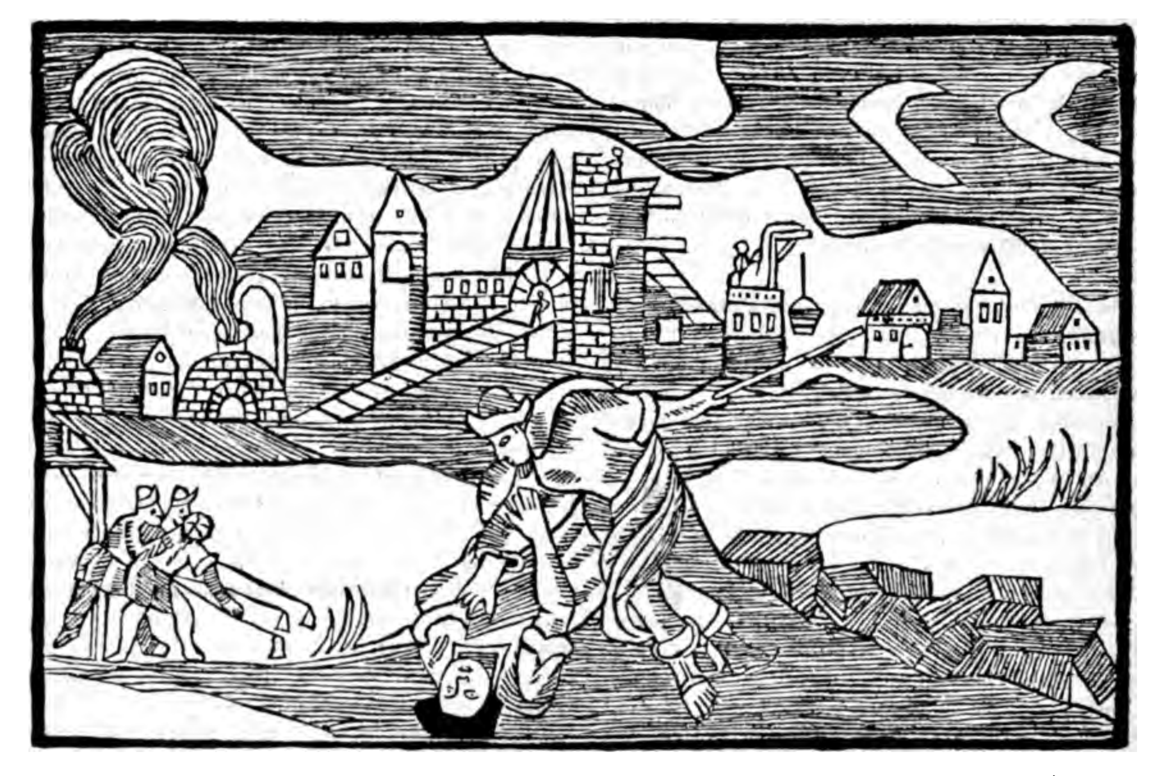
Dieses Buch ist ein ausserordentlich wertvoller Beitrag zu unserer Kenntnis der jüdischen Bevölkerung, die sich im Ostende Londons in den letzten 10 oder 15 Jahren angesammelt hat. Die beiden Schriftsteller, denen wir diesen Band verdanken, sind ganz besonders dazu befähigt, ein Urteil über diese Frage zu fällen. Russell kam mit guten Empfehlungen von der Universität Oxford nach der Toynbee Hall, jener Niederlassung in Whitechapel, wo Gelehrte Fühlung mit dem Volk der Grossstadt zu gewinnen suchen. Er war dazu bestimmt, in der indischen Verwaltung eine Stelle zu übernehmen, hatte aber ein Jahr zur Verfügung, das er in Whitechapel zubrachte. Diese Zeit hat er dazu benutzt, um die Juden im Ostende Londons in ihren Wohnungen, Clubs und Versammlungen zu besuchen. Er hat von Beamten, die mit den Juden zu thun haben, Thatsachen und Ansichten eingesammelt und sie zu einem äusserst wertvollen Essay verarbeitet. Lewis dagegen hat mehrere Jahre in der Toynbee Hall gelebt. Er ist Jude, hat seinen Universitätsgrad in Cambridge erhalten, und ist ein in orientalischen Sprachen gut bewanderter Gelehrter. Als Lehrer und Armenaufseher und als städtischer Beamter steht er mit seinen Religionsgenossen in täglicher Berührung. Sein Aufsatz ist vom jüdischen Gesichtspunkt geschrieben und kritisiert bis zu einem gewissen Grade die Arbeit Russell's, der zwar ein freundlicher Beobachter ist, aber keine besondere Sympathie für die jüdische Rasse oder Religion an den Tag legt. Die jüdische Bevölkerung im Ostende Londons beansprucht die öffentliche Aufmerksamkeit aus gesellschaftlichen sowie aus wirtschaftlichen Gründen. London hat ungefähr 110000 Juden, von denen weitaus die Mehrzahl (etwa 100 000) östlich von der City lebt. Von diesen sind etwa 60 000 im Ausland geboren und erst in den letzten 50 Jahren eingewandert. Es ist oft Klage darüber geführt worden, dass die jüdischen Einwanderer den englischen Arbeitern unbillige Konkurrenz machen, sie aus einigen Gewerben verdrängen, die Löhne herabdrücken und den Pauperismus vermehren. Die Antwort darauf war, dass die Juden im Gegenteil zur Entwickelung der Gewerbe beitragen, indem sie durch billige Arbeit dem kleinen Mann Vorteile bringen, und als nüchterne, fleissige, sowie sparsame Arbeiter ihrer neuen Heimat nicht nur keinen Schaden, sondern geradezu Gewinn bringen. Die beiden Verfasser behandeln aber die Frage nicht nur vom wirtschaftlichen und sozialen Gesichtspunkt; auch die religiöse und nationale Seite wird in die Besprechung hineingezogen. Die Verfasser stimmen völlig überein darin, dass der wesentliche Charakterzug des modernen Judentums nicht sowohl national als religiös ist. Ob die modernen Juden als Nation fortdauern werden, hängt davon ab, ob sie ihre Religion beibehalten oder nicht. Der christliche Verfasser neigt sich zur Ansicht hin, dass die in London niedergelassenen Juden mit der Zeit ihre Eigenart verlieren und in der englischen Bevölkerung aufgehen werden. Der jüdische Verfasser hat zionistische Neigungen und ist anderer Ansicht. Sehr wertvoll ist die dem Buch beigelegte Karte, welche die grössere

und kleinere Dichtigkeit der jüdischen Bevölkerung im Ostende Londons durch verschiedene Färbung der Strassen und Quartiere dem Auge veranschaulicht.

C. C. S.

Die Schlesische Zeitung bespricht einen Vortrag des Privatdozenten Dr. Pillet über den ewigen Juden.

„Die Sage vom ewigen Juden taucht zum erstenmal im 13. Jahrhundert in Europa auf, wo sie in zwei von einander etwas abweichenden Fassungen nach der mündlichen Erzählung eines armenischen Erzbischofs aufgezeichnet wurde. Bald darauf stellen sich an verschiedenen Orten Berichte ein, die von selbsterlebten Begegnungen mit dem unstäten Wanderer sprechen und mehr oder minder genaue und wunderbare Beschreibungen von ihm geben. Eigentlich heimisch und allgemein bekannt ist diese Sage aber während des 13. bis 15. Jahrhunderts nur in Italien, während in anderen Ländern nur ganz spärliche Anspielungen sich finden. Im 17. Jahrhundert lebt die Sage neu auf, als im Jahre 1602 von einem unbekannten Verfasser in Deutschland ein Volksbuch mit dem Titel „Ahasverus" erschien. Dieser Name tritt hier zum erstenmal auf. Der Autor mag im wesentlichen aus mündlicher Ueberlieferung geschöpft haben; der Hauptzweck, den er mit seinem Buche verfolgte, war der, durch seine erbaulich-moralische Erzählung die scherzhaften und leichtfertigen Volksbücher vom Till Eulenspiegel, von Marcolpho, von Dr. Faust u. a. zu verdrängen. Sein Erfolg war ungemein gross. Nicht bloss in Deutschland wurde das Buch oft neu aufgelegt, es erschien auch in fast allen europäischen Sprachen übersetzt oder bearbeitet bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein. Auch Eugen Sue's Roman gehört in diesen Zusammenhang, da gerade er auch die Kenntnis der Sage in sehr weite Kreise getragen hat. Im einzelnen hat diese bei solchen Wandlungen manchen neuen Zug angenommen, das Wesen des Helden aber blieb in der Hauptsache unverändert. Er erscheint immer weniger schrecklich als hilfsbereit und freundlich, und er erweckt stets mehr Mitleid als Grauen. In Deutschland kennen die Bewohner des Westens die Sage ziemlich genau, während sie im Osten, namentlich auch in Schlesien, ganz unbekannt ist.



Eine typische Haggada-Illustration.

Abonnementspreis für das Halbjahr in Deutschland und Oesterreich Mark 3,50, für das Ausland Mark 4,—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes, durch alle Postämter des Deutschen Reiches unter No. 5785a der Postzeitungsliste und durch die Expedition dieser Zeitschrift.

Anzeigen 75 Pfg. die viergespaltene Nonpareillezeile, grössere Anzeigen nach Tarif, bei Wiederholungen Rabatt.

Adresse für die gesamte Korrespondenz: S. CALVARY & Co. (Inh. HUGO BLOCH)
Verlagsbuchhandlung und Antiquariat, Berlin NW., Neue Wilhelmstrasse 1.

Verantwortlicher Redakteur: Leo Winz, Berlin W., Wilmersdorferstr. 117. — Verlag von S. Calvary & Co., Berlin NW. 7.
Für den Anzeigenteil verantwortlich: Hugo Bloch, Berlin. — Druck von Pass & Garleb, Berlin W. 35.

Verlag von S. Calvary & Co., Berlin NW. 7.





Der Babylonische Talmud

Hebräisch und Deutsch.

Text nach der uncensierten editio princeps (Venezia 1520—23) mit Varianten aus Handschriften und Druckwerken nebst Uebersetzung und kurzen Erklärungen.

Herausgegeben und übersetzt von
Lazarus Goldschmidt.

Vollständig in 9 systematisch geteilten Bänden von je über 100 Bogen gr. 4° nebst einem Einleitungs- und Ergänzungsband. Jeder Band erscheint in abgeschlossenen, vollständige Traktate enthaltenden Lieferungen, die auch einzeln käuflich sind.

Preis f. Subskribenten bezw. Käufer einer vollständigen Sektion (2—3 Bde.) . 50 Pf. pro Druckbogen
Preis für den einzelnen Traktat . . . 60 „ „ „

(Bd. I ist jedoch nur vollständig zu haben.)

Bereits erschienen:

Bd. I. (vollst.): Berochoth, Sabbath, Mišnat Zeraim Preis M. 50.—
Bd. II. Lief. 1—4: Erubin, Pessachim . . . . „ „ 48.50
Bd. III. (vollständig): Sukkah, Beça, Roš-hašanah, Tânith, Megilla, Moêd-qatan, Hagiga, Šeqalim „ „ 58.50

Preis für die einzelnen Traktate: Erubin M. 25.80, Pessachim M. 31.20, Sukkah M. 12.—, Beça M. 9.60, Roš-hašanah M. 9.—, Tânith M. 9.60, Megilla M. 10.80, Moêd-qatan M. 8.40, Hagiga und Šeqalim M. 9.60.

Der Traktat Joma, der mit dem Bd. II abschliesst, befindet sich unter der Presse.

Eine zensurfreie, vollständige, mit kritischem Apparat versehene und für die Wissenschaft brauchbare Ausgabe war ein oft ausgesprochener Wunsch vieler Gelehrten; eine wirklich vollständige und zuverlässige Uebersetzung dieses hervorragendsten Kulturdenkmals der gesamten jüdischen Litteratur ist ein seit vielen Jahrhunderten wiederholt ausgesprochener Wunsch der ganzen civilisierten Welt; diese beiden Wünsche zu erfüllen ist die Aufgabe des von uns herausgegebenen Werkes.

Stimmen der Kritik:

. . . . Wir wünschen seiner sehr fleissigen Arbeit guten Fortgang und entgegenkommende Aufnahme. Die äussere Ausstattung ist recht gut.

(Prof. C. Siegfried in der Deutschen Litteraturz.)

. . . . La traduzione tedesca fatta, per quanto è possibile, seguendo la lettera è buonissima e, date le difficoltà che presenta lo stile e la lingua del Talmud, abbastanza chiara. **Corriere Israelitico.**

Herr Dr. J. St. in Berlin schreibt: Ihre Herausgabe des Talmuds in deutscher Sprache halte ich für ein hochverdienstliches Unternehmen. . . . . Die Uebersetzung ist wohllautend und klar, und um so mehr ist eine treffliche Behandlung der deutschen Sprache hervorzuheben, als der Dolmetscher streng an den Text gebunden ist. . . . . Diese Ausgabe des Talmud darf in keiner Bibliothek fehlen, die Anspruch darauf macht, die notwendigsten Stammwerke zu besitzen und mit den zum Studium der Religions- und Altertumswissenschaften erforderlichen unerlässlichen Hilfsmitteln versehen zu sein.

Herr Dr. A. W. in Dresden schreibt: Goldschmidt leistet mit seiner Uebersetzung, was irgend eine Einzelperson auf diesem Gebiete leisten kann.

Herr M. S—ger in Philadelphia schreibt: In my judgment your work is of the first importance. The adoption of the text of the Venice edition is a wise measure. The translation and explanations are enormous helps to every student who approaches the subject. Such an investigation conducted with the intelligence and zeal already devoted to the study of the Bible will in the next fifty years lead to a larger understanding of religious development . . . . You are entitled to the good wishes and encouragement of every lover of learning . . . And although many criticisms of an unfavorable sort may be levelled at you, this fact ought not to swerve you from your purpose.

Herr Baron v. R—r in London schreibt: I can gratefully testify to the excellence of the gigantic undertaking in every respect as to translation and edition. Mr. Goldschmidt is another striking example of German erudition and intelligent industry; moreover the publisher deserves the warm acknowledgment of his clients for the handsome manner in which this monumental work is produced.

Wir machen noch besonders darauf aufmerksam, dass die Auflage des Werkes eine sehr kleine, und es daher wahrscheinlich ist, dass nach einiger Zeit der Preis desselben erhöht wird.

Ausführlicher Prospekt und Probebogen stehen auf Verlangen gratis und franko zur Verfügung.

Spinoza in Deutschland.

Gekrönte Preisschrift.

Von

Dr. Max Grunwald.

IV, 380 S. **Mk. 7.20.**

Der mit Glück erfasste und durchgeführte Gedanke, die Wandlungen in der Erkenntnis und Auffassung Spinozas in engem Zusammenhange mit dem Umänderungsprozesse der modernen Weltanschauung selbst in Verbindung zu bringen, hebt die Arbeit über das Durchschnittsmass litterarhistorischer Leistungen hinaus und gewährt ihr die Bedeutung eines Beitrages zur modernen Kulturgeschichte.

„Ich weiss nicht was ich mehr bewundern soll, die ungeheuere Gelehrsamkeit, die das gigantische Material zusammenbrachte, oder die Klarheit, mit der es verarbeitet ist. Ich, der Ungelehrte, würde da an ein Wunder glauben, wenn ich es als Spinozist dürfte. Und wie viele ausser mir sind Ihnen für die gewaltige Arbeit zu innigstem Danke verbunden."

(Aus einem Briefe Spielhagen's an den Verfasser.)

Ueberall ist ein wertvolles und umfangreiches Material zusammengestellt; man wird durch das Buch Grunwald's förmlich den grossen Einfluss Spinoza's in Deutschland erst recht inne. (Blätter für litterarische Unterhaltung.)



Herausgegeben unter Mitwirkung von
Prof. Dr. Hermann Cohen (Marburg), Prof. Dr. Ludwig Geiger, Prof. Dr. D. Joseph, Prof. L. Kellner (Wien), Prof. Dr. M. Lazarus, Prof. Dr. Martin Philippson, K. K. Baurat Wilhelm Stiassny (Wien), Prof. Dr. Otto Warburg, Dr. S. Bernfeld, M. Buber, Dr. Heinrich Meyer Cohn, Dr. Moses Gaster (London), Robert Jaffé, S. Lublinski, Dr. Rudolph Lothar, Dr. Max Nordau (Paris), Dr. Alfred Nossig, Nahida Remy, Dr. J. Sadger, Dr. Ernst Tuch, Jacob Wassermann, Dr. S. Werner (Wien) u. a.

Bezugs- und Insertions-Bedingungen auf der letzten Textseite.

Heft 5 **Mai** **1901**

DIE ZUKUNFT DES ORIENTS.

Von B. Ebenstein.

Das Morgenland erwacht aus seinem jahrhundertelangen Schlafe. Vor unser aller Augen vollzieht sich — besonders in den Ländern des türkischen Orients — der Beginn eines Umschwunges, der nach aller Voraussicht in wenigen Jahrzehnten alle Verhältnisse dieser Gebiete von Grund aus verändert haben wird. Allenthalben kann der aufmerksame Beobachter Zeichen der Gesundung und des Erstarkens wahrnehmen — neue Säfte durchströmen den riesigen Körper des Osmanischen Reiches und durchdringen und beleben selbst die Glieder des weitverzweigten Organismus, welche man sich fast gewöhnt hat, als lahm und tot, oder als unnütze und vielleicht gar schädliche Anhängsel des Reiches zu betrachten.

So scheint die panislamitische Bewegung sich zu einer Einheitsbestrebung allerersten Ranges zu gestalten, die nicht nur Macht und Ansehen des Sultanats befestigen und erweitern wird, sondern ein Hort des Friedens zu werden berufen ist. Wenn wir sehen, wie geringfügige Anlässe in den entlegensten Ländern die Grossmächte an den Rand des Weltkrieges bringen, so muss uns ein Grauen überkommen, wenn wir bedenken, was für Folgen ein Verfall der Türkei haben könnte, durch den Gebiete zum Zankapfel der Mächte würden, deren Lage im Mittelpunkte der alten Welt, deren Bedeutung für die nächste Zukunft und deren Wichtigkeit vom religiösen Standpunkte aus einen Kampf wahrscheinlich machten, wie ihn die Geschichte noch nicht gesehen hat. Zum Glück deutet alles darauf hin, dass die islamitische Welt sich im Beginn eines gewaltigen Aufschwunges befindet, der sich auch in Anfängen einer industriellen Entwickelung und am sichtbarsten wohl in der Anlage eines weitverzweigten Schienen-Netzes äussert, von welchem wesentliche Teile in der allerletzten Zeit sich sogar als rein türkische Unternehmungen darstellen.

* * *

Während so der erwachende Orient von Tag zu Tag schönere Perspektiven zeigt und nur der Menschen harrt, die sich der Möglichkeiten annehmen, welche er in reicher Fülle bietet, — währenddessen entwickelt sich der Westen, welcher ehedem die Massen der Auswanderer aus allen Ländern an sich gezogen hat, in einer Weise, die der weiteren Immigration nicht günstig ist. Es bereitet sich in Amerika ein Stillstand der Einwanderung vor, der sich darin äussert,

dass man eine Auswahl zu treffen bemüht ist, die nicht mehr ungeeignete Individuen, sondern missliebige Kategorien ausschliessen soll. Es ist bekannt, dass es sich dabei in allererster Linie um Verhinderung der jüdischen Einwanderung handelt, was nicht nur durch die tägliche Praxis der Einwanderungsbehörden, sondern auch in Aeusserungen hervorragender amtlicher Stellen sich dokumentiert.

Trotzdem diese Haltung der Vereinigten Staaten seit vielen Jahren feststeht, geht weitaus die Mehrzahl der jüdischen Auswanderung aus dem Osten Europas noch immer dorthin, und obwohl wir annehmen können, dass durch das ablehnende Verhalten des neuen Landes der Zustrom ganz wesentlich eingedämmt worden ist, so zeigen uns nichtsdestoweniger die jährlichen Ausweise erschreckende Ziffern. Wenn man überlegt, was es heissen will, dass Jahr für Jahr zwischen 50 000 und 100 000 Juden nach einem Lande gehen, das sich in unzweideutiger Weise seit vielen Jahren gegen diese Einwanderung ausspricht, so wird man sich sagen müssen, dass alles aufgeboten werden muss, um baldigst einen Ersatz für das bisherige Zufluchtsgebiet zu finden.

Es hat wohl auch an Anstrengungen in dieser Beziehung nicht gefehlt, und die Fälle sind zahlreich, in denen eine zielbewusste Thätigkeit, oder das Aufblühen neuer Landesteile einige Tausende nach anderen Gebieten geleitet hat. Für einen nennenswerten Teil der jährlichen Judenwanderung, oder gar für eine Lösung der gesamten Judenwanderungsfrage kommt aber keines dieser Gebiete in Betracht. Hier kann uns nur ein neues Amerika helfen, ein Land der Zukunft, ein grosses Land, ein Land, das die Hunderttausende aufnehmen kann, ohne dass — nach menschlicher Voraussicht — zu irgend einem künftigen Zeitpunkt auch hier die Thore geschlossen werden.

Es will uns scheinen, dass, wie kein anderer Teil der Erde, der Orient berufen sei, diese Rolle zu spielen, aufs neue die Heimat der Juden zu werden, die er im Altertum war. Wenn diese Länder bei der Lösung des Problems bisher so wenig zu ihrem Rechte gekommen sind, so lag das zweifellos daran, dass man über ihre Entwickelungsfähigkeit, über die Chancen, die sie einem einwandernden Elemente bieten würden, nur die allerundeutlichsten Vorstellungen hatte. Es ist aber nicht ratsam, die Umwandlung des Orients in modernem Sinne abzuwarten, um dann erst den Strom der Wanderung dorthin zu leiten; wir sollten vielmehr suchen, an dieser Umwandlung nach Kräften mitzuarbeiten — schon deshalb, um nicht unsern Anteil an der Entwickelung des Landes von anderen vorweggenommen zu sehen.

Nun wird die Frage sein, womit die Tausende — denn nach Tausenden müsste schon in den ersten Jahren die Einwanderung zählen — im Orient, wie er ist, ihr Brot verdienen sollen. Wir glauben aber, dass der heutige Orient Gelegenheiten in Fülle bietet, wobei wir sogar die einzelnen und lokal beschränkten ausser acht lassen wollen. Wir wollen sogar den Ausbau des Schienennetzes ausser acht lassen, von dem angenommen werden kann, dass er direkt und indirekt auf lange Jahre hinaus vielen Tausenden Unterhalt bieten würde. Wir haben vielmehr in erster Linie das umfassende Arbeitsgebiet im Auge, welches überall im Orient die primitive Arbeitsweise seiner Bewohner uns eröffnet. Ohne Vergrösserung der Produktion kann durch verbesserte Methoden bei der Gewinnung und Verarbeitung der verschiedenen Erzeugnisse Lebensmöglichkeit geschaffen werden für eine Einwanderung grössten Stiles. Aus der Fülle der Beispiele, die hierher gehören, sei eines der wichtigsten, das der Brotgewinnung, hervorgehoben. Wir wollen dabei nicht von dem hölzernen, ungefügen Pflug sprechen, dessen Leistungsfähigkeit nur einen Bruchteil der entsprechenden Ackergeräte darstellt, die in fortgeschrittenen Ländern in Gebrauch sind. Wir ziehen es vor, uns auf das eklatante Beispiel zu beschränken, welches der Kontrast zwischen primitiven und vervollkommneten Dreschmethoden darstellt. Im Westen verwenden wir dazu die intelligentesten Maschinen. Sie sind als Lokomobile gebaut und gehen mit eigener Dampfkraft von einem Orte zum anderen, an dem sie gerade gebraucht werden. Ihre Einfachheit in Bau und Handhabung ist erstaunlich. Je nach den Erfordernissen der Gegend sind besondere Vorrichtungen angebracht: für den kohlenarmen Orient liefert England Maschinen, die mit dem Stroh des zu dreschenden Getreides geheizt werden. Das Resultat der ganzen Prozedur ist fast vollkommen zu nennen. Nicht nur, dass kein Körnchen verloren geht, — die Maschine liefert sie goldrein und schon nach der Grösse sortiert, in getrennte Behälter.

Wie anders ist es im Orient, der heute noch mit den technischen Hilfsmitteln prähistorischer



Aegyptischer Pflug.
Originalzeichnung von Rabes.

Zeiten arbeitet. Da wird das gewonnene Getreide auf die Tenne gebracht, die nichts anderes ist als ein Stückchen ebenen, rein gefegten Bodens. Ueber die darüber gebreiteten Aehren gehen — bis auf den heutigen Tag — die Ochsen, bis die Körner heraus getreten sind und Stroh und Korn getrennt eingesammelt werden können. In anderen Gegenden werden die Hufe der Ochsen bei diesem Prozess durch den Dreschschlitten unterstützt. Dieser ist ein Brett, in dessen untere Seite Kieselsteine eingesetzt sind. Auf diesem Schlitten sitzend, lenkt der Bauer sein Gespann über die Tenne. Bei diesem Verfahren gehen nach zuverlässiger Schätzung mindestens 20, oft 30% des Kornes verloren, indem die Ochsen einen Teil fressen, ein anderer Teil zu Staub zermahlen wird und eine Menge Schmutz in das Getreide kommt, wodurch es auf dem Weltmarkt einen erheblich niedrigeren Preis erzielt. Dass die Arbeitstiere wochen- und monatelang mit dem Dreschen zu thun haben, und dass die Frauen das ganze Jahr hindurch mit dem Reinigen des gerade gebrauchten Getreidequantums ein Uebermass von Zeit verlieren, braucht nicht weiter ausgeführt zu werden. Klar ist, bei der im Orient besonders grossen Bedeutung des Brotgetreides als Hauptnahrungsmittel, dass eine um 20% grössere Bevölkerung allein von der Verbesserung der Dreschmethoden leben könnte. Nun ist zwar nicht anzunehmen, dass in absehbarer Zeit bei allem Getreide des Orients die bisherigen Verluste vermieden werden — auch in den entwickeltsten Ländern wird teilweise noch mit sehr primitiven Mitteln gearbeitet —, aber es handelt sich ja für unsere Beweisführung nicht darum, dass viele Millionen, sondern dass wenige Tausende in besonders geeigneten Gegenden ihr Fortkommen finden, und das des Näheren ausgeführte Beispiel ist nur eines von vielen. Wir haben hauptsächlich zeigen wollen, dass nicht nur die mit Sicherheit zu erwartende demnächstige Entwickelung des Orients, sondern seine übergrosse Primitivität ihn **heute schon** zu einem verheissungsvollen Arbeitsfelde für unsere heimatlosen Brüder im Osten wie geschaffen erscheinen lässt.



Dreschmethode der Eingeborenen. Palästina.

„Ja, aber das türkische Einwanderungs-Verbot," wird man einwenden. Nun, dieses türkische Einwanderungs-Verbot ist das Schreckgespenst, mittels dessen sich diejenigen einschüchtern lassen, denen es an der Kenntnis der realen Verhältnisse des Morgenlandes gebricht, und gleichzeitig ist es das Mittel, dessen sich — in gleicher Weise — die Poseure wie die Gegner der orientalischen Lösung der Judenfrage bedienen. Der Orient ist uns nicht verschlossen, sondern fast ausschliesslich Palästina und selbst von diesem Lande nur der grössere Teil, nämlich soweit es direkt unter türkischer Herrschaft steht. Dagegen stehen uns offen:

derjenige Teil des alten Palästina, der heute unter ägyptischer Herrschaft steht,[1])

Kyrene, das im Altertum schon eine starke jüdische Bevölkerung hatte, heute politisch zu Tripolitanien gehört und aller Voraussicht nach in wenigen Jahren einen Aufschwung nehmen wird wie etwa Tunis,

das eigentliche Unterägypten und

Cypern, welches zu unseren historischen Zeiten mehrmals jüdisch war und heute unter englischer Administration steht, die uns freundlich gesinnt ist.

Ausser diesen Ländern, die, wie gesagt, zur alten Heimat des jüdischen Volkes gehören, und in denen heute einer planmässigen jüdischen Besiedelung absolut nichts im Wege steht, kommen für den Zweck einer Ableitung der Judenwanderung von dem überfüllten Westen noch die grossen Gebiete von Kleinasien und Mesopotamien in Betracht, woselbst die ottomanische Regierung eine jüdische Einwanderung nicht nur gern sehen, sondern sogar nach Kräften unterstützen wird. Diese Schlüsse zu ziehen sind wir wohl nach dem grossmütigen Verhalten berechtigt, welches Se. Majestät der Sultan sowohl, wie die Regierung den rumänischen Ansiedlern in Anatolien im letzten Jahre bezeigten (s. a. Seite 199 u. 200 dieser Zeitschrift).

* * *

[1]) S. Artikel: „Ein vergessenes Stück Palästina" in No. 1 von Ost und West.

Es bleibt uns noch übrig, für diejenigen, die bei der Frage geeigneter Auswanderungsgebiete für die osteuropäischen Juden nicht nur Nützlichkeits-Argumente gelten lassen, sondern auch die Weltanschauung dieser unserer Stammesgenossen berücksichtigen wollen, nachzuweisen, wie sehr diese gleichfalls für die bezeichneten Gebiete spricht. Wir haben schon darauf hingewiesen, dass die genannten Gegenden des Orients einen Teil der alten Heimat des jüdischen Volkes ausmachen, welches zu seinen Blütezeiten sich jedesmal weit über die Grenzen des eigentlichen Zwölfstämmegebietes ausdehnte und einen wesentlichen Bestandteil der Bevölkerung nicht nur der Länder, die heute zum türkischen Orient gehören, sondern auch vieler anderer bildete. Hierüber giebt uns — neben zahlreichen Stellen in Bibel und Talmud, sowie in römischen und griechischen Quellen — in umfassender Weise unser Philo von Alexandrien Auskunft, mit dessen Citat aus der „Gesandtschaft an den Cajus" wir diese Ausführungen schliessen. Er sagt dort:[1])

„Jerusalem ist meine Vaterstadt und die Hauptstadt nicht bloss von Judäa, sondern von so vielen anderen Ländern wegen der Kolonien, die wir von Zeit zu Zeit in die benachbarten Länder, nach Aegypten, Phönicien, Syrien, sowohl in dessen übrigen Teil als auch in denjenigen, welcher Cölesyrien genannt wird, ausgeschickt haben, ebenso in die entfernteren Länder, Pamphylien, Cilicien, die meisten Teile von Asien bis nach Bithynien und das Innerste von Pontus, auch nach Europa, Thessalien, Böotien, Macedonien, Aeolien, Attika, Argos, Korinth und in die meisten und vornehmsten Teile des Peloponnes. Auch sind nicht nur die festen Länder mit jüdischen Kolonien angefüllt, sondern auch die vornehmsten und berühmtesten Inseln, Euböa Cypern, Kreta. Ich übergehe die jenseits des Euphrat gelegenen Provinzen; mit Ausnahme einiger wenigen werden alle diese, wie Babylon und die weiter hinauf umliegenden Herrschaften, welche die fruchtbarsten Ländereien haben, von den Juden bewohnt."

[1]) In der Eckhard'schen Uebersetzung (Leipzig 1883) S. 117



AUTONOME PROVINZEN.

Von Achad Ha'am.

Aus dem Hebräischen übersetzt von J. Friedländer.

Seitdem wir den Hypnotismus kennen, wissen wir, dass man unter bestimmten Voraussetzungen einen Menschen in einen eigenartigen Schlaf versetzen kann. Wird ihm sodann suggeriert, irgend eine Handlung, die sonst seinem Charakter fremd wäre, nach dem Erwachen zu einer bestimmten Stunde auszuführen, dann thut er sie pünktlich zur festgesetzten Zeit, ohne zu ahnen, dass er dabei unter dem Banne eines fremden Willens steht. Er ist vielmehr, nach der Behauptung der Fachgelehrten, fest davon überzeugt, dass er nicht bloss aus freien Stücken, sondern auch vollkommen zweckmässig handelt, und sucht sogar diese Zweckmässigkeit durch allerlei phantastische Argumente wenigstens vor sich selbst zu rechtfertigen.

Die bezeichnete Erscheinung, die uns in der geschilderten Form als etwas Ausserordentliches in Erstaunen setzt, lässt sich in der That an jedem Menschen und zu jeder Zeit nachweisen, freilich in einer weniger hervorstechenden, daher auch weniger auffallenden Form.

Jeder Kulturmensch, der in irgend einer sozialen Gruppe geboren und erzogen ist, befindet sich sein ganzes Leben hindurch in dem Zustande jenes Menschen, der von einem andern Willen unbewusst gelenkt wird. Der Kreis, der ihn umgiebt, versetzt ihn gleich bei seinem Eintritt ins Leben in einen hypnotischen Schlaf, und in Gestalt der Erziehung suggeriert er ihm eine Anzahl von Befehlen, die von vorne herein die Entwickelung seines Geistes bestimmen und ihm Verstand und Gemüt, Neigungen und Willensentscheidungen in feste Formen zwingen. Diesen Einfluss erweitert und befestigt die Umgebung in rastloser Thätigkeit auch an dem Erwachsenen. Die Sprache und die Litteratur, die Religion und die Moral, die Gesetze und die Sitten — diese und ähnliche Mittel wendet die Gesellschaft an, um das Individuum zu hypnotisieren und ihm so lange ihre Gebote zu suggerieren, bis es ihnen rettungslos verfallen ist.

Da nun aber die Gesellschaft, die auf die Individuen wirkt, selber nicht etwa ein für sich bestehendes Sonderwesen ist, sondern lediglich auf und durch die Individuen wirkt, indem diese die Gebote der Gesellschaft sich wechselseitig suggerieren, — kann man mit Recht behaupten, dass im Innern eines jeden Individuums Tausende von Hypnotiseuren versteckt liegen, die ihm beharrlich seine Anschauungen und Handlungen suggerieren. Und das Individuum gehorcht, ohne freilich zu wissen, dass es gehorcht. Es denkt und handelt nach fremder Vorschrift, aber gleichzeitig glaubt es Beweise für seine Ansichten und Beweggründe für seine Handlungen zu haben, ohne zu merken, dass ein fremder Wille sein Gehirn lenkt und seine Hände in Bewegung setzt. Sein eigentliches Selbst, sein inneres Ich bleibt oft jenen Gedanken und Thaten völlig fern, aber es wird von dem Lärmen des äusseren Ich — des Verbalichs (le moi verbal), wie es der französische Philosoph Bergson genannt hat —, dem Ich welches ihm die Gesellschaft aufoktroyiert hat, übertönt.

Da nun aber die Gesellschaft ihren geistigen Besitz und ihre Lebensbedingungen nicht mit jeder Generation von neuem schafft, der Weg der Entwickelung vielmehr der ist, dass sie als Erfordernis des sozialen Lebens schon mit dem Beginn der Gesellschaft auftreten, dann aber sich immer weiter im Laufe vieler Generationen entwickeln, bis sie eine endgültige Form erhalten, in der sie nunmehr ohne radikale Aenderungen von Geschlecht zu Geschlecht überliefert werden, — so darf man sogar weiter gehen und behaupten, dass auch die Gesellschaft einer jeden Generation selbst eigentlich nichts mehr ist als das Werkzeug des Willens der vorangegangenen Generationen. Die ureigentlichen Hypnotiseure, die ihre unbeschränkte Herrschaft in gleicher Weise auf Individuum und Gesellschaft ausüben, wären dann die Männer jener fernen Urzeit, die, obwohl schon seit Jahrhunderten oder Jahrtausenden versunken und vergessen, noch immer einen solchen Einfluss üben und solchen Gehorsam finden, dass ihre Gebote mit Liebe und Verehrung noch von der jetzigen Generation ausgeführt werden, ohne dass diese weiss, wo eigentlich die Scheidegrenze zwischen ihr und jener fernen Urzeit liegt.

Wenn wir daher so häufig die Leute in hochtrabenden Worten versichern hören, dass es ihre innere Ueberzeugung ist, der sie ihre Urteile über wahr und falsch, gut und böse entnehmen, dürfen wir trotzdem versichert sein, dass, wenn wir im stande wären, diese innere Ueberzeugung zu analysieren und in ihre Grundbestandteile zu zerlegen, wir in den meisten Fällen nichts weiter finden würden als verschiedene Suggestionen verschiedener Hypnotiseure zu verschiedenen Zeiten, die durch allerlei Verkettungen des sozialen Lebens sich gerade in diesen Menschen zusammengefunden und die Form ihres Ich angenommen haben. — Während der bekannte Priester Mortara von der Kanzel herab Blitz und Donner gegen die Gegner des katholischen Glaubens schleudert und aus den Tiefen seiner inneren Ueberzeugung heraus dessen Wahrheit und Berechtigung verficht, dürfen wir unbeschadet dessen annehmen, dass, wenn er nicht in seiner Jugend von katholischen Priestern aus den Armen seiner jüdischen Mutter gerissen und unter die Herrschaft bestimmter Hypnotiseure, alter und neuer, gezwängt worden wäre, dass dann seine innere Ueberzeugung sich aus ganz

entgegengesetzten Elementen zusammensetzen würde, und andere Hypnotiseure, die von jenen sehr verschieden sind, würden jetzt ganz anders, aber mit derselben Begeisterung aus seinem Innern sprechen.

Unter normalen Verhältnissen, d. h. wenn die Gesellschaft der Gegenwart in allen Dingen denselben Weg wandelt, den ihr die früheren Geschlechter vorgezeichnet haben, vereinigen sich beide — Vergangenheit und Gegenwart — zu der gemeinsamen Aufgabe: dem Individuum die gesellschaftlichen Pflichten in genau derselben Weise zu suggerieren. In diesem Falle kann das Individuum in Ruhe und Frieden dahindämmern, indem es sich innerhalb des von ihnen gezogenen Kreises bewegt, ohne ihn zu überschreiten. Es kann sich dabei für durchaus willensfrei halten, ohne die Fesseln zu merken, die es gefangen halten.

Doch nicht immer sind die Verhältnisse normal. Oft geschieht es, dass aus bestimmten Ursachen plötzlich von irgend einer Seite her in die Atmosphäre der Gesellschaft ein Windstoss hineinfährt, der neue, ungeahnte Ideen und Wünsche mit sich bringt. Diese fremden Gäste kommen, klopfen an die Pforten der Menschenherzen und bitten bescheidentlich um Einlass. Sofort eilen ihnen aus allen Herzenskammern die alteingesessenen Bürger, die Söhne der Vergangenheit, entgegen und unterwerfen sie einer genauen Kontrolle, um sich ihrer Unschädlichkeit zu vergewissern. Finden sie nun an ihnen nichts weiter als ihren fremden Ursprung auszusetzen, dann erlauben sie ihnen, wenn auch nicht immer mit ganzem Herzen, den Eintritt und weisen ihnen irgend eine Ecke zum Wohnsitz an, in der sie sich aber ruhig zu verhalten haben, um nicht die Bürger in ihrer Arbeit und Herrschaft zu stören. In der That halten sich die Fremdlinge auch anfangs an diese Bedingung, ziehen sich bescheiden in ihre Ecke zurück und nehmen keinen Anteil an der Leitung des inneren Lebens. Aber allmählich erweitern sie ihr Gebiet, nehmen zu an Tiefe und Ausdehnung, so dass auch sie im Laufe der Zeit Kraft gewinnen und zu Herrschern und Gebietern werden, zu den Bürgern der Gegenwart. Dann erst treten sie aus ihrem Versteck hervor, stellen sich in voller Gestalt und Rüstung auf den Kampfplatz des Lebens und stossen in dieser neuen Form noch einmal mit den Bürgern der Vergangenheit zusammen.

Dieser Zusammenstoss der beiden Bürgerklassen zieht manchmal einen freundschaftlichen Vertrag nach sich, wenn sie sich nämlich gegenseitig zum Vorteil gereichen. (So hat der Hypnotismus bei einigen Gelehrten sich mit dem Spiritismus vereinigt.) Häufiger indes sind die Folgen dieses Zusammenstosses gegenseitige Feindschaft und Verfolgung, indem sodann der Gegensatz zwischen ihren beiderseitigen Anlagen und Bestrebungen, der beim ersten Zusammenstoss, als die Gegenwart noch unansehnlich und unentwickelt war, versteckt blieb, in voller Stärke auseinanderklafft.

Zum Glück für den Menschen pflegt dieser Gegensatz sich erst dann offen zu zeigen, nachdem er längst im geheimen vollendet ist, d. h. nachdem es bereits der Gegenwart gelungen ist, nicht bloss selbst tief Wurzel zu fassen, sondern auch im geheimen, ohne dass es jemand merkt, seiner Gegnerin, der Vergangenheit, die Wurzeln abzugraben. Erst nachdem diese Maulwurfsarbeit in vollem Umfange durchgeführt und der Vergangenheit jede Grundlage entzogen ist, erst dann blickt der Mensch auf und sieht, was ohne sein Vorwissen bereits geschehen ist. Anstatt eines starken Baues, den er dort glaubte, erblickt er nunmehr eine wackelige Ruine, und thut ihm auch diese Wahrnehmung weh, so erkennt er doch bald, dass er vor einer vollendeten Thatsache steht, die nicht mehr gut zu machen ist. So muss er sich wider Willen zufrieden geben, und seine inneren Wunden vernarben auch sehr rasch.

Erscheinungen dieser Art sind im Leben der civilisierten Nationen nicht selten. Diese Erscheinungen sind es auch, die die Schriftsteller als den Zeitgeist bezeichnen, in dessen Dienst sie stehen und auf dessen Konto sie die verschiedenen Umwälzungen im Leben der Gesellschaft setzen. Dieser Geist entwickelt sich durch die geringfügigen Aenderungen, die die Gegenwart allmählich hervorbringt. Anfangs scheint es, als wären diese für die Vergangenheit völlig unschädlich, und sie brechen sich daher leicht Bahn. Aber sobald sie in die Herzen Eingang gefunden und sich dort eingebürgert haben, weichen sie nicht mehr zurück, auch wenn sich ihnen irgend welche Kreatur der Vergangenheit entgegenstellt. Vielmehr suchen sie dieser allen Lebenssaft auszusaugen und zu einem „toten Gerippe" zu verwandeln, welches beim leichtesten Windstoss von der Bühne des Lebens weggefegt wird.

Dies ist der Gang der Entwickelung, wenn das Leben sanft dahinfliesst, ohne plötzliche, gewaltsame Umwälzungen. Doch geschieht es manchmal, besonders in bedeutenden Fragen, dass geniale Männer, deren Blick über die Gegenwart hinausreicht, den Gegensatz, der auf irgend einem Gebiete zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart besteht, zu früh sehen und aufzeigen, d. h. noch bevor es dieser gelungen ist, der ersteren den Boden zu entziehen. Diese Hellseher sind immer Leute, die ins Extrem verfallen. Ihre innere Ueberzeugung in diesem Punkte besteht entweder bloss aus Elementen der Vergangenheit, oder bloss aus denen der Gegenwart. Beide schliessen von sich auf die ganze Gesellschaft, in der sie bloss die eine Seite sehen: entweder nur die Gegenwart, oder nur die Vergangenheit. Da sie nun in ihrem eigenen Innern sich mit Leichtigkeit für eines dieser Elemente entschieden haben, so sind sie der Meinung, dass sie das ihnen verhasste Element auch aus dem Kreis der Gesellschaft nicht unschwer werden entfernen können, sobald sie dessen Unvereinbarkeit mit dem andern Element aufgezeigt haben werden.

Ob nun diese Bewegung von den Anhängern der Vergangenheit oder denen der Gegenwart ausgeht, in jedem Falle bringt sie die Gesellschaft in grosse Verwirrung, indem sie dieselbe zwingt, ihre Entscheidung für die eine, oder die andere zu treffen. Und doch hängt sie noch mit gleicher Stärke an beiden und kann sich von beiden nicht lossagen. Manchmal versucht sie zwar, die eine von ihnen gewaltsam zum Schweigen zu bringen und sich in allem nach der andern zu richten. Doch hält dieser Zustand nicht an. Denn bald beginnt auch die andere ihre Stimme in einer Stärke vernehmen zu lassen, dass die Gesellschaft, die sie nicht hören will, sie doch hören muss. Die grosse Frage, die nunmehr der Entscheidung harrt, ist also: Wie ist es möglich, beiden entgegengesetzten Gewalten gleichzeitig zu dienen?

Und die Not ist allmächtig. Auch für diese scheinbar unlösbare Frage sucht sie die Lösung herbeizuführen. Die Weisen der Gesellschaft beginnen sodann durch allerlei Konzessionen und Vermittelungsversuche den Weg zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart zu ebnen. Sie stecken jene in ein modernes Gewand und legen dieser eine Maske um, so dass sie sich gegenseitig nicht in ihrer wahren Gestalt zeigen. Und obwohl die Vergangenheit nur sehr notdürftig von dem neuen Gewande verdeckt wird, und auch die Gegenwart an allen Ecken und Enden durch die defekte Maske hindurchschimmert, so begnügt sich dennoch die Gesellschaft mit diesem armseligen Ausgleich als einem provisorischen Mittel, das ihr wenigstens eine Zeit lang zur Beruhigung dient und sie an diese Doppelheit allmählich gewöhnt, bis endlich die Zeit kommt, wo die Gesellschaft keines Hilfsmittels mehr bedarf. In der That bringt es die Macht der Gewohnheit fertig, den Menschen zu diesem eigentümlichen und seltsamen Zustand zu bringen. Der innere Riss ist nicht im geringsten geheilt, aber an seiner Stelle hat sich gleichsam eine Scheidewand aufgerichtet, die die Vergangenheit von der Gegenwart vollkommen trennt, so dass eine jede in ihrem Gebiete ihre volle Herrschaft ausüben kann, ohne im geringsten die andere zu stören.

In unseren Tagen — sagt der amerikanische Philosoph John Fiske — kann man sich kaum eine richtige Vorstellung bilden von dem ungeheuren Eindruck, den die Entdeckung, dass die Erde nicht mehr der Mittelpunkt der Schöpfung und der Mensch nichts mehr als der Bürger eines dieser kleinen und dunklen Pünktchen der Weltmaterie ist, auf die Menschheit gemacht hat. Den Zeitgenossen des Kopernikus erschien diese Lehre als die endgültige, fundamentale Vernichtung aller Religion. Denn wie wäre in dieser Welt, die so viel Erscheinungen aufweist, welche keinerlei Beziehungen zum Menschen und zum menschlichen Leben haben, wie wäre hier das ewige Heil, das die Religion ihren Bekennern verheisst, denkbar, da dieses sich doch auf die Anschauung gründet, dass das Menschengeschlecht der Endzweck der Schöpfung und der stetige Gegenstand der göttlichen Fürsorge sei? Wenn wir dieses bedenken, wird uns klar, warum, der Natur der Sache gemäss, die Geistlichen einen Galileï, Bruno und deren Anhänger grimmig verfolgen mussten. Aber daneben tritt uns eine andere sehr bemerkenswerte Erscheinung entgegen, nämlich die Erscheinung, dass, obwohl die Astronomie, trotz des Widerstandes der Geistlichkeit, sich feste Grundlagen schuf, auf denen sie sich dann weiter entwickelte und vervollkommnete, dass trotzdem auch die Grundlagen der Religion fest geblieben sind und den Zerstörungsversuchen Widerstand geleistet haben. „Nicht etwa, dass diese Frage, die damals dem Menschen die Ruhe raubte, nachher ihre thatsächliche Lösung gefunden hätte, aber die Zeit nahm ihr ihre Schärfe."

Mit anderen Worten: Als die Geistlichen zuerst den furchtbaren Gegensatz zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart entdeckten, die sich als zwei gleich mächtige feindliche Gewalten die Herrschaft über die damalige Generation streitig machten, da war die Gesellschaft genötigt, auf diese Frage, die „dem Menschen die Ruhe raubte", irgend eine Lösung zu suchen. Und in der That erschien auch damals eine ganze Anzahl von Schriften, die kein anderes Ziel verfolgten, als „die Vergangenheit in ein modernes Gewand zu stecken" und „der Gegenwart eine Maske umzulegen". Doch im Laufe der Zeit gewöhnte sich der Mensch allmählich daran, in ihnen zwei gleichberechtigte „autonome Provinzen" zu sehen. Mit dieser Gewöhnung verschwand für ihn der Schmerz und die Unruhe, die ihm deren Gegensatz früher verursacht hatte; er bedarf daher keiner künstlichen Hilfsmittel mehr, um sie auszusöhnen, sondern lässt eine jede von ihnen in ihrem Gebiet ungestört walten und ihre Herrschaft auf ihn ausüben.

Ein typisches Beispiel dieses Dualismus finden wir an dem Italiener Secchi, der, hervorragender Astronom und orthodoxer Priester zugleich, auf die Frage, wie er in sich diesen Gegensatz vereinige, die bekannte Antwort zu geben pflegte: „Während ich mit Astronomie beschäftigt bin, vergesse ich mein Priesteramt. Während ich aber mein Priesteramt verwalte, vergesse ich die Astronomie."

Doch auch im alltäglichen Leben begegnen wir oftmals einem derartigen Seelenzustand, nur dass wir ihn nicht weiter beachten. Wie oft kommt es vor, dass, wenn Leute über irgend etwas streiten und der eine seinem Opponenten zu beweisen sucht, dass eine von diesem vertretene Anschauung oder Sitte unzeitgemäss sei, dieser, ohne auf die Argumente einzugehen, sich mit der einfachen Antwort begnügt: „Das ist ja 'ne uralte Geschichte." Der gesunde Menschenverstand wird zwar diese Antwort lächerlich finden und die Gegenfrage stellen, ob denn der Einwurf durch sein Alter an Beweiskraft verloren hat, und logisch betrachtet, hat er allerdings recht. Aber das Seelen-

eben hat seine eigenen Gesetze, die nicht immer mit den logischen übereinstimmen. Nach diesen aber, den psychologischen, ist die Antwort berechtigt, wenn sie auch zumeist von dem, der sie giebt, nicht verstanden wird. Die Antwort aber soll bedeuten: Dieser Gegensatz zwischen Vergangenheit und Gegenwart ist allgemein bekannt, aber trotz dieses Gegensatzes existieren beide zugleich. Dies beweist, dass die Menschheit sich bereits gewöhnt hat, sie vereinigt zu sehen. Also kann ihr Zusammentreffen für keine von beiden schädlich sein.

Der Klerus zur Zeit Kopernikus' und Galilei's, der hauptsächlich aus dem Wunsche heraus, die Vergangenheit zu erhalten, die Gegenwart bekämpfte, that also gut daran, dass er den Zusammenstoss beider beschleunigte und ihn in einem Zeitpunkt herbeiführte, in dem die Vergangenheit noch in voller Kraft war. Haben auch die Geistlichen ihr Ziel — die Gegenwart zu vernichten — nicht seinem ganzen Umfange nach erreicht, so ist ihnen doch die Hauptsache gelungen, indem die Vergangenheit trotz ihres Gegensatzes zur Gegenwart an der Seite derselben in ihrer Gültigkeit erhalten blieb.

Daraus ersehen wir, dass die Anhänger des anderen Extrems, die Priester der Gegenwart, die die Vergangenheit zu unterdrücken streben, um ihr Ziel zu erreichen, das entgegengesetzte Verfahren einschlagen müssen: nämlich den offenen Zusammenstoss so lange hinauszuschieben, bis die Gegenwart mit ihrer Wühlarbeit im geheimen fertig geworden ist und die Vergangenheit ihres Einflusses auf die Gemüter in dem Masse beraubt hat, als es zu ihrem völligen Sturz notwendig ist. Verfahren sie aber nicht in der bezeichneten Weise, sondern beeilen sich, den inneren Riss in der Gesellschaft aufzuzeigen, noch bevor er die nötige Grösse erlangt hat, indem sie dadurch hoffen, das Ende der Vergangenheit zu beschleunigen und ihre Herrschaft abzukürzen, dann haben sie die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Und nicht bloss, dafs ihre Hoffnung nicht eintrifft: vielmehr tragen sie selbst dazu bei, die Lebensdauer der Vergangenheit zu verlängern, indem sie mit eigenen Händen e'ne Mauer aufrichten, die diese vor der Vergangenheit schützt, und die Gesellschaft an ihr beiderseitiges Zusammenleben gewöhnen, welcher der Zwiespalt zwischen beiden schliesslich nicht mehr als „'ne uralte Geschichte" erscheint.

Und das ist der Punkt, in welchem die Besten unseres Volkes fortwährend gefehlt haben und noch fortwährend fehlen, ohne ihren Irrtum einzusehen.

Der Judenhass ist eines der stärksten Gebote der Vergangenheit, und seine Wurzeln haben sich den europäischen Völkern tief, tief in die Seele gesenkt. Jerusalem und Rom, die weltliche und die geistliche Macht, die gemeinsam die barbarischen Bezwinger Europas hypnotisierten und ihnen Anschauungen und Handlungen suggerierten, verbanden sich auch zur Einschärfung dieses Gebots, das sie auf sehr verschiedenen Wegen diesen ihren Nachfolgern überlieferten. Die nachfolgenden Geschlechter thaten das Ihrige dazu, um es ihren Nachkommen einzuprägen und einzuüben, und so wurde der Judenhass schliesslich zu einer erblichen Seelenkrankheit. Es soll damit nicht gesagt sein, dass er von vornherein eine Krankheit war. Vielmehr muss man zugeben, dass er im Laufe vieler Generationen, bis ans Ende des Mittelalters heran, sogar als ein Zeichen für die Gesundheit der Gesellschaft betrachtet werden konnte, — denn was bedeutet Gesundheit in der Gesellschaft anderes als eine völlige Harmonie in all ihren Handlungen? —, da er sich voll und ganz in den Kreis der übrigen damals gangbaren Anschauungen und Empfindungen einordnete. Doch in der Neuzeit, seitdem in den Anschauungen und Empfindungen die Humanität Geltung erhalten hat und für das soziale Leben massgebend geworden ist, da verdient thatsächlich der Judenhass den Namen einer Krankheit, da er zu den Elementen, die die Basis der modernen Gesellschaft bilden, im Widerspruch steht.

Doch auf den Namen kommt es nicht an. Die Hauptsache bleibt, dass der Judenhass als eine Suggestion der Vergangenheit samt seinen praktischen Konsequenzen sich in voller Geltung erhalten hat, obwohl sich sonst die Gegenwart in die Breite und die Tiefe gehörig entwickelt und auf allen Gebieten die Vergangenheit verdrängt hat. Dies beweist, wie sehr jenes Erbstück der Vergangenheit in den Gemütern wurzelt, dass die Gegenwart noch an dasselbe nicht herangekommen ist, um es im geheimen zu unterwühlen.

Hätten die jüdischen Vorkämpfer der Emanzipation am Beginne des 19. Jahrhunderts diese Erscheinung beachtet, dann hätten sie sich mit Geduld — dieser uralten Waffe unseres Stammes — gewappnet und abgewartet, bis die Gegenwart, in der Breite und in der Tiefe erstarkt, auch dieses Erbstück der Vergangenheit geräuschlos unterwühlt und dessen praktische Konsequenzen in ein „totes Gerippe" verwandelt hätte. Erst dann wäre der geeignete Zeitpunkt gekommen, diese Ueberreste auch offen anzugreifen, und sie gänzlich „von der Bühne des Lebens wegzufegen". Doch unsere Emanzipationsvorkämpfer waren blosse Anhänger der Gegenwart, und sie schlossen daher von sich auf die übrige Gesellschaft. In ihrem Innern hatte der konfessionelle, oder nationale Hass keinen Raum mehr, und so setzten sie dasselbe auch bei der übrigen Gesellschaft voraus. Dass diese aber, soweit die Judenheit in Betracht kam, noch so stark an der Vergangenheit festhielt, betrachteten sie als einen blossen logischen Fehler. Sie glaubten daher, man müsse bloss diesen Widerspruch klarlegen, damit sofort jeglicher Hass verschwinde und für die Juden das goldene Zeitalter der Freiheit anbreche. In der That kam auch die Gesellschaft anfangs in Verlegenheit und war ratlos gegenüber den Einwürfen und An-

sprüchen der Juden, die plötzlich aus dem Ghetto traten, um im Namen der humanen Gegenwart, auf die die Gesellschaft sich so viel einbildete, ihre Forderungen zu stellen. Sie versuchte wirklich auch die Stimme der Vergangenheit in ihrem Innern „gewaltsam zum Schweigen zu bringen“ und entschloss sich, vielleicht mit innerem Widerwillen, auch die ihr so verhassten Juden in das dreieinige Ideal der „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“ einzuschliessen. Doch konnte dieser Zustand nicht von Dauer sein. Die Vergangenheit war noch viel zu stark, und je mehr die Gesellschaft sich bemühte, sie gewaltsam zum Schweigen zu bringen, um so stärker liess sie sich in ihrem Innern vernehmen, bis dann schliesslich ihre Stimme auch nach drang.

Aber selbst die letztgenannte Erscheinung beachten wir nicht. Noch immer rufen wir in unserer Bedrängnis nach dem Zeitgeist und mahnen an den Widerspruch zwischen ihm und unserer Lage. Allein durch diese fortwährende und offene Mahnung zwingen wir bloss die Gesellschaft, nicht etwa die Vergangenheit mit der Wurzel zu entfernen — dies könnte sie nicht mehr, selbst wenn sie es wollte —, sondern allerlei künstliche Hilfsmittel zu suchen, um sich die innere Ruhe zu verschaffen, indem sie nach irgend einem Vorwand sucht, der ihr gestatten würde, an dem liebgewonnenen Ideal der Gegenwart festzuhalten, aber mit der von der Vergangenheit geforderten geringfügigen Korrektur „mit Ausnahme der Juden“. Derartige künstliche Hilfsmittel bieten sich ihr in Form jener seltsamen und ungeheuerlichen Anschuldigungen, die, obwohl schon unzählige Male als lügenhaft gebrandmarkt, dennoch immer wieder ihre Auferstehung feiern. Denn diese Anschuldigungen sind ebenso wie die Untersuchungen Galilei's und seiner Anhänger über das Verhältnis der Religion zum Kopernikanischen System, nichts anderes als die Folgen des psychologischen Zwanges, auf irgend eine Weise zwei starke feindliche Gewalten in seinem Innern zu vereinigen. Solange daher die Gesellschaft dieser Hilfsmittel bedürfen wird, um sich über diesen Punkt innerlich zu beruhigen, so lange werden auch diese Anschuldigungen sich immer wieder erneuern, und so lange ist kein Kraut gegen sie gewachsen.

Aber auf Grund der bisherigen Ausführungen darf man auch wohl annehmen, dass dieses Bedürfnis nach künstlichen Mitteln ein bloss vorübergehendes ist, indem sich die Gesellschaft allmählich, durch das fortwährende Zusammenstossen der Vergangenheit mit der Gegenwart, welches wir uns ja herbeizuführen bestreben, an dies Nebeneinander dieser beiden „autonomen Provinzen“ in ihrem Innern gewöhnen wird, bis dann schliesslich der Tag kommt, an welchem der Gegensatz zwischen beiden, dem inzwischen „die Zeit seine Schärfe genommen“, ihr die Seelenruhe nicht mehr rauben wird, auch ohne jede künstliche Vermittelung.

Es ist also durchaus nicht ausgeschlossen, dass im Laufe der Zeit die Humanität, immer mehr in die Tiefe und die Breite wachsend, sich in der That auf die gesamte Menschheit, auf die Schwarz- und Rothäute nicht minder wie auf die weisse Rasse, erstrecken wird. Sie wird den Mantel der Menschenliebe, nach dem Wunsche gewisser Kriminologen, selbst über die allerschwersten Verbrecher breiten. Gerechtigkeit und Recht, Liebe und Barmherzigkeit werden die Welt erfüllen gegenüber allen Geschöpfen, und selbst „was da kreucht und fleucht“ wird in diesen Bund der Millionen eingeschlossen sein, aber — „mit Ausnahme der Juden“. Wenn aber dann jemand verwundert fragen sollte: „Wie ist es denn nur möglich? Der Widerspruch sticht ja in die Augen!“ dann werden ihm die Gebildeten, wie einst Secchi, erwidern: „Wenn wir uns mit der Humanität beschäftigen, vergessen wir die Juden, während wir uns aber mit den Juden beschäftigen, vergessen wir die Humanität.“ Die Einfältigen aber werden einfältig erwidern: „Das ist ja 'ne uralte Geschichte.“

Der Verfasser des vorstehenden Artikels, Herr U. Ginzberg, der unter dem Pseudonym Achad Ha'am (Einer aus dem Volke) schreibt, steht durch seine langjährige schriftstellerische Thätigkeit und als Herausgeber der hebräischen Monatsschrift „Haschiloach“ an der Spitze der neuhebräischen Publicistik. Der vorliegende Artikel ist bereits vor einem Jahrzehnt veröffentlicht und in gesammelten Aufsätzen, die unter dem Titel Al paraschath draclum „am Scheidewege“, Odessa 1895, erschienen sind und eine Epoche in der hebräischen Litteratur kennzeichnen, neu aufgenommen worden. Der Artikel entwickelt einen Gedanken, den in etwas anderer Fassung Max Nordau auf dem ersten Zionistenkongress ausführte. Trotz seiner zehn Jahre darf der Artikel noch jetzt zumindest auf dieselbe Aktualität Anspruch machen als diejenige, die er zur Zeit seines Erscheinens gehabt hat.

Anm. d. Uebers.





Titelblatt einer französischen Uebersetzung der Sprüche Salomonis aus der Mitte des 17. Jahrhunderts.

Aus der Bibliothek des Herrn Ignaz Bernstein in Warschau.

(Siehe S. 360)

DAS HEIMATRECHT IN RUMAENIEN.

Von Georg Brandes.

Im Januarheft 1901 der dänischen Zeitschrift „Tilskueren" findet sich eine eingehende Darstellung der Unterdrückung, der in Rumänien eine 250000 Köpfe zählende jüdische Bevölkerung ausgesetzt ist. Es wurde dort darauf hingewiesen, wie Rumänien, das 1878 seine Anerkennung als selbständiger Staat von den Grossmächten nur unter der Bedingung erlangte, dass der Unterschied des Religionsbekenntnisses ohne Einfluss auf die Ausübung der bürgerlichen oder politischen Rechte sei, 1879 sofort die Bestimmung traf, dass die im Lande eingeborenen Juden, die man als Fremde behandelte, nur einer um den andern um das Heimatsrecht einkommen dürften, dass ferner dasselbe nur auf Grund eines von Kammer und Senat angenommenen Gesetzes gewährt werden könne. Demzufolge wurden denn auch von damals bis jetzt keine 200 eingeborene Juden rumänische Bürger.

Wie die Verhältnisse in Rumänien in diesem Punkte bis auf den heutigen Tag beschaffen sind, davon giebt das Schicksal des Philologen Sainean ein schlagendes Beispiel. Er hat in diesem Jahre eine kleine Schrift darüber veröffentlicht.

Lazare Sainean, einer der hervorragendsten Philologen Rumäniens, ist 1859 in der Stadt Ploesti geboren, studierte an der Bukarester Universität und erlangte 1887 für eine Abhandlung über die Semantik in der rumänischen Sprache, eine Wissenschaft, die Breal in Frankreich gegründet hat, die Würde eines Lizentiaten. Die Abhandlung wurde als so bedeutend anerkannt, dass die Universität sie mit einem Preise von 5000 Francs belohnte.

Demeter Sturdza, der jetzige „liberale" Premierminister Rumäniens, der damals an der Spitze des Unterrichtsministeriums stand, liess den jungen Mann zu sich rufen und sagte ihm, er möchte nur ruhig seine Ausbildung im Auslande vervollständigen; man würde ihn bei seiner Heimkunft „mit offenen Armen" empfangen. Worauf er hinzufügte: „Lassen Sie sich von dem Fall des Dr. Gaster nicht schrecken." Dr. Gaster wurde nämlich 1885 auf Sturdza's Antrag unter dem Vorwande ausgewiesen, Ausländern Auskünfte über die Lage der rumänischen Juden gegeben zu haben, in Wirklichkeit, weil seine wissenschaftliche Ueberzeugung nicht mit der Lehre Sturdza's und der rumänischen Nationalisten übereinstimmte, nach welcher das aus einer Mischung römischer Einwanderer mit den Ureinwohnern des Landes hervorgegangene rumänische Volk schlechtweg der Abkömmling des römischen sei. Trotz seiner grossen philologischen Verdienste wurde daher Gaster vertrieben; ein sonderbarer Zufall führte ihn voriges Jahr bei der Feier des hundertjährigen Gedenktages der Errichtung der Berliner Akademie mit Sturdza wieder zusammen, indem dieser die rumänische Akademie, Gaster die Asiatische Gesellschaft in London bei derselben repräsentierte.

Nachdem nun Sainean romanische und orientalische Sprachen in Paris und Leipzig studiert und u. a. eine „Doktordissertation" über die Volksdenkmäler Rumäniens, die auch in Gaston Paris' „Romania" Aufnahme fand, veröffentlicht hatte, kehrte er 1889 nach Bukarest zurück, wo er zum ausserordentlichen Professor an der Universität in Bukarest ernannt wurde. Da jedoch kein Gehalt damit verbunden war, und er bei seiner Armut nicht davon leben konnte, bewarb er sich gleichzeitig um eine Anstellung als Lateinlehrer an einer höheren Schule, erhielt sie und mochte etwa ein Jahr an derselben gewirkt haben, als man ihm die Stelle wieder nahm. Sie sollte mit einem ehemaligen Lehrer des Fürsten Ferdinand besetzt werden. Ihn selbst ernannte man dafür zum Professor der rumänischen Geschichte und Litteratur.

Sainean, der Sprachforscher war, sagte dieser Posten nicht sonderlich zu. Er erforderte ganz andersartige Kenntnisse auf historischem und sprachlichem Gebiet. Die Ernennung gab überdies Anlass zu erbitterten patriotischen Demonstrationen. Eine liberale Zeitung, „Der nationale Wille", das Organ des bekannten antisemitischen Führers Urechia, wiegelte die öffentliche Meinung auf und bewog die Lehrer an einer höheren Schule, gegen die Ernennung als unpatriotisch Einsprache zu erheben. Urechia selbst, der seit lange Vorlesungen über rumänische Sprache und Litteratur hielt und keinen Konkurrenten in seiner Stellung haben mochte, drohte seinen Abschied zu nehmen. Unter diesen Umständen schlugen die Professoren der philosophischen Fakultät, um die Gemüter zu beschwichtigen, vor, zwei Lehrstühle für den Gegenstand zu errichten, die Vorlesungen über Geschichte und neuere Litteratur Rumäniens einem anderen zu übertragen und Sainean die Litteratur bis zum Jahre 1600, die nur ein rein sprachliches Interesse hat, behalten zu lassen. Als jedoch Urechia neue Anstrengungen machte, schlugen die Professoren um und baten den Minister, nachdem Sainean kein Heimatsrecht besitze, die Ernennung rückgängig zu machen Er hatte damals ein Jahr lang Vorlesungen gehalten. Im November 1890 erhielt er seine Entlassung.

Schon vor mehr als einem Jahre hatte er sich an den Senatspräsidenten Kretzulesco gewendet und bei diesem um das Indigenat angesucht. Allein der Präsident antwortete — wie man in Rumänien stets antwortet — mit dem Rate, sich zu gedulden und nichts zu überstürzen, sondern die Einreichung des Gesuches auf die nächste Reichstagssession zu verschieben, wo es mehr Aussicht auf eine günstige Erledigung hätte.

Als das Gesuch zur Verhandlung kam, hetzte Urechia die Senatoren mit der Beschuldigung auf, Sainean hätte im Auslande sein Vaterland angeschwärzt. Obgleich er weder angab, wo oder wann, machte die Beschuldigung dennoch einen starken Eindruck. Dem Gesetze nach wird ein Gesuch um Aufnahme in den Staatsverband erst zehn Jahre nach dessen Einreichung bewilligt, es sei denn, dass der Betreffende eine nützliche Industrie oder Erfindung im Lande eingeführt, oder in irgend einer Wissenschaft Beweise von Talent gegeben hätte. Sturdza, der Sainean anfangs wohlwollend entgegengekommen war, hatte sich inzwischen eines anderen besonnen und leugnete jetzt, dass derselbe in seiner Wissenschaft Beweise von Talent gegeben habe, und zwar, wiewohl Sainean's Lehrer, der verdienstvolle Philologe Hasdeu, erklärte, er sei stolz auf diesen Schüler. Das Gesuch um das Heimatsrecht Sainean's wurde demnach am 19. Dezember 1891 im Senate mit 79 von 81 Stimmen verworfen. Zwei Stimmzettel waren leer.

Die erst vor so kurzer Zeit vom Türkenjoche befreiten Rumänen sind nun Tyrannen nach türkischem Muster. Aeusserst bezeichnend ist eine Anekdote, die in dem Buche eines Grafen Langeron, „Reise durch Rumänien im Jahre 1808“, von einem Sturdza, Mitgliede einer der ersten Familien des Landes, einem Vorfahr des jetzigen Premiers, erzählt wird. Er hatte den Verfasser empfangen und sass eben mit ihm auf dem Sofa, als ein türkischer Bote, ein einfacher Janitschar, ins Zimmer trat und wie ein Medusenhaupt auf ihn wirkte. Bleich und zitternd erhob er sich, lief nach einer Pfeife, die der Janitschar verlangt hatte, und überreichte sie ihm fast auf den Knieen. — — —

Nach Verlauf von zwei Jahren, während welcher Sainean die beiden Werke „Kursus der Linguistik“ und „Geschichte der rumänischen Philologie“ herausgab, suchte er abermals um das Heimatsrecht nach, diesmal bei der Kammer. Der König befürwortete seine Angelegenheit dem Konseilspräsidenten Katurgi gegenüber, der sich seiner annahm, und der Antrag ging durch. Das Gesetz über die Verleihung des Bürgerrechts an Sainean wurde am 17. April 1895 von der Kammer angenommen.

Allein dieselbe musste auch vom Senate beschlossen werden. Und hier tauchte nun aufs neue die alte Verleumdung auf, Sainean habe sein Land im Auslande verleumdet, wie es hiess, in englischer Sprache, die den meisten Mitgliedern unbekannt war. Diese unbegründete Anklage wurde ursprünglich von Urechia, schliesslich aber auch von Sturdza vorgebracht.

Als Sainean der Sache auf den Grund ging, kam er auf folgendes:

Im Jahre 1887 hatte er eine Abhandlung „Juden, Tataren oder Riesen“ geschrieben — später abgedruckt in Gaston Paris' „Romania“ —, die an den Umstand anknüpfte, dass in Rumänien kyklopische Gebilde vorkommen, welche höchst bezeichnend „la Jidowa“ genannt werden. Sie stammen der Volkssage nach von Riesen her, und diese Riesen werden von den rumänischen Bauern Tataren oder Juden geheissen. Sainean erklärte dies daraus, dass die Khazaren, ein tatarischer Stamm, der im achten Jahrhundert das Judentum annahm und mehr als drei Jahrhunderte als jüdischer Staat existierte, nachdem er Osteuropa beherrscht hatte, teils in den übrigen tatarischen Bevölkerungen am Schwarzen Meere aufgegangen, teils in die Nachbarländer eingewandert sei, u. a. in das jetzige Rumänien, wo also die Erinnerung an riesenstarke Tataren, die zugleich Juden waren, fortlebe. Renan hat der Khazaren in seinem bekannten Vortrage von 1883, „le Judaisme“, Erwähnung gethan.

Dieser Hinweis auf die Wahrscheinlichkeit, dass tatarisches, nicht semitisches Blut in den Adern der rumänischen Juden rinne, wurde von Urechia und seinen Genossen zu einer Verleumdung Rumäniens gestempelt, weil damit vermeintlich der Versuch eines Beweises angestellt werden sollte, dass die jüdische Bevölkerung des Landes eine ebenso alte sei wie die in gerader Linie von den Römern abstammenden Rumänen.

Urechia hielt eine grosse Rede, als das Gesetz über Sainean's Heimatrecht vor den Senat kam, worauf es mit 61 gegen 12 Stimmen verworfen wurde. Sturdza erklärte bei dieser Gelegenheit, er stimme hier gegen einen Juden, der sich „auf Schleichwegen in den rumänischen Staat einzudrängen versuchte“. Urechia, der die Behauptung, Sainean habe sein Vaterland verleumdet, nicht aufrecht zu erhalten vermochte, machte geltend, jedenfalls hätte er dessen Rechte nicht verteidigt bei dem grossen Kampfe, den es so viele Jahre „vor den Augen der Welt“ ausgefochten. Er spielte hier auf die Klagen der in Ungarn ansässigen Rumänen an, die in Wirklichkeit der Begründung entbehren, den Rumänen jedoch Anlass zu Ausfällen gegen die ungarische Bevölkerung geben.

Sainean reiste nun wieder nach Paris und Berlin, und arbeitete im Auslande sein jüngstes grösseres und bedeutendes Werk über den morgenländischen Einfluss auf die Sprache und Civilisation Rumäniens aus. Doch im November 1899 kehrte er neuerdings nach Bukarest zurück, entschlossen, einen letzten Versuch zur Erlangung des Heimatrechtes zu machen. Der Unterrichtsminister Take Jonescu empfing ihn zuvorkommend und versprach ihm, seine Sache zu stützen. Als das Gesetz neuerdings im Senate auf die Tagesordnung kam, waren zufällig nur 39 Senatoren anwesend, die alle Sainean persönlich kannten, es wurde somit einstimmig angenommen.

So war er also endlich, nach vollen zwölf Jahren des Ringens und Kämpfens, Bürger des rumänischen Staates. Er hat das Gefühl bei diesem „Civis Romanus sum“ humoristisch geschildert. Seine Brust erweiterte sich, er empfand den Zusammenhang zwischen dem römischen Weltreich und seinem modernen Spross. In

einer einzigen Minute drang er nun tiefer in die rumänische Volksseele ein, als während seines ganzen früheren Lebens. —

Ach, die Herrlichkeit währte nicht länger als genau 24 Stunden.

Der Justizminister hatte das Gesetz sofort an die Kammer zurückgeleitet, unter dem Vorwande, es wäre nicht in beiden Abteilungen des Reichstages in ein und derselben Session angenommen worden — ein Umstand, der in der Geschichte Rumäniens noch niemals als ein Hindernis gegolten hatte.

Die Kammer legte die Sache zurück, verschob sie erst auf den letzten Tag der Session, den 3. April 1900, und vertagte sie sodann auf die nächste Session. Doch noch ehe die Kammer neuerdings einberufen wurde, hob Take Jonescu, der seine Gesinnung inzwischen geändert hatte, das Professorat der vergleichenden Philologie, das Sainean's einzige Zukunftshoffnung bildete, weil er der einzige Spezialist Rumäniens auf diesem Gebiete war, an der Universität von Bukarest auf.

Er stand nun im Alter von 40 Jahren und fühlte seine Kräfte nach den langjährigen Entbehrungen, den vielen Niederlagen und Enttäuschungen erschöpft. Der Minister selbst hatte zu ihm gesagt: „Sie sind der einzige Philologe unter den Jüngeren; es ist eine Anomalie, dass Sie nicht naturalisiert sind.“ Er war sich dessen wohl bewusst, dass eine neuerliche Niederlage seine Zukunftshoffnungen in seinem Vaterlande für immer zerstören würde, hielt eine solche jedoch nicht für möglich. Als aber seine Sache neuerdings zur Verhandlung kommen sollte, eröffnete das antisemitische Blatt „Die nationale Verteidigung“ einen wahren Kreuzzug gegen ihn, und die Folge war, dass am 15. Dezember 1900 die Kammer, die ihm 4 Jahre früher das Indigenat erteilt hatte, das Gesetz über dasselbe mit 48 gegen 45 Stimmen verwarf.

So hat nun einer der ersten Gelehrten Rumäniens, notgedrungen und brotlos, seine Heimat verlassen, um im Auslande Zuflucht zu suchen. Er erklärt öffentlich, dass er in dem fortgesetzten Studium der rumänischen Sprache, dem er so eifrig obgelegen, Trost für den Verlust seines Vaterlandes suchen werde.





Sakkieh. Wasserschöpfrad am Nil.

Originalzeichnung von Rabes.

DAS JUEDISCHE THEATER, SEIN WESEN UND SEINE GESCHICHTE.

Von Fabius Schach.

Kein Volk auf Erden bot für Märchen- und Mythenbildung ein so dankbares Objekt wie Israel. Nicht allein die Erzeugnisse der Bosheit, sondern auch die der Thorheit wurden leicht zu Dogmen, wenn sie sich auf Juden bezogen. Die atavistischen Instinkte unterstützten den Glauben und düngten den Boden. Man glaubt eben gern was man wünscht. So wurde das Volk des Buches, die eigentliche Pfadfinderin des gesunden realistischen Idealismus, zum Typus des Materialismus und Egoismus gestempelt. So wurde die Nation mit tiefster Seele und höchstem Naturverständnis, die Nation, der schon in primitivster Zeit das Schöne und Erhabene eins war, zum kunstfeindlichen Element verketzert. Unkenntnis und Unverständnis begleiteten Israel auf seiner langen, dornenvollen Bahn. Wir waren stets den Völkern nah — und doch so fremd. Man gab sich keine Mühe, uns in unserem Wesen zu erkennen, weil man fürchtete, den Grund des Hasses zu verlieren.

Dass die Juden nicht allein ein tiefes Verständnis, sondern auch eine innige Liebe für alle Zweige der Kunst besitzen, das beweist nicht nur ihre Psychologie, sondern auch ihre Geschichte. Ich spreche nicht von dem Mäcenentum und den reichen Sammlungen, die man unter den Juden trifft. Man kann sich mit dem Nimbus eines Kunstförderers umgeben und dabei Streber und Protz sein. Man kann Bilder sammeln, wie man Banknoten sammelt, um ihres Tauschwertes wegen, ohne Liebe. Aber das Wirken der Juden in der Kunst ist eine herrliche That, die keiner Interpretation bedarf. In der kurzen Spanne Zeit, seitdem die Juden nach langen Jahrhunderten wieder mit freien Augen in die Natur schauen dürfen, haben wir eine grosse Anzahl hervorragender Künstler unseres Stammes aufzuweisen. Und sie wären noch reicher an Zahl und qualitativ bedeutender, wenn sie sich einer jüdischen Kunst widmen dürften und könnten. Sie würden erst ihre Grösse zeigen, wenn sie ihre Seele befreien und ihre jüdische Individualität mit dem Wesen der Kunst verschmelzen könnten. Bei keinem Volke ist so sehr die Verstandes- und Gefühlswelt harmonisch mit einander verbunden wie bei den Juden. Der Jude denkt mit dem Herzen und fühlt mit der Vernunft. „Weisheit des Herzens" ist ein Ausdruck, den nur die hebräische Terminologie kennt. Welche originelle, hohe Kunst könnte diese merkwürdige Seelenbeschaffenheit erzeugen!

Für keine Kunst aber ist beim jüdischen Volke die Prädestination so reich vorhanden, wie für die theatralische Dichtung und Darstellung. Der Jude ist eine Kampfnatur, er redet und denkt dramatisch. Man beobachte nur, wie der Jude des Ostens spricht. Mit einer Geste sagt er alles. In eine Bewegung kann er Schmerz und Freude, Bewunderung und Verachtung legen. Ein russischer Jude wollte mir einmal den Unterschied von ehemals und jetzt schildern. Er sagte mir nur: „A mol is giwen a Zeit! Heint is a Zeit?*) Ich verstand ihn besser, als wenn er mir eine lange Rede gehalten hätte. Ja, ich hätte ihn durch seine Mimik verstanden, wenn er gar kein Wort gesagt hätte. Kein Volk kann so charakteristisch mit den Augen und Fingern sprechen.

Dazu kommt das innere Wesen. Durch die früheren äusseren und späteren inneren Qualen konzentrierte sich das ganze Leben immermehr nach innen. Es entwickelte sich in der Seele eine Sehnsucht nach einer besseren Welt, ein Lechzen nach Befreiung der Anlagen und Triebe, ein Durst nach Schönheit und Glück. Das sind Elemente, die bei zarten, träumerischen Naturen zur Lyrik, bei starken und klaren zur Dramatik führen müssen. Und sie führten auch dazu, sobald die Möglichkeit gegeben war. Es sind jetzt kaum einige Dezennien verflossen, seitdem die Juden ihren Einzug in die Hallen des Theaters gehalten haben, und schon heute giebt es kaum ein Theater in Europa, an dem nicht Werke jüdischer Dichter aufgeführt werden, an dem nicht jüdische Künstler als Darsteller wirken.

* * *

Die ersten Anfänge des jüdischen Theaters finden wir schon in den ersten Jahrhunderten unseres Jahrtausends in den deutschen Ghettis. Also zu einer Zeit, wo auch die deutschen Völker nur schüchterne Versuche in der Bühnendichtung und gänzlich verfehlte Experimente in der Darstellung kannten. Das Ghetto war innerlich nicht so traurig und nüchtern wie seine äussere Gestalt. Wie die Häuser mit den Fenstern und Eingängen nach hinten gebaut waren, so war auch das ganze Geistes- und Gemütsleben nach innen gekehrt. Der um sein kümmerliches Dasein ringende Ghettojude, der oft auf der Strasse ein Bild des Jammers bot und kleinlich, ängstlich, ja feige erschien, war häufig zu Hause ein echter Patriarch, edel, stark, gross. Mit glühendem Herzen suchte er, sich in der Phantasie zu ersetzen, was die Wirklichkeit ihm versagte: die Welt des Schönen. So entstand hier ein eigenartiges Seelenreich, von aussen kalt, innen warm, von aussen finster, innen hell, von aussen roh und derb, innen zartbesaitet.

Schon damals gehörte die Aufführung biblischer Szenen zu den höchsten Genüssen der Gemeinde. Bei verschiedenen festlichen Gelegenheiten und namentlich am Purim, der sich immermehr zum jüdischen Karneval ausbildete, wurden Stücke einstudiert und einem engeren oder weiteren Kreise vorgeführt. An diesen wenigen Tagen des Jahres quoll die entfesselte jüdische

*) Einst war eine Zeit! Heute ist eine Zeit?

Seele hervor. Freude, Rührung, ja Humor und Uebermut traten da an die Oberfläche. Die beliebtesten Stoffe waren die Opferung Isaak's, der Verkauf Josef's und die Geschichte Esther's. Die Wahl dieser Szenen beweist, dass man für das Kraftvolle und Dramatische in der Bibel Verständnis hatte. An die Dramatisierung der Gegenwart, an die Darstellung des eigentlichen Lebens konnte natürlich nicht gedacht werden. Man betrachtete ja das ganze Leben als ein Exil voll widerlicher Prosa und fand Poesie nur in der jüdischen Vergangenheit und in der Sehnsucht nach Erlösung. Wohl aber trug man in diese historischen Dramen Züge der Gegenwart hinein, und die Lebenden mussten für die biblischen Gestalten Modell sitzen.

Diese Stücke, von denen einige Texte erhalten geblieben sind, waren äusserst naiv in ihrer Auffassung und unbeholfen in ihrer Bearbeitung. Auch die Aufführung dürfte nichts weniger als künstlerisch gewesen sein. Aber das Bedürfnis war vorhanden, und die einfachsten Leistungen fanden ein dankbares Publikum. Dieser Zustand zog sich, für das russische Ghetto wenigstens, bis in die letzten Dezennien des vorigen Jahrhunderts hin. Fast in jedem jüdischen Städtchen vereinigten sich einige Wochen vor Purim die reiferen Talmudschüler, um ein „Stück“ aufzuführen. Man stellte eine Reihe Lieder zusammen, ergänzte sie durch eigene „Dichtungen“ und suchte für sie Melodien aus allen möglichen, irgendwo gehörten Opern und Operetten. Die Texte wurden dann mit Mühe und Not aneinandergekleistert. Dann ging es ans Einstudieren und an die Ausrüstung. Aus buntem Papier wurden alle Kleider und Mützen bereitet, und das friedliche Holz bot das Material für die furchtbarsten Waffen. Und die Gemeindemitglieder, die ewigen grossen Kinder, fanden einen Genuss beim Besuche dieser Vorstellungen, wie etwa wir, wenn wir die Dramen Shakespeare's im Deutschen Theater in Berlin sehen.

* * *

Der Uebergang vom Dilettantentum zum Berufsschauspiel fand Ende der siebziger Jahre statt, und selbstredend unter russischen Juden.*) Der Volksdichter **Abraham Goldfaden** wurde zum Schöpfer des jüdischen Theaters. Ja, zum **Schöpfer**, denn er fand kaum nennenswerte Bruchteile, kaum brauchbare Muster. Er musste selbst die Stücke schreiben, die Melodien komponieren, die Darsteller suchen und ausbilden, die Szenen einstudieren und leiten. Die Aufgabe war also gewaltig, ja. zu gewaltig für **einen** Mann, und dazu noch für einen Lyriker und Träumer, im Leben wie in der Litteratur. Goldfaden war schon lange vorher als patriotischer Volkssänger wie als Humorist bekannt, und seine Liedersammlung „Das Jüdele“ gehörte zu den beliebtesten. Seine Theateridee entstand, wie jeder grosse Gedanke, spontan. Man pflegt es Zufall zu nennen, aber im Reiche des Geistes giebt es ebensowenig wie in der Natur Zufälle. Richtig ist, dass jede Idee von selbst entsteht, durch Naturnotwendigkeit. Ist das Bedürfnis einmal vorhanden, dann liegt der Gedanke in der Luft, und jeder kann nach ihm greifen.



Abraham Goldfaden.
Schöpfer des jüdischen Theaters.

Es war im Jahre 1877, während des russischtürkischen Krieges. Rumänien bildete damals die Brücke für das durchziehende Heer. In Bukarest lebten Hunderte jüdischer Militärlieferanten aus Russland, die viel Geld verdienten und sich nach Unterhaltung sehnten. Da erschien Goldfaden mit seinen in Musik gesetzten Liedern und wurde freudig begrüsst. Bald aber genügte den Leuten diese Unterhaltung nicht, und so musste er ein — jüdisches Theater schaffen. Goldfaden ist seiner ganzen Anlage nach Lyriker, also Antipode vom Dramatiker, und zum Bühnendichter hat ihn der liebe Gott in seinem Grimmzorn gemacht. Er machte sich in der ersten Zeit die Sache gar zu leicht. Er reihte einige zugkräftige Couplets an einander, füllte die Lücken mit irgend einer unsinnigen Erzählung aus, klebte einige Witze daran und — hatte ein „Stück.“ Er konnte weder Leben und Handlung, noch Charaktere in seine Stücke hineintragen. Die besten seiner Sachen der ersten Periode sind höchstens mit unseren schlechten Operntexten zu vergleichen. „Die Bobe mit'm

*) Wenn ich hier auch keine streng wissenschaftliche Arbeit schreibe, würde ich es dennoch als Pflicht erachten die Quellen zu nennen, wenn es welche gäbe. Allein man ist hier, wie beim Studium der Kulturgeschichte der russischen Juden überhaupt, gänzlich auf sich selber angewiesen. Was in den deutsch-jüdischen Zeitungen bisher darüber geschrieben wurde, ist vollständig wertlos. Nur die ebenso objektive wie kunstsinnige Abhandlung des berühmten hebräischen Novellisten R. A. **Braudes** in dem II. Jahrgang des Lemberger jüdischen Volkskalenders konnte ich mit Dank benutzen.

Einikel",[1]) „Schmerdrik", „Der Podratschik",[2]) „Die Kischuf-Macherin"[3]) und wie die fabrikmässig hergestellten Sachen alle heissen, bilden mehr oder minder widerliche Karikaturen. Die Hauptsache ist dabei immer das Couplet und die Melodie, die Handlung ist ein notwendiges Uebel. Die komischen Nebenfiguren spielen die Hauptrolle, die Leute sollen lachen. Die Figuren sind unnatürlich, die Situationen unmöglich, alles ist faustdick aufgetragen, und die satirischen Witze sind so stark gewürzt, dass nur der Magen eines Wilden sie verdauen kann. Man sieht in all diesen „Dichtungen" nur ein Ziel, die Leute zu amüsieren, ihre Lachmuskeln in Bewegung zu setzen und ihnen eine Melodie nach Hause mitzugeben. Man darf bei den Kunstanfängen einer in der ästhetischen Erziehung zurückgebliebenen Bevölkerung nicht den Massstab der Lessing'schen Hamburgischen Dramaturgie anlegen. Aber man findet in den Stücken der ersten Epoche auch nichts, was man loben könnte. Man begreift nicht, wie ein feiner Lyriker, dazu noch ein begeisterter Patriot, sich zu solchen Dingen entwürdigen konnte.



Joseph Weinstock,
einer der ältesten und berühmtesten jüdischen Schauspieler als Rabbi Joselmann im Stücke gleichen Namens.

Ein unsterbliches Verdienst dagegen erwarb sich Goldfaden dadurch, dass er die Bahn des jüdischen Schauspiels geebnet und jüdische Männer und jüdische Frauen zur mimischen Darstellung erzogen hat. Wer die damaligen Verhältnisse in Russland kannte, der weiss, wie schwierig die Lösung dieser Aufgabe war. Es galt damals als der höchste Gipfel der Entwürdigung, Schauspieler oder gar Schauspielerin zu werden. Man musste daher zu den niedrigsten Schichten des Volkes hinabsteigen, um Kräfte für das neue Unternehmen zu suchen. Und es spricht sowohl für die schauspielerische und musikalische Begabung der Theatermitglieder, als auch für die Lehr- und Organisationsfähigkeit des Direktors, dass seine Truppe schon nach verhältnismässig kurzer Zeit einen geschulten, künstlerischen Eindruck machte. Einige Mitglieder zeigten bald eine grosse Virtuosität, so die beliebte Primadonna Goldstein, die Schauspielerin Frau Karp, die Sängerin Pescha Moskowitz, der Sänger und Schauspieler Scheingold, der Mime Joseph Weinstock, der vorzügliche Komiker Zuckermann, die Sängerin Frau Bertha Kalisch und viele andere. Goldfaden war eben mehr Regisseur als Dramatiker, er verstand es besser, Talente zu entdecken und Kräfte auszubilden, als wirkliche Bühnendichtungen zu schaffen. Seine allgemeine Bildung war keine allzutiefe, und ihm fehlte die Achtung vor dem Drama, die ihm das Fabrizieren verboten hätte.

Das Unglück war, dass die Stücke nicht in erster Reihe für die Litteratur gedacht waren, sondern direkt für die Aufführung. Es kam daher eine Gelegenheitsdichtung niedrigster Sorte heraus. Der damalige jüdische Theaterbesucher war ohne Verständnis für Kunstgenuss, ohne höheren Sinn für dramatische Kraft. Er wollte einfach amüsiert sein. Diese Schwäche wurde ausgenutzt und in Bukarest eine Zigeunerbühne geschaffen, so ein Mittelding zwischen Tingeltangel und Schmiere. Alles ist hier Karikatur, ja in einigen Stücken findet man sogar eine unwürdige Verspottung der jüdischen Volksseele. Auch die Musik ist ohne jeden höheren Wert, ein Gemisch von Lithurgie und Gassenhauer. Nur ein künstlerisch so ausgehungertes Volk wie das jüdische konnte sich daran ergötzen. Und es ergötzte sich an diesem widerlichen Gewitzel und zusammengewürfelten Gesang mit der Leidenschaft eines Naturvolkes.

* * *

Es ist das Verhängnis der jüdischen Kulturgeschichte, dass hier alles spontan und überhastet kommt. Es fehlt hier bei jeder neuen Idee die gesunde organische Entwickelung, die Verschmelzung des neuen Elements mit der nationalen Individualität. Beim jüdischen Theater lag die innere Schwierigkeit darin, dass dem Schöpfer der neuen Idee das geschulte künstlerische Auge für die Gegenwart und die Vertiefung in der jüdischen Geschichte fehlte. Um aus der jüdischen Gegenwart zu schöpfen, muss man Psychologe sein, denn alle Konflikte sind hier Seelenkonflikte.

[1]) Grossmutter und Enkel.
[2]) Der Lieferant.
[3]) Die Zauberin.

Sie in ihrer Feinheit zu erfassen und dramatisch darzustellen, dazu muss man ein ganzer Künstler und Seelenkenner sein. Um historische Stoffe zu benutzen, muss man sich in diese Zeiten und ihre Verhältnisse versenken, und, was noch schwieriger ist, mit dem Gebiete der Symbolik, des Tastens und Empfindens vertraut machen. Das ist wiederum die Aufgabe eines ganzen Dichters und nicht eines Dilettanten. Wohl liegt hier in den Sagen und Parabeln der Agada und des Midrasch ein gewaltiger Schatz verborgen, aber um ihn zu heben, muss man ein gottbegnadeter Künstler sein.

Es ist schade, dass dem Begründer des jüdischen Theaters diese Erkenntnis abging. Es wäre ruhmvoller für ihn und segensreicher für sein Theater, wenn er sich darauf beschränkt hätte, nur Direktor zu sein und die litterarische Arbeit einem berufenen Dramatiker oder wenigstens einem guten Uebersetzer überlassen hätte.

Es scheint, als wenn Goldfaden später selbst einsah, wie wenig seine Bühne der Kunst und der Bildung und Veredlung des Volkes diente. Er schloss bald mit der ersten Epoche ab, und als er mit seiner Truppe nach Odessa übersiedelte, nahm er doch die dramatische Seite etwas ernster. Er fing an, deutsche Novellen zu dramatisieren, so „Bar-Kochba“ und „Rabbi Joselmann“. Und es wurden keine Kunstwerke daraus, aber doch immerhin brauchbare Sachen. Wo er sich dagegen daran wagte, schwierige Stoffe selbst zu gestalten und dichterische Probleme zu lösen, da entstanden Missgeburten. So wirken „Judith“ und „Juda Makkabi“ nicht ernst, sondern komisch. „Sulamith“ und „Meschiachs Zeiten“[1]) sind wohl die relativ besten Stücke dieser reiferen Periode. Auch sie sind nicht frei von Karikaturen und Unwahrscheinlichkeiten, aber sie haben wenigstens eine Idee, die sich durch all den Wulst durcharbeitet und zum Ausdruck kommt. Auch hier pendeln die Figuren zwischen den komischbizarren und den heroisch-romantischen Polen, aber es sind wenigstens lebende Figuren.

Jedenfalls hatte das Goldfaden'sche Institut in Odessa nicht mehr den Charakter eines Tingeltangels und es näherte sich immer mehr der Idee eines Theaters. Es dämmerte allmählich die Erkenntnis auf, dass eine Volksbühne noch andere Aufgaben hat, als bloss zu unterhalten.

* * *

Die geschäftliche Seite des Unternehmens war glänzend. Das jüdische Publikum, das meistens noch nie ein Theater gesehen hatte und nach dem unbekannten Zauber der Kunst lechzte, strömte, hin ins neue Paradies, das für es den Inbegriff aller himmlischen Genüsse bildete. Es dauerte daher nicht lange, und es entstand eine Konkurrenz. Es fanden sich bald Bühnendichter und Schauspieler und auch Direktoren und Unternehmer. Leon Lerner, ein sittlich verkommener aber hochbegabter hebräischer Feuilletonist, trat auf den Plan und gründete ein zweites Theater. Lerner war, wie die meisten gebildeten Juden Russlands damaliger Zeit, Autodidakt, aber tiefer angelegt und gebildeter als Goldfaden. Ihm schwebte als Ideal vor die Geburt des jüdischen Dramas. Er wusste aber, dass er kein Dichter ist, und so begnügte er sich damit, zu übersetzen. Seine Uebersetzungen des Gutzkow'schen „Uriel Akosta“ und der „Jüdin“ sind als durchaus gelungen zu bezeichnen. Auch der berühmte hebräische Publizist Lilienblum hat zwei Dramen für ihn geschrieben, die zwar technisch verfehlt sind, aber doch himmelhoch über den Schmierereien Goldfaden's stehen. Auch mit der Einstudierung nahm es Lerner ernst, und der bekannte Schauspieler Schorr hat sich auf seinen Brettern ausgebildet.

Noch ein drittes Theater entstand bald. Scheikewitz, der Fabrikant aller Dienstmädchen-Romane, errichtete eine dramatische Filiale für seine beliebten Marken und bot seine „spannenden“ Stücke allen Phantasten und Narren zum Genuss. Die drei Truppen zogen in Russland umher und befehdeten einander. Der Konkurrenzkampf wurde immer verbitterter und endete mit Denunziationen. So verbot die russische Regierung die jüdischen Theater, und sie wanderten aus nach Galizien und Rumänien, nach England und Amerika.

Gebrüder Verkauf
(Komiker).
Rolle aus „Meschiach's Zeiten“.

[1]) Die messianische Zeit.

Das war das grösste Unglück. In Russland hätte sich die Sache mit der Zeit zu einem ernsten jüdisch-nationalen Kunstinstitut ausgebildet, denn hier war die Intelligenz und der jüdische Idealismus. In seinen neuen Pflanzstätten konnte das jüdische Theater keine Fortschritte machen



Gruppenbild aus „Bar-Kochba".

und musste zu einem Provinzialtheater werden. Namentlich in Amerika, wo alles Geschäft und Humbug ist, musste aus der jüdischen Bühne ein tragikomisches Zwitterding werden. Man braucht nur die widerlichen Theaterzettel der jüdischen Institute in New York mit ihren Jahrmarktsankündigungen zu lesen, um zu wissen, wess Geistes Kind dort das jüdische Theater ist. Dichter und Komponisten arbeiten dort mit den ungeschicktesten und unehrlichsten Mitteln. Alles ist zusammengeschmiert, zusammengestohlen. Goldfaden, Lateiner und Horowitz wetteiferten miteinander, um die Sache hier noch schlechter als in Russland zu machen. Horowitz war ein tüchtiger Schauspieler und ein schlechter Dichter. Er schmierte daher alles Mögliche zusammen und taufte die unmöglichsten Dinge in Judenstücke um.

Gegenwärtig befinden sich zwei jüdische Theater in New York, einige in England, eins in Lemberg und ich glaube, auch eins in Budapest und in Konstantinopel. Das Orientalische Theater gastiert seit einiger Zeit in Berlin, und man hat Gelegenheit, dort die eigenartigen Leistungen der jüdischen Schauspieler zu studieren. Einige sind geradezu hervorragend in ihrer Individualität. So der Schauspieler Josef Weinstock, der ausgezeichnete Sänger Jakob Silbert und seine Frau, Frau Verkauf, P. Lawitz und mehrere andere. Neue Stücke von Wert sind in den letzten Jahren nicht entstanden, eine Besserung des Systems ist nicht eingetreten. Was man aber von fast all diesen Instituten sagen kann, ist, dass sie tüchtige Kräfte aufweisen. Jakob Adler in New York wurde lange als der König der jüdischen Bühne gepriesen, und viele andere geniessen den Ruf echter Künstler. Es ist schade, dass diese Kräfte nicht an wirklichen jüdischen Dramen ihre Kunst bethätigen können.

* * *

Kein Volk bedarf so sehr der ästhetischen Erziehung und der Pflege des Schauspiels, wie die Juden des Ostens. Man braucht nur einmal gesehen zu haben, mit welcher nervösen Gespanntheit die jüdischen Theaterbesucher diese minderwertigen Stücke verschlingen, um zu begreifen, was ihnen das Theater ist, und was ihnen ein wirkliches jüdisches Drama höherer Gattung sein könnte. Die Judenheit Russlands bedarf des jüdischen Theaters, um kulturell und ästhetisch zu gesunden. Heute, wo der Geschmack etwas geläutert ist, wo es an wirklichen Dichtern in der Jargonlitteratur nicht fehlt, dürfte vielleicht die Zeit gekommen sein, wo man ernstlich in Russland an die Neuschöpfung einer jüdischen Volksbühne und eines jüdischen Dramas denken sollte. Das urwüchsige Judentum ist so reich an tragischen und komischen Erlebnissen, und das jüdische Wesen wie kaum ein anderes für die mimische Darstellung geeignet. Würde es heute zu erreichen sein, dass an den jüdischen Centren Theater konzessioniert werden, dann würde der jüdischen Dichtung und der jüdischen Darstellungskunst eine neue grossartige Epoche erblühen. Dramatiker giebt es freilich unter den jüngeren deutsch-jüdischen Schriftstellern noch



(der hervorragendste jüdische Schauspieler in New-York.)

nicht, aber das Bedürfnis würde neue Talente erzeugen.

Die nationale Begeisterung und das Verständnis für individuelle Kultur sind jetzt in Russland vor-

handen. Vor allem kennt man jetzt das Leben, man hat Achtung vor sich selber, und man versteht aus Vergangenheit und Gegenwart zu schöpfen.

Gerade das Schlichte, das Schöne und Natürliche begreift der russische Jude nicht, weil er durch Generationen pilpulistisch erzogen wurde und sich daran gewöhnte, sich mehr an Talmudathletik als an Blumen und Strahlen zu ergötzen. Die Seele des russischen Juden ist krank, vielleicht noch kränker als sein Körper. Die Pflege des Schönen ist der Weg zur Genesung. Ein gutes Nationaltheater, eine echte Volksbühne wäre eine erlösende That. Der Jude muss wieder in das Reich der Schönheit eingeführt werden, sein Sinn für Kunst und Natur muss wieder erwachen. Alle Versuche, den Ghettojuden zu erlösen, sind verfehlt, so lange er nicht innerlich frei ist. Erst die innere, dann die äussere Erlösung.



DIE BERNSTEINISCHE BIBLIOTHEK.

Von B. W. Segel.

Eine der merkwürdigsten und interessantesten Büchersammlungen in Europa bildet diejenige eines Privatmannes, Herrn Ignaz Bernstein in Warschau, von der der Katalog in zwei starken Bänden Lexikonformat vor einigen Monaten erschienen ist.[1]) Eine Bibliothek, die 4761 Nummern umfasst, ist wohl an sich keine allzugrosse Seltenheit, und wenn auch manche dieser Nummern mehrere Bände bedeuten, derart, dass die Bändezahl der Sammlung sich auf das vier- oder fünffache beläuft. Aber eine Bibliothek von 4761 Nummern, aus lauter Büchern bestehend, die . . Sprichwörter enthalten und zwar in nicht weniger als 161 Sprachen und Dialekten des ganzen bewohnten Erdkreises, das dürfte wohl eine einzig in ihrer Art dastehende Erscheinung sein.

Zu den vielen Wandlungen, die sich im Verlaufe des 19. Jahrhunderts in der Anschauung des civilisierten Menschen vollzogen haben, gehört auch die Schätzung und Wertung der volkstümlichen Hervorbringer von Lied, Sage, Sprichwort Sitte, Brauch und Glaube, in denen sich der Völker Geist und Art in all seiner Mannigfaltigkeit und Ursprünglichkeit spiegelt. Die Wissenschaft der Völker- und der Volkskunde ist eine moderne Wissenschaft, ein Kind des 19. Jahrhunderts. Doch von allen Arten volkstümlichen poetischen Schaffens fand das Sprichwort — diese kurze und markante Prägung, die wie die Goldmünze einen Teil des Volksreichtums, ein Stück gemeinsamer Lebenserfahrung in sich birgt — am frühesten Beachtung. Sprichwörtersammlungen besitzen wir aus den frühesten Epochen der Kulturgeschichte. Enthalten ja schon die „Sprüche Salomonis" unzweifelhaft vieles was ursprünglich volkstümliche Redensart und Sprichwort war. Aber während man in früheren Zeiten das Sprichwort vorzugsweise als Quelle der Volksweisheit betrachtete, sieht die heutige Wissenschaft darin zunächst eine Manifestation des Volksgeistes, und sich der vergleichenden Methode bedienend, ist sie bestrebt, vermittels des Sprichwortes das Gemeinsame und das Verschiedene in der Psychologie, in der Gefühls- und Denkweise der Völker zu ermitteln.

Für die Wissenschaft der vergleichenden Völker- und Volkskunde ist die Bernsteinische Bibliothek eine wichtige Quelle allerersten Ranges. Hier sind 161 verschiedene Volksgruppen vertreten, von der ersten und ältesten Kulturnation der Welt bis hinab zu den kleinen Völkerstämmen im Herzen von Afrika und Asien, die sich noch auf der primitivsten Stufe der Kultur befinden, und deren einziges geistiges Produkt — neben Lied und Sage — das Sprichwort ist. Der Besitzer der Bibliothek hat der Forschung einen höchst anerkennenswerten Dienst geleistet durch die Herausgabe seines Kataloges, einen Dienst, für den ihm alle auf dem weiten Gebiete der Volkskunde Arbeitenden nicht genug Dank wissen können. Der Katalog — zwei Bände Lexikonformat von zusammen 1200 Seiten — ist nicht nur in bibliographischer Beziehung, wegen der vollständigen Wiedergabe der Titel aller Bücher in der Urschrift, der grossen Präzision und der genauen Beschreibung aller Werke, eine Musterleistung, sondern bildet auch rein ästhetisch betrachtet, infolge seiner herrlichen, geradezu splendiden Ausstattung, wie sie nur ein für die Sache begeisterter Kenner und Feinschmecker herstellen konnte, ein das Auge erfreuendes Prachtstück. Besonders wichtig für die Geschichte des Buchdrucks und des Buchschmucks sind die überaus zahlreichen Reproduktionen von Titelblättern, Illustrationen, Kolophonen und Marken

[1]) Catalogue des livres parémiologiques composant la bibliothèque de Ignace Bernstein. Varsovie. De l'imprimerie W. Drugulin, à Lepsick. MDCCCC.

insonderheit älterer und seltener Druckwerke, an denen, wie auch an Inkunabeln, die Bernsteinische Bibliothek besonders reich ist.

Bücher, welche jüdische Sprichwörter betreffen, enthält die Bernsteinische Bibliothek zusammen 165, davon sind 126 hebräische, 35 jüdisch-deutsche und 4 spagnolische. Unter den hebräischen befinden sich die Sammlungen talmudischer und rabbinischer Sprüche. Einen besonderen Platz unter ihnen nehmen verschiedene Ausgaben und Uebersetzungen der Sprüche Salomonis und des Sirah-Buches ein. Dass nur 35 Schriften zur jüdisch-deutschen Parömiologie vorhanden sind — man darf nämlich getrost annehmen, dass die Bernsteinische Bibliothek alle vorhandenen besitzt —, ist ein Beweis, dass leider noch sehr wenig für die Volkskunde der Juden geschehen ist. Den ersten Rang unter diesen Schriften nimmt die von dem Besitzer der Bibliothek Ignaz Bernstein in den Jahren 1888 und 1889 in Warschau herausgegebene Sammlung von jüdischen Sprichwörtern in zwei Heften ein, die zuerst in Spektor's „Hausfreund" erschienen ist. Noch weniger jedoch haben die sephardischen Juden für die Sprichwörter in ihrer Sprache, dem sogenannten Lodino, gethan. Zwei von den vier vorhandenen Sammlungen hat Kayserling hergestellt. — Es wäre wohl interessant zu wissen, wie eine solche eigenartige Bibliothek entsteht. der Benutzer des Kataloges verspürt die Lust, etwas von den vielen grossen und kleinen Freuden und Leiden des Sammlers zu erfahren, dem er ein so bequem und übersichtlich ausgestattetes, genussreiches Werk verdankt. Doch verrät uns der Verfasser von all dem nichts. Er erzählt bloss in der Vorrede, die eingehend über Anlage und Benutzungsweise des Werkes belehrt, dass er im Verlaufe von fünfunddreissig Jahren alles ihm Zugängliche in den Bereich der Sprichwörter-Litteratur Gehörige zu sammeln bestrebt war, ohne Mühe, Zeit und Kosten zu sparen. Dass an diesen letzteren drei Dingen auch bei der Herstellung des Kataloges nicht gespart wurde, wird für den Leser immer klarer, je öfter er das Buch benutzt. Diese Bibliothek und ihr Katalog sind ein herrliches Denkmal unvergleichlichen Sammelfleisses und edler Opferwilligkeit im Dienste einer idealen Aufgabe.

משלי שלמה
אי פרוויר ביאי די שלמה
טרדוטי נואווימינטי דל לשון
הקדש אין ליננוה טוסקה
קון סומה דיליינצה:
פיר ל׳איצילינטי רבי חזקיה
ריאטי יצו:
נדפס שנת שעז לפק בבית
יואני קאיין
בויניציאה
במצות השרים המעולים
פייטרו ולורינצו בראגדין
Appresso i Clar. Sig. Pietro
e Lorenzo Bragadin.

Titelblatt einer italienischen Uebersetzung der Sprüche Salomonis in hebräischen Lettern gedruckt. Venedig 1617.

In der Bibliothek des Herrn Ignaz Bernstein in Warschau.



EIN DEUTSCHER GELEHRTER UEBER DAS JUEDISCHE VOLK.

Von Israel Abrahamsohn.

Unter dem Titel: „Volkstum und Weltmacht“ ist im Verlage von F. Bruckmann in München ein hervorragendes Werk aus der Feder von Prof. Albrecht Wirth erschienen. Die wissenschaftliche Bedeutung dieses Buches darzulegen, fühle ich mich nicht berufen, und dafür ist diese Zeitschrift auch nicht der geeignete Ort. Es sei mir nur gestattet darauf hinzuweisen, dass Prof. Wirth bei seinen Wanderungen durch die Weltgeschichte und bei seinen Ausblicken in die Zukunft auch beim jüdischen Volke verweilt und seiner Vergangenheit, Gegenwart und Zukunftssehnsucht Beachtung schenkt.

I.

Es kann Prof. Wirth, der selbst Arier ist, nicht übelgenommen werden, wenn er die Arier für die begabteste Rasse der Erde erklärt. Die Arier seien von schrankenlosem Reichtum der Anlagen; sie glichen dem sorglosen Siegfried, der heute als russiger Schmied den Hammer schwingt, morgen ein Königreich erobert und übermorgen das Königreich wieder verschenkt, gewiss, sobald er nur will, ein anderes dafür zu gewinnen.

Die semitischen Völker zeigten starren Willen und eigensüchtige Leidenschaft. Ihr Geist sei begabt, die Welt verstandesgemäss zu durchdringen und poetisch und religiös wiederzuspiegeln; dagegen seien sie den bildenden Künsten abgeneigt. Ihre Erfolge haben die Semiten nach Wirth ihrem stürmischen Temperament, mit dem sie ihre Eigenart rücksichtslos durchsetzen, und dem festen Glauben an ihre Vorrangstellung zu verdanken.

Dagegen können sie es nach des Verfassers Ansicht nicht zu dauerhaften Staatsgebilden bringen. Die Reiche der Karthager, der Juden und der Araber haben sich nur kurzer Blüteperioden erfreut.

Die Juden und die Chinesen bezeichnet Wirth als die beiden merkwürdigsten Völker der Erde. Die Juden sind ein Mischvolk und in ihrem heutigen Zustande so wenig semitisch, dass der semitische Araber ihnen überall instinktive Abneigung entgegenbringe.

Die Grundlage der jüdischen Rasse sind Mongolen und Semiten. Dazu kamen im Laufe der Zeit Hellenen, Adiabener, Falascha, Berber, Chazaren, Karaiten, Indogermanen. Den mongolischen und negroiden Einschlag weisen die Züge des jüdischen Antlitzes noch heute; unter den östlichen Juden trifft man wiederum fast germanische Erscheinungen.

Schon Renan hat, wie ich hier mir zu bemerken erlaube, in seinem Vortrage über das Judentum, der in Kolb's Kulturgeschichte der Menschheit, Bd. I, S. 123 ff. inhaltlich mitgeteilt ist, wie in seiner Geschichte des Volkes Israel hervorgehoben, dass das Judentum ein Asyl für die verschiedensten Volkselemente gebildet hat, die von der jüdischen Kultur angezogen und dann judaisiert wurden. Nach Wirth sind viele der heutigen Juden nicht mehr Söhne der Hebräer, wie die Byzantiner Nachkommen von Hellenen waren. Was sie zu Hebräern macht, ist ihr Gefühl.

Die Thatsache, dass die Juden trotz der Nackenschläge, die sie empfangen haben, nicht untergegangen sind, erklärt Wirth aus zwei Umständen. Die Juden haben es allein von den nichtarischen Völkern verstanden, als sie mit dem begabtesten arischen Volke, den Griechen, in Berührung kamen, westlicher Art standzuhalten und sich mit ihrem Geiste zu vereinen. Ferner waren sie, als mit Gewaltaktionen seitens der Römer gegen sie vorgegangen wurde, bereits derart erstarkt, dass sie nicht mehr tot zu machen waren. Völker und Kulturen, die bereits mehrere Jahrhunderte bestanden haben, können, wie Wirth hervorhebt, wohl zerfallen; aber durch Gewalt, und sei sie noch so gross, werden sie nur zu neuem, zäherem Leben erweckt, ein Ausspruch, der, wenn man ihn auf die Gegenwart anwendet, die trostvollsten Aspekte für die Zukunft eröffnet.

II.

Wirth sieht die Hauptfähigkeit der Juden darin, dass sie es verstehen, die Art anderer Völker sich anzupassen, ihnen ihre Fähigkeiten abzusehen und ihre Gegner mit ihren eigenen Waffen zu bekämpfen. Während die Chinesen das sesshafteste Volk sind, sich erobern lassen und den Eroberer unrettbar chinesieren, sind die Juden schon vor Zerstörung ihrer nationalen Selbstständigkeit in alle Teile der alten Welt hinausgezogen, haben die Sprachen der Völker ihres Aufenthalts erlernt und sind doch Juden geblieben. Je grösser das Theater der Weltgeschichte geworden ist, desto grösseren Umfang nahmen die Grenzen der jüdischen Wanderlust. Ueberall vertieften die Juden ihr Denken, bereicherten ihre Kultur, nahmen zu an Einfluss und Erfolgen. Im Altertum war Griechisch die Muttersprache der Juden, dann wurde es das Arabische, dann das Spanische; daneben blühte stets das Hebräische.

Seit die Juden in Deutschland erschienen sind, haben sie die deutsche Sprache angenommen und diese Sprache nach aller Welt propagiert.

Wirth erwähnt die Notiz eines deutschen Reisenden, der in den 70er Jahren des vergangenen Säculums Südafrika besuchte und erstaunt war „Jude“ und „Deutscher“ als gleichbedeutenden Begriff anzusehen.

Die Wanderungen der Juden wurden durch Katastrophen, die sie trafen, verstärkt, nicht hervorgerufen. Das gilt nach Wirth sowohl von der Diaspora über den römischen orbis terrarum, wie für die Ausbreitung der Juden in Russland, in Südafrika und Nordamerika.

Seitdem die Juden bis dahin vorgedrungen sind, wo Osten Westen und Westen Osten ist, seitdem sie die ostsibirischen Städte und die pacifische Küste Nordamerikas, die Inselwelt des grossen Ozeans und den australischen Kontinent bevölkern, haben sie den ganzen Erdball umkreist und können nicht gut weiter vordringen.

Wirth verkennt nicht, dass in diesem über den Erdball zerstreuten Israel eine Spaltung eintritt, die zur Scheidung zu führen droht. Er sieht ein Aufgeben ureigenster Kraft darin, dass die im geographischen wie im übertragenen Sinne, westlichen Juden die hebräische Sprache völlig aufgeben und sich damit den Weg zu den Quellen der Verjüngung verlegen, sich ein Sonderverständigungsmittel verscherzen. In dieser Beziehung stellt Wirth den Juden die Zigeuner voran, die überall als Volkssprache ihr Pandschab behalten haben. Ein Einigungsmittel erblickt Wirth im Zionismus.

III.

Die bisherigen Erfolge der Juden sind mit den Erfolgen ihrer Wirthsvölker verknüpft. Die Wahrheit dieses Ausspruches von Wirth lehren die Beispiele von Vergangenheit und Gegenwart. Derartige Erfolge, meint Wirth, sind ein Zeichen grosser Anpassungstüchtigkeit, aber auch grosser Abhängigkeit von fremder Kraft. Es ist ein Unglück für die Juden wie für die nichtjüdischen Völker, in deren Mitte sie leben, dass Israel keinen Heimatboden, kein eigenes Staatswesen hat. Dem Nichtjuden ist, wie Wirth zugesteht, nur der Jude ein willkommener Volksgenosse, der sein jüdisches Volkstum ganz aufgiebt, d. h. der jüdische Renegat. Dass die Juden, die ihr Volkstum inmitten der Wirthsvölker erhalten und stärken wollen, dies im bewussten oder unbewussten Kampfe gegen die umwohnenden Nachbarn thun müssen, dünkt Wirth ein tragisches Geschick für beide Teile.

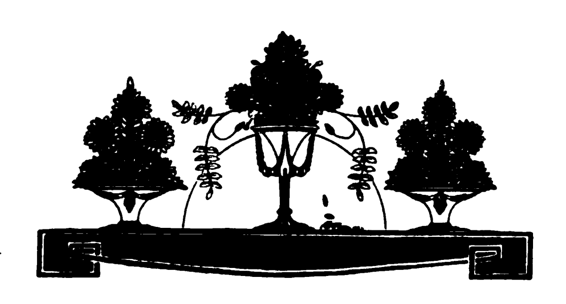
Symptome der Bestrebungen der Juden, aus dieser Scylla und Charybdis zu entkommen, sind, wie Wirth hervorhebt, die Kolonisation Argentiniens und Palästinas, sowie der Zionismus. Ueber die Kolonisation Argentiniens giebt Wirth kein Urteil ab, da die Nachrichten über die dort herrschende Situation zu widerspruchsvoll seien. An die Schaffung eines Nationalstaates durch den Zionismus glaubt er nicht. Indessen deucht ihm der Zionismus, der insofern seine Lebenskraft zeige, als die Zahl seiner Anhänger und Ortsgruppen beständig wachse, ... eine Bewegung, die das Judentum der ganzen Erde zu gemeinsamen Gesichtspunkten und zu gemeinsamem Handeln aufstacheln wolle, auch als bloss kulturelle Erscheinung merkwürdig genug und in den Folgen unabsehbar.

Dass Prof. Wirth sich insofern über den Zionismus falsch unterrichtet zeigt, als er ihn den „Glaubensbünden“, dem Panislamismus und Panbuddhismus anreiht, ist um so leichter zu entschuldigen, als es ja genug Juden giebt, die über und gegen den Zionismus reden, ohne ihn zu kennen. Mit dem Geschwätz solcher Leute hat das ernstgemeinte Referat des deutschen Gelehrten natürlich nicht das geringste gemein; indessen dürfte sein Irrtum durch falsche jüdische Information herbeigeführt sein.

• • •

Wenn Prof. Wirth schliesst, dass auch ein rein kultureller, auch ein religiöser Gedanke nur Erfolg haben kann, wenn er von realer, von staatlicher Macht getragen wird, so erlaube ich mir, dem in aller Bescheidenheit zu widersprechen. Ich will mich natürlich nicht mit einem so berühmten Gelehrten in eine Kontroverse darüber einlassen, ob die jüdische Zukunftssehnsucht Aussicht auf Erfolg hat oder nicht. Mit Worten lässt sich trefflich streiten, wem aber die Thatsachen Recht geben werden, kann sich doch erst in Jahrhunderten offenbaren. Aber auch, wenn das, was ein anderer deutscher Gelehrter in einem in der „Zukunft“ erschienenen Aufsatze, dessen Titel mir entfallen ist, sagt, richtig ist, dass die Juden nach Palästina gelangen werden, um dort zu sterben, so ist der Tod in der Heimat doch besser als das Leben in der Fremde.

Ich halte es mit dem Satze Hegel's, dass alles, was geschieht, vernünftig ist. Dass der Zionismus mit elementarer Kraft in allen Ländern der Erde hervorgebrochen ist, und auch da, wo die Juden vom Antisemitismus nicht oder wenig zu leiden haben, ist ein Zeichen dafür, dass die Bewegung nicht nur kulturell merkwürdig, sondern auch vernünftig genug ist.



DAS JUDENTUM UND SEINE GESCHICHTE

Von Dr. S. Bernfeld.

I.

Das jüdische Volk ist eines der ältesten Kulturvölker der Erde, und, seinem hohen Alter entsprechend, reicht auch seine Geschichte sehr weit zurück. Wie die jüdische Geschichte so reich an grossen und erschütternden Ereignissen ist, die den Kenner im höchsten Grade fesseln und interessieren, so ist auch die Geschichte der jüdischen Geschichte ein überaus interessantes Kapitel aus der Kulturgeschichte der Menschheit. In dem Verhältnis der jüdischen Geschichte zu der allgemeinen spiegelt sich auch das Verhältnis Israels zu den anderen Nationen ab.

Die Uranfänge der israelitischen Geschichte sind, ähnlich wie bei den anderen Völkern, in den Heldenliedern zu suchen. Auch bei den Israeliten ist die Poesie älter als die Prosa, wenn man von schriftlichen Aufzeichnungen in litterarischer Form sprechen will. Die Heldenlieder waren später in einem Buche gesammelt, dessen die älteren jüdischen Geschichtsbücher Erwähnung thun (Josua 10, 13 und 2. Samuel 1, 18); es hiess das Buch „Hajaschar". Ebenso gab es eine Liedersammlung, die sich mit den Kämpfen Israels bei der Eroberung Palästinas beschäftigte; es hiess „das Buch der Kriege des Herrn" und wird im 4. Buch Moses 21, 14 citiert. Ein hohes Alter hat auch das bekannte „Deboralied" (im Buche der Richter, Kapitel 5) aufzuweisen. All diese Lieder bildeten in der ältesten Zeitepoche die einzige Geschichtsquelle, zu der erst später die Chroniken und sonstige schriftliche Aufzeichnungen kamen. Dies letztere setzt bereits einen gewissen Kulturgrad voraus, der an die Sesshaftigkeit des Volkes geknüpft ist.

In späterer Zeit bildete sich im israelitischen Volke die Geschichtsschreibung im künstlerischen und wissenschaftlichen Sinne aus. Abgesehen von der geschichtlichen Darstellung, die wir in den fünf Büchern Moses (in der Thora) besitzen, beginnend mit der Weltschöpfung und abschliessend mit dem Zeitpunkt des Ablebens Moses, haben wir im biblischen Schrifttum geschichtliche Bücher von hohem Wert, deren künstlerische Schönheit wir nicht genug bewundern können. Das Buch Josua, das sich als eine Fortsetzung der Thora giebt, enthält einige Kapitel, deren geschichtlicher Inhalt uns durch die Darstellung fesselt. Im grossen und ganzen ist aber der Wert dieses Buches in seinem reichen historischen und zum Teil auch sprachlichen Material zu suchen. Denn abgesehen von den Aufzeichnungen über Beginn und Fortgang der Eroberungszüge finden wir in Josua eine sehr interessante geographische Schilderung Palästinas. Dass diese Partien uralt sind, wird jeder Kenner des Hebräischen leicht herausfinden. Es interessiert uns nun im hohen Grade, all die geographischen Ausdrücke und Bezeichnungen, die uns sonst in keinem Buche des biblischen Schrifttums erhalten sind, kennen zu lernen.

Eines der schönsten geschichtlichen Bücher der Bibel, vielleicht das schönste, ist das Buch der „Richter", das uns in kurzen, aber präzisen und überaus klaren Zügen die Geschichte des israelitischen Volkes während der Richterepoche, vom Ableben Josua's bis zu der Einsetzung des Königtums, vorführt. Der Verfasser dieses Buches war ein Künstler, bei dem man nicht weiss, welche seiner Fähigkeiten die grösste Bewunderung verdient. Die Ereignisse werden, jedes für sich, in einem Bilde von genauer Umgrenzung geschildert; die Sprache ist einfach und doch ungemein fesselnd; die Darstellungsweise klar, abgerundet und anziehend. Man darf das Buch als eine Sammlung höchst gelungener Geschichtsbilder bezeichnen. Abgesehen von dem geschichtlichen Wert dieses Buches, wird es stets allen Kennern des Hebräischen durch seine sprachlichen Schönheiten als ein Musterbild der hebräischen Prosa dienen. Der Ton ist durchweg ernst, aber nicht ohne einen gewissen Sarkasmus, der mehr in der Schilderung der Ereignisse als in der Sprache zu finden ist. Der Verfasser scherzt nicht, deklamiert aber auch nicht in Bezug auf die Lehre der Geschichte. Sein Standpunkt ist der des gesunden geschichtlichen Pragmatismus, der sich aber von selbst ergiebt. Israel ist immer glücklich, so lange es seinem nationalen Wesen treu bleibt, und gerät immer in Gefahr, wenn es von seinem Glauben abfällt. Aber man sieht es dem Verfasser an, dass er nicht durch die Gruppierung der geschichtlichen Ereignisse diese Moral lehren wollte; sie ergiebt sich von selbst. Seine Darstellung von dem Götzendienst im Hause Micha's in Ephraim und von der Entführung dieses „Gottes" ist höchst ergötzlich, eine Perle echten Humors. Hingegen ist die Schilderung der abscheulichen That in Geba und des infolge dieses Vorganges entstandenen Bruderkrieges ebenso ernst wie ergreifend.

Viel mannigfaltiger ist das Buch Samuel, das äusserlich an das Buch der Richter anknüpft, aber von ihm in Form und Wesen sehr verschieden ist. Der Verfasser dieses Buches hat offenbar aus älteren Quellen geschöpft und geschichtliche Darstellungen in sein Buch aufgenommen. Sein Verhältnis zum Verfasser des Buches der Richter ist etwa wie das eines grossen Historikers zu einem Dichter. Im Buche Samuel finden wir bei weitem nicht jene künstlerische Form, wie wir sie im Buche der Richter bewundern; aber seine Vorzüge sind in dem reichen kulturgeschichtlichen Material zu suchen, das da mit grosser Sorgfalt zusammengestellt ist. Das Buch Samuel ist etwa dreimal so

gross wie das Buch der Richter, und während letzteres einen Zeitraum von etwa dreihundert Jahren umfasst, der noch dazu reich an kriegerischen Ereignissen war, befasst sich das Buch Samuel mit der Geschichte zweier Generationen, mit den Begebenheiten, die sich in etwa achtzig Jahren abspielten. Natürlich konnte der Verfasser viel ausführlicher sein. Er bietet uns nicht, wie das Buch der Richter, eine Sammlung von Geschichtsbildern, deren jedes einzelne ein Kunstwerk ist, sondern eine Geschichte im Zusammenhange. Die erzählten Dinge sind unstreitbar sehr interessant, die Schilderung lebhaft und anziehend und, was die vorzüglichste Seite dieses Buches ist, kulturhistorisch treu. Der Verfasser liebt es oft, einzelne Episoden in der ursprünglichen Fassung wiederzugeben; er gebraucht dabei ältere Ausdrücke, die er in Parenthese-Sätzen erläutert.

Wie schön ist z. B. die Darstellung, wie Saul zum Königtum gelangt ist. Da wird berichtet, wie dieser junge und schöne Hofbesitzerssohn mit einem der Burschen ausgeht, um verlaufene Eselinnen zu suchen und nun auf den Rat seines Begleiters den „Seher", d. h. den Propheten Samuel besuchen will. Beide kommen in die Stadt, wo sich der Prophet aufhielt, und fragen bei den jungen Mädchen, die Wasser holen sollten, nach der Wohnung des „Sehers". Die jungen Mädchen, höchlich verwirrt über das Erscheinen der beiden Fremden, von denen der junge, schöne und hochgewachsene Hofbesitzerssohn in so manchem Herzen Eroberungen gemacht haben dürfte, überhasten sich in der Antwort, schwatzen von Dingen, über die sie gar nicht gefragt worden sind, mit grosser Ausführlichkeit und sind in diesem Geplauder allerliebst. Diese hübsche Szene giebt der Verfasser in seiner ganzen epischen Breite wieder, und so ist uns eins der schönsten Stücke altisraelitischer Erzählungskunst erhalten geblieben.

Der Verfasser ist aber nicht nur ein Meister in der Kleinmalerei, er versteht es auch vortrefflich, grosse und erschütternde Begebenheiten ernst und umfassend zu schildern. In der Wahl der stilistischen Form ist er immer sehr glücklich. So wenn er z. B. den langwierigen Kampf zwischen dem unglücklichen Saul und zwischen dem jungen David erzählt, wie sich zuerst der Argwohn im Herzen des kranken Königs gegen David festgesetzt, wie die Misshelligkeiten zwischen beiden ausbrachen und in der Folge zu einer erbitterten Fehde führen. Darauf das Verhältnis Jonathan's, dieses edlen Jünglings, der weder Neid noch gekränkte Eitelkeit kennt und sich mit fast beispielloser Uneigennützigkeit seinem Freunde anschliesst, also das Verhältnis Jonathan's zu seinem Vater einerseits und zu dem von ihm bewunderten Freund andererseits. Dann die Irrfahrten der flüchtig gewordenen Helden und am Ende den Heldentod Saul's und seiner älteren Söhne! Von derselben packenden Wirkung ist auch der Kampf Absalom's gegen seinen Vater. Entsprechend dem Bilde trauriger Verkommenheit von der einen Seite und dem der nie versiegenden Vaterliebe von der anderen, ist auch die Schilderung in der Form spannender, die ganze Aufregung der Zeit wiedergebend. Man sieht, dass der Verfasser auf seiner Palette einen grossen Reichtum an Farben hatte und sich auf die Mischung und Anwendung meisterhaft verstand.

An das Buch Samuel reiht sich im biblischen Schrifttum das Buch der Könige, das sich auch geschichtlich als eine Fortsetzung der vorangegangenen Bücher giebt. Auch zwischen diesen beiden geschichtlichen Büchern ist ein grosser Unterschied vorhanden. Man sieht, dass die geschichtliche Darstellung immer ernster und wissenschaftlicher wird, natürlich auf Kosten der künstlerischen Form. Welch ein Unterschied zwischen dem Buch der Richter und dem der Könige! Das letztere ist unbedingt sehr wertvoll, aber es steht auf einem ganz anderen Standpunkt. Die Form ist schön, ja vorzüglich, aber der Verfasser hat auf die Form bei weitem nicht mehr das Hauptgewicht gelegt. Hier handelt es sich um geschichtliche Wahrheiten, um grosse und höchst wichtige nationale Fragen. Die Zeiten der kindlichen Naivität, der dichterischen Unmittelbarkeit waren vorüber. Die Nation wird von grossen Sorgen gequält, der Kampf ist ein ernster, und, was die Hauptsache ist, die politische Reflexion nimmt überhand. Es wird um die Suprematie in Israel gestritten. Wer wird die Vormacht bilden? Das alte Ephraim oder das jung aufstrebende Juda? Der Nord oder der Süd? Wer die Geschichte Deutschlands mit Aufmerksamkeit verfolgt, namentlich den Kampf zwischen der alten Vormacht Oesterreich und dem jungen, mächtig aufstrebenden Preussen, wird darin ein Gegenstück zu den politischen Vorgängen in Palästina finden.

Solche politischen Ereignisse können nicht wie die Kulturbilder der älteren Geschichtswerke geschildert werden. Der Verfasser bemüht sich augenscheinlich, unbefangen zu bleiben, er ist es auch in vielfacher Hinsicht, aber er kann doch nicht seinen Unmut über manche Vorgänge unterdrücken. Man muss die Unparteilichkeit des Verfassers bewundern, der doch offenbar auf dem judäischen Standpunkt stand und den Abfall Ephraim's entschieden missbilligte, und doch verschwieg er weder die in Verschwendung ausartende Prachtliebe des Königs Salomo, die ihn zur Bedrückung des Volkes, ja zum Abfall vom nationalen Glauben verleitete, noch den knabenhaften, höchst thörichten Trotz seines Sohnes Rehabeam, der auf die gerechten Klagen des Volkes eine ebenso strafwürdige wie unpassende Antwort gab und so die nationale Spaltung besiegelte. Ueberhaupt wird der Verfasser auch den guten Eigenschaften des ephraimitischen Königtums gerecht; er ist keineswegs ein beschränkter Kopf, dessen Urteilskraft nicht die engen Grenzen der eigenen Heimat übersteigt. Mit derselben Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit erzählt er auch die Fehler und Laster des judäischen Königshauses, der nationalen davidischen Dynastie.

Das Buch der Könige schliesst mit dem schmerzlichsten Ereignis der altisraelitischen Geschichte, mit dem Untergange beider Reiche. So lange haben sie sich gegenseitig selbstmörderisch zerfleischt, bis sie beide die Beute der Eroberer wurden; Samaria wurde vom assyrischen König, Jerusalem vom babylonischen erobert. Die Blüte des israelitischen Volkes wurde in die Fremde geschleppt.

Das Buch der Könige ist von grossem wissenschaftlichen Wert; es giebt sich ausdrücklich als einen Auszug aus älteren Werken, vornehmlich aus den Chroniken beider Reiche. Ein sittlicher, tief religiöser Ernst durchweht das Ganze; aber der Verfasser ist doch im grossen und ganzen politisch; er rechnet mit den natürlichen Vorgängen und Zeitereignissen. Die geschichtliche Auffassung entspricht den Anschauungen eines gereiften Mannes, der wohl im Leben der Völker ein höheres, göttliches Walten erblickt, aber keineswegs in allen Vorgängen Wunder sucht. Die göttliche Vorsehung greift nicht unberechenbar ein, sondern sie offenbart sich in der notwendigen Verkettung der Thatsachen; in dem Bösen liegen die Keime der Strafe, die nicht ausbleiben kann. In diesem Sinne wird auch ein moderner Historiker die Geschichte darstellen, wenn er Verständnis für das Göttliche in der Geschichte hat. Wenn nicht in dem Leben des Einzelnen, so offenbart sich doch gewiss im Leben der Völker der befreiende Gedanke der Gerechtigkeit und des gerechten Waltens einer sittlichen Ordnung. Die Geschichte lehrt Moral.

Auch sprachlich und in der Gruppierung der Thatsachen ist das Buch der Könige sehr gelungen, es gehört somit zu den besten geschichtlichen Werken der Weltlitteratur. Natürlich wird man an ihn nicht den Massstab der modernen historischen Kritik legen, die jenem Zeitalter fremd war. Wie gesagt, liegt dieser hohe Wert in seiner Auffassung, in seinem ethischen Gehalt, in dem Streben nach Wahrheit und Gerechtigkeit.

Viel jünger sind die historischen Bücher, die in der dritten Gruppe der biblischen Sammlung enthalten sind; wir meinen die Bücher der Chronik und Esra-Nehemia. Erstere rekapitulieren bekanntlich die älteren Geschichtsbücher in aller Kürze, ergänzen sie aber gleichzeitig, insbesondere bezüglich der Geschichte des davidischen Königshauses und der Tempelordnung in Jerusalem. Nach dieser Richtung hin enthalten die Bücher der Chronik viel schätzenswertes Material, hingegen können sie in Bezug auf litterarische Form und Darstellung keineswegs den Vergleich mit den älteren Geschichtswerken aushalten. Auch die Sprache ist minder sorgfältig gefeilt, wie überhaupt diese Bücher einer Epoche angehören, in der das goldene Zeitalter der hebräischen Litteratur längst aufgehört hatte. Die Bücher Esra-Nehemia schliessen sich in der Form der Chronik an, enthalten ebenfalls viele wichtige Aufzeichnungen; ausserdem finden wir da eine interessante Darstellung der aufregenden Kämpfe, die sich in Judäa unter der Landpflegerschaft Nehemia's abgespielt haben: die Auflösung der Mischehen und die endgültige Restauration des Judentums.

Ausser den geschichtlichen Büchern in der Bibel besitzen wir auch solche in den sogenannten Apokryphen, deren Entfernung aus der Sammlung des biblischen Schrifttums auf verschiedene Gründe zurückzuführen ist. Eines der besten Geschichtsbücher, das man ganz gut an die Seite der älteren Bücher der Bibel stellen dürfte, ist unstreitig das 1. Makkabäerbuch. Es enthält die Geschichte des jüdischen Volkes seit dem Anfange der griechischen Herrschaft bis zur Ermordung des Hasmonäerfürsten Simon. Die älteren Ereignisse von dem Siegeszuge Alexanders des Grossen in Asien bis zur Zeit der Makkabäerkämpfe werden in aller Kürze erzählt; hingegen wird das Buch mit dem Zeitpunkt der Erhebung Matatia's und der Treuen in Israel ausführlicher. Die Kämpfe des Juda Makkabäus, dessen Siege und die Wiederherstellung des israelitischen Gottesdienstes im Heiligtum zu Jerusalem, sowie die weiteren Kämpfe der Hasmonäer und das Treiben der hellenistisch gesinnten Judäer werden da mit grosser Klarheit und Anschaulichkeit geschildert.

Das hebräische Original dieses Buches — denn dass es ursprünglich hebräisch geschrieben war, unterliegt keinem Zweifel — ist leider in der Folge verloren gegangen. Wir besitzen die griechische Uebersetzung, aus der die Rückübersetzung ins Hebräische bereits einige Mal unternommen worden ist. Der Verlust der hebräischen Urschrift ist sehr zu bedauern, da wir es mit einem Buche von grossem Wert und von schöner Darstellungsweise zu thun haben. Auch das 1. Makkabäerbuch ist vom Geist der wahren Frömmigkeit und des Gottvertrauens durchweht; aber nichtsdestoweniger ist die geschichtliche Darstellung eine weltliche, d. h. der Verfasser lässt nicht ohne weiteres Wunder eingreifen, sondern vielmehr die Ereignisse sich nach der natürlichen Entwickelung der Dinge abspielen. Das Walten der göttlichen Vorsehung zeigt sich in der allgemeinen Gestaltung der Geschichte, in dem Siege der gerechten Sache und in der ausgleichenden Gerechtigkeit. Ein moderner Bibelforscher fasst sein Urteil über dies vorzügliche und sehr lesenswerte Buch in die Sätze zusammen:

„Ueber den geschichtlichen Wert des 1. Makkabäerbuches ist von jeher sehr günstig geurteilt worden. In der That befleissigt sich der Erzähler einer nüchternen, von der Ruhmredigkeit und Wundersucht freien Darstellung, und unterscheidet sich namentlich im letzteren Punkte vorteilhaft von dem Verfasser des 2. Makkabäerbuches."

Indem wir das Urteil über den Verfasser des 2. Makkabäerbuches als vollauf berechtigt erklären, können wir unsere Darstellung über die Geschichtsdarstellung in dem biblischen und apokryphen Schrifttum schliessen.

* * *

Mit dem Zeitpunkte, wo uns die biblischen Historiker verlassen, reisst der Faden der jüdischen Geschichte ab. Wir sind daher dem bedeutenden jüdischen Geschichtsschreiber Joseph b. Matatja, besser unter dem Namen Flavius Josephus bekannt, grossen Dank dafür schuldig, dass er in seinen ausgezeichneten Werken ein Bild der jüdischen Geschichte von der Makkabäerzeit bis nach der Zerstörung Jerusalems durch Titus bietet. Die Persönlichkeit Flavius Josephus ist überaus interessant, und wir wollen hier sein Lebensbild, allerdings in möglichster Kürze, vorführen. Er wurde im Jahre 37 in Jerusalem als Sprössling einer priesterlichen Familie geboren; mütterlicherseits stammte er von dem Hasmonäergeschlecht ab. Er erhielt eine sorgfältige Erziehung, wie sie damals in den vornehmen jüdischen Familien üblich war. Im Jahre 63, also im Alter von sechsundzwanzig Jahren, begab er sich nach Rom, um bei den dortigen Machthabern für in Haft genommene jüdische Gelehrte Fürsprache einzulegen. Dort machte er die Bekanntschaft der Kaiserin Poppäa, der Gemahlin Nero's, die ihm ihr Wohlwollen zuwandte. Sein Bemühen wurde von Erfolg gekrönt. Bald nach seiner Rückkehr in die Heimat brach der Aufstand gegen die römische Herrschaft aus, nachdem das jüdische Volk müde geworden war, die ewigen Erpressungen und die brutale Verhöhnung durch die Landpfleger zu ertragen. Josephus bemühte sich zwar, das Volk vor jeder Ausschreitung zu warnen; nicht umsonst war er in Rom gewesen, wo er den Umfang der römischen Weltmacht aus eigner Anschauung kennen gelernt hatte. Als aber trotz seiner Bemühung der Aufstand doch ausbrach, liess er sich den Oberbefehl über die wichtigste Armee, über die galiläische, übertragen. Im ersten Stadium des Nationalkrieges liess sich das Volk noch die Führerschaft der Aristokratie gefallen.

Josephus war an sich kein geeigneter Feldherr, da ihm vor allem der persönliche Mut fehlte, auch mangelte ihm von vornherein jedes Vertrauen, ja jede Begeisterung für die nationale Sache. Er war von Natur eitel, und wahrscheinlich nur deshalb hatte er sich um die hohe Stellung in Galiläa beworben. Als er in seine Provinz kam, geriet er sogleich in einen harten Konflikt mit den hochgestimmten Patrioten, insbesondere mit dem edlen, uneigennützigen und todesmutigen Johannes von Giskala. Diese Leute misstrauten ihm sehr, da sie ihn in Verdacht hielten, es heimlich zu Agrippa II. und den anderen Römlingen zu halten. Es entstanden heftige Reibungen, durch welche die nationalen Kräfte nutzlos vergeudet wurden. Die Provinz Galiläa wurde dadurch fast ohne Mühe den Römern in die Hände gespielt; damit war auch das Schicksal des judäischen Aufstandes, bei dem so viel edles Blut vergeblich geflossen war, endgültig besiegelt. In seiner geschichtlichen Darstellung des Krieges hat Josephus noch dazu die besten Patrioten mit Verleumdungen überschüttet.

Als die wichtige galiläische Festung Jotapata den Römern in die Hände fiel, beschworen die besiegten Helden den Feldherrn, sich nicht lebend in die Hände der Sieger zu liefern. Sie wollten alle freiwillig sterben, um wenigstens zu der Niederlage nicht noch die Schmach der Feigheit zu fügen. Josephus wagte nicht, offen den Leuten entgegen zu treten, vielmehr ging er scheinbar auf den Vorschlag ein, wusste aber die Sache so geschickt zu wenden, dass er einer der letzten blieb, wonach er doch zu den Römern überging. Mit Recht hat Ewald den Ausspruch gethan, dass die That an sich vielleicht nicht so hässlich ist, wie die Art und Weise, in der er sich ihrer rühmt. Jedenfalls lud er auf sich dadurch den Verdacht seiner Volksgenossen, dass er von den Cäsaren Gunstbezeugungen annahm. Indessen muss zu seiner Ehrenrettung hervorgehoben werden, dass er stets bemüht war, seinen Einfluss zu Gunsten seiner unglücklichen Landsleute zu verwenden. Er starb in Rom nach dem Jahre 93. Seine letzten Lebensschicksale sind unbekannt.

Nach dem Kriege beschäftigte sich Josephus ausschliesslich mit litterarischen Arbeiten. Zuerst schrieb er die Geschichte des jüdischen Krieges in sieben Büchern. Das Buch wurde ursprünglich hebräisch oder vielleicht aramäisch (syro-chaldäisch) geschrieben, nachher aber für die heidnische Welt griechisch. Die hebräische Schrift ist in der Folge verloren gegangen. Hingegen fand die griechische Bearbeitung grossen Anklang. In der Einleitung dieses Buches hebt Josephus hervor, man behaupte vielfach, die Juden hätten sich nicht mit genügendem Mute geschlagen, sie wären leicht überwunden worden. Das sei nicht der Fall, und um dies zu beweisen, schreibe er die Geschichte des Krieges. Diese Tendenz gefiel auch den römischen Machthabern, denn sonst wäre es für das grosse Rom doch gewiss keine Ehre gewesen, sich vier volle Jahre mit diesem kleinen Volke herumgeschlagen zu haben. Um die Ursachen des Aufstandes den Lesern verständlich zu machen, greift Josephus in die frühere Zeit zurück.

Später machte er sich an eine noch grössere und dankenswertere Arbeit, an die Darstellung der jüdischen Altertümer, — welches Geschichtswerk er in zwanzig Büchern schrieb. Er begann mit der Weltschöpfung und bearbeitete die biblische Geschichte, allerdings nach der griechischen Uebersetzung der Bibel, und wurde dann bei der Geschichte der Hasmonäer und der Herodäer ausführlicher. Bei diesem Werk benutzte er manche Vorarbeit, insbesondere die Königsgeschichte des heidnischen Freundes Herodes', des Nikolaus von Damaskus. Die Tendenz dieser umfangreichen und verdienstvollen Arbeit war, der heidnischen Welt Achtung vor der Vergangenheit Israels beizubringen. Ausserdem schrieb er noch eine Schutzschrift für das Judentum gegen den Alexandriner Apion, einen Judenfresser im Stile eines Revolverjournalisten unserer Tage, und eine „Selbstbibliographie".

Wollen wir den Wert dieser litterarischen Schöpfungen richtig einschätzen, so werden wir uns

stets vor Augen halten müssen, welches unermessliche geschichtliche Material uns sonst verloren gegangen wäre. Wir brauchen nur auf die Zeit der Perserherrschaft zu verweisen, die in der jüdischen Geschichte eine Lücke bildet. Aber selbst von diesem Gesichtspunkt abgesehen, ist es gewiss nicht richtig, die Animosität gegen die Person Josephus, die an sich ebenfalls übertrieben ist, auf dessen Schriften zu übertragen. Wir haben es mit historischen Büchern von hoher Bedeutung zu thun, die auch wegen ihrer übersichtlichen Darstellung und anziehenden Schreibweise recht wertvoll sind. Freilich haben sie ihren eigentlichen Zweck nicht erfüllt, und wiederum war es Ewald, der sehr treffend bemerkte, dass der Judenhass in der heidnischen Welt mit jenem Zeitpunkte, wo die Juden ihre Geschichte und ihr religiöses Schrifttum den Aussenstehenden zugänglich gemacht haben, erst recht begann. Aber wenn auch die Geschichtsbücher des Josephus nicht den von dem Verfasser erstrebten Zweck erfüllt haben, so hat er sich doch durch sie unsterblich gemacht. Dieser Schriften wegen wird man ihm seine sonstigen Fehler und Schwächen verzeihen. In die Weltlitteratur hat sich die jüdische Geschichte überaus würdig eingeführt.





Ein jüdischer Cheder (Schule) in Buchara.

Ein Lehrer mit seinen Schülern.

(Nach einer Original-Photographie.)

EINE WUNDERBARE RETTUNG.

Aus dem Nachlass Gustav Kühne's mitgeteilt von Dr. Adolph Kohut.

Der geneigte Leser folge mir in die Lagunen- und Felsenstadt Genua vor 300 Jahren, und zwar in jene Gassen, welche durch wiederholte Erdbeben in Trümmer gestürzt sind. Eine alte Satzung der Republik bestimmte die Schauplätze solcher Verwüstungen zu einem Zufluchtsort für die Kinder Israel. Dort bauten sie ihre Ghetti, ohne sich vor den entfesselten Elementen zu fürchten. Sie bebten nur vor den Menschen, aber vor Gottes Hand hatten sie keine Angst. Wenn man über Schutt und Geröll die toten Gassen hinaufstieg, sassen und hingen die Söhne und Töchter Judae an den halbzerstörten Mauern und Dächern, einige wie friedliche Schwalben am Gebälk, andere mitten im pestartigen Schmutz.

Es war an einem dunklen Abend. Am Bollwerk des alten Hafens in der Nähe der Bucht herrschte ein reges Leben und Treiben, das Volk der Schiffer und Fischer trieb dort sein Wesen. Paarweise hielten sie Leinen in Händen, die im Winkel des Golfs von einem Ufer zum andern reichen. In der Mitte derselben hing der Angelhaken, den sie dicht hinter der Brandung in die ruhige, flache Stelle des Wassers senkten; wenn sie die Leine in die Höhe schnellten und eine tüchtige Seebarbe in freier Luft am Haken zappelte, so war auch noch das Triumphgeschrei der Zuschauer ihr sicherer Lohn.

Soeben hatten zwei Fischerknaben, die keckston unter den Anglern, beim Schwingen der Leine das Gleichgewicht verloren und waren von der Klippe in die Bucht gestürzt. Ihr Hilferuf erstarb im Geräusch der Brandung. Schnell genug war das Ufer von Fackeln erhellt, aber erst nach beträchtlicher Weile gab der Schlund seine Opfer wieder. Die Männer trugen die erstarrten Körper ans Land, schüttelten und stülpten sie kopfüber; zwei Weiber stürzten sich mit dem Schrei der Verzweiflung auf die entseelten Leiber ihrer Söhne.

Angst und Entsetzen hatte sich aller Anwesenden bemächtigt, bis endlich eine Stimme das laute Getümmel und Geschrei durchdrang. „Ruft den gelehrten Juden herbei, den Rabbi!" lautete der Ruf, „dort oben haust er in dem alten Eulennest, das sich an den Berg klammert."

„Tragt unsere Buben zu ihm hinauf!" schrien die Mütter, „ehe der Alte herunterkommt, ist es zu spät."

Rasch waren die Körper der beiden Knaben — man konnte sie vielleicht schon Leichen nennen — auf die Schultern der Männer gehoben. Der ganze Zug setzte sich die Felsengasse hinauf in Bewegung. Wie aus einem dumpfen Kessel ertönte das wilde Gewirr, das Geheul der Weiber, das Geschrei der Kinder aus der engen Schlucht herunter.

Vor einem halb zerstörten Hause machte man Halt.

Aus einer Mauerspalte, die, mit zerbrochenem Glas und Oelpapier versetzt, ein Fenster bildete, drang ein sparsames Licht hervor. Der Bewohner der Höhle war also daheim. Man hielt sich nicht damit auf, an die versperrte Thür zu klopfen und auf ihr Oeffnen zu warten, denn ohnedies genügten einige wenige Faustschläge, um die morschen Bretter, die den Eingang wehrten, zu zertrümmern.

„Her mit dem Rabbi, heraus mit dem Juden," schrie der tobende Haufe in der Gasse. —

Die Träger drängten sich mit ihrer Last durch die schmale Oeffnung in das Innere.

Aus dem Winkel, ein spärliches Licht in der Hand, den Talar mit der anderen fest um die Brust geschlungen, erhob sich die kleine, dünne und dunkle Gestalt eines Mannes. Eine alte russige Frau, die neben ihm am Boden gekauert, suchte auf dem Herde einen Spahn Holz zurecht, zündete ihn an und drückte den auflodernden Brand in die Mauerspalte. Die Höhle war nun hell. Es war Rabbi Eleasar, der Wunderrabbi, dem allerlei geheimnisvolle Zauberkünste zugeschrieben wurden.

Das ganze armselige Zimmer war nun von dem lärmenden Schwarm angefüllt, während die, welche der Raum nicht fasste, das Dach des Hauses zu ersteigen Miene machten, um zerstörend und verwüstend von obenher sich Eingang zu verschaffen.

„Es ist ein Weiser aus dem Orient!" schrie die verworrene Menge. „Er versteht sich auf die schwarze Kunst! Er lasse sehen, ob seine Zaubereien gut genug sind für Christenkinder!"

Die beiden Körper der Knaben hatte man ihm zu Füssen gebettet.

Der Rabbi schien schon daran gewöhnt zu sein, dass man ihn so stürmisch um Hilfe anging. Ein stummer Wink von ihm genügte schon, die Alte in Thätigkeit zu setzen, damit sogleich das Nächste und Nötigste geschah. Die zwei entseelten Körper lagen in wärmende Decken gehüllt am Boden. Rabbi Eleasar kniete nieder und rieb die starren Glieder, während andere mit wollenen Tüchern behilflich waren — aber es war alles vergeblich. Kein Puls wollte schlagen, kein Atemzug sich regen. Auf die Stille, welche unterdessen unter der lauschenden Menge herrschte, erfolgte von neuem ein dumpfes Gemurmel. Statt der bisherigen Bitten, Erwartungen und Hoffnungen wurden nun drohende Stimmen laut.

Der alte Rabbi sass still am Boden, starrte den

Toten ins Gesicht, befühlte ihre Herzgrube und schüttelte leise das Haupt. Plötzlich sprang er auf, fuchtelte mit seltsamen Gebärden im Zimmer herum und streckte beide Hände gen Himmel. „Lasst mich allein mit den Knaben!“ schrie er laut. „Menschenkunst reicht hier nicht mehr aus. Gott, der alleinige Gott, nur kann helfen!“

Ein plötzlicher Entschluss schien in ihm zu reifen. Er trieb den ganzen Schwarm aus dem Zimmer hinaus. Niemand wagte sich ihm zu widersetzen, so stürmisch und leidenschaftlich drang er auf alle ein. Auch die Alte musste weichen, und schon hatte er den Thüreingang mit Stühlen und Brettern versperrt, als er plötzlich unter der Menge den ihm bekannten Prior des nahen Klosters wahrnahm. Einen Augenblick schien er Lust zu haben, auch diesen zu vertreiben, aber die Hast und Angst, die ihn befiel, gestattete ihm keinen weiteren Verzug. Er holte allerlei Gerätschaften herbei, warf sich plötzlich wie sinnlos zu Boden, drückte die Stirn auf die Diele, schrie und jammerte wie in letzter Todesqual. Dann sprang er zu dem Pult im Winkel, blickte in das aufgeschlagene Buch und warf sich von neuem singend und heulend über die beiden Leichen, küsste ihre Stirn, hauchte ihre Herzgrube und bestrich die starren Glieder mit einem feinen eisernen Stäbchen, vom Wirbel herab bis zu den Fussspitzen „O mein Schöpfer,“ rief er Atem holend und die hellen Tropfen auf der Stirn trocknend, „es sind ihrer zwei und ich bin hier allein, allein mit meinem Gott!“

Plötzlich stierte er den Prior an. Es war ein minutenlanges Schweigen, während draussen das Gemurmel des Volkes sich von neuem wie eine heranwachsende Flut erhob.

„Bete mit mir,“ schrie der Rabbi in höchster Angst, „Du bist kein Sohn Abrahams, aber bete zu Deinem Gott! Helfen freilich wird nur der eine, der wahre, der Gott meiner Väter!“

Der Prior blickte sich erschrocken um, ob kein Lauscher da sei, kein Zeuge der heiligen Hermandad, kein Bote der Inquisition.

Der alte Talmudist warf sich dann zu Boden und sang wunderliche Worte mit einer Stimme, die bald wie die Klage eines Gefolterten, bald wie die Stimme eines hilflosen Kindes klang. Es war ein schrecklicher Anblick, wie der kleine Körper des Alten in die wilde Bewegung eines Rasenden geriet. Die grauen Locken flatterten über seine Stirn, in seinem sonst so stillen, ruhigen Auge loderte eine verzehrende Glut. Von neuem war er über die Kinder hingestürzt, strich und rieb auf und nieder, bald sanft, bald heftig, und fuhr mit dem eisernen Stab über die starren Glieder hin und her. Als er erschöpft innehielt — er lag mit seinem Körper ganz über die Knaben gebreitet —, trat der Prior zu ihm, berührte ihn sanft mit der Hand und sprach: „Seid ohne Furcht, Meister, ich schütze Euch, wenn Ihr das Unmögliche nicht leisten könnt!“

„Hebe Dich von mir, Zweifler! Willst Du meinen Glauben stören! Ist Dein Gott so ohnmächtig, so arm,“ so rief der Rabbi mit einer Begeisterung, die an wilden Zorn grenzte. „Sie leben, beide Knaben leben, mein Gott hat mir geholfen, gelobt sei der Gott Abrahams, der alleinige Gott des Himmels und der Erde!“

Er war in die Höhe geschnellt und sank von neuem zusammen. Der Prior griff nun nach den Pulsen der Knaben. Das Leben klopfte von innen leise an die Pforten des Todes. Neue Wärme drang durch die Adern. Die kleinen Körper regten sich, sie schlugen die Augen auf.

„Hallelujah,“ rief der Prior, „Meister, Dein Gebet ist erhört!“

Der Rabbi raffte sich auf, entfernte sorgfältig alle Geräte, drückte dann beide Hände gegen seine Brust und sprach mit gesenktem Haupte stille, leise Worte des Dankes in sich hinein. Dann öffnete er die Thür und rief mit lauter Stimme:

„Hinein, Ihr Frauen, Eure Knaben sind lebendig!“

Tobend und jubelnd brach die Menge ins Haus, Weiber und Kinder frohlockten laut. Ein schallendes Halloh drohte die morschen Wände der Hütte zu erschüttern. Die Geretteten erholten sich bald vollends, die Männer hoben sie auf die Schultern und trugen sie unter lautem Jauchzen triumphierend von dannen. Neue Scharen hatten sich von allen Seiten her in die Berggasse gedrängt, man zündete Fackeln an, man gab den Trägern ein glänzendes Geleit. Vom Ufer herüber ertönte das wilde Geschrei der ausgelassenen Freude des Volkes. Die Brandung der Wogen, denen man ihre Beute entrissen, donnerte dumpf im Felsenkessel nach. . . .

Es war still geworden in der Hütte, die kümmerliche Lampe flatterte unsicher auf und nieder. Der kleine Rabbi sass, den Rücken dem Eingang zugewendet, freundlich lächelnd in seinem Winkel. Auf der Bank neben ihm stand ein Krug Wasser, eine Schale Honig und ein Brot, sein einfaches Nachtmahl. Während er sinnend vor sich hinblickte, neigte er, ganz mit sich selbst beschäftigt, sein greises Haupt. Er schien keines Dankes gewärtig zu sein, kein anderes Lob verdienen zu wollen, als das er sich selbst im stillen gab.

„Meister,“ sagte der Prior, seine Hand leise auf die Schulter des Rabbi legend, „Meister, Euer Glaube hat Euch geholfen, Euer Gott ist ein mächtiger Gott!“

Der Rabbi stand auf und sah den Sprecher mit forschendem Blick an.

„Ah, Ihr seid's!“ sagte er. „Verzeiht, wenn ich im Augenblick harter Bedrängnis Worte ausstiess, die vielleicht ungehörig waren.“

„Wer den stärksten Glauben hat,“ erwiderte der Prior bewegt, „der hat den wahrsten Gott!“

Mit misstrauischen Augen betrachtete der Rabbi das geistliche Gewand seines Besuchers.

„Scheuet diese Hülle nicht,“ rief dieser hastig, „sie

bedeckt — glaubt mir — ein Herz, das den Menschen im Menschen sucht, ihn als Bruder begrüssen möchte. Lasst mich Eure Hand drücken, die selbst Euren Feinden Gutes erwies. Ist das christlich, so dünkt mich fürwahr, Ihr seid ein besserer Christ als viele derjenigen, welche: „Herr! Herr!" rufen. Muss ich Euch um der Stärke Eures Glaubens willen beneiden, so habe ich wohl Grund, ehrfurchtsvoll zu dem Gott aufzublicken, zu dem Ihr betetet. Und der Gott, der da hilfreich war, ist ja doch auch der Vater, der Urgeist Aller! Lasst es ein gutes Zeichen sein, dass Ihr auch in dem Gewande eines christlichen Ordens einen Menschen fandet, der sich Euch liebevoll naht!"

Der Rabbi sah den Prior ruhig an, ohne ein Wort zu sprechen, aber in seinen seelenvollen Augen spiegelte sich deutlich genug der Argwohn, der im Hintergrunde seines Gemüts schlummerte. Es lag darin der Vorwurf einer Jahrhunderte langen Schmach, die das Christentum auf Israel gehäuft. Diese Augen schienen sagen zu wollen: Meine Kunst ist trüglich, aber der Allmächtige ist gross! Warum kamst Du zu mir? Was willst Du von mir? Vielleicht, nachdem ich Euch Gutes gethan, mir wehe zu thun und mich zu verraten?

Endlich winkte ihm der Rabbi, sich auf die schmale Bank zu ihm zu setzen. Die Hand, die er dem Prior nicht reichen wollte, hatte dieser von selbst ergriffen, und er entzog sie ihm nicht. Auf dem Antlitz des greisen Talmudisten wechselten kalte Gleichgiltigkeit und Herzensgüte — er schien es nicht gewohnt, sich liebevoll berührt zu fühlen. Die kleine Lampe flackerte bald heller auf, bald glimmte sie schüchtern in sich zusammen.

Das lange Schweigen unterbrach endlich der Prior.

„Meister," sagte dieser, „die Welt ist sehr arm geworden an Glauben und doch sehr verworren. Die Leute beten zu allerlei Heiligen und finden Gott nicht mehr heraus."

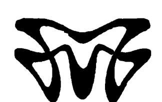
„Ich weiss nicht," erwiderte der Rabbi, seinen Kopf schüttelnd, „wie Euer Wort zu Eurem Kleide stimmt."

„Ein Kleid verhüllt nur den Menschen, aber es drückt ihn nicht. Ich bin Euch anstössig in diesem Gewande, aber ich lege es bald von mir, denn ich bin der Schule entwachsen . . . Nur nach Austausch der Gedanken mit Euch verlangt mich, Meister, ich suche Belehrung. Mein Herz dürstet nach reinem Quellwasser, und ich find' es bei Euch."

Rabbi Eleasar's Züge erheiterten sich, er drückte dem Prior die Hand, dann rief er ihm zu:

„Nun aber verlasst mich, denn ich muss zu Gott beten, und ich bedarf der Ruhe."

Sinnend und gebeugten Hauptes verliess der Prior die armselige Hütte. Ihm war's, als flatterten, obwohl scheu und schüchtern, gute Geister um das Haus des frommen Gottesmannes, als rauschten Engel mit ihrem Flügelschlag draussen am kleinen Gitterfenster, und als hielten sie Wache vor der Thür, damit die Welt mit ihren Gräueln und ihrem Aberwitz die leise Stille nicht störte, in der seine Seele von einer reinen Quelle der Wahrheit trank.



Unverbesserlich.



Nur ein bischen Frühlingsduft,
Junger Knospensegen,
Sonndurchwallte Maienluft,
Flutend allerwegen
Und vorbei ist alle Qual,
Ghetto, Folterpressen . . . .
War einmal, ja war einmal!
Ist schon längst vergessen. . .



Berlin. Theodor Zlocisti.

MISCELLEN.



Betende Juden aus Kaukasien.
(Nach einer Original-Photographie.)

Vor vierzig Jahren sagte im Preussizchen Abgeordnetenhaus der Minister Graf v. Schwerin über die Berechtigung der Juden zu den Schulzenämtern:

Ich muss zunächst faktisch bestreiten, dass in dem Masse eine Aufregung gegen die Juden bestehe, die ein Schulzenamt verwalten, wie der Herr Abgeordnete sie geschildert hat. Wenn dem aber wirklich in der Provinz Pommern so wäre, so glaube ich doch, dass es ziemlich leicht sein würde, dem entgegen zu treten. Ich glaube, es würde die Pflicht derjenigen sein, die sich berufen fühlen, die Leiter der Bauern sein zu wollen (sehr richtig, lebhaftes Bravo rechts), die Bauern davon zu überzeugen, dass diese Antipathien nicht mehr vereinbar sind mit denjenigen Rechtszuständen, welche jetzt in Preussen gelten. (Wiederholtes Bravo rechts.)

Ich habe die Ueberzeugung, dass dies nicht schwer sein wird, namentlich in Bezug auf die pommerschen Bauern, weil ein Gefühl in ihrer Brust lebt, welches ihnen über Sympathien und Antipathien geht, und das ist das Rechtsgefühl. Es ist meiner Ueberzeugung nach die Aufgabe derer, welche sich zu Leitern der Bauern aufwerfen, dass sie in der Brust der Bauern es zum lebendigen Bewusstsein bringen, dass in Preussen nicht mehr nach Sympathien und Antipathien regiert wird, sondern dass in Preussen die Grundsätze des Rechts, des Gesetzes und der Verfassung gelten, und dass nach diesen Grundsätzen die Juden auch zu den Schulzenämtern berechtigt sind.

Ich meine daher, dass diejenigen ihre Pflicht nicht erfüllen, die dahin wirken, die vorhandenen Antipathien, die sich ja so leicht aus unserer Vergangenheit erklären, zu nähren und zu pflegen, wohl aber, dass diejenigen ihre Aufgabe erkennen, die darauf hinwirken, dass diese Antipathien auch aus denjenigen Schichten der Bevölkerung schwinden, wo man Gesetz und Recht noch nicht so genau kennt, wo aber gewiss ebenso lebendig das Gefühl herrscht, dass man nach dem Recht urteilen muss und nach nichts anderem in Preussen. (Lebhaftes Bravo.)

*

Ungleichheit der Menschenrassen.

Man braucht wahrlich kein Vertreter der Sklaverei zu sein, um zur Anerkennung der eben vorhandenen Thatsache zu gelangen, dass die einzelnen Stämme und Rassen der Menschen nach ihren Kräften und Anlagen im Guten wie im Schlimmen verschieden sind. — —

Schwächere Rassen konnten sich von dem Augenblicke nicht mehr halten, wo sie mit stärkeren, kräftigeren, lebenszäheren in anhaltende Berührung kamen.

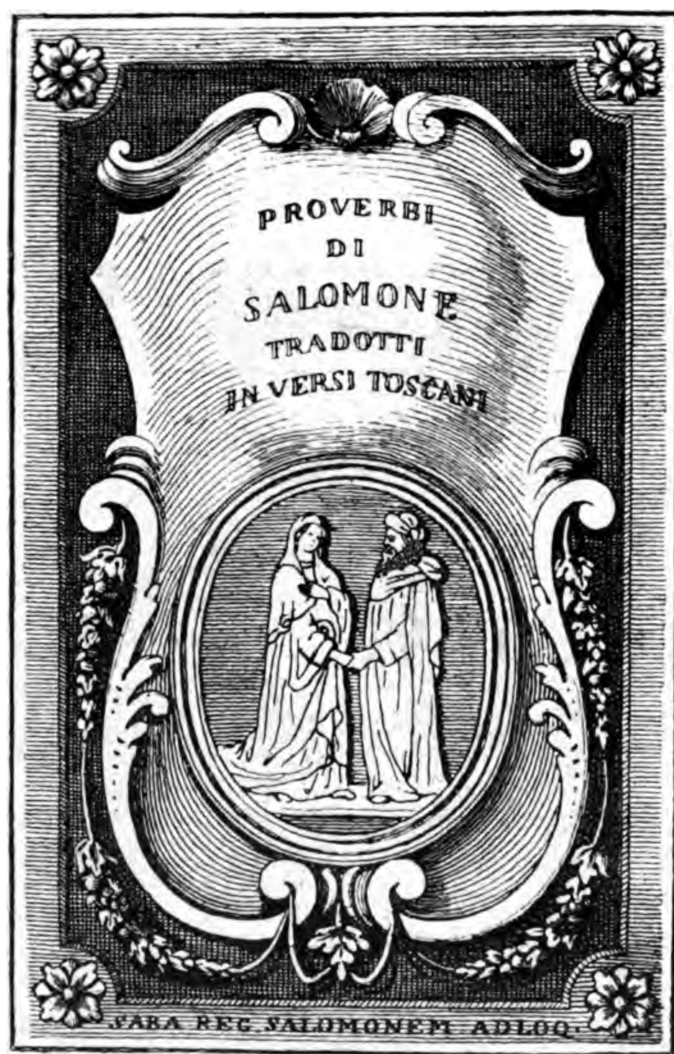


Ein jüdischer Jüngling aus Buchara.
(Nach einer Original-Photographie.)

Amerika besass zur Zeit seiner Entdeckung eine sehr zahlreiche Bevölkerung, diese schmolz jedoch so rasch zusammen, dass schon Las Casas und die spanischen Eroberer davon überrascht, die Uebersiedelung von Negern als einer härteren und ausdauernden Rasse betrieben. Allein trotz dieser Massregel der Schonung sind die Karaiben so gut wie völlig vom Erdboden verschwunden.

In Nordamerika haben die Indianer, obwohl man nicht behaupten kann, dass eine barbarische Verfolgung ihrer Nationalität stattfinde, vom Jahre 1850 bis 1860 ein Viertel ihrer Kopfzahl verloren.

Dieselbe Erscheinung wiederholt sich bei den Eingeborenen Australiens, Otaheites, dessen Bevölkerung bei der Ankunft der ersten Europäer noch so zahlreich und lebensfrisch war und jetzt ein schwaches, hinsiechendes Häufchen geworden ist, Tasmaniens und der Sandwichinseln.



Titelblatt einer italienischen Uebersetzung (in Versen) der Sprüche Salomonis. Florenz 1761.

Aus der Bibliothek des Herrn Ignaz Bernstein in Warschau. (Siehe S. 360.)

Wie ganz anders erweist sich die ausdauernde Lebensfähigkeit des jüdischen Stammes. Keine andere Rasse der Welt hat so fortgesetzten und furchtbaren Verfolgungen Trotz zu bieten vermocht wie diese.

Und auch jetzt drängt sich die unmittelbare Wahrheit auf, dass die Juden besser als die Angehörigen aller anderen Geschlechter in den verschiedenen Klimaten zu leben und zu gedeihen im stande sind.

Bei den Franzosen und übrigen Europäern Algiers, bei den Negern und Mauren übersteigt die Zahl der Sterbefälle die der Geburten. Blos die Juden haben mehr Geburten als Sterbefälle.

Kolb, Kulturgesch. d. Menschh. 3. Aufl., Bd. I, S. 31.

*

Eine neue Ophir-Theorie.

Auguste Pavic, der Leiter der französischen Expeditionen ins Innere von Indo-China, verlegt in seinen Untersuchungen über die Geschichte von Cambodja, Laos und Siam, welche im letzten Heft von Petermanns geographischen Mitteilungen ausführlich besprochen werden, das Ophir des alten Testaments in die Stadt Angkor. Das griechische Wort ὄφις bedeute nämlich wie das sanskritische naga Schlange und Maha (Gross) Nogara, wie Angkor ehemals genannt worden sei, weise auf den altindischen Schlangenkult hin. Der französische Forscher sieht einen ferneren Beweis für seine Hypothese darin, dass alle Produkte aus Ophir hier in Hinterindien vorhanden seien. So habe Salomo mit dem kostbaren Teakholz gebaut, welches gerade infolge der damaligen vielfachen Ausfuhr heutzutage in den Flussthälern des Mekong nicht mehr so häufig sei. Ueber die ganze Identifizierung lässt sich wohl noch streiten.

*

Liegt die besondere Begabung der Griechen auf der Seite der Intelligenz in einer höchst empfänglichen Sinnlichkeit und dem erstaunlich beweglichen Verstande, so liegt die besondere Begabung des israelitischen Volkes in dem Ernst und der Tiefe, womit es die moralischen und religiösen Dinge erfasst. Den Philosophen der Griechen entsprechen die Propheten Israels, Gestalten von einer harten Kraft und Grösse, wie sie kein anderes Volk aufzuweisen hat.

Die Geschichtsphilosophie, so könnte man sagen, ist die Schöpfung Israels, wie Mathematik und Kosmologie die der Griechen.

(Paulsen, Einleitung in die Philosophie, S. 311.)

*

Wenn ich zurückdenke bis in meine früheste Kindheit, so kann ich mich kaum eines Eindrucks entsinnen, der mich so

mächtig bis ins Innerste hinein bewegt hätte als jener Gedanke gestern auf dem letzten Berge vor Arbela: Das da ist Mesopotamien! Nicht einmal, als ich Palästina von der Höhe Kalat Subebes über Caesarea Philippi sah, hörte ich im Geiste die Brunnen der grossen Tiefe, aus denen unseres Geschlechtes Schicksal fliesst, mächtiger rauschen als hier im Angesicht des Landes, das die ältesten Menschen und Völker getragen, von denen Erde und Himmel bisher zu zeugen wissen. Dieselbe Ebene dehnt sich von hier ununterbrochen aus bis an die Mündung der Ströme, nach Babel, Sumir und Akkad, wo jetzt in unseren Tagen Denkmäler der Vorzeit zu Tage kommen, so tiefer Nacht entsteigend, dass selbst das graue Altertum der Pyramiden davor ins Licht der hellen Morgenfrühe tritt.

Paul Rohrbach.



Flarius Josephus
(nach einem alten Stich)

Henoch.

In der arabischen Wüste auf dem Wege von Sanaa nach Mareb ist ein Brunnen, der dem Propheten Idris geweiht ist. Idris ist der Henoch der Bibel, von dem das erste Buch Moses sagt, er sei so gut und fromm gewesen, dass Gott ihn lebendig zu sich nahm, damit er nicht die Schrecken des Todes kennen lerne. An diesen geweihten Brunnen führt uns eine Dichtung, welche die Einleitung zu einer demnächst erscheinenden Broschüre des Dr. Grafen Heinrich Coudenhove bildet.*)

Im dichten Schatten der Palmen liegt der Quell Henoch's:

„Kein Räuber stört an diesem heil'gen Orte,
Des Lagers Ruhe, friedlich zieht der Wand'rer
Auf diesem Wege hin mit Hab und Gut.
Hier lagern oftmals Christen, Juden, Muslims
Vertraut zusammen, und die Leute sagen,
Dass sie bei diesem Brunnen friedlich fühlen,
Als wären alle Kinder eines Glaubens
Und tief im Herzen umgewandelt worden."

Hier nun hat im Dunkel der Nacht der Dichter eine schreckliche Vision. Ein Weib — „Das Antlitz ist durchfurcht vom tiefsten Grame, die edlen schönen Züge gleichen Marmor, sie trägt die Kleidung der arabischen Jüdin" — naht dem Brunnen und fleht, da sie verfolgt und gehetzt werde, zu dem Ahnherrn Henoch um gnädige Erlösung. — „Doch vorher, wenn es möglich ist, um Rache." Da stürzen zwei Männer auf die Frau zu; der eine trägt ein goldenes Kreuz und einen Helm, der andere einen Turban mit dem Halbmond. Als sie sich erblicken, dringen sie mit den Schwertern auf einander ein, — „und blutig ward das Kreuz, blutig der Halbmond". Dann hebt ein furchtbares Ringen zwischen allen Dreien an.

Da erscheint

„— — — — — ein Greis im Silberhaar
Mit langem Bart und wallenden Gewändern.
Und alles Licht geht aus von einem Ringe,
Den an der Hand er trägt, der wetternd leuchtet.
Unendlich hehr und unbesingbar schön
Ragt sie empor, diese Gestalt des Greises.
In seiner Hand erblick' ich einen Griffel,
Ein Sinnbild jedes segensreichen Wissens.
Ja, Henoch war's, und dieser Ring, ich fühlt' es,
Es war der Ring, von dem die Sage singt,
Der hehre Ring, der unschätzbare heil'ge,
Der Ring, der einst die Zauberkraft besessen
Vor Gott und Menschen angenehm zu machen!
Ja, sicher ist,s, kein Zweifel, jener Ring
Ist im Besitz des Herrn der Wissenschaft.
Der Ring, die Sehnsucht aller Religionen,
Der Ring, der uns zu Gott dem Herrn führt;
Der Ring, der Henoch so mit Gott verbunden,
Dass er das bittre Sterben ihm ersparte!"



Jüdische Typen aus Kaukasien.
Eine Mutter mit ihren Kindern.
(Nach einer Original-Photographie.)

*) **Das Wesen des Antisemitismus.** Von Dr. Heinrich Graf Coudenhove. (Verlag von S. Calvary & Co.)

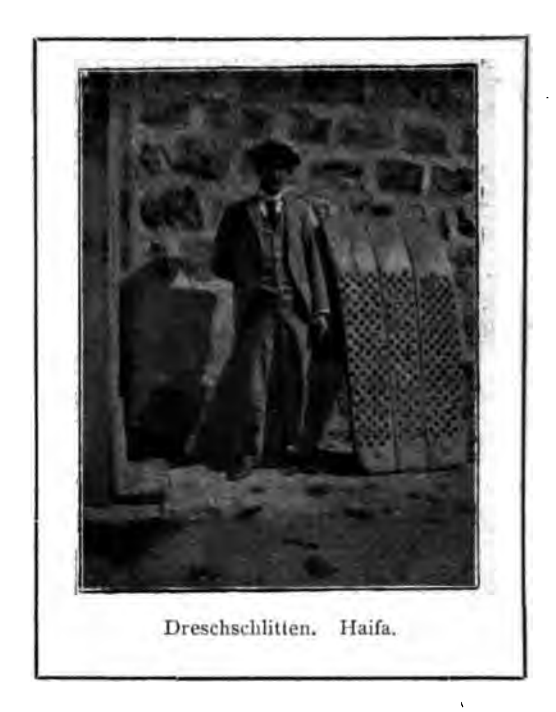
Und in dem hellen Scheine, der von dem Ringe ausgeht, erkennen die Streitenden, dass das Weib ihre Mutter ist, und die Frau, dass sie die ihr geraubten Kinder wiedergefunden hat.

„Denn durch das Licht, das aus dem Ring entströmte,
War klar geworden ihnen auf einmal,
Ganz plötzlich und von selbst die volle Wahrheit:
Dass sie bloss darum blinder Wahn bethörte,
So dass der Blutverwandtschaft sie vergassen,
Weil sie verlassen hatten jenen Glauben,
Der Henoch's heil'ger, wahrer Glaube war,
Die Sittenlehre, welche nur zwei Sätze
Und keine and're kennt und kennen konnte:
Gott lieben über alles, und wie sich selbst den Nächsten.

Mit einem Ausblick auf die Friedenszeit, die nun im ersten Strahle der jungen Sonne anbricht, schliesst die Dichtung.

„Ich war erwacht und blickte nochmals forschend
Zur Stelle, wo so Grosses sich ereignet,
Und sah ein Lamm friedlich mit einem Wolfe
Gleichzeitig trinken von der Henochsquelle."

(„Bohemia".)



Dreschschlitten. Haifa.

APHORISMEN.

Die Juden hat Gott zum Herold seines Namens gemacht, weil er nicht blos von der Weisheit erkannt sein will, sondern dem Glauben und der Liebe sich offenbart. Denn Gott ist nicht vornehmlich und wesentlich eine Idee, wie der germanische Philosoph sich einbildet, — sondern Gott ist vorerst und wesentlich ein lebendiges, heiliges, liebendes Wesen, das nicht zuerst wissenschaftlich erforscht, sondern im Herzen angebetet und verehrt sein will. Und weil er ein solcher Gott ist, haben die Semiten seine Apostel sein müssen für die ganze Welt. Denn sie haben ein Herz für ihn gehabt von Anfang an. . . . . . Die hochbegabten Völker haben zu den Füssen des verachteten Volkes sitzen müssen, um die Worte des ewigen Lebens zu vernehmen.

*

Zwischen Gott und dem Menschen giebt es entweder keine oder nur eine gerade Linie — aber viele krummen Wege, welche ihr Ziel verfehlen . . . .

Den einen geraden Weg ist Israel gegangen und hat zu ihm die Völker bekehrt.

Rudolph Friedrich Grau,
Semiten und Indogermanen in ihrer Beziehung zu Religion und Wissenschaft.

Die Religion der Juden trägt deutliche Spuren höheren Ursprungs an sich. Wer ihr im ganzen Umfange treu ist, der ist unfehlbar der frommste Gottesverehrer und der tugendhafteste Bürger im Staat.

A. H. Niemeyer,
Charakteristik der Bibel, III. Bd., S. 230.

*

Das Individuum ist eine Welt für sich, die jeder Analogie spottet.

Dr. Fr. Elbogen.

*

Um eine Religion zu sein, würde etwas dem Mitleid fehlen, wenn es nicht gleichfalls seine Märtyrer hätte.

G. M. Valtour.

*

Das Mitleid beschäftigt uns so ausschliesslich, dass für die Hilfe nichts übrig bleibt.

Emanuel Wertheimer.

*

Es bleibt ihnen nur noch übrig, entweder die Herren Europas zu werden, oder Europa zu verlieren, so wie sie einst vor langen Zeiten Aegypten verloren, wo sie sich vor ein ähnliches Entweder-Oder gestellt hatten.

Nietzsche.
(Vom Volke Israel.)

REVUE DER PRESSE.



Zu dem Antworttelegramm des Deutschen Kaisers auf die Ergebenheits-Depesche des Delegiertentages Deutscher Zionisten registrieren wir die folgenden beiden Pressstimmen:

Kölnische Zeitung (4. Mai): Der Delegiertentag hatte auch eine Ergebenheits-Depesche an den Kaiser abgesandt, worauf folgende Antwort an den Präsidenten, Rechtsanwalt Dr. Bodenheimer, einlief: „Seine Majestät der Kaiser und König lassen dem Delegiertentag der Zionistischen Ortsgruppen Deutschlands für den Huldigungsgruss danken. Auf Allerhöchsten Befehl der Geheime Kabinetsrat v. Lucanus."

Deutsche Tageszeitung, Berlin (7. Mai): „Die Zionisten haben den Kaiser antelegraphiert und Herr v. Lucanus hat in knappstem Stile namens des Herrschers für den Huldigungsgruss gedankt. Wir sollten meinen, dass die jüdische Presse gar keine Veranlassung hat, in einen grossen Jubel über dieses Ereignis auszubrechen, denn die Zionisten erstreben bekanntlich die Begründung eines jüdischen Staates in Palästina und somit die Auswanderung der Juden aus Deutschland (!). Wir können nach dem Telegramm annehmen, dass der Kaiser damit sehr einverstanden wäre und eine Verwirklichung der zionistischen Pläne in möglichster Ausdehnung wünschte. Leider aber steht diese Verwirklichung in unabsehbarer Ferne."

Berliner Börsen-Courier (3. Mai): Ueber tausend Personen hatten sich am Mittwoch Abend zu einer Kundgebung in der Viktoria-Brauerei vereinigt. Der aus Anlass des zionistischen Delegiertentages in Berlin weilende Sir Francis Montefiore-London, ein naher Verwandter Moses Montefiores, referierte über „Die Entwickelung des Zionismus". Der Korreferent Dr. Bodenheimer-Köln bedauerte das Nichtzustandekommen des Judentages. In der Diskussion trat Pastor Faber als begeisterter Anhänger des Zionismus auf, den er der Sympathie vieler Christen versichern zu können glaubt. Auf die Ritualmordbeschuldigung eingehend, erklärte der Redner, er hätte zwanzig Jahre Talmudstudien getrieben, alle jüdischen Religionsschriften durchforscht und nicht die leiseste Andeutung, nicht die geringste Spur für das Vorhandensein eines jüdischen Blutaberglaubens gefunden. Die Anschuldigung des Ritualmordes sei ein Märchen, eine schändliche Lüge, die leider durch eine Suggestion noch immer auf die Masse ihre Wirkung nicht verfehle. Er erinnere daran, dass in den 1840er Jahren bei der Blutbeschuldigung von Damaskus Domprediger Veith im Stephansdome auf das Kruzifix einen Schwur geleistet, dass es niemals einen jüdischen Ritualmord gegeben habe; das sei ein echter Hofprediger gewesen. Die grässliche Anklage gegen die Juden hätte ebensowenig Berechtigung als die ganz gleiche Anschuldigung fanatischer Chinesen gegen die christlichen Missionare. (Lebhafter Beifall) Eine Resolution zu Gunsten des Judentages wird angenommen.

Die **„Berliner Zeitung"** meldet: Rom, 4. Mai. Deputiertenkammer. Auf eine Anfrage des Deputierten Delbalzo erwiderte der Unterstaatssekretär des Auswärtigen, de Martino, die türkische Regierung habe zweimal im Jahre 1900 bei den Vertretern der fremden Mächte in Konstantinopel um deren Intervention nachgesucht, um die Niederlassung ausländischer Israeliten auf türkischem Gebiet zu verhindern. Die fremden Missionen hatten das erste Mal geantwortet, dass sie den geforderten Massnahmen nicht zustimmen könnten. Auf die zweite Anfrage hätten sie überhaupt nicht geantwortet, mit Ausnahme der italienischen Botschaft, welche der türkischen Regierung in klaren Worten bedeutet habe, dass die italienische Regierung sich mit den gewünschten Massnahmen nicht einverstanden erklären könne, da sie den zu Recht bestehenden Grundsätzen widersprächen, welche es nicht zuliessen, dass in religiöser Hinsicht ein Unterschied zwischen italienischen Staatsbürgern gemacht würde, die nach dem Auslande reisten. Die Frage scheine damit erledigt. Sollte sie nochmals auf die Tagesordnung gebracht werden, was anzunehmen man keinen Anlass habe, so würde die Regierung sich auch weiter auf der bisher eingeschlagenen Linie in Einklang mit den übrigen Mächten bewegen. (Beifall.)

Die **„Frankfurter Zeitung"** berichtet am 1. Mai aus Rumänien. Mit dem Rücktritte des Ministeriums Carp und der Berufung eines Kabinetts der nationalliberalen Partei sind selbstverständlich auch die Projekte des früheren Ministerpräsidenten betreffs Regelung der Rechtsverhältnisse der fremden Glaubensgenossenschaften im Lande von der öffentlichen Tagesordnung abgesetzt und die diesbezüglich bereits gemachten Vorarbeiten auf unbestimmte Zeit dem Aktenstaube überantwortet worden. Wenn auch die Regierung Sturdza's bisher noch keine Massregeln ergriffen hat, um die unter dem Ministerium Carp zu Gunsten einer Wiederherstellung der Aufenthaltsberechtigung der einheimischen Israeliten in den Dörfern erlassenen Verordnungen ausser Kraft zu setzen, so ist doch von derselben nichts zur Linderung der Notlage der armen Judenschaft im Lande zu erwarten. Diese Notlage, welche im Frühling des vorigen Jahres zu einer die Aufmerksamkeit der ganzen civilisierten Welt erregenden Auswanderungsbewegung geführt hat, würde sich aber seitdem keineswegs vermindert, sondern verschärft haben, wenn sich nicht die grossen israelitischen Wohlthätigkeitsvereine des Auslandes nach den traurigen Erfahrungen der Vorjahre mit anerkennenswerter Umsicht und Freigebigkeit ihrer unglücklichen Glaubensgenossen in Rumänien annehmen würden. Namentlich ist die gewöhnlich mit ihren Anfangsbuchstaben als „Ica" bezeichnete „Jewish-Colonisation-Association" mit

Erfolg bemüht, die durch die vorjährigen Enttäuschungen nur momentan zurückgedrängte Auswanderungslust in gesunde Bahnen zu lenken. So hat sie in diesem Frühjahre bereits zwei Auswanderungszüge von je 250 Personen aus der Moldau nach Canada abgehen lassen, welchen im Laufe dieser Woche eine noch stärkere Auswanderungsgruppe nachfolgen soll. Die Auswanderer-Abteilungen bestehen diesmal nicht wie im Vorjahre aus zufällig zusammengelaufenen, grösstenteils aus Weibern und Kindern bestehenden Haufen, sondern es werden zu den von der „Ica" unterstützten Auswanderungsgruppen nur arbeitsfähige Männer zugelassen, indem man von der völlig begründeten Ansicht ausgeht, dass es denselben leichter sein wird, sich in den ihnen in Kanada angewiesenen Niederlassungsplätzen ein neues Heim zu schaffen, als wenn sie gleich nach ihrer Ankunft in Nordamerika für ihre Familienangehörigen sorgen müssten. Doch werden die in Rumänien vorläufig zurückbleibenden Familien der übrigens in der Minderheit befindlichen verheirateten Auswanderer bis zur Zeit, in welcher sie denselben in die Fremde nachfolgen können, in ausreichender Weise unterstützt.

Allgemeine Zeitung des Judentums: Die kaiserlich ottomanische Post- und Telegraphendirektion in Jerusalem hat im Judenviertel eine Filiale des ottomanischen Hauptpostamtes eröffnet, in dem jüdische Beamte den Dienst versehen. Der Postdienst ist ganz nach europäischem Muster organisiert. Alltäglich, mit Ausnahme von Sonnabend und den jüdischen Feiertagen, werden angekommene Briefschaften ausgefolgt und abgehende befördert.

Dasselbe Blatt berichtet: Die neue serbische Verfassung garantiert volle Gleichberechtigung für alle Bürger des Landes und religiöse Freiheit für alle Bekenntnisse, auch für das jüdische.

Die **„Zukunft"** schreibt zum Thema der Auflösung des Stammhauses der Familie Rothschild in Frankfurt a. Main:

Gerade die überraschende Thatsache, dass Rothschild's Erben Deutschland den Rücken kehren, ist ein Beweis dafür, dass die ewigen Schikanen zunächst die Besten verdriessen. Man denke von den Rothschild's, wie man will: sie sind jedenfalls keine Jobber; sie betreiben nicht das Gewerbe, die Leute zum Börsenspiel zu verleiten; ihr Vermögen stammt auch nicht von der Ausraubung grosser Arbeitermassen. Und wenn sie fremden Staaten zu oft nicht ganz bequemen Bedingungen Geld liehen, so haben wir in Deutschland eigentlich keine Veranlassung, ihnen deshalb gram zu sein.

Aber wohl nicht nur die Gesetzgebung treibt den Freiherrn von Rothschild aus Deutschland; wahrscheinlich wirkt da ein Umstand mit, der im engsten Zusammenhang steht mit jenem eigenartigen Geist, von dem unsere innere und äussere Handelspolitik durchweht ist. Lord Rothschild und Baron Rothschild sind in London und Paris einflussreiche Männer. Sie sind Peers, die etwas gelten. In Deutschland dagegen gelten, bei Licht betrachtet, schon unsere ersten Kaufleute so gut wie nichts. Gewiss, man pumpt sie an, man frühstückt mit ihnen, man besucht wohl auch ihre Villen. Aber wenn es schliesslich dazu kommt, macht man Gesetze gegen sie und „fördert" ihre Handelsbeziehungen zu fremden Staaten durch Entsendung von Generalfeldmarschällen und Kriegsschiffen. Geht es aber so schon unseren ersten, wenn sie arischer Herkunft und blondhaarig sind, so bleiben die Barone Rothschild in unserem Beamten- und Soldatenstaat doch nur die Juden Rothschild, — so eifrig man sich auch bemühen wird, diese innere Anschauung durch äussere Höflichkeit zu übertünchen. Die mit ihnen sich gut verhalten müssen, werden sich den Umgang freilich gefallen lassen; aber sie werden, wie unser Museumsdirektor Bode, innerlich die beneiden, deren gesellschaftliche wie finanzielle Unabhängigkeit gestattet, den „jüdischen Plattfüssen" zu verbieten, „ihre Teppiche zu beschmutzen". Wer will es den Rothschild's verargen, dass sie lieber da bleiben, wo allen Bürgern neben wirtschaftlicher und religiöser Freiheit auch die wichtige gesellschaftliche Gleichheit gewährt wird?



Steinwalze zum Zerkleinern der Ackerschollen.
Sarona bei Jaffa.



Brunnen zwischen Jaffa und Sichron Jacob.

Abonnementspreis für das Halbjahr in Deutschland und Oesterreich Mark 3,50, für das Ausland Mark 4,— für Russland ganzjährig 4 Rubel, halbjährlich 2 Rubel. Einzelhefte à 35 Kop.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes, durch alle Postämter des Deutschen Reiches unter No. 5785a der Postzeitungsliste und durch die Expedition dieser Zeitschrift.

Anzeigen 75 Pfg. die viergespaltene Nonpareillezeile, grössere Anzeigen nach Tarif, bei Wiederholungen Rabatt. Stellen-Gesuche und -Angebote zum halben Preise.

Adresse für die gesamte Korrespondenz: S. CALVARY & Co. (Inh. HUGO BLOCH)
Verlagsbuchhandlung und Antiquariat, Berlin NW., Neue Wilhelmstrasse 1.

Verantwortlicher Redakteur: Leo Winz, Berlin W., Wilmersdorferstr. 117. — Verlag von S. Calvary & Co., Berlin NW. 7.
Für den Anzeigenteil verantwortlich: Hugo Bloch, Berlin. — Druck von Pass & Garleb, Berlin W. 35.



Der Babylonische Talmud

Hebräisch und Deutsch.

Text nach der uncensierten editio princeps (Venezia 1520—23) mit Varianten aus Handschriften und Druckwerken nebst Uebersetzung und kurzen Erklärungen.

Herausgegeben und übersetzt von

Lazarus Goldschmidt.

Vollständig in 9 systematisch geteilten Bänden von je über 100 Bogen gr. 4° nebst einem Einleitungs- und Ergänzungsband. Jeder Band erscheint in abgeschlossenen, vollständige Traktate enthaltenden Lieferungen, die auch einzeln käuflich sind.

Preis f. Subskribenten bezw. Käufer einer vollständigen Sektion (2—3 Bde.) . 50 Pf. pro Druckbogen
Preis für den einzelnen Traktat . . . 60 „ „ „

(Bd. I ist jedoch nur vollständig zu haben.)

Bereits erschienen:

Bd. I. (vollst.): Berochoth, Sabbath, Mišnat Zeraim Preis M. 50.—
Bd. II. Lief. 1—4: Erubin, Pessachim . . . . „ „ 48.50
Bd. III. (vollständig): Sukkah, Beça, Roš-hašanah, Tânith, Megilla, Moêd-qatan, Hagiga, Šeqalim „ „ 58.50

Preis für die einzelnen Traktate: Erubin M. 25.80, Pessachim M. 31.20, Sukkah M. 12.—, Beça M. 9.60, Roš-hašanah M. 9.—, Tânith M. 9.60, Megilla M. 10.80, Moêd-qatan M. 8.40, Hagiga und Šeqalim M. 9.60.

Der Traktat Joma, der mit dem Bd. II abschliesst, befindet sich unter der Presse.

Eine zensurfreie, vollständige, mit kritischem Apparat versehene und für die Wissenschaft brauchbare Ausgabe war ein oft ausgesprochener Wunsch vieler Gelehrten; eine wirklich vollständige und zuverlässige Uebersetzung dieses hervorragendsten Kulturdenkmals der gesamten jüdischen Litteratur ist ein seit vielen Jahrhunderten wiederholt ausgesprochener Wunsch der ganzen civilisierten Welt; diese beiden Wünsche zu erfüllen ist die Aufgabe des von uns herausgegebenen Werkes.

Stimmen der Kritik:

.... Wir wünschen seiner sehr fleissigen Arbeit guten Fortgang und entgegenkommende Aufnahme. Die äussere Ausstattung ist recht gut.
(Prof. C. Siegfried in der Deutschen Litteraturz.)

.... La traduzione tedesca fatta, per quanto è possibile, seguendo la lettera è buonissima e, date le difficoltà che presenta lo stile e la lingua del Talmud, abbastanza chiara. **Corriere Israelitico.**

Herr Dr. J. St. in Berlin schreibt: Ihre Herausgabe des Talmuds in deutscher Sprache halte ich für ein hochverdienstliches Unternehmen. . . . . Die Uebersetzung ist wohllautend und klar, und um so mehr ist eine treffliche Behandlung der deutschen Sprache hervorzuheben, als der Dolmetscher streng an den Text gebunden ist. . . . . Diese Ausgabe des Talmud darf in keiner Bibliothek fehlen, die Anspruch darauf macht, die notwendigsten Stammwerke zu besitzen und mit den zum Studium der Religions- und Altertumswissenschaften erforderlichen unerlässlichen Hilfsmitteln versehen zu sein.

Herr Dr. A. W. in Dresden schreibt: Goldschmidt leistet mit seiner Uebersetzung, was irgend eine Einzelperson auf diesem Gebiete leisten kann.

Herr M. S—ger in Philadelphia schreibt: In my judgment your work is of the first importance. The adoption of the text of the Venice edition is a wise measure. The translation and explanations are enormous helps to every student who approaches the subject. Such an investigation conducted with the intelligence and zeal already devoted to the study of the Bible will in the next fifty years lead to a larger understanding of religious development . . . . You are entitled to the good wishes and encouragement of every lover of learning . . . And although many criticisms of an unfavorable sort may be levelled at you, this fact ought not to swerve you from your purpose.

Herr Baron v. R—r in London schreibt: I can gratefully testify to the excellence of the gigantic undertaking in every respect as to translation and edition. Mr. Goldschmidt is another striking example of German erudition and intelligent industry; moreover the publisher deserves the warm acknowledgment of his clients for the handsome manner in which this monumental work is produced.

Wir machen noch besonders darauf aufmerksam, dass die Auflage des Werkes eine sehr kleine, und es daher wahrscheinlich ist, dass nach einiger Zeit der Preis desselben erhöht wird.

Ausführlicher Prospekt und Probebogen stehen auf Verlangen gratis und franko zur Verfügung.

Spinoza in Deutschland.

Gekrönte Preisschrift.

Von

Dr. Max Grunwald.

IV, 380 S. **Mk. 7,20.**

Der mit Glück erfasste und durchgeführte Gedanke, die Wandlungen in der Erkenntnis und Auffassung Spinozas in engem Zusammenhange mit dem Umänderungsprozesse der modernen Weltanschauung selbst in Verbindung zu bringen, hebt die Arbeit über das Durchschnittsmass litterarhistorischer Leistungen hinaus und gewährt ihr die Bedeutung eines Beitrages zur modernen Kulturgeschichte.

„Ich weiss nicht was ich mehr bewundern soll, die ungeheuere Gelehrsamkeit, die das gigantische Material zusammenbrachte, oder die Klarheit, mit der es verarbeitet ist. Ich, der Ungelehrte, würde da an ein Wunder glauben, wenn ich es als Spinozist dürfte. Und wie viele ausser mir sind Ihnen für die gewaltige Arbeit zu innigstem Danke verbunden."

(Aus einem Briefe Spielhagen's an den Verfasser.)

Ueberall ist ein wertvolles und umfangreiches Material zusammengestellt; man wird durch das Buch Grunwald's förmlich den grossen Einfluss Spinoza's in Deutschland erst recht inne. (Blätter für litterarische Unterhaltung.)

OST UND WEST.

ILLUSTRIERTE MONATSSCHRIFT FÜR MODERNES JUDENTUM.

Herausgegeben unter Mitwirkung von

Prof. Dr. Hermann Cohen (Marburg), Prof. Dr. Ludwig Geiger, Prof. Dr. D. Joseph, Prof. L. Kellner (Wien), Prof. Dr. M. Lazarus, Prof. Dr. Martin Philippson, K. K. Baurat Wilhelm Stiassny (Wien), Prof. Dr. Otto Warburg, Dr. S. Bernfeld, M. Buber, Dr. Heinrich Meyer Cohn, Dr. Moses Gaster (London), Robert Jaffé, S. Lublinski, Dr. Rudolph Lothar, Dr. Max Nordau (Paris), Dr. Alfred Nossig, Nahida Remy, Dr. J. Sadger, Dr. Ernst Tuch, Jacob Wassermann, Dr. S. Werner (Wien) u. a.

Bezugs- und Insertions-Bedingungen auf der letzten Textseite.

Heft 6 | **Juni** | **1901**

SOZIALE KUNST IM GHETTO.

Von Dr. med. Theodor Zlocisti.

Als vor etwa acht Jahren der Ada Negri leidenschaftliches und leidenreiches Gedichtbuch Fatalità erschien, war es „wie eine Offenbarung. Eine neue Kunst sprach zu uns in neuen Worten. Es war kein Neuland, das sich uns erschloss. Nur ungeahnt schaurige Winkel thaten sich uns auf, da uns die düstre Italienerin unbekannte, schwierige Wege führte. Es war nicht Zola's sorgsam fügende Art, die treu bis zur Brutalität und kalt soziales Elend zeigte. Ein trotziges Weib, vom Kampfe erhitzt und verbittert, weinte ihren Schmerz, raste ihren Hass in lodernden Versen aus. Es waren Arbeiterlieder. In den dunklen Schacht leuchtete sie hinein, wo harte Frohnde das Erz aus dem Felsen schlägt; in das Tausende zermürbende Triebwerk der Fabriken. Und der Jammer jener, die hinsiechen im Giftdunst der Reisfelder, schrie aus ihren Versen. Es klang wie der gellende Hall des Weltgerichts, wenn sie die grausige Tragödie des Ausstandes, wenn sie den Jammer jener Heimlosen in den öffentlichen Asylen sang, welche neuem Hungertage entgegenbeben. Die Rache reckt sich empor. Zerschlagen muss man die alten Säulen, damit auf neuem Grunde die neue Menschheit — die Menschheit der Gerechtigkeit — erstehe.

Ada Negri ist sicher nicht die erste, die soziale Nöte künstlerisch verwertete. Karl Beck und Hartmann sind ihr voraufgegangen. Und auch unter den neueren Poeten finden wir bedeutsame Ansätze einer sozialen Lyrik. Was aber den Siegeslauf der Italienerin sicherte, das war jenes bei jedem Leser aufspriessende Gefühl, dass ihr das Elend nicht totes Studienobjekt ist, das sie mit dem Auge des Künstlers belauscht und gestaltet. Man

spürte es fast instinktiv heraus, dass ihre Verse gedichtete Thränen, gedichtete Seufzer waren. Nicht erdichtete, wie bei der drängenden Schar litterarischer Jongleure und Allesmacher, die — weil es just so Mode ist — ihre technische Gewandtheit nun auch auf soziale Probleme losliessen. Selbst bei den besten sprach nur das Mitleid aus den Versen, selten das Leid selbst, das nach Sonne schrie. . . .

Da wir an Rosenfeld, den genialen Dichter des jüdischen Ghettoleides denken, wiederholt sich uns eine Erscheinung im Kunstleben überhaupt: der an der Ueberkunst schier erstorbene Sinn für dichterische Produktion erwacht und gesundet an Natürlichkeit und Ursprünglichkeit. Selbst von den Schöpfungen unserer grössten Lyriker leben nur die ganz im Volke, die primitive Empfindungen, Urgefühle in schlichter Form bieten: „Warte nur balde . . .“ Das Epigonentum Goethe's und Heine's konnte kaum eine Saite des Seelenlebens in Schwingung bringen; und die ausgeklügelte, schwitzende Experimentallyrik unserer Tage gab nichts für unsere durstigen Seelen. Zur Natur zurück! Und so ging man aus, die Talente zu suchen in jenen Schichten, wo Bildungswut und Bildungssättigung noch nicht alle feineren, ursprünglichen und keuschen Gefühlswerte verdeckt und verwischt haben. Dort war es nicht die angelernte, meisterlich beherrschte Sprache, die dichtete und dachte; es mussten wuchtige, kraftvolle, starke Talente sein, bei denen sich überquellende Empfindungen schier gewaltsam Bahn brachen und zu Liedern verdichteten. Hier war dichterisches Schaffen wieder eine Selbstbefreiung. Nie war mir dieses Gefühl lebendiger denn bei Morris Rosenfeld. Er dichtete, weil er es musste. Unter höherem Zwang.

Morris Rosenfeld ist ein armer polnischer Jude, der bislang in New York sein bisschen Brot sich als Schneider erwarb. Das sagt alles. Ein qualvolles Märtyrerleben liegt hinter ihm. Es würde ein Wunder sein, wenn es anders wäre. Dass ein armer Jude seine Geburtsstätte verlässt — von Heimat kann man bei einem Juden nicht gut reden —, dass er von Land zu Land zieht, hungernd und darbend, all das erscheint uns so selbstverständlich, dass es uns kaum noch erregt. Millionen hat dieses Judageschick gepackt. Es hat sie stumm und stumpf gemacht. In Rosenfeld's Seele hat es sich zusammengeballt, mehr und mehr anschwellend, bis es ihm die Brust zersprengte und in schwarzen Liedern sich ergoss. Sein Leben sind seine Gedichte — erlebte Gedichte in echtestem Sinne Goethe's.

Die Sprache seiner Verse ist das Judendeutsch, der Jargon. Er schreibt — natürlich! — in seiner Sprache, in der Sprache seines Volkes, in jenem seltsamen Idiom, von dem sich nur lächerlicher Unverstand und närrisches Gebildetseinwollen scheu abwenden. Dass so viele mit dieser Mundart immer nur den Begriff des Gauneridioms verbinden können, daran sind zumal die deutsch[illegible]n schuld. Wenn man wohl auch verstehen kann, wie sich ursprünglich dieser Abscheu herausgeformt hatte! Erinnerte doch diese Sprache an das lastende Sklavenjoch, aus dem die Theatersonne der Emanzipation die Juden befreit hatte, an die Zeiten ärger Schmach, der Gedrücktheit, der Unbildung, des Ausgeschlossenseins von der derzeitigen Kultur. Die Ueberwindung des Jargons mag für den einzelnen sicher eine Ueberwindung des Ghetto gewesen sein. Nur zu oft war sie auch eine Ueberwindung des Judentums. Allein nur bei einem Volke mit so krankhaft verzerrter Entwickelung konnte sich die Abkehr von der alten Sprache zu so wütigem Hasse steigern. Sie hat dieses Schicksal nicht verdient. Zu den Vorzügen, die ein jeder Dialekt vor der starren Schriftsprache hat, gesellen sich beim Jargon noch neue. Was dem Judendeutsch so verübelt wird — seine „Unreinheit“, seine Sprachenmischung — verleiht ihm einen ungeheuren Reichtum. Dass der Jargon für denselben Begriff ein deutsches und oftmals ein hebräisches oder slavisches Wort zur Verfügung hat, lässt ihn alles wundervoll nuancieren und die feinsten Schattierungen zum Ausdruck bringen. In seiner lockeren Ungebundenheit, in seiner rapiden Aufsaugungsfähigkeit ist er eine nie versagende Quelle neuer Wortbildungen, prächtiger Laut- und Klangmalereien, die sich in schöpferischer Hand zu unnachahmlicher Wirkung erheben. Es giebt kaum eine Sprache so reich an mitschwingenden Obertönen; kaum eine Sprache, die nicht nur Begriffe, Gefühle, Gedanken wiederzugeben vermag, sondern auch Gesten, Gebärden und Mienenspiel festhält. Sie ist ein meisterliches Instrument für die minutiöse Schilderung der Aussenwelt und seelischer Vorgänge — eine klassische Sprache für die Skizze, das zartabgetönte Stimmungsbild und die Lyrik. Aber verschwommen und verschwebend ist sie nicht. Vielmehr: sie hat eine Abgegrenztheit und Rundung, Prägnanz und Schärfe, die ihr eine unübertreffliche Eignung für den pointierten Witz giebt. Rosenfeld meistert sie in allen Registern: schneidend, oft giftig in Zorn und Spott; in den Lyrismen weich, tief, seelenvoll. Nur selten — aber deshalb um so verletzender — stört ein „erlesenes“ Wort.

Allein man verzeiht ihm gern. Man verzeiht es auch, wenn er Verse voll gewaltigen Schwunges, voll persönlichsten, elementarsten Schmerzes durch ein ausgepresstes, sozialistisches Schlagwort befleckt. Und sollte man ihm zürnen, dass er zuweilen ermüdet durch ablenkende Längen? Vielleicht liegt das in der Natur der Sprache, die dazu verführt, die Grenze zwischen minutiöser und kleinlicher Darstellung zu überschreiten. So geht zuweilen die scharfe Prägnanz in der künstlerischen Durcharbeitung, die straffe Beziehung verloren. Aber was gelten diese Mängelchen gegenüber all seinen tausendfältigen Schönheiten? Im Gegenteil. Sie schaffen gerade das Gefühl volkstümlicher Urwüchsigkeit, in der sich der Dichter frisch, ungebunden gesprächig giebt. . . .

Rosenfeld hat seine Gedichtsammlung, die unter dem

Titel „Songs from the Ghetto" vor etwa drei Jahren erschienen ist, in drei Teile gegliedert. Er grenzt die „Arbeiterlieder" von den jüdischen Nationalgesängen und den vermischten Gedichten ab. Die Trennung konnte nur eine rein äusserliche, künstliche sein, wie es bei einer so geschlossenen Dichterindividualität nur ganz selbstverständlich ist. Seine Arbeiterlieder sind die Seufzer eines jüdischen Proletariers; seine Nationalgesänge die Klagelaute eines proletarisierten Juden. Dass er ein hungernder Schneidergesell ist und ein getretener, heimatbarer Jude, ergiebt nicht eine mathematische Summation von Arbeiterelend und Judenleid. Das schmilzt zu einer neuen Verbindung zusammen — die wieder einen eigengearteten Schmerz mit sich führt. Und dann: die wirtschaftliche Umwälzung hat den Handwerkerstand zerrieben. Der Handwerker wurde zum Fabrikarbeiter. In grauer Frühe verlässt er sein Heim. Müde und zerschlagen kehrt er zurück, wenn die Nacht bereits heraufgezogen. Da geht das Familienleben mit seinen stillen Freuden in die Brüche. Die Kinder sieht er kaum noch. Wenn er fortgeht, schlafen sie noch. Und sie schlafen wieder, wenn er heimkommt. Das Schicksal mag jeden Arbeiter schwer treffen. Aber dem jüdischen Arbeiter, der an Haus und Kind gefesselt ist mit Millionen zarter Bande, der seinen Kindern nicht nur Vater ist, sondern Erzieher und Lehrer, hat der soziale Umschwung zum Schwitzsystem hin die ganze Seligkeit hohen Familienglückes geraubt. Es ist sicher eines der erschütterndsten, empfindungsechtesten Gedichte der Weltlitteratur, in das Rosenfeld dieses Weh ergiesst:

Mein Jüngele.

Ich hab a kleinem Jüngele,
A Sühnele gar fein!
Wenn ich derseh ihn, dacht sich mir,
Die ganze Welt is mein.

Nor selten, selten seh ich ihm
Mein Schoenem, wenn er wacht;
Ich treff ihm immer schlafendig,
Ich seh ihn nor bei Nacht.

Die Arbeit treibt mich früh araus
Un last mich spät zurück;
O, fremd is mir mein eigen Leib!
O, fremd meins Kinds a Blick.

Ich kumm zuklemmterheit aheim,
In Finsternis gehüllt, —
Mein bleiche Frau derzaehlt mir bald
Wie fein das Kind sich spielt,

Wie süss es redt, wie klug es fräkt:
„O, Mama, gute Ma,
Wenn kummt un brengt a Penny mir
Der guter, guter Pa?"

. . . Ich steh bei sein Gelägere,
Un seh un hör un scha!
A Traum bewegt die Lippelach:
„O, wu is, wu is Pa?"

Ich kusch die bloe Aeugelach,
See öffnen sich — „O, Kind" —
See sehen mich, see sehen mich
Un schliessen sich geschwind.

„Da steht Dein Papa, Teuerer,
A Pennile Dir, na!"
A Traum bewegt die Lippelach:
„O, wu is, wu is Pa?"

Ich bleib zuwehtagt und zuklemmt,
Varbittert, un ich klär:
„Wenn Du erwachst a mal, mein Kind,
Gefindst Du mich nit mehr". . . .

Dieses Weh ob des zertrümmerten Familienglückes klingt immer wieder in seine Verse hinein. In allen Tonarten. Oft in stiller Resignation, dann in wütigem Aufbäumen voll Hass und Rachlust. Aber auch in giftigem, stechendem Spott, durch den das Dichterherz sich selbst wohl befreien möchte, in Wahrheit indess sich nur noch mehr verwundet. Diesen seelischen Vorgang lässt so recht das Gedicht: „Das areme Gesind" ahnen. Vor dem Richter eine armselige, vagabundierende Bettlerfamilie. Sie sollen wegen Landstreicherei bestraft werden. Aber der Richter lässt Gnade walten. Die Kinder werden ins Waisenhaus kommen, die Eltern mögen weiterziehen. In tieferschütternden Schmerzensworten, wie sie nur aus der Seele einer jüdischen Mutter stürzen können, stösst sie diese Wohlthat weit von sich. Allein was nutzt's! Im Grunde hat der nüchtern überlegende Richter doch recht; und wenn der Poet auch über ihn seinen ganzen, herben Spott ausschüttet, als Mensch muss er der Obrigkeit doch beipflichten. Da sucht er sich denn über diesen Gegensatz hinwegzuheben mit dem Fluch auf das ganze „System." Ja, das System! Das treibt die Arbeiter von Haus und Herd in die Fabrik, wo sie in ohnmächtiger Verzweiflung

„kämpfen . . far Fremde
Un streiten, un fallen, un sinken in Nacht."

Und wenn den einen die Arbeit erschlagen, er lässt keine Lücke zurück; schon sitzt ein anderer an seiner Stelle, zum gleichen Kampf bereit, dem gleichen Verderben geweiht. Dann bäumt sich wohl sein ganzer Menschenstolz auf, und sein Hass rast gegen die Satten und Fetten, welche die Blumen des Lebens, die Freuden der Erde ihm geraubt — doch was frommt all das trotzige Verlangen: weiter werden die Mädchen auf die Schlachtfelder der Arbeit ziehen, bevor noch der Morgen graut, Geld zu verdienen; und Geld zu verdienen — mit leichten Sinnen —, wenn die Nacht die Schleier von dem Triebleben der Menschen hinweghebt. Und weiter wird der Arbeiter hustend und stöhnend bei der Maschine stehen, und Thräne um Thräne wird das glühende Presseisen netzen. Werden sie nimmer versiegen? . .

Ich wollt es wöllen wissen, sag:
Wenn endigt sich der grosse Klag?"
Ich wollt gefrägt noch mehr un' mehr
Beim Unruh, bei der wilden Thrär;
Da haben sich derlangt a Goss
Gar Thrären, Thrären ohn a Moss
Un ich hab schon verstan'en gleich:
As tief is noch der Thrärenteich. . . ."

Thränen und Thränen! Kaum ein Gedicht giebt es in der ganzen Sammlung, durch das es nicht wie leises Weinen bebt. Wie sollte es auch anders sein! Anders hat das „System" auf den germanischen Muskelmenschen gewirkt, anders hat es das sensible Gemüt eines Gehirnjuden angekrallt. In dem einen hat es Hass und Trotz und das drohende Kraftgefühl des vierten Standes gezeugt. Dem doppelt geächteten Ahasver aber hat es die wenigen Willensimpulse gehemmt. Er ist ein Träumer, ein Sinnender, ein Weiner geworden. Sagen wir: noch mehr geworden!

Er ist es schon lange. Seit der Tempel hinsank, ist alle Fröhlichkeit in uns erstorben. Zimbeln haben uns einst die Seele gefüllt mit lieblichem Klange, und Harfen und Fiedeln und Pauken. Nun ist aller Sang verklungen — nur der düstere, klagende Schofar ist uns geblieben. Wir haben das Lachen verlernt. Alles ward trübe in uns. Geniale Gebote, uns zur Läuterung und Edelung gegeben, sie wenden sich zu unserem Verderben. Peinlich werden die Satzungen zum Gedächtnis der Toten gehütet. An dem Jammer des Lebens schreitet man hastig vorbei.

So füllt sich des Dichters Seele mit Bitternis. Des Fischers schöne Tochter lässt ihr junges Leben in eisigen Fluten beim ersten Heiligungsbad. Der „Mamser" wird beiseite gedrückt. Am Kiddusch-Becher darf er nicht nippen. Die Lichtverkäuferin sitzt hungernd und frierend und bietet ihre Ware feil. Doch niemand lockt ihr Ruf heran. Aber da ihr Körper elend verkommen, brennen für ihre Seele Lichter im Tempel. Was hat das Golus aus dem Volke gemacht, das der Menschheit das erhabene Geschenk des sozialen Gedankens gebracht?



Morris Rosenfeld.

Da packt ihn wohl manch ein Mal die Verzweiflung und jene zermalmende Trauer, die sich nicht mehr Luft schaffen kann in befreienden Thränen — eine völlige Erschlaffung der Seele, wo Wünschen und Wollen zusammengebrochen sind und alle Zukunftshoffnung. Diese Verstumpfung und Apathie muss auch einmal von Rosenfeld Besitz ergriffen haben. Er hat sie mehrfach künstlerisch wiederzugeben versucht; am gewaltigsten und erschütterndsten in dem Gedichte: „Auf dem Busen des Meeres", über das zwei Juden in's alte Ghetto zurückfahren, unberührt vom rasenden Sturm der Elemente — jenseits von Schmerzen und Freuden. Julius Loewenberg hat in seinen „Gedichten eines Semiten" das gleiche Motiv behandelt: aus Russland verwiesen, von „Philanthropen" nach Amerika abgeschoben und dort ohne zu landen als Armer nach Russland wieder zurück gebracht! Man vergleiche diese beiden Gedichte miteinander! Man wird dann verstehen, wodurch sich der Jude unterscheidet von dem israelitischen Konfessionsangehörigen. . . .

Rosenfeld hat den ganzen Schmerz des Judentums durchgelitten. Aber er hat ihn auch überwunden. Er ist ein Dichtersmann, dem Gott seine „Himmlen" geöffnet hat, dem Gott einen Engel zur Seite gestellt hat, der bereit sein muss

„Tag und Nacht,
Ihm die Flüglen anzuheften,
Wenn sein heilig Lied erwacht.“

Und dieses heilige Lied ist erwacht — es ist das Lied vom neuen Juda, von der Auferstehung des Ahasvervolkes, von der Verjüngung der alten Heimaterde . . das Lied vom jüdischen Mai!

In freien Rhythmen ergiesst sich seine Sehnsucht nach dem Lande der Sonne, und sein ahnungsvolles Dichterauge sieht den jungen Lenz durch die steinigten Zions-Gefilde schreiten, und Blumen und Freuden erblühen unter seinen Füssen. Wie oft hatte er den Blumen, den sonnegeküssten, aus „Aether und Strahlen gewebten Kindern der Erde“ geflucht, dass ihr Glanz nur den Satten und Reichen leuchte. Fast hatte er es mit Schadenfreude betrachtet, wie der Herbst die Blüten zertritt und in tosenden Stürmen durch die Wälder rast. Aber recht sehr bitter war diese Schadenfreude. Brannte doch in seiner Seele der Hunger nach den Freuden des Lebens, nach dem fröhlichen Geniessen all der tausendfachen Schönheiten der Natur, die er mit verfeinerten Sinnen betrachtet, und doch nur verstohlen und aus der Ferne betrachten darf. In ihrer Wildheit und Lieblichkeit hat er die Natur belauscht und sie mit vollendeter, in der Jargonlitteratur nie gekannter Meisterschaft besungen. Was das Judendeutsch in der Hand eines echten Künstlers werden kann, zeigen so recht Rosenfeld's Naturschilderungen. Man glaubt den Sturm über das Meer und durch die Halden toben zu hören. Und die Zartheit und der Duft des blumigen Frühlingsgeländes schmeichelt sich uns in weichen Koseworten ins Herz. Dabei wird man immer wieder überrascht durch die Plastik und Neuheit seiner Vergleiche, nach denen ja manche die künstlerischen Qualitäten eines Dichters überhaupt bewerten möchten.

Allein: was immer für Forderungen an einen Dichter gestellt werden, er erfüllt sie über und über. Er ist ein echter Nationalpoet, aus dessen Versen die Seele seines Volkes weint und stöhnt, hofft und sehnt. Werden sie auch seinem Liede lauschen, die seines Stammes Kinder sind? Oder wird sein Lied sein ein Sang in der Wüste, der Stein und Felsen weckt, die Toten aber nicht aufrüttelt, und hätte er auch seine ganze Seele in die Dichtungen hineingegossen? Ihn hat der Zweifel arg geplagt. Ein jüdischer Dichter . . . das ist der Vogel in der Wüste. Wem singt er sein Lied? Wem sagt er sein Leid?

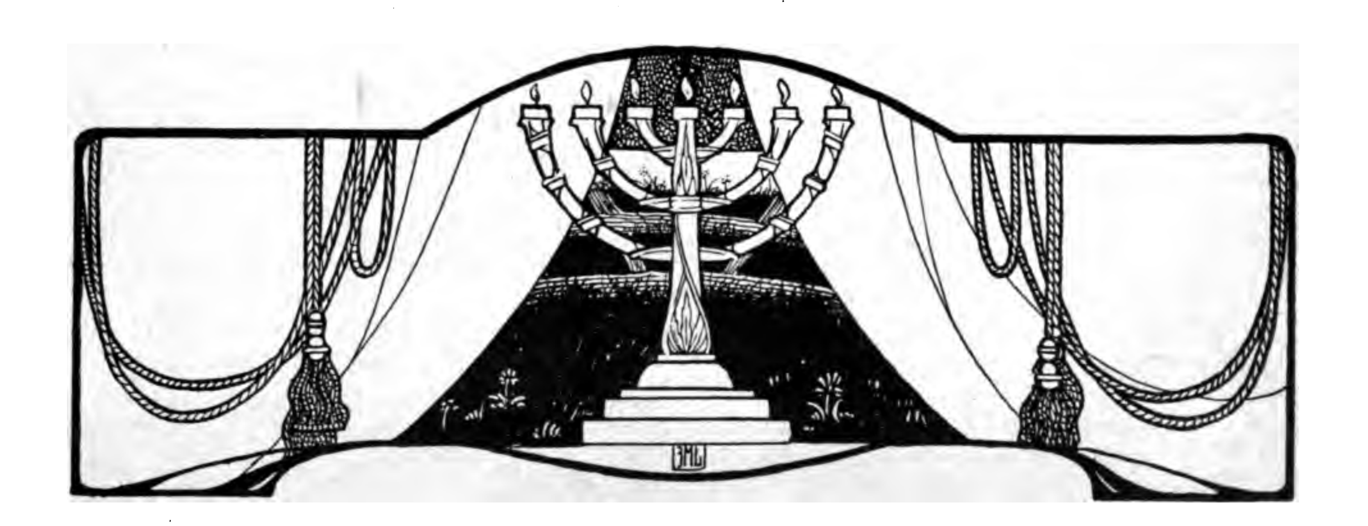
Umsonst is was du fleisst sich,
Das kann nit helfen, nein!
Allein bist du gekommen,
Un west allein vargeihn.

Allein — das glaube er nicht. Seine Verse haben in vieler Herzen Wurzel geschlagen und ein Echo gefunden in vieler Juden Brust. Nicht nur dem Jargonjuden hat er kostbare Stunden gebracht. So mancher hat die Sprache unseres Volkes erst neu erlernt, um Rosenfeld verstehen zu können. Die vielen aber, die den Widerwillen noch nicht überwinden werden gegen den Mischdialekt, werden den Poeten bald auch in hochdeutscher Sprache kennen lernen dürfen. In feinsinniger Form hat Berthold Feiwel die Ghettogesänge nachgebildet, der selbst ein jungjüdischer Dichter ist, selbst ein intimer Kenner der jüdischen Volksseele, selbst durchflutet von dem echt sozialen Empfinden unseres Stammes. In Bälde wird das Buch erscheinen, und Lilien wird es schmücken.

Dass die Hoffnungen sich erfüllen, die wir an das Werk knüpfen!

Die neue jüdische Kunst soll uns wiederbringen, was die lange Ghettonacht verdüstert und verkrümmt, was die Freiheit uns zertrümmert hat —.

Uns selbst!



Arbeiterlieder.*)

Von Morris Rosenfeld.

(Aus dem Jüdischen übersetzt von Berthold Feiwel.)

I.

Die Werkstatt.

Es sausen und brausen so wild die Maschinen,
So wild — ich vergess' oft selbst, dass ich bin.
Ein schrecklicher Taumel. Ich geh' drin verloren,
Ich bin nicht ich selbst mehr, bin nur noch Maschin'.
Arbeit auf Arbeit, — wer rechnet die Arbeit?
Ich schaffe und schaffe und schaff' ohne Zahl:
Wofür? Und für wen? Ich weiss nicht, ich frag nicht, —
Denkt denn auch eine Maschine einmal? . . . .

Tot jedes Gefühl, tot jeder Gedanke, —
Die bittere, blutige Arbeit erschlägt
Das Edelste, Beste, das Reichste, das Höchste,
Das Schönste, was Menschenherzen bewegt.
Es schwinden Sekunden, Minuten und Stunden,
Und Tage und Nächte zieh'n pfeilschnell hinweg:
Ich treibe das Rad, als wollt' ich's erjagen,
Und jage drauf los, ohne Sinn, ohne Zweck.

Die Uhr in der Werkstatt, die steht nicht stille,
Zeigt an und tickt und schlägt und weckt.
Mir sagte einst einer die eigne Bedeutung,
Die in dem Ticken und Schlagen steckt.
Fast traumhaft kommt mir ein seltsam' Erinnern, —
Die Uhr weckt in mir Leben und Sinn
Und noch was, — doch was? Ich hab' es vergessen,
O fragt nicht, ich weiss nichts, ich bin nur Maschin'! . . .

Doch manchmal versteh' ich die Uhr ganz anders,
Und anders spricht's von der Wand zu mir her, —
Mir ist's als riefe der Unrastpendel:
„Arbeite! Arbeite! Mehr, noch mehr!“
Als hört' ich des Herren zornige Worte;
Und wenn ich die beiden Zeiger seh',
So ist's mir, als säh' ich zwei böse Augen, —
Die Uhr aber schreit: „Maschine dort, näh!“ . .

Nur dann, wenn stiller das wilde Getümmel
Und der Meister fort ist, zur Mittagszeit,
Da kommt wieder Klarheit in meine Sinne,
Ich fühl' meine Wunden, es regt sich mein Leid, —
Und bittere Thränen und heisse Thränen
Benetzen mein mageres Mittagsbrot, —
Es würgt mich, ich kann nicht mehr essen, ich kann nicht!
O schreckliche Arbeit! O bittere Not!

Es scheint mir die Werkstatt zur Mittagsstunde
Ein Schlachtfeld, auf dem das Kämpfen ruht:
Ringsum im Kreise, da liegen viel Tote,
Es schreit von der Erde zum Himmel ihr Blut.
Geduld, — bald läutet die Glocke zum Sturme,
Die Toten erwachen, anhebt die Schlacht,
Es kämpfen die Körper für Fremde, — für Fremde,
Und streiten und fallen und sinken in Nacht.

Ich blick' auf den Kampfplatz mit bitterem Zorne,
Mit Schreck und mit Hass und mit höllischer Pein,
Die Uhr — jetzt versteh' ich sie richtig — sie weckt mich:
„Genug schon der Knechtschaft! Ein Ende muss sein!“
Sie weckt meine Sinne und reizt die Gedanken
Und zeigt mir, wie eilends die Stunden entflieh'n:
Ein Elender bin ich, solange ich schweige,
Verloren, solange ich bleib', was ich bin.

Der Mensch, der in mir geschlafen, erwacht jetzt,
Der Knecht, der in mir gewacht hat, schläft ein.
Jetzt ist die richtige Stunde gekommen!
Genug schon des Elends! Ein Ende muss sein! . .
Da plötzlich — ein Pfiff — der Meister — ein Lärmen! —
Irr wird mein Sinn, ich vergess', wo ich bin, —
Man kämpft — ein Getümmel — ich geh' drin verloren,
Ich weiss nichts, mich schert nichts, ich bin nur Maschin'! . . .

*) Aus dem im Drucke befindlichen Buche: „Lieder des Ghettos“.

II.

Was ist die Welt?

Und ist die Welt eine Schlafstätte nur
Und nur ein Traum unser Leben,
Dann sollen auch meine paar Jahre mir
In holden Träumen verschweben.

Dann will ich Träume von Freiheit und Glück,
Wie jene grossartigen Herren,
Dann will ich liebliche Bilder seh'n
Und nicht mehr träumen von Zähren.

Und ist die Welt ein Ballfest nur,
Wir aber sind die Gäste,
Dann will auch ich meinen Platz im Saal
Und will meinen Teil von dem Feste.

Auch ich kann verdauen ein gutes Stück
Und rechte Bissen vertragen,
Ich habe kein schlechteres Blut als die,
Die güldene Ketten tragen.

Und ist ein Rosengarten die Welt
Mit blütenbestreuten Strassen,
Dann will ich lustwandeln, wo's mir gefällt,
Und nicht, wo die Reichen mich lassen.

Will tragen von Blumen wohl einen Kranz
— Ich mag mich mit Dornen nicht zieren —
Dann will auch ich mit Liebchen im Glanz
Von Myrten und Lorbeern spazieren.

Doch ist die Welt ein Kampfplatz nur,
Wo Starke und Schwächere streiten,
Dann schert mich nicht Sturm, nicht Weib, nicht Kind,
Dann seh' ich nicht zu vom Weiten, —

Dann stürz' ich mich mitten ins Feuer, ein Held,
Und kämpfe, ein Leu, für die Schwachen,
Und trifft mich die Keule — und streckt mich ins Feld,
Dann kann ich sterbend noch lachen.

III.

An der Nähmaschine.

Seht Euch den bleichen Gesellen an,
Zermürbt ist seine Kraft,
Doch Stund' um Stund' und Tag um Tag,
Er sitzt und näht und schafft.

Viel Monde kommen und ziehen dahin,
Und Jahr um Jahr vergeht, —
Mit krummem Rückgrat, die Wangen fahl,
Er sitzt und näht und näht.

Entstellt ist sein Antlitz von Staub und Schmutz,
Es perlt der Schweiss von der Stirn:
Ich fühl's, hier schafft nicht Körperkraft,
Hier arbeitet nur noch ein Hirn.

Doch Tropfen auf Tropfen saugt Naht um Naht,
Sein Aug' wird nicht thränenleer,
Und die er näht, von früh bis spät,
Die Kleider sind thränenschwer . . .

Wer kündet grause Zukunft mir?
Wie lang' wird der bleiche Mann
Noch treiben und jagen das blutige Rad?
Wer weiss das Ende, sagt an?

Ich weiss es nicht. Doch weiss ich wohl:
Wenn den — ob früh, ob spät —
Die Arbeit erschlägt, — sitzt ein and'rer da
Und näht und näht und näht . . . .

IV.

Der Thränen-Millionär.

O glaubt, kein gold'nes Instrument
Stimmt meine Kehle zum Singen.
O glaubt, kein Wink von oben lässt
Meiner Leier Saiten erklingen.
Doch der Sklave, der seufzt, und der Sklave, der stöhnt,
Der weckt in mir die Lieder —
Und flammend erwacht in mir ein Sang
Für meine armen Brüder.

Dafür sterb' ich vor meiner Zeit,
Dafür verbrauch' ich mein Leben,
Was können mir für einen Dank
Die armen Leute geben?
Sie zahlen Thränen für eine Thrän',
Sie können nicht anders mich lohnen, —
Ich bin ein Thränen-Millionär
Und beweine die Millionen. . . .



DIE JUEDISCHEN STUDENTENVERBINDUNGEN IN OESTERREICH.

Von Dr. Siegmund Werner.

Eine Studentenverbindung. Welch eine Fülle von fröhlichen Erinnerungen taucht da in jedem gewesenen Akademiker auf, der einer Verbindung angehört hat! Erinnerungen, wie von goldigem Lichte verschönt. Ist es ja die Jugend, die uns grüsst, fröhlich, strahlend und doch wie in einen wallenden Schleier gehüllt, aus der Ferne winkend, weit, weit. —

Und eine jüdische Studentenverbindung erst. Sind denn die jüdischen Studenten so wie die anderen? Die bewusst jüdischen wenigstens? Da giebt es auch Jugend, Fröhlichkeit, dumme Streiche, Schlägereien, für Ideale begeisterte, lächerlich unbeholfene, ehrliche Jungen, die gerne die ganze Welt umkneten wollten, damit sie vor ihrem überraschend fixen und, wie sie meinen, unfehlbaren Urteile bestehen könne, ganz so wie bei den anderen, aber . . . Ja, es ist eben ein Aber dabei. In alle diese rührend lächerliche Flegelei, Unerfahrenheit und Bravheit, in all dies ernste Bemühen und wirklich aufopferungsvolle Sichhingeben, das sie mit den anderen gemein haben, das den Tüchtigen und Ehrenhaften beider Lager eigen ist, schwingt bei den jüdischen Studenten ein Klang hinein, der diese fröhliche, erquickende Melodie des Studententums modifiziert, der die hellen Pfeifen des Frühlingsorchesters, Studentenzeit genannt, herabstimmt, die jubelnde Freude dämpft, die köstlichsten Ulke schliesslich verzerrt, ja sie oft mit einem Misston ausklingen lässt — ihr spezifisches Leid als Juden.

Wie wenn einer auf freier, sonniger Höhe steht, und zu seinen Füssen liegt lachendes Gefilde. Und es steht einer neben ihm und sagt: „Sieh, wie schön! Da darfst auch du arbeiten mit den anderen und dich freuen mit den anderen und das Beste geben und empfangen. Aber nimm dich in acht! Du bist doch eigentlich nicht wie die anderen, und sie könnten es dir einmal sagen, es dich fühlen lassen, im Scherz oder Ernst!" Da wird sich der wohl freuen und auch mühen, aber mitten in der besten Freude und in der segensreichsten Arbeit, da wird ihm auf einmal ein Wort, etwas Grosses oder irgend eine Kleinigkeit oder vielleicht auch nur die Angst davor den Aufschwung lähmen, und er wird mit Thränen lächeln oder mit trüberem Sinn arbeiten und sein Bestes verbergen oder auch gar nicht an den Tag bringen können. Und nur wenn er wirklich ein Mann ist, wird er's mit Würde tragen und hoch darüber hinauswachsen und grösser werden als sein Leid und wird das erst adeln. Und das wollen die jüdischen Verbindungen.

Die jüdischen Verbindungen — da sind die bewusst jüdischen gemeint. Was man sonst wohl auch als jüdische Verbindungen zu bezeichnen pflegte, d. h. Verbindungen, in denen die Juden eine Majorität oder eine bedeutende Minorität bildeten, das ist in Oesterreich so ziemlich verschwunden. Die Studentenverbindungen Oesterreichs — Burschenschaften, Corps, Landsmannschaften und sonstige wehrhafte Verbindungen — sind mit ganz verschwindenden Ausnahmen judenrein und stramm antisemitisch. Aber nicht dieser Antisemitismus ist es, der den jüdischen Studenten ihr Judentum einbläuen musste, wenigstens nicht allen. Die älteste jüdische Verbindung, die „Kadimah" entstand, bevor noch der Antisemitismus in Oesterreich seine Triumphe feierte. Gerade die Geschichte der „Kadimah" ist charakteristisch genug für die Entwickelung der jüdischen Verbindungen, um sie ganz kurz zu erzählen.

Es war zur Zeit der grossen Judenaustreibung aus Russland, im Jahre 1882, damals, als auch den westeuropäischen Juden eine Ahnung aufzutauchen begann, dass es um die jüdische „Glaubensgemeinschaft" keineswegs so glänzend bestellt sei, als man es ihr von berufener und unberufener Seite weis machen wollte. Da traten in Wien jüdische Studenten aus Russland, Galizien und Rumänien zusammen, um einen Verein zu bilden, der sich die Pflege des jüdischen Stammesbewusstseins, der jüdischen Geschichte und Litteratur, vor allem aber die Pflege des Bewusstseins der Zusammengehörigkeit aller Juden, gleichviel in welchen Ländern sie auch leben mögen, zum Ziele setzte. Perez Smolensky gab dem Vereine den Namen „Kadimah" (Vorwärts-Ostwärts).

Dr. Pinsker's „Autoemanzipation" war das Buch, welches die Kadimahner als eine Art Glaubensbekenntnis verehrten. Mit der bedingungslosen Anerkennung dieses Buches hatte die „Kadimah" ihrem Programm einen neuen Punkt angefügt: die Kolonisation der Juden, um ein jüdisches Centrum und eine Zufluchtsstätte für die heimatlosen Brüder zu gründen. Von allem Anfang an wollte die „Kadimah" dieses Centrum nur im Lande der Väter, in Palästina. Mit der Veröffentlichung dieses Programmes hatte der Zionismus seinen Einzug in die Wiener Universität begonnen.

Es waren schwere Zeiten, welche die erste jüdische Verbindung Oesterreichs durchzumachen hatte. Jüdische Studenten weinten Lachthränen, als die ersten Plakate der „Kadimah" in deutscher und hebräischer Sprache an dem schwarzen Brett der Aula angeschlagen wurden. Die Wiener Juden hatten nur Spott und Hohn für die jungen Leute. Als sich diese aber weder durch die einen noch durch die anderen beirren liessen, da wurden die jüdischen, damals noch ganz der Assimilation ergebenen Studenten und Bürger die grimmigsten Feinde dieses jüdischen Vereins.

Während aber die Wiener Juden der „Kadimah" so wenig Verständnis entgegenbrachten, fand sie bei den russischen Juden, die am eigenen Leibe die Zu-

neigung ihrer Mitbürger zu verspüren hatten, die wärmsten Sympathien. Es ist ein für beide Teile schönes Zeugnis, dass auch heute noch die „Kadimah“ in Russland eine grosse Zahl aufrichtiger Freunde besitzt, ebenso wie noch heute gerade die russischen Studenten in der „Kadimah“ gerne gesehen sind. Diese Sympathien brachten es mit sich, dass der Verein in den ersten Jahren seines Bestehens sehr viele Mitglieder aus Russland gewann, während sich die österreichischen Studenten, mit Ausnahme der galizischen, vom Vereine noch immer fernhielten. Erst als mehrere Wiener Studenten der „Kadimah“ beitraten, gelang es der Verbindung, auch unter der übrigen Studentenschaft mehr Anhänger zu gewinnen. Ein entschiedener Ansporn dazu war auch das stetige Anwachsen des Antisemitismus, der gerade auf der Aula oft zu den brutalsten Szenen führte, und der daraus resultierende Umstand, dass sich die „Kadimah“ als schlagende Verbindung rekonstruierte. Das scheuchte zwar die aus den östlichen Ländern stammenden Studenten zum grössten Teile zurück, zwang aber die nunmehrigen Mitglieder der Verbindung, auch der körperlichen Ausbildung erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden. Das Programm der „Kadimah“ umfasste jetzt einen Punkt mehr und wahrlich keinen unwichtigen. Als schlagende Verbindung, die sich bald als unbedingt konservativ erklärte — d. h. für jeden Touche Satisfaktion gab und beanspruchte —, gewann die „Kadimah“ auch unter der deutschen Studentenschaft so viel Ansehen, dass man bei Konflikten an sie als Vertreterin der jüdischen Studentenschaft herantrat. Durch die Förderung geistiger und körperlicher Ausbildung ihrer Mitglieder gelang es der „Kadimah“, nicht nur bei den arischen Studenten, sondern auch bei den jüdischen Commilitonen und Bürgern ihre Stellung zu festigen und soviel Autorität zu erwerben, dass es kein Vorkommnis an der Universität gab und keine öffentliche Frage, die auch die Studentenschaft betraf, an denen sie nicht als Führerin der jüdischen Studentenschaft hervorragenden Anteil genommen hätte. Jetzt hatte auch ihre Propaganda mehr Erfolg, ihr Anhang wurde immer grösser, andere Vereine wurden durch sie gegründet oder entstanden auf ihre Veranlassung, und als die antisemitische deutsche Studentenschaft die Juden für satisfaktionsunfähig erklärte, da gab es bereits an der Wiener Universität Hunderte jüdisch-nationaler Studenten, die sich gegen diese Unverschämtheit und Feigheit mit Hand und Mund zur Wehre setzten.[1])



Perez Smolensky.
(Nach einer Zeichnung seines Sohnes Albert.)

Ein neuer Wendepunkt für die „Kadimah“, die unterdessen entstandenen jüdischen Studenten-Verbindungen und national-jüdischen Vereine trat ein, als Dr. Herzl seinen Judenstaat publizierte. Von allem Anfang an, namentlich seit dem I. Baseler Kongresse, hat sich die jüdische Studentenschaft der Verbindungen begeistert um Herzl geschart. Nichtsdestoweniger ist eine bedeutende Wandlung eingetreten. Es sind nicht mehr die Studenten, die als Träger des national-jüdischen Gedankens ausschlaggebend sind, und so sehr man sich im Interesse der guten Sache darüber freuen muss, so sicher ist es auch, dass die Studentenschaft dadurch an ihrer Arbeitslust viel eingebüsst hat. Es ist ihr noch nicht gelungen, ihr neues Arbeitsfeld genau abzustecken, und sie ist, vielleicht nicht allein durch ihr Verschulden, oft nicht mehr von dem tiefen Ernst durchdrungen, der in ihren Vorgängern durch ihre schwierige Position erweckt wurde und die Kadimahner zu den grössten Anstrengungen anfeuerte. Andererseits darf es nicht verschwiegen werden, dass die grosse agitatorische Thätigkeit, welche die studentische Jugend bisher entfaltet hat, zwar zur Ausbreitung des radikalsten jüdischen Nationalismus viel beigetragen, gleichzeitig aber seine und ihre eigene Vertiefung geschädigt hat. Seitdem die jüdische Studentenschaft so schroff von der arischen zurückgestossen wurde, dass an der Wiener Universität fast gar kein Verkehr mehr zwischen beiden Parteien stattfindet, haben viele jüdische Studenten aus der Not eine Tugend gemacht und sind in die jüdischen Verbindungen eingetreten. Es hat sich dadurch eine gewisse Aeusserlichkeit in

[1]) Anmerkung. Es soll der Wahrheit gemäss konstatiert werden, dass einige — leider nur sehr wenige — Burschenschaften und Verbindungen bei der Satisfaktions-Unfähigkeitserklärung nicht mitthaten.

einer oder der anderen Verbindung herausgebildet, die gerne in Begeisterung und Schlagworten macht, häufig hinter modernem Phrasengeklingel grosse Unreife, manchmal selbst unleugbare Geistesarmut zu verbergen sucht, der also sicherlich nicht viel Gutes zuzutrauen ist. Vielleicht ist das auch mit ein Grund, dass sich die Wiener jüdischen Verbindungen nicht immer gut vertragen. Ist es doch in der jüngsten Zeit dazu gekommen, dass eine Verbindung eine andere gefordert hat und trotz aller Bemühungen, die von verschiedenen Seiten ausgingen, darauf beharrte, ein Dutzend Duelle mit ihr auszufechten. Das zeugt von einem bedauerlichen Niedergang jüdischen Geistes und auch dafür, dass die Verbindungen wenig arbeiten, sonst wäre für solche Ungehörigkeiten und Renommistereien sicher kein Platz. Es mag ja zugegeben werden, dass persönliche Reibungen bis zum Duell führen können, aber die Art, wie diese Massenforderung in Scene gesetzt und acceptiert wurde, ist ein schlimmes Zeichen für den Ernst und die Tüchtigkeit der heutigen jüdischen Studentenschaft und speziell der betreffenden Personen.



Med. Dr. M. T. Schnirer,
der Gründungspräses der „Kadimah".

Dass auch die Rivalität unter einzelnen Verbindungen zu Reibungen führt, soll nicht selten sein. Begreiflicherweise behauptet die „Kadimah" kraft ihrer Tradition und vielleicht auch dadurch, dass viele ihrer „alten Herren" in der national-jüdischen respektive zionistischen Bewegung hervorragend thätig sind, eine gewisse Sonderstellung, die, so natürlich sie ist, den anderen nicht behagen mag. Doch sind die anderen Verbindungen durch die Zahl ihrer Mitglieder und ihre stets anwachsende Anhängerschaft gewiss auch im stande, eine ehrenvolle Position zu behaupten, und es dürfte auch aus diesem Grunde kaum zu Konflikten kommen, wenn es endlich gelungen sein wird, jeder Verbindung ein bestimmtes Feld für ihre Thätigkeit anzuweisen. Der Anfang ist bereits gemacht und zwar nach zwei Seiten. Erstens wird eine landsmannschaftliche Gliederung versucht, zweitens eine berufliche. So hat, anfangs wenigstens, die „Unitas" (seit 1892), nach der „Kadimah" die älteste jüdische Verbindung an der Wiener Universität, namentlich die jüdischen Studenten aus Mähren zu gewinnen gesucht. Andererseits ist es ihr auch gelungen, in die jüdische Wiener Bourgeoisie einzudringen und dort vielfache Verbindungen anzuknüpfen. Selbstverständlich ist die „Unitas" stramm jüdisch-national und eine schlagende Verbindung. Wie die „Unitas" in Mähren und in Wiener Bürgerkreisen, so hat die „Ivria" in Schlesien und Nordmähren ihr Arbeitsfeld gesucht und führt heute noch den Titel Verbindung jüdischer Hochschüler aus Schlesien. Die „Ivria" hat sich durch diese Propaganda in Schlesien und den angrenzenden Ländern viele Verdienste um den nationalen Gedanken erworben Sie ist jetzt in ihrem XVIII. Semester und seit 1894 wie die „Kadimah" organisiert. Auch die „Ivria" ist eine schlagende Verbindung und durch eine Spezialität, die Pflege nationalen Sanges, unter der Studentenschaft gut gelitten. Auf streng landsmannschaftlicher Grundlage ist die „Bar Kochba" aufgebaut. Der „Bar Kochba" können nur jüdische Studenten aus Galizien angehören. Sie ist als sogenannte hebräische Verbindung bekannt. Seit ihrem II. Semester — sie wurde 1897 gegründet — werden in der Verbindung hebräische Sprachkurse abgehalten. Wie in den anderen Verbindungen wird auch in dieser das Hauptaugenmerk auf die Pflege der jüdischen Geschichte und Litteratur gewendet. Die Hauptthätigkeit der Verbindung ist aber auf ihre Propaganda in Galizien gerichtet. Dort sucht sie durch Verbreitung von Aufrufen, Wanderversammlungen, Gründung von Vereinen etc. in modern jüdischem Geiste zu wirken. Ihr Mitglied Bardach begab sich im Januar 1899 nach Palästina, wo er als Taglöhner in Sichron Jacob arbeitete und später $1^1/_2$ Jahre in der galizischen Kolonie Machnajim zubrachte. Differenzen zwischen ihm und dem Verwalter der Kolonie, Bromberg, zwangen ihn, Palästina zu verlassen. Man sieht, der Idealismus der jüdischen Studenten schreckt auch vor schweren Prüfungen nicht zurück und lässt sich durch kein Ungemach unterdrücken. Bis vor kurzem hatte die „Bar Kochba" Farben. Sie hat sie abgelegt, weil sie keine unbedingt schlagende Verbindung sein will.

Während sich die genannten Verbindungen auf landsmannschaftlicher Basis konstituierten — ein Prinzip, das die „Kadimah" im Interesse des Zusammengehörigkeitsgefühles nicht gutheissen zu können erklärte —, giebt es zwei jüdische Verbindungen, die auf beruflicher Basis errichtet sind. Die ältere von beiden ist die „Libanonia". Sie wurde im Jahre

1895 als Lese- und Unterstützungsverein jüdischer Veterinärmediziner gegründet und erst vor wenigen Semestern eine allgemeine akademische Verbindung. Die „Libanonia“ ist die einzige jüdische Verbindung in Wien, die ausser dem Couleurbande auch Kappe trägt. Wegen dieses Kappentragens hat die „Libanonia“ eine gewisse Spannung zwischen sich und den anderen Verbindungen hervorgerufen, welche gegen das Tragen von Kappen sind. Wegen der Libanonenkappen kam es sogar zu einer ernsten Schlägerei an der Universität, da die antisemitischen Verbindungen den Juden das Kappentragen nicht gestatten wollten. Die anderen jüdischen Verbindungen standen, trotzdem sie offiziell mit der „Libanonia“ nicht verkehren, damals den Libanonen wacker bei und schützten sie, so gut sie konnten, gegen die vielfache Ueberzahl ihrer Bedränger. Die zweite Verbindung auf beruflicher Grundlage ist die „Maccabaea“. Sie besteht aus Technikern. Sie wurde im März 1898 gegründet und ist, wie auch die „Libanonia“, unbedingt konservativ. Die „Maccabaea“ hat ihre Agitation namentlich auf die Techniker beschränkt und bereits hübsche Erfolge aufzuweisen.



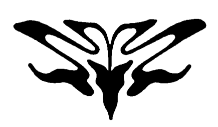
Dr. Nathan Birnbaum (Mathias Acher),
der langjährige geistige Leiter der „Kadimah“.

Keine Verbindung, aber ein grosser Verein jüdischer Studenten, ist die „Rede- und Lesehalle jüdischer Hochschüler“, welche den neutralen Boden abgiebt, wo sich jüdische Studenten der verschiedensten Parteien treffen und aussprechen sollen.

Die grosse „Vereinigung der zionistischen Finkenschaft an der Wiener Universität“, die vor einigen Semestern suspendiert wurde, soll in nächster Zeit wieder erstehen.

Auch ausserhalb Wiens giebt es eine grosse Anzahl jüdischer Studentenverbindungen. Abgesehen von dem vollen Dutzend Ferialverbindungen, von denen die Hälfte in den mährischen Städten die Agitation betreibt, ist die „Veritas“ in Brünn (eine der eifrigsten und durch einzelne ihrer Mitglieder hervorragendsten), die „Hasmonaea“ und „Zephira“ in Czernowitz, die „Bar Kochba“ in Prag, die „Charitas“ in Graz aufzuzählen, ohne dass damit gesagt sein soll, dass nicht die eine oder andere Verbindung unerwähnt blieb.

Ein ziemlich bedeutender Teil der jüdischen Studentenschaft steht im zionistischen Lager. Nicht die ganze. Wenn es aber die jüdische Studentenschaft nicht an dem nötigen Ernst fehlen lassen wird, wenn die Bedrängnis des jüdischen Volkes weiter so fortschreitet — und wo zeigt sich die Aussicht einer Besserung für unseren Stamm, nicht für einzelne —, dann ist es zweifellos, dass in der Geschichte unserer Renaissance ein besonderes Ehrenblatt der jüdischen Studentenschaft eingeräumt sein wird. Dann wird mehr noch als die deutsche Burschenschaft die jüdische Studentenschaft mit Stolz ihren Anteil an der geistigen und leiblichen Befreiung ihres Stammes reklamieren dürfen, dann wird all das Kleinliche, Nachgeahmte, das ihr jetzt noch anhaften mag, im grossen Läuterungsprozesse der immer fortschreitenden Entwicklung und Vertiefung des jüdischen Volksgedankens spurlos verschwinden, und die jüdische Studentenschaft werden, was sie sein soll: die Blüte und Hoffnung ihres Volkes.



JUDENTAUFEN IM NEUNZEHNTEN JAHRHUNDERT.

Von Dr. N. Samter.

Das neunzehnte Jahrhundert kann mit Recht in der jüdischen Geschichte das Taufjahrhundert genannt werden. Es sind auch früher Judentaufen vorgekommen, aber da, wo sie massenhaft auftraten, waren sie durch brutalen Zwang hervorgerufen. Ich erinnere nur an die „Bekehrungen“, welche die Wut der Kreuzfahrer oder der entfesselte Fanatismus zur Zeit des schwarzen Todes zuwege brachte — ganz zu geschweigen von den unglücklichen Marranen Spaniens, die zu vielen Tausenden die Larve des Christentums vornehmen mussten. Was war aber die Ursache, dass die Juden, welche anderthalb Jahrtausende hindurch, allen Verfolgungen und Erniedrigungen zum Trotz, mit unerschütterlicher Treue ihrem Glauben angehangen hatten, gerade dann zum Abfall geneigt wurden, als die Sonne der Freiheit auch die dumpfen Strassen des Ghetto zu bestrahlen anfing?

Während der langen Jahrhunderte des Druckes bildeten die Juden eine Welt für sich. Verachtet und gehasst, verkannt, gemieden und verfolgt, schlossen sie sich in ihrem Kreise eng zusammen und lebten hier als eine Nation, die in Glaube und Sitte, Sprache und Litteratur, Nahrung und Kleidung, Aussehen und Beschäftigung streng von der sie umgebenden Welt geschieden war. Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts kam es jedoch vor, dass einzelne aus diesem Kreise herausstrebten, um sich allgemeine, auch gelehrte Bildung zu erwerben. Besonders gelangte Moses Mendelssohn (1729—1786) zu anerkannter Bedeutung und wurde für viele ein leuchtendes Vorbild. Es ist erstaunlich, wie schnell sich die Aufklärung, wenigstens in den grossen Städten, verbreitet hat. Am 29. Juni 1779 schrieb Moses Mendelssohn an August v. Hennings: „Meine Nation ist in einer solchen Entfernung von Kultur gehalten, dass man an der Möglichkeit einer Verbesserung verzweifeln möchte.“ Und am Ende des Jahrhunderts war man bereits so weit, dass der Oberrabbiner von Berlin, Hirschel Lewin, nach Palästina auswandern wollte, weil die Aufklärung, die mit Verachtung väterlicher Sitte Hand in Hand ging, gar zu sehr überhand nahm. War doch sein eigener Sohn, obgleich selber Rabbiner, bereits in bedenklicher Weise davon angesteckt.

Seitdem die Juden in immer grösserer Zahl ihr Sonderleben aufgaben, waren sie genötigt, sich ihrer Umgebung zu assimilieren. Es galt aber nicht bloss, andere Sprache und Kleidung anzunehmen, sondern man musste auch die überkommenen religiösen Gebräuche und die Religion selber mit der neuen Bildung in Einklang bringen. Vielen der Aufgeklärten jedoch war infolge ihres Bildungsganges die Religion gleichgültig, ja ein Gegenstand der Abneigung geworden. Gleichwohl sahen sie sich auf Schritt und Tritt daran erinnert, dass sie Juden seien. Der Staat behandelte alle Juden, gebildete und ungebildete, als Fremde, und das Beispiel Frankreichs, das 1791 den Israeliten Bürgerrechte verliehen hatte, fand zunächst wenig Nachahmung. Aber auch als seit Mitte des 19. Jahrhunderts in den meisten Staaten die Judenemanzipation vollzogen war, suchte man ihnen vielfach die gesetzlich garantierten Rechte zu verkümmern und war überdies wenig geneigt, auch gesellschaftliche Gleichberechtigung zuzuerkennen.

Bei dem herrschenden Indifferentismus standen dem Uebertritt zur herrschenden Religion nur zwei Bedenken entgegen: einerseits scheuten sich viele, wenn ihnen das Judentum auch nichts mehr galt, gänzlich das Band zu zerreissen, das sie von Geburt an mit ihren Stammesgenossen verknüpfte, und auf der anderen Seite waren ihnen die christlichen, der Vernunft unzugänglichen Dogmen ein schwerer Stein des Anstosses.

Es hat gewiss oft Seelenkämpfe genug gekostet, ehe der Schritt unternommen wurde. Gemeine Naturen erlagen freilich schon, wenn ihnen der Versucher ins Ohr zischelte:

> Lass dich taufen und verwandeln!
> Mancher that's, und mit vier Rossen,
> Hornklang kommt er nun geschossen,
> Der einst umrief: „Nichts zu handeln?“

So mancher blieb zwar für seine Person beim Judentum, aber eingedenk der Hindernisse, die ihm als Juden in den Weg gelegt worden waren, ehe er es zu etwas bringen konnte, opferte er seine Kinder dem Fortkommen, diesem modernen Moloch, und liess sie taufen. Viele nahmen, um eine Christin zu heiraten, deren Religion an. Die Möglichkeit, auch in der Ehe mit einem christlichen Gatten die jüdische Religion beizubehalten, wurde für Preussen 1874 durch Einführung der obligatorischen Civilehe



Von GOttes Gnaden Friderich, König von Preussen; Marggraf zu Brandenburg; des Heil. Römischen Reichs Ertz-Cammerer und Churfürst ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Unsern gnädigen Gruß zuvor. Würdiger, Hochgelahrter, Lieber Getreuer! Da die Erfahrung vielfältig gezeiget hat, daß die zur Christlichen Religion übergegangene Juden, nicht sowohl aus wahren Triebe und lautern Absichten, als vielmehr aus unerlaubten Endzwecken gehandelt; so haben Wir zu beschliessen geruhet:

Daß keine Juden zum Unterricht in der Christlichen Religion angenommen werden sollen, bis nicht von ihrem unsträflichen Wandel sichere Nachrichten eingezogen, und darüber schriftliche glaubhafte Atteste eingereichet worden.

Ihr werdet Euch hiernach gehorsamst zu achten wissen, und empfangt von dieser gedruckten Verordnung Exemplaria, um solche ex officio an die Behörde unter Eurer Unterschrift abgehen zu lassen. Sind Euch mit Gnaden gewogen. Gegeben zu Berlin, den 20. Julii 1774.

Auf Seiner Königl. Majestät allergnädigsten Special-Befehl.

v. Fürst. v. Münchhausen. v. Zedlitz.

An das Chur-Märckische Consistorium, ingleichen an alle Regierungen und geistliche Collegia.

Ein interessantes Rescript
Friedrichs des Grossen
über die Judentaufen.

(Nach einem Original im Besitze des Herrn J. H. Wagner, Berlin.)

gegeben, aber damit war für das Judentum wenig gewonnen. Denn wenn auch der Vater oder die Mutter im Judentum verharrte, so wurden doch die Kinder zum allergrössten Teile im Christentum erzogen. Die Verluste, welche wir durch Mischehen erlitten haben, waren sogar noch grösser als die durch direkten Uebertritt, so dass sie David Einhorn nicht mit Unrecht den Nagel zum Sarge des Judentums genannt hat. Am mildesten werden wir noch über diejenigen urteilen, welche die Kraft und den Beruf in sich fühlten, im Staate oder in der Wissenschaft Erspriessliches zu leisten, aber als Juden keine Möglichkeit dazu sahen und deshalb, vielleicht mit blutendem Herzen, dem Judentum entsagten.

Fragt man diese Herren, wie sie sich zu Dreieinigkeit und Kreuz bekehren konnten, so wollen sie natürlich alle ihrer Ueberzeugung gefolgt sein, denn so leicht giebt niemand zu, dass er ein — meineidiger Schurke ist. Natürlich kann man dem Täufling, der aus äusseren Rücksichten zur Taufe schreitet, dies nicht streng beweisen, denn nur Gott sieht ins Herz, aber er muss es sich gefallen lassen, dass man den Ausspruch Macaulay's auf ihn anwendet: „Es wird stets ein starkes Vorurteil gegen die Aufrichtigkeit einer Bekehrung bestehen, durch welche der Bekehrte unmittelbar gewinnt."

Ob in der That Uebertritte aus Ueberzeugung vorkommen? Warum nicht? Mystiker giebt es auch bei den Juden. In früheren Zeiten haben sich solche Schwärmer der Kabbala ergeben, jetzt glauben sie vielleicht in den Mysterien des Christentums geeignete Nahrung für ihr Gemüt zu finden. Ein grosser Teil nimmt aber das Christentum wohl auch aus kühler Ueberlegung an, weil er es wirklich für die bessere Religion hält. Wir leben ja sozusagen in einer christlichen Atmosphäre. Unsere Kinder besuchen christliche Schulen, wo der Unterricht in christlichem Geiste erteilt wird, ja viele Eltern sind so verblendet, ihre Kinder auch am christlichen Religionsunterricht teilnehmen zu lassen. Später ist der Umgang mit gleichgesinnten Juden und Christen, namentlich aber die Lektüre, nur allzu geeignet, die in der Schule aufgenommenen Anschauungen zu befestigen und zu erweitern. Die Bücher, welche über das Christentum belehren wollen, sind meist vom einseitig christlichen Standpunkte aus geschrieben; ein Jude hat, wenn er auch zu den Gebildeten gehört, aber gerade kein Gelehrter ist, kaum Gelegenheit, eine richtige Auffassung vom Christentum zu gewinnen. Alles, alles predigt ihm die Vorzüge des Christentums und die Inferiorität des Judentums, so dass er notwendig daran glauben muss, wenn er nicht durch eine jüdisch-religiöse Erziehung gegen solche Einflüsse gefeit ist.

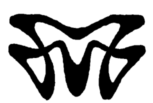
Deutsche Juden, welche ganz im Deutschtum aufgehen wollten, liessen sich wohl überzeugen, dass es dazu auch nötig sei, die Religion der Deutschen anzunehmen. Goethe sagt zwar: „Den alten Deutschen gereicht's zum Ruhm, dass sie gehasst das Christentum", aber unsere Deutschtümler wissen das besser; ihnen ist Deutschtum ohne Christentum gar nicht denkbar. Schleiermacher z. B. meinte: „Juden, die sich nicht zum Christentum bekennen, sind Franzosen, die nicht Deutsch lernen wollen". Die Philosophen Schopenhauer und Eduard v. Hartmann erklären es sogar für höchst verdienstlich, wenn ein Jude, um Deutscher zu werden, das christliche Glaubensbekenntnis, sei es auch ohne Glauben, ablegt. Es ist immerhin möglich, dass es Juden gegeben hat, welche durch derartige Erwägungen ihr Gewissen einschläferten und mit dem Munde bekannten, wovon das Herz nichts wusste.

Der Verlust, den das Judentum durch die Taufen erlitten hat, ist der Zahl nach nicht sehr erheblich. Ich kann allerdings nur für Preussen, welches allein genügende statistische Daten bietet, den Beweis führen. Hier sind im Laufe des Jahrhunderts zwei Taufperioden zu unterscheiden. Die erstere deckt sich ungefähr mit der Regierungszeit Friedrich Wilhelms III., der Blütezeit der Mission und der Intoleranz. 1822—1840 sind in den acht altpreussischen Provinzen 2200 Juden zur evangelischen Landeskirche übergetreten, das sind jährlich im Durchschnitt 122 oder etwa 0,7 ‰ der Gesamtzahl (168 761),*) d. h. sieben von zehntausend. Die zweite Taufperiode beginnt mit dem Jahre 1880, da, wo durch den Antisemitismus das Judentum gleichsam in Verruf erklärt wurde. Während noch 1875—1879 die Landeskirche im Jahresdurchschnitt nur 62 Juden durch die Taufe gewann, wurden es 1880 plötzlich 120, und die Zahl wuchs stetig bis 1888, wo sie die erschreckende Höhe von 348 erreichte. Diese Ziffer ist erfreulicherweise im Laufe des Jahrhunderts die höchste geblieben. Berücksichtigen wir nur das erste Jahrzehnt des

*) Zwischen 1822 und 1840 fanden 7 Volkszählungen statt. Die angegebene Zahl ist das Mittel aus den Ergebnissen dieser Zählungen.

Antisemitismus (1880—1889), so sind, wenn wir nach dem Ergebnis der Volkszählung vom 1. Dezember 1885 als Durchschnittszahl der jüdischen Bevölkerung 366 575 und als jährliche Durchschnittszahl der Taufen 203 annehmen, 5,5 von zehntausend Juden in diesem Zeitraum zur evangelischen Landeskirche übergetreten.

In ganz anderem Lichte freilich werden uns die Taufen erscheinen, wenn wir die Namen nicht zählen, sondern wägen. Mag auch übertrieben sein, was Max Nordau behauptet: „Von allen Juden, die in den letzten dreissig bis vierzig Jahren auf irgend einem Gebiete Ruhm oder auch nur Anerkennung erlangt haben, ist wohl kaum ein Fünftel dem Judentum treu geblieben," aber doch — welche Fülle von Geist ist uns nicht verloren gegangen! Man wird sagen: Die Getauften waren ja auch schon vor der Taufe dem Judentum abgestorben; sie waren dürres Laub; was liegt daran, ob es abfällt oder am Baume hängen bleibt? Freilich, der Abfall selber ist auch nicht das Betrübendste, sondern dass er infolge des herrschenden Indifferentismus einen so günstigen Nährboden hat. Wo die Jugend einseitig nur für ihren künftigen Beruf erzogen wird, wo sie weder in noch ausser dem Hause etwas Jüdisches zu sehen bekommt, wo ihr das Judentum wohl Zurücksetzung und Kränkung, nirgends aber etwas Herzerquickendes und Erhebendes bietet: da muss sie notwendigerweise dem Glauben der Väter entfremdet werden. Nur wenn wir es dahin bringen, dass eine jüdisch-religiöse Erziehung den vielen dem Judentum feindlichen Einflüssen das Gegengewicht hält, können wir im neuen Jahrhundert auf eine Besserung der Zustände hoffen.





Das Grabmal Davids in Jerusalem.



Die Omar-Moschee auf dem Berge Zion.

Jerusalem.

Von Max Ring. (Gedichte. Hugo Steinitz, Berlin.)

Den Hügel aufwärts klimmt die Karawane:
Die Pauke dröhnt; es weht die grüne Fahne,
Das Dromedar hebt seinen Nacken schnaubend
Und trabt den Felsweg, Feuerfunken staubend.

Der Spahi schwingt die glutgeküsste Lanze,
Der Christ zählt betend an dem Rosenkranze,
Der Türke ruht im Sattel weich geschaukelt,
Von Huris und des Meerschaums Dampf umgaukelt.

Vom Thale her ziehn ferne Glockenstimmen
Wie Rosenwölkchen, die am Himmel schwimmen.
Gesegnet ist der Weg mit schlanken Palmen,
Mit frommen Pilgern, Weihrauchsduft und Psalmen.

Da tönt ein Schrei: der Hügel ist erklommen,
Jerusalem, in Abendglut entglommen:
Ein Phönix, seine Feuerschwingen breitend,
Durch Flammen zur Unsterblichkeit hinschreitend!

Der Purpur, der jetzt um die Stadt ergossen,
Ist's Sonnenglut, ist's Blut, das ihr entflossen?
Du Herz der Welt, von keinem übertroffen
An treuem Glauben und an festem Hoffen!

Noch schauen sie, die Besten aller Lande
Auf Dich, den Leuchtturm an des Lebens Strande.
Dein Name lässt die Herzen fromm erbeben
Und hoch den Geist zum Himmel sich erheben.

Ein Cherubheer umwandelt Deine Trümmer,
Mit gold'nem Panzer, heil'gem Waffenschimmer.
So schreiten sie als Wache Deiner Mauer
Und um sie her des Ew'gen Furcht und Schauer.

Auf Zions Burg und an dem Grab der Väter
Sieht sie in dunkler Nacht der fromme Beter,
Wo wie die heil'gen Ampeln Sterne glänzen
Und Cedern Dir die bleiche Stirne kränzen.

Im Staube kniet vor Dir die Karawane,
Die Trommel schweigt; es senkt sich tief die Fahne,
Wie aller Blicke, die in Dir versinken
Gleich Tauben, die im Kidron durstig trinken.

Der Türke neigt das Haupt und wirft sich nieder,
Dem heil'gen Staub vermählt er seine Glieder.
Der Christ bekreuzt sich an des Heilands Grabe,
Der Jude weint und lehnt am Wanderstabe.



KRANKHEITS- UND STERBLICHKEITS-STATISTIK DER JUDEN.

Von Dr. Augustus A. Eshner.

Es existiert ein umfangreiches Material, welches uns zeigt, dass die Juden gewissen Krankheiten gegenüber mehr und anderen gegenüber weniger Widerstandsfähigkeit zeigen, als die Völker, unter denen sie leben, sowie, dass die Sterblichkeit unter den Juden im allgemeinen eine geringere ist, als bei den unter den gleichen äusseren Verhältnissen lebenden Nichtjuden. Und weiterhin ist bemerkt worden, dass diese Unterschiede sich in demselben Maasse verringern, je mehr die Juden sich ihrer Umgebung assimilieren.

Eine Anzahl von Beispielen hierfür bietet ein interessanter Aufsatz über die Pathologie der Juden, den Dr. Mauria Fishberg im Anfange dieses Jahres im „New York Medical Journal" veröffentlicht hat, und welcher in der Hauptsache den folgenden Ausführungen zu Grunde liegt.

In Preussen betrug die jährliche Sterblichkeitsziffer per Tausend der Bevölkerung in den Jahren von 1822—1840 unter den Christen 28,7 für das männliche und 27 für das weibliche Geschlecht gegen 22,1 resp. 19,1 bei den Juden. Von 1841—66 waren die entsprechenden Ziffern für Christen 30,2 resp. 28,2, und bei den Juden 19,8 resp. 17,9 (Mulhall, Dictionary of statistics, London 1899, p. 185).

In Budapest beträgt die durchschnittliche Lebensdauer bei den Christen 26 Jahre gegen 37 Jahre bei den Juden. Die Sterblichkeit unter den Ersteren in der Altersstufe von 1—50 Jahren ist mit 14% angesetzt gegen 10% bei den Juden. Man schätzt, dass während 50% von neugeborenen Kindern christlicher Eltern das Alter von 30 Jahren erreichen, derselbe Prozentsatz von jüdischen Kindern 50 Jahre alt werden. 8% der jüdischen und 2,4% der christlichen Bevölkerung erreichen ein Alter von 80—90 Jahren; 12% der Juden und 9% der Christen werden 60—70 Jahre alt.

In Amsterdam fand man eine Sterblichkeit bei Kindern unter 5 Jahren von 11,52% bei den Christen und 8,85 bei den Juden; bei Erwachsenen zwischen 20 und 50 Jahren betrug die Sterblichkeit 5,98 bei den Christen und 3,06 bei den Juden (Lombroso).

In London soll die durchschnittliche Lebensdauer bei den Christen 39, bei den Juden 49 Jahre betragen. Die Sterblichkeitsziffer bei den jüdischen Kindern zwischen 1 und 5 Jahren wird mit 10%, die der christlichen mit 14% berechnet.

Ripley („The races of Europe", New York 1899 p. 383) machte die folgende vergleichende Aufstellung: Für zwei Gruppen von je 100 neugeborenen Kindern, die eine jüdischen, die andere allgemein-amerikanischen Ursprungs, besteht die Wahrscheinlichkeit, dass die Hälfte der amerikanischen Kinder in 47 Jahren gestorben sein wird gegenüber einer Zeitdauer von 71 Jahren bei den Juden.

Wenn wir die Statistik der Lebensdauer in New York für die letzten 6 Jahre daraufhin prüfen, so finden wir, ungeachtet der in hygienischer Beziehung ungünstigsten Umgebung, die niedrigste Sterblichkeitsziffer bei den Russen und Polen, von welchen die meisten Juden sind. Und auf Grund anderweitiger Bemerkungen kann man schliessen, dass der Unterschied noch grösser wäre, wenn man die Nichtjuden dieser Kategorien aus der Berechnung ausscheiden könnte.

Billings konstatiert, dass ein jüdisches Kind von 5 Jahren nach durchschnittlicher Rechnung 62 Jahre alt wird gegen 53 Jahre, auf welche der durchschnittliche Amerikaner von Massachusetts rechnen kann. Einem Juden von 25 Jahren steht ein Leben von noch 45 Jahren bevor, gegen 39 für einen gleichaltrigen Amerikaner.

Ich habe nicht gewusst, dass bei den Juden die Zahl der Heiraten und Geburten geringer ist als bei den Nichtjuden, sondern hätte eher geglaubt, dass das Gegenteil zutreffend sei. Ich hatte auch den Eindruck, dass die Fruchtbarkeit der Juden mit Recht sprichwörtlich sei, obgleich mir eine ziffernmässige Bestätigung fehlte. Billings aber citiert J. Jacobs, welcher (im „Journal of the Anthropological Institut" XV. 1885/86 p. 26) konstatiert, dass bei den Juden die Zahl der Eheschliessungen, der Geburten und der Todesfälle niedriger ist als bei ihren Nachbarn, und dies stimmt mit den Resultaten überein, die für die Vereinigten Staaten gefunden wurden.

Nach einer Untersuchung der Statistik von 10 618 jüdischen Familien in den Vereinigten Staaten (60 630 Personen) weist Billings nach, dass die Zahl der Geburten per 1000 (20,81) um zwei niedriger war als die Durchschnittszahl der Geburten in der Gesamtbevölkerung. Die Ziffer der Geburten, verglichen mit der Zahl der Frauen gebärfähigen Alters, betrug 72,87 per Tausend gegen 82,9 resp. 86 in Massachusetts und Rhode Island. Aehnliche Verhältnisse zeigt die Statistik in vielen europäischen Ländern, wo Juden in grosser Anzahl leben.

Die Zahl der Eheschliessungen unter den Juden in den Vereinigten Staaten ist eine sehr geringe, nämlich 7,4 vom Tausend, während ihre durchschnittliche Ziffer bei der Gesamtbevölkerung in den nordöstlichen Staaten sich zwischen 18 und 22 vom Tausend bewegt.

Das Durchschnittsalter beim Eheschluss ist bei den Juden höher als bei der Gesamtbevölkerung. Die niedrige Ziffer der Eheschliessungen und das durchschnittlich höhere Heiratsalter sind die Hauptursachen für die geringere Zahl der Geburten.

Die Fruchtbarkeit der in den Vereinigten Staaten

geborenen Jüdinnen (3,56) ist kleiner als bei den in anderen Ländern geborenen (Deutschland 5,24, Russland und Polen 5,63, Ungarn 5,27, Böhmen 5,44).

In Preussen vermehrte sich in den Jahren 1822 bis 1840 die jüdische Bevölkerung um 34,5 und die christliche um 28 %. Es kam damals jährlich: ein Geburtsfall auf je 28 Juden und einer auf je 25 Christen, eine Eheschliessung auf je 135 Juden und eine auf je 112 Christen, ein Todesfall auf je 40 Juden und einer auf je 34 Christen (J. S. Hough, „Langlebigkeit und andere biostatische Eigentümlichkeiten der jüdischen Rasse", Med. Rec., 1873, S. 241—244). In Fürth kamen während einer Periode von 25 Jahren durchschnittlich eine Eheschliessung auf 128 Christen und 149 Juden, sowie ein Geburtsfall auf 29 Christen resp. 35 Juden.

Die Statistik von Algier für das Jahr 1856 zeigt einen Ueberschuss der Todesfälle über die Geburten bei den Europäern und muselmanischen Eingeborenen, während bei den Juden das Gegenteil der Fall ist (G. F. Kalb, Handbuch der vergleichenden Statistik, Leipzig 1866, S. 574).

Während bei den christlichen Rumänen die Geburtsziffer die Sterblichkeit übertraf, war der Unterschied bei den Juden des Landes noch bedeutend grösser (Leroy Beaulieu).

Wenn es wahr ist, dass bei den Juden eine Vermehrung stattfindet trotz der geringeren Anzahl von Eheschliessungen und der niedrigen Geburtsziffer, so kann dies nur an einer niedrigeren Sterblichkeitsziffer liegen, und die Thatsachen bestätigen diese Schlussfolgerung. Man führt diese geringere Sterblichkeit auf eine grössere Lebenszähigkeit zurück, auf eine grössere Widerstandsfähigkeit gegen viele Krankheiten, die wieder bis zu gewissem Grade aus einigen ihrer Lebensgewohnheiten resultiert.

So verteilen sich nach dem Bericht des Wiener statistischen Bureaus 1000 Krankheitsfälle auf 534 Magyaren, 223 Deutsche, 182 Slaven, 32 Juden und 28 Serben.

Die gefährlichsten Krankheiten, wie Schwindsucht, Nieren-Entzündung, Typhus, treten, wie man gefunden hat, als Todesursache bei den Juden seltener als bei anderen auf. Es wird auch gesagt, dass den Epidemien verhältnismässig wenige Juden zum Opfer fallen. So starben in Posen innerhalb 26 Jahren an den Pocken: 3,13 % der katholischen, 2,26 % der protestantischen und 0,9 % der jüdischen Bevölkerung. Man hat zwar versucht, diese Thatsache dadurch zu erklären, dass die Juden sich leichter als die anderen zur Impfung entschliessen, aber gegen diese Auffassung spricht, dafs man dieselbe verhältnismässige Immunität auch mit Bezug auf andere epidemische Krankheiten bemerkt hat. So entgehen die Juden in hohem Masse der Pest, dem Typhus, dem Wechselfieber, sowie der Ruhr und der Cholera.

Während der Cholera-Epidemie in Budapest im Jahre 1851 war die Sterblichkeit der christlichen Bevölkerung 1,85 gegen 0,257 bei den Juden. Auch in der Londoner Cholera-Epidemie der 70er Jahre sollen die Juden fast gänzlich verschont geblieben sein. Bei Gelegenheit einer ähnlichen Epidemie in Algier in den Jahren 1844/45 wurde folgende Sterblichkeit per Tausend der Bevölkerung in den beiden Jahren gefunden:

bei den Europäern 42,9 und 45,5
„ „ Muselmanen 32,4 „ 40,8
„ „ Juden 21,6 „ 36,1, auch hier trotz der unhygienischesten Verhältnisse. Wenn auch in der letzten Zeit die Juden nicht mehr ihre frühere relative Immunität gegen ansteckende Krankheiten zeigen, so haben sie doch eine geringere Sterblichkeitsziffer, z. B. wird berichtet, dass während der Cholera in Russland im Jahre 1894 die Krankheitsfälle unter den Juden zwar zahlreicher und die Fälle sogar schwerer waren, trotzdem aber die Sterblichkeit für eine gleiche Anzahl von Fällen sich als die niedrigere erwies.

Nach der Statistik des elften Census ergiebt sich für die Juden in den Vereinigten Staaten eine geringere Sterblichkeit als für die Christen bei den furchtbarsten Krankheiten, wie Lungentuberkulose, Typhus etc. So war in New York (Stadt) die Sterblichkeit an Lungenschwindsucht am geringsten unter den Russen und Polen, welche fast alle Juden sind.

Von 10 000 jüdischen Familien starben nach dem elften Census der Vereinigten Staaten an Lungentuberkulose 36,57 männliche und 34,02 weibliche Individuen gegen 129,22 resp. 146,97 Bewohner von Massachusetts und 108,79 resp. 146,12 in den Vereinigten Staaten überhaupt.

In dem am dichtesten bevölkerten Teil der Stadt New York fand sich während der Jahre 1884—1890 der geringste Prozentsatz von Sterbefällen an Lungenschwindsucht bei den Kindern von in Amerika geborenen Müttern — worunter viele Juden — und der nächstkleinste bei russischen und polnischen Juden. Ein ähnliches Verhältnis wurde auch in London und anderwärts beobachtet.

Es ist ein gewisser Parallelismus oder doch eine gewisse Beziehung zwischen Alkoholismus und syphilitischen Krankheiten; die Juden sind ziemlich frei von beiden und ensprechend auch von einer Anzahl von sekundären Krankheitserscheinungen, wie gewisse Störungen des Nervensystems, Nieren- und Leberleiden etc. Wenn auch nach einem englischen Beobachter allgemeine Lähmung bei Juden männlichen Geschlechts häufiger vorkommen soll als bei Nichtjuden, so wird die gegenteilige Behauptung von einer Anzahl russischer Gelehrter aufgestellt und zwar sowohl in Bezug auf allgemeine wie teilweise Lähmung, welche beide sehr häufig Folgen der Syphilis sind.

Andererseits sind von jeher die sogenannten funktionären Erkrankungen des Nervensystems — Neurasthenie, Hysterie, Irrsinn — viel häufiger bei

Juden als bei Nichtjuden, und diese Thatsache ist sowohl von alten wie von modernen Schriftstellern bemerkt worden.

So war in Italien im Jahre 1879 je ein Fall von Irrsinn unter 385 Juden, 1725 Protestanten und 1775 Katholiken.

Im Jahre 1871 waren in Preussen Fälle von Irrsinn: unter 10 000 Christen 8,7, unter 10 000 Juden 14,1. In Bayern unter 10 000 Christen 9,8, unter Juden 25,2. Im gesamten Deutschen Reich unter 10 000 Christen 8,6, unter 10 000 Juden 16,1.

Unter den Truppen in Kiew ereigneten sich im Jahre 1895/96 Fälle von Wahnsinn: unter den Russen 0,91 %, bei den Polen 0,92 %, bei den Muhammedanern 1,06 % und bei den Juden 2,19 %.

In Schlesien und Württemberg waren mehr Idioten unter den Juden als unter den Katholiken, aber weniger als unter den Protestanten, während die Zahl der Wahnsinnsfälle bei den Juden die der beiden anderen Kategorien in einer ganzen Reihe deutscher Provinzen übertrifft.

Eine seltene Form erblicher Idiotie mit Veränderungen an den Augen ist hauptsächlich unter Juden beobachtet worden.

Die Zuckerkrankheit, die häufig ein Ausdruck der Nervenzerrüttung ist, findet sich bekanntermassen sehr häufig unter den Juden, die in dieser Beziehung nur von den Hindus übertroffen werden. So fand man in New-York unter 400 Krankheitsfällen 100 jüdische und unter 202 Todesfällen 54 jüdische.

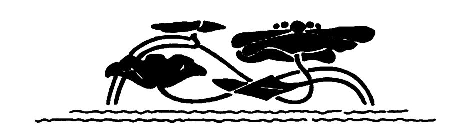
Blindheit ist gleichfalls bei den Juden häufiger als bei den meisten Völkern, unter denen sie leben. So waren im Jahre 1880 in Bayern 7,2 Blinde unter 10 000 Protestanten, 8,2 bei ebensovielen Katholiken und 13,8 bei der gleichen Anzahl von Juden. In Preussen fanden sich unter je 10 000 Individuen: 8,2 Blinde unter den Protestanten, 8,4 unter den Katholiken und 11,0 unter den Juden. Auch Farbenblindheit ist unter den Juden häufiger als unter Nichtjuden.

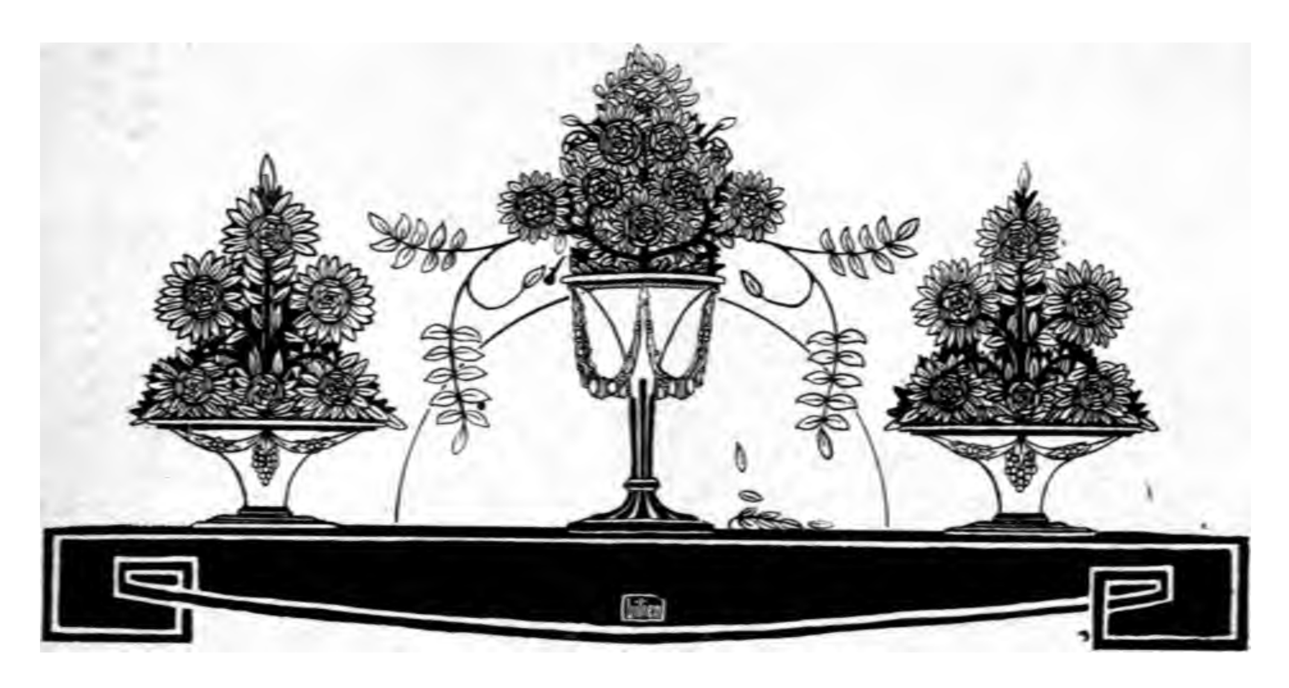
Billings findet, dass die Sterblichkeit bei den Juden grösser ist als bei ihren Nachbarn, so weit es sich um Fälle von Diphtherie, Erkrankungen der Verdauungsorgane und des Nervensystems handelt, sowie bei Rückenmarksleiden und Störungen der Blutcirkulation, bei Knochen-, Gelenk- und Hautkrankheiten. Dagegen konstatiert er eine verhältnismässig geringere Sterblichkeit der Juden bei allen tuberkulösen Erkrankungen, Skrofeln, Lungenschwindsucht und Wasser- sowie Gehirnwassersucht.

Verschiedenen Ursachen werden diese Unterschiede in Bezug auf Sterblichkeit und Verhalten gegenüber den Krankheiten zugeschrieben. Aber als die offenkundigsten und logischsten erscheinen diejenigen, welche aus der Beobachtung gewisser traditioneller, religiöser und gesundheitlicher Vorschriften resultieren, so wie das innige Familienleben, die Einfachheit und Reinheit der Sitten, der Ritus der Beschneidung, die Praxis der Fleischbeschau sowie die verschiedenen diätetischen und hygienischen Vorsichtsmassregeln. Dass weiterhin der Jude trotz der durch Unterdrückung und Verfolgung in der Vergangenheit verschuldeten geringeren Körperkraft und mangelhafteren Entwickelung doch eine solche Widerstandskraft gegenüber den Krankheiten zeigt, wird dadurch erklärt, dass er das Produkt einer natürlichen Auswahl, eines Ueberlebens der Geeignetsten ist, da die körperlich und moralisch minderwertigen durch Tod und Taufe aus ihren Reihen geschieden sind.

Dass der Jude (im Gegensatz zu den ansteckenden und organischen Krankheiten) weniger widerstandsfähig ist gegenüber den funktionären Störungen des Nervensystems, führt man auf ihr vorherrschendes Wohnen in den Städten und den damit verbundenen intensiveren Kampf ums Dasein zurück.

Es hat sich weiterhin herausgestellt, dass, jemehr der Jude aus seiner Isolierung heraustritt und sich mit den anderen Rassen vermischt, die charakteristischen Unterschiede, welche seine Krankheits- und Sterblichkeits-Statistik heute zeigt, mehr und mehr zurücktreten.





SCHOEPFUNGSLIEDER.

Von D. Frischmann.

I.

Anfangs — und Himmel und Erde — und ein Chaos.

Und Himmel und Erde sind zu einem unendlichen, formlosen Klumpen zusammengeballt, eine einzige mächtige schwimmende Masse, und das Chaos ist lauter Licht und Feuer.

Von Himmelsrand zu Himmelsrand Licht und Feuer, von Erdenend zu Erdenend Licht und Feuer — vom Saume des Weltalls bis zum Saume des Weltalls.

Und überall Flammenströme und Lichtballen, Strahlengarben und Feuerhaufen, alles in einem glühenden Wust durcheinander. Und Sonnen und Sonnenbruchstücke, Monde und Mondbruchstücke liegen zerstreut umher, und noch nicht fertiggewordene Milchstrassen ergiessen sich im unermesslichen Raum. In der Werkstätte, wo der Schöpfer an der Drehscheibe beschäftigt ist, liegen wirr und durcheinander geworfen Sternensplitter und Strahlenfäden, Funkenabfälle und Blitzknäuel, alles endlose Haufen, endlose Massen, endlose Rohstoffe zu künftigen Welten. Ein Lichtgestöber wütet und tobt und Feuerlawinen stürzen mit endlosem Gebraus. Und es zischt und saust, es summt und surrt, und die Flammen schlagen in einand' und verschmelzen sich, zucken wieder auseinand' und zerstückeln sich, und alles wird zum grossen, feurigen, kochenden Abgrund, aus dem der Wirbelwind heult und pfeift.

Und ununterbrochen steigt das Sausen und Brausen, das Zischen und Heulen aus dem endlosen, feurigen Kessel.

Und in dem siedenden Kessel mischt und mengt, rührt und quirlt der Schöpfergeist unaufhaltsam, um das erste Geschöpf hervorzubringen.

Und es klappern die Räder, und es stampfen die Kolben, sausend und brausend, zischend und pfeifend.

Und das erste Geschöpf geht fertig unter der Hand des Schöpfers hervor, und endlich entsteigt es dem Kessel, und siehe da: — ein kleiner, niedlicher Engel ist es, schön an Gestalt und lieblich von Aussehen.

Es war ein Engel das erste, das der Herr geschaffen.

Und der Engel war licht und leuchtend, und fehlerlos war er und sonder Makel von der Fussohle bis zum Scheitel.

Aber in den Augen seines Schöpfers ist selbst ein Engel nicht fehlerlos, und Makel findet der Herr am Seraph auch.

Und der Engel fand nicht Gnade vor dem Schöpfer und ward sündhaft vor seinen Augen. Da verstiess ihn der Herr und trieb ihn von

sich und liess ihn fallen, und der Engel fiel, und tief und tiefer fiel er, abwärts und immer abwärts — er fiel den Fall der Sünde.

Und erdwärts und immer mehr erdwärts fiel der Engel, Jahrhunderte lang fiel er und durch Jahrtausende und gelangte endlich bis auf die Erde. Da wurde der Engel zum niedrigsten der Geschöpfe; er wurde zu jenem erbärmlichen, nichtsnutzigen, verworfenen Geschöpf, das da genannt wird — der Mensch.

II.

Anfangs — und Himmel und Erde — und ein Chaos.

Und Himmel und Erde sind zu einem unendlichen, formlosen Klumpen zusammengeballt, eine einzige mächtige schwimmende Masse, und das Chaos ist ganz Finsternis und Dunkelheit.

Von Himmelsrand zu Himmelsrand Finsternis und Dunkelheit, von Erdenend zu Erdenend Finsternis und Dunkelheit — vom Saume des Weltalls bis zum Saume des Weltalls.

Und allüberall finstere Massen, undurchdringliche Haufen, schwarze Ballen und Ströme dunkler Dünste. Nebel und Nebelbruchstücke, Wolken und Wolkenbruchstücke liegen zerstreut umher, und noch nicht fertig gewordene finstere Schlünde starren aus jedem Winkel. In der Werkstätte, wo der Schöpfer an der Drehscheibe beschäftigt ist, liegen Fetzen ewiger Nächte, Streifen undurchdringlicher Finsternis, Schlacken tiefer Schwärze, alles nachtstarrendes, dunkles Rohmaterial zu künftigen Welten. Lavaartig ergiessen sich die pechschwarzen Massen durch den unermesslichen Raum. Und es zischt und heult, es summt und surrt, und die Nebel schlagen ineinander und verschmelzen sich, stieben wieder auseinander und zerteilen sich, und alles wird zum gähnenden, finsteren, unendlichen Abgrund, aus dem der Wirbelwind heult und pfeift.

Und ununterbrochen steigt das Sausen und Brausen, das Zischen und Heulen aus dem endlosen, dunkeln Kessel.

Und in dem nachtstarrenden Kessel mischt und mengt, rührt und quirlt der Schöpfergeist unaufhaltsam, um das erste Geschöpf hervorzubringen.

Und es klappern die Räder, und es stampfen die Kolben, sausend und brausend, zischend und pfeifend.

Und das erste Geschöpf geht fertig unter der Hand des Schöpfers hervor, und endlich entsteigt es dem Kessel, und siehe da — ein schwarzer, zottiger Affe ist es, klein von Gestalt und unansehnlich.

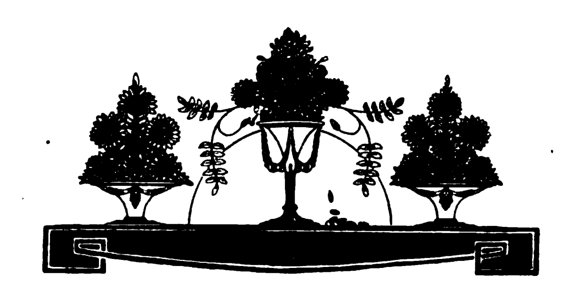
Es war ein Affe, das erste, das der Herr geschaffen.

Und finster ganz war der Affe und dunkel, eine hässliche, ekelhafte Missgestalt.

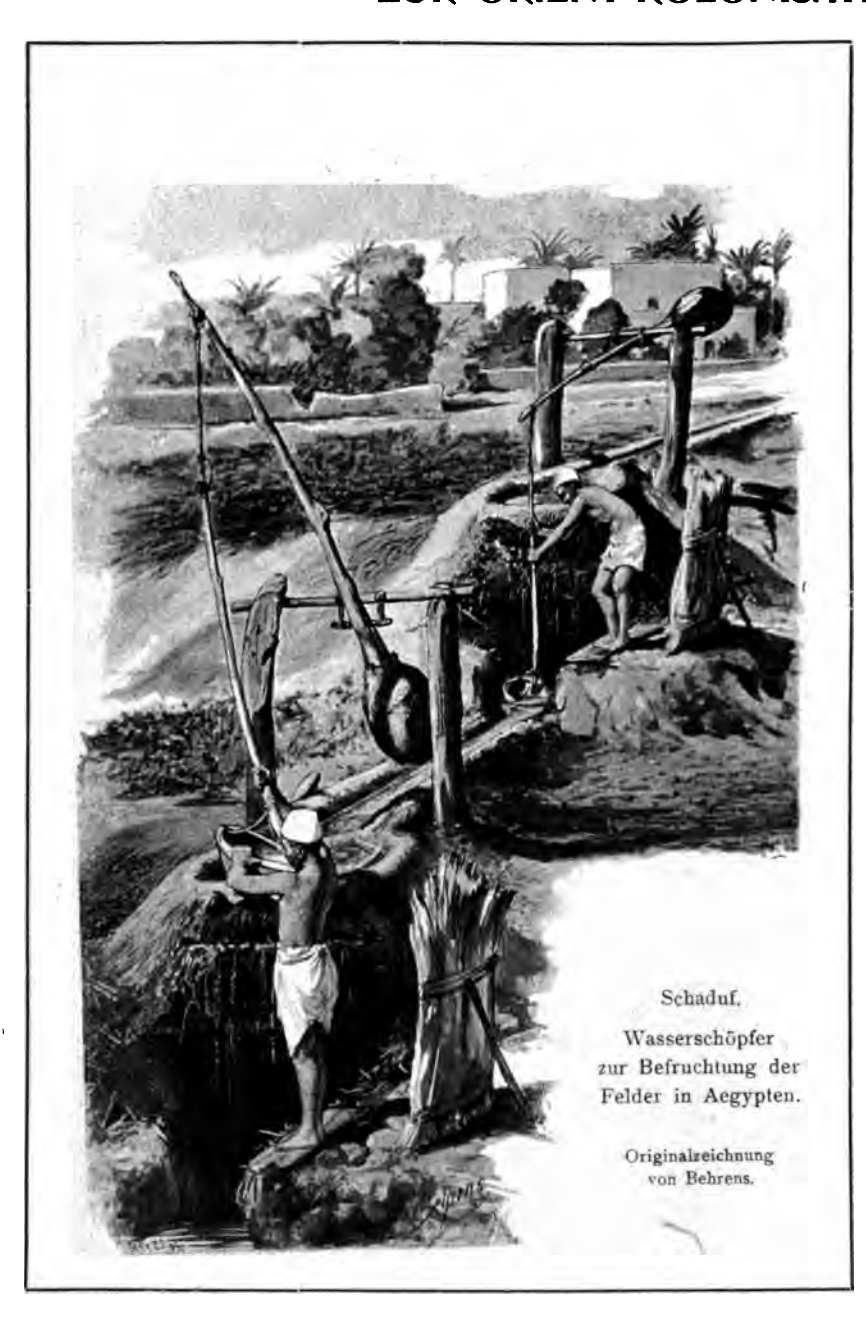
Aber selbst der Affe ist nicht hässlich in den Augen seines Herrn, der am Anfang schon eines Jeden Zukunft kennt.

Und der Affe fand Wohlgefallen vor den Augen des Schöpfers, und er liess ihn sich entwickeln und fortschreiten, und er hob ihn zu sich. Da stieg der Affe immer höher und höher, von Stufe zu Stufe, von Geschlecht zu Geschlecht, aufwärts und immer mehr aufwärts — er stieg den Weg des Fortschritts.

Und immer höher stieg der Affe, Jahrhunderte lang stieg er und durch Jahrtausende und kam endlich bis zur Höhe, wo er Erde und Himmel vereinigte und sie sein eigen machte. Da wurde der Affe zum höchsten der Geschöpfe; er wurde zu jenem erhabenen, gewaltigen und immer fortschreitenden Geschöpf, das da genannt wird — der Mensch.



ZUR ORIENT-KOLONISATION.



Schaduf. Wasserschöpfer zur Befruchtung der Felder in Aegypten.

Originalzeichnung von Behrens.

Unsere Abbildungen illustrieren das in diesen Blättern schon mehrfach gestreifte Thema vom „primitiven Orient“.*)

Die ägyptische Bewässerungs-Methode bedarf kaum einer Erläuterung. Ein System von Rinnen ist stufenmässig so angelegt, dass jede Rinne an beiden Enden in ein breiteres Becken ausläuft, wodurch je zwei Becken immer übereinander zu liegen kommen. An jeder solchen Stufe steht ein Arbeiter, der das Wasser mittels einer einfachen Schöpfvorrichtung aus der unteren Rinne in die obere befördert, so dass, wenn auch mit unsäglicher Mühe, das Nilwasser ziemlich hoch und auch weit genug geführt werden kann, um die Felder zu befruchten.

Ebenfalls zu Bewässerungszwecken dient — wenigstens vorläufig und der Hauptsache nach — die phantastisch aussehende Maschine auf der nächsten Seite. Es ist das ein Sonnen-Motor, die vorläufige Lösung eines Problems, das besonders in den letzten 20 Jahren die Erfinder beschäftigt hat. Dieses Problem ist die Konstruktion eines Motors, der die Sonnenwärme in Kraft umsetzt, der also ohne Kohlen oder irgend eines ihrer Substitute arbeitet. In holz- und kohlenreichen Ländern ist diese Frage nicht so brennend, in wasserreichen Gegenden bieten die Wasserkräfte hinreichenden Ersatz. Für wüste, trockene Regionen, besonders solche in den heissen Gegenden, ist der Sonnen-Motor die geeignetste Lösung. Die abgebildete Maschine ist in Pasadena (Kalifornien) aufgestellt, besteht aus einem Reflektor, dessen äusserer Rand einen Durchmesser von ca. 10 Metern hat, und dessen innere Fläche aus 1788 kleinen Spiegelscheiben besteht. Diese reflektieren die Sonnenstrahlen nach dem im Brennpunkt angebrachten Dampfkessel von ca. 4 Meter Länge und einem Rauminhalt von ca. 400 Litern. Der Motor entwickelte bisher 10 Pferdekräfte und ist für eine Maximalleistung von 15 Pferdekräften berechnet. Für Irrigationszwecke arbeitet er vorzüglich: er hebt ca.

---

*) Siehe hierzu auch die Illustrationen auf Seite 325—326, 345—346, 388, 391—392 des vorigen und auf Seite 464 dieses Heftes. Von denselben sind der ägyptische Pflug, das Wasserrad und die obige Abbildung aus „Carl Stangen's Verkehrszeitung“, die auf der nächsten Seite aus der bekannten technischen Zeitschrift „Scientific American“.

6000 Liter Wasser per Minute. Da der Motor stets gegen die Sonne gerichtet sein muss, so wird er durch ein automatisches Uhrwerk, ähnlich denen, die man auf Sternwarten zur Bedienung der Teleskope findet, reguliert. Dies erklärt das eigentümliche Gestell auf der Zeichnung. Der Ersatz des Wassers im Kessel wird, wie alles übrige, automatisch geregelt, so dass nach der Adjustierung für den Sonnenmotor ebensowenig Bedienung nötig ist wie etwa für eine Windmühle.

Eine (vielleicht schon verbesserte) Maschine dieser Art wird im nächsten Jahre auf der Pan-Amerikanischen Ausstellung in Buffalo zu sehen sein.

Die ausserordentliche Bedeutung des SonnenMotors auch für den Orient liegt auf der Hand. Auch hier, wie in Kalifornien, scheint die Sonne fast das ganze Jahr, ist Kohle schwer zu beschaffen und das Land, wie reich auch an unterirdischem Wasser, doch auf der Oberfläche trocken und daher unfruchtbar. Die Frage der künstlichen Bewässerung ist eine Lebensfrage für solche Länder.

Keine andere Erfindung unserer Zeit — sagt „Scientific American“ — hat so wie diese einen Ansporn zur Entwickelung trockener Länder gegeben.

Unsere Gegenüberstellung der östlichen und westlichen Methoden zeigt die Entwickelungsfähigkeit des Orients im hellsten Lichte.

Sonnen-Motor.

Vorder- und Seitenansicht.

„Wer nicht ein fremdes Land kennt, der kennt auch nicht sein eigenes“, sagt Goethe. Ernsthafte Kolonisationsbestrebungen werden durch zweckdienliche Verwendung der Erfahrungen, die nur von überall her zu sammeln sind, zu schnellem Erfolge führen. Die Juden, welche ja allenthalben an der Kulturentwickelung einen so hervorragenden Anteil haben, scheinen durch ihre universelle Erfahrung besonders geeignet, die Neuerschliessung des Orients zu bewerkstelligen, an dem sie ausser dem historischen noch das hohe aktuelle Interesse haben, welches durch die Lage ihrer Stammesgenossen im Osten geboten ist. B. E.



Den folgenden Aufruf erhalten wir aus Frankfurt a. Main:

DIE CENTRALBIBLIOTHEK IN JERUSALEM

hat während der letzten acht Jahre den Juden des heiligen Landes wertvolle Dienste geleistet. Sie hat Juden jeder Ansicht angezogen und war ein Vereinigungspunkt für alle. Unter ihren Unterstützern sind gleichfalls Juden der verschiedensten Richtungen. Es ist deshalb zu hoffen, dass diesem Aufrufe ebenso allgemein entsprochen werden wird.

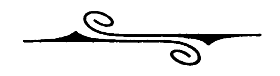
Die Bibliothek enthält 18 000 Bände, hat jedoch gegenwärtig keinen geeigneten Aufbewahrungsort. Die Notwendigkeit liegt vor, ein Gebäude zu errichten, welches eine grosse Büchersammlung aufnehmen kann, und auch Räumlichkeiten für öffentliche Vorträge und andere Versammlungen enthält.

Das Gebäude ist bereits im Bau; aber wenn nicht Mittel beschafft werden als Beihilfe zu den Anstrengungen, die in Jerusalem gemacht werden, wird es unmöglich sein, das Unternehmen zu Ende zu führen. Die erforderliche Summe beläuft sich auf 30 000 Mark.

Wer Jerusalem besucht hat, und wer sonst mit den dortigen Verhältnissen vertraut ist, hegt die Ueberzeugung, dass der gegenwärtige Aufruf eine sehr herzliche Aufnahme verdient. Das Geld, das für diesen Zweck gesammelt wird, ist gut angelegt; denn die Bibliothek ist ein Bildungscentrum für die Juden Jerusalems. Sie giebt ihnen die Möglichkeit, die Litteratur der Vergangenheit und der Gegenwart zu studieren; sie hat sich bereits als eine treibende Kraft für diejenigen erwiesen, welche den Geist der Selbstachtung und des Selbstvertrauens in den Juden des heiligen Landes erwecken wollen. Die Unterzeichneten wenden sich an Sie um Beistand in dem vollen Vertrauen, dass ein so wichtiges und wohlthätiges Unternehmen Ihres Wohlwollens und Ihrer Unterstützung sich erfreuen wird.

Gaben nimmt jeder der Unterzeichneten gern entgegen.

Rabb. Dr. M. Horovitz. Eduard Cohen. Isaac Dreyfus. Alfred Geiger. Manfred Goldschmidt. Charles L. Hallgarten. Isaac Igersheimer. Henry Seligman. Prof. Dr. Abr. Sulzbach. Prof. Dr. Jos. Werner.



Jankel Klesmer.

Von Israel Abrahamsohn.

Jankel Klesmer hebt den Bogen und spielt.
Jankel spielt die lustigsten Sachen.
Jankel spielt mit Weinen und Lachen.
Jankel spielt die traurigsten Lieder.
Jankel ist ein Spielmann und spielt.

Jankel Klesmer hebt den Bogen und spielt.
Jankel spielt Euch auf zum Tanze.
Jankel spielt zu der Reichen Glanze.
Jankel spielt in der Armut Höhlen.
Jankel ist ein Spielmann und spielt.

Jankel Klesmer hebt den Bogen und spielt.
Jankel ist schon alt und gebrechlich.
Jankel's Arm ist zitternd und schwächlich.
Jankel's Spiel ist feurig und brausend.
Jankel ist ein Spielmann und spielt.

Jankel Klesmer hebt den Bogen und spielt.
Muss der alte Jankel sterben,
Schlägt der Jankel die Fiedel in Scherben,
Bricht der Jankel in Stücken den Bogen.
Jankel ist ein Spielmann und spielt.



MANASSE BEN ISRAEL.*)

Seit der Regierung Eduard's I. war England bis auf wenige Ausnahmen den Juden verschlossen gewesen; der mutige Rabbi von Amsterdam, Manasse Ben Israel, unternahm es, ihnen das Land wieder zu eröffnen. Ein guter Talmudist, grosser Sprachkenner und gewandter und fruchtbarer Schriftsteller, war Manasse in fortwährender Korrespondenz mit den berümtesten Schriftstellern seiner Zeit und erfreute sich einer allgemeinen Hochschätzung.

Trotzdem war er ein ziemlich mittelmässiger Geist und in messianischen Träumen befangen, und war z. B. fest überzeugt, dass die Nachkommen der zehn Stämme Israels sich in den Savannen Süd-Amerikas wiedergefunden hätten!

Aber gerade diese Leichtgläubigkeit machte seine Stärke aus und veranlasste ihn, seinen Glaubensgenossen einen unvergleichlichen Dienst zu erweisen. Ueberzeugt, dass der Messias kommen müsse, sobald die Söhne Jacob's von einem Ende der Welt bis zum anderen zerstreut sein würden, schloss er daraus, dass es dringend notwendig sei, sie nach den britischen Inseln zurückzuführen, die er für die äusserste Grenze der bewohnbaren Erde hielt. Daher seine fortgesetzten Anstrengungen, die schliesslich von einem posthumen Erfolg gekrönt wurden.



Manasse ben Israel. (Nach d. Gemälde v. Rembrandt)
Aus: Kohut, Gesch. d. deutsch. Juden. Deutsch. Verl. Berlin, SW.

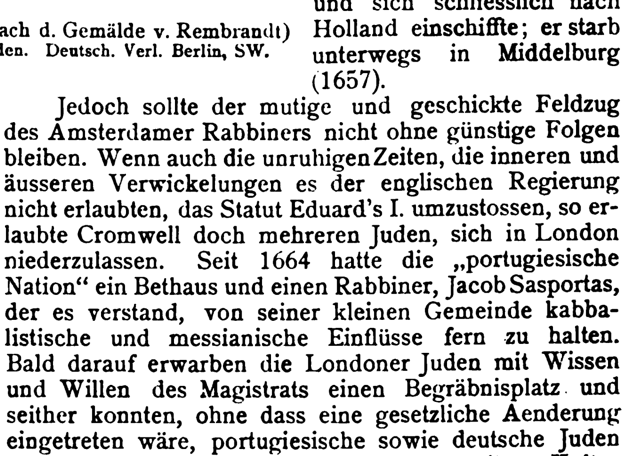
Die politischen Verhältnisse waren seinem Projekt nicht ungünstig, die englischen Puritaner hatten ihren König Charles Stuart entthront und die Republik gegründet. Als eifrige Leser der Bibel hatten sie sich die bilderreiche Sprache der Bibel angewöhnt und zeigten einen grossen Respekt für die alte jüdische Rasse; einige Sektierer, die „Millenarier", trieben diesen Respekt sogar bis zum Enthusiasmus und wetteiferten in ihren phantastischen Hoffnungen mit den jüdischen Messianisten. Der „Niveleur" Everard sprach von den Leiden „unserer Vorfahren" in Aegypten. Hugh Peters, der Almosenier Cromwell's, sprach sich seit 1647 gegen die Ausschliessung der Juden aus. Der Lord-Protektor selbst, ein klarer Geist und kraftvoller und scharfsinniger Politiker, beneidete Holland um die wirtschaftlichen Vorteile, die es aus der Niederlassung der Juden gezogen hatte; vielleicht nährte er auch die Hoffnung, sie zur presbyterianischen Religion zu bekehren.

Im Jahre 1655 entschloss sich Manasse, nachdem er schon vorher seine Träume in einem Werke „Die Hoffnung Israels" auseinandergesetzt hatte, sich persönlich nach London zu begeben und leitete aktive Schritte bei Cromwell ein. Gleichzeitig richtete er an das Parlament ein langes Memoir, eine geschickte Darstellung der religiösen, historischen und wirtschaftlichen Gründe, die für das Gesuch seiner Glaubensgenossen sprachen. Er fügte ein besonderes Argument hinzu, welches wohl geeignet war, auf die Mitglieder des Parlaments Eindruck zu machen: das Verbannungs-Edikt Eduard's I. hatte, wie er sagte, niemals Gesetzeskraft erlangt, weil ihm die Zustimmung der Kammern fehlte.

Der Lord-Protektor, der schon im vorhinein für die Sache der Juden gewonnen war, berief eine Kommission hoher Würdenträger und Geistlichen nach Whitehall und legte ihnen das „unterthänige Gesuch" Manasse's vor. Die Debatten waren sehr langwierig: der Klassen-Egoismus, das religiöse Vorurteil und die allgemeine Ignoranz verbündeten sich gegen die Gewährung des Gesuches.

Pamphlete wurden veröffentlicht, man wiederholte die albernsten Verleumdungen gegen die Juden, und Manasse musste ihnen mit einer besonderen Schrift (Die Rettung der Juden) entgegentreten.

Trotz der Ungeduld Cromwell's zogen sich die Beratungen der Kommission derart in die Länge, dass Manasse, der am Ende seiner Mittel angelangt war, den Lord-Protektor um eine Pension von 100 Pfund Sterling angehen musste und sich schliesslich nach Holland einschiffte; er starb unterwegs in Middelburg (1657).



Jedoch sollte der mutige und geschickte Feldzug des Amsterdamer Rabbiners nicht ohne günstige Folgen bleiben. Wenn auch die unruhigen Zeiten, die inneren und äusseren Verwickelungen es der englischen Regierung nicht erlaubten, das Statut Eduard's I. umzustossen, so erlaubte Cromwell doch mehreren Juden, sich in London niederzulassen. Seit 1664 hatte die „portugiesische Nation" ein Bethaus und einen Rabbiner, Jacob Sasportas, der es verstand, von seiner kleinen Gemeinde kabbalistische und messianische Einflüsse fern zu halten. Bald darauf erwarben die Londoner Juden mit Wissen und Willen des Magistrats einen Begräbnisplatz und seither konnten, ohne dass eine gesetzliche Aenderung eingetreten wäre, portugiesische sowie deutsche Juden sich ungehindert in England niederlassen, ihren Kultus ausüben und sich dem Handel widmen.

*) Aus Theodore Reinach, Histoire des Israelites. Deuxieme Edition, Paris 1901.

HAMAN UND MARDOCHAI IN JANOW.

Von Israel Abrahamsohn.

Es war einmal in Polen ein schlechter Jud Namens Boruch Jeiteles. Einen frecheren, schamloseren Burschen hatte man in den vereinigten Königreichen kaum antreffen können. Dieser Boruch trat, weil er einmal wegen seiner schlechten Streiche fürchterlich durchgeprügelt wurde, zum Katholizismus über und wurde wie die meisten Konvertiten der wütendste Judenfresser.

Da er gewandt und redebegabt war, gelang es ihm, sich bei den Pfaffen einzuschmeicheln und sich den Ruf grofsen Wissens bei ihnen zu verschaffen. Er wurde nicht müde, ihnen über seine ehemaligen Glaubensgenossen Schlechtes zu hinterbringen und ihrem Hasse Nahrung zuzutragen. Dadurch erlangte er in diesen Kreisen immer mehr Beliebtheit und Ansehen, und schliesslich wurde er gar dem Primas von Polen und Littauen und dem Kommandeur der polnischen Jesuiten als der gelehrte Konvertit Benedictus Jagodzinski — diesen Namen hatte er angenommen — vorgestellt.

Die beiden Geistlichen, die eigentlichen Herren des Landes, fanden ein grosses Gefallen an dem neuen Haman, und alle drei heckten einen Plan aus, die Juden in Unruhe und Angst zu stürzen und den Ruhm der Kirche und die Zahl der Gläubigen zu mehren.

Der König, ein guter Mann, der wie viele polnische Könige Kasimir hiess, aber keine Esther zur Geliebten, sondern eine sehr fromme Vaschti zur Gattin hatte, sträubte sich lange, dem Ansinnen zu willfahren, das die beiden Priester an ihn stellten. Da aber auch seine Gemahlin und alle, die unter des Klerus Einfluss standen, ihn bestürmten, gab er nach, und so erschienen eines Tages in allen Städten und Städtchen Polens und Littauens zur selben Stunde königliche Ausrufer, und nachdem Trommler und Trompeter durch grosses Getöse der Menge kund gethan, dass eine wichtige Verordnung bekannt gemacht werden sollte, vernahmen die Unterthanen folgende Worte:

Männer und Frauen! Edelleute! Bürger und Juden!

Also spricht zu Euch des Königs Majestät und des Erzbischofs Eminenz:

Der gelehrte und gottesfürchtige Bürger Benedictus Jagodzinski, Sekretär der Fürstin Janeszymnic, welcher den Irrtum, in dem er befangen war, als er zum Gotte Abrahams betete, aufgegeben und der allein selig machenden Kirche sich ganz ergeben hat, ist des Herzenswunsches voll, alle seine Blutbrüder und Schwestern des Segens der Wahrheit teilhaftig werden zu lassen.

In solchem Drange hat er sich an uns gewandt und uns gebeten, ihm zu verstatten, mit weisen Männern der Juden ernstlich und eifrig Disputation zu halten.

Solches erlauben wir ihm gern und verkünden Euch, was folgt:

Der gelehrte und gottesfürchtige Secretarius wird in Eure Stadt kommen und auf der Stadtmauer, auf einer Brücke, an eines Flusses Rand, an einer sonst hervorragenden, weithin sichtbaren und exponierten Stelle, oder auf einer eigens errichteten Tribüne mit Eurem Rabbiner oder wen sonst aus Eurer Mitte Ihr dazu bestimmt, öffentlich disputieren.

Eurem Manne soll die erste Frage zu stellen nicht verwehret sein, dann wird der weise Secretarius fragen, dann soll wieder Euer Streiter das Wort haben, dann wieder Benedictus Jagodzinski, und so soll es fortgehen, bis jeder der Disputierenden 25 Fragen an den andern gerichtet hat.

So diese 25 Fragen Euer Disputant gut beantwortet hat, soll Benedictus ihm ein Geschenk geben, sogleich Eure Stadt verlassen und sie hinfüro nicht mehr betreten.

Wehe aber, wenn einer eine Frage übel beantwortet. Wehe, wenn einer bekennen muss: „Ich weiss nicht.“ Sogleich soll er kopfüber in die Tiefe gestossen werden.

Ist's Euer Rabbi, der unterliegt, so sollt Ihr alle binnen drei Tagen Euren Glauben abschwören oder die Stadt und das Land verlassen. Ist's, wessen wir uns nicht versehen, der Secretarius Benedictus Jagodzinski, so bestimmen wir in der uns eigenen Clementia und Gerechtigkeitsliebe: auch er soll sofort hinabgestossen werden, dass er Genick, Arme und Beine breche und nie wieder einen Laut von sich gebe.“ —

Diese Bekanntmachung erfüllte die Juden Polens mit grossem Entsetzen. Die Rabbiner träumten jede Nacht davon, dass ihnen das Genick gebrochen wurde, und die guten Juden verkauften ihre Habe, um gerüstet zu sein, auf und davon zu ziehen, wenn ihre geistigen Führer im Redeturnier besiegt sein sollten.

Boruch-Benedict war ein Schlaukopf. Er wollte sich wohl hüten, in die grossen Städte zu ziehen, wo die gelehrten Rabbiner sich präparierten, ihm die kniffIichsten Fragen vorzulegen. Er wusste, dass diese Leute im kleinen Finger mehr Witz besassen als er im Kopfe, und dass es ihm bei einem Duell mit ihnen erbärmlich gehen musste.

Er hatte sich vorgenommen, in die kleinsten Nester zu gehen, wo die grösste Einfalt gedieh. Mit diesen Bewohnern der Hinterwälder wollte er ein lustiges Purimspiel aufführen.

Unweit der preussischen Grenze, aber doch von aller Welt und Kultur noch heute durch grosse Wälder und einen Wall von Borniertheit geschieden, liegt das polnische Judenstädtchen Janow.

Dieses Janow besass schon damals den Ruf eines jüdischen Schilda, den es heute noch hat.

Damals lebten in Janow etwa 3000 Juden; sie hatten drei sogenannte Rabbiner, die zusammen über 250 Jahre alt waren und sehr lange Bärte, aber keine Haare auf den Wackelzähnen hatten.

Die Herde dieser Hirten war aus den erlesensten Hämmeln zusammengesetzt. Als ihr schwarzes Schaf betrachteten sie aber alle den Flickschuster Chaskel Schmuhl, den sie selbst Chaskel Pauer, d. i. Dummkopf, nannten.

Diese Stadt hatte Benedict Jagodzinski als Ausgangspunkt seiner Tournée ausersehen.

Bald nach der Bekanntmachung, die auch die Juden von Janow in ein Meer von Trübsal gestürzt hatte, wurde der Parnes der Gemeinde zum Stadthauptmann, einem gutmütigen Schlachzizen, beschieden, der in dieser jüdischen Welt ganz und gar verjudet war.

„Leibleben," redete er den Reb Leib an, „der Rosche kommt in drei Tagen in unser Städtel; ersticken soll er (hierbei spuckte er aus). Was der König sagt, muss man thun. Die Rabbiner können sich ihre Sterbekleider zurecht legen und die fromme Bruderschaft bestellen. Oi, oi, schlimme Zeiten, aber Bruderherz, ich kann Euch nicht helfen."

Der Parnes berief eine Versammlung der ganzen Gemeinde in die grösste Synagoge; Frauen und Kinder strömten auch herein, es erhob sich ein allgemeines Wehklagen und Jammern.

Die Rabbiner stritten miteinander, wer sich dem Rosche stellen solle. Jeder wollte den anderen den Vorrang lassen und jeder nötigte den andern, wie höfliche Menschen an der Thür Halt machen und mit ausdrucksvollen Gesten und freundlichen Grimassen sich zu verstehen geben, dass sie um keinen Preis der Welt als erste die Oeffnung passieren wollen.

Als in dem Streit der Rabbiner, die immer noch gewissermassen mit ausgestreckter Hand zu sagen schienen: „Nach Ihnen, Kollege," und in dem Geschrei der Durcheinanderredenden eine kurze Erschöpfungspause eintrat, hörte man die bescheidene Stimme Chaskel Pauer's.

„Brüder," sagte Chaskel, „ich werd' mit dem Rosche, — wie heisst's? — disperieren!"

Eine tiefe Stille tilgte die letzten Spuren des Lärms für einen Moment, dann hallte trotz der Nähe der Gefahr, die alle fürchteten, die Synagoge von Jubel und Gelächter wieder. „Chaskel Pauer will mit dem Rosche diskerieren, Chaskel Pauer, der grösste Pauer, der grösste Chammer von allen Chammaurim will mit dem Rosche diskerieren."

Die Rabbiner aber, die gerne eines natürlichen Todes sterben wollten, schrien: „Er hat recht; er soll mit dem Rosche diskerieren. Kann Schemes Boruch nicht thun ein Wunder? Wenn der Rosche soll besiegt werden, wird Schemes Boruch thun ein Wunder durch Chaskel Pauer."

Chaskel wiegte den Kopf hin und her und lächelte so verschmitzt wie ihm nur möglich war.

Und so wurde Chaskel Pauer, der mit dreizehn Jahren noch nicht die Broche hatte sagen können, der mit 20 Jahren notdürftig hebräisch und jüdisch-deutsch lesen gelernt hatte und mit seinen 30 Jahren wegen seiner Dummheit noch keine Frau bekommen hatte, so wurde Chaskel Pauer ausersehen, dem Sekretär der Fürstin Janeszymnie und Schützling der mächtigsten Prälaten als weiser Jude von Janow entgegenzutreten.

Der Tag der Disputation war erschienen.

Der Rosche kam mit einem grossen Gefolge von Pfaffen und Soldaten ins Städtchen. Der Stadthauptmann musste ihn empfangen und geleitete ihn zu der eigens für das Turnier errichteten hohen Tribüne, an der Chaskel Schmuhl und zwölf Mitglieder der Judengemeinde, die Sekundanten, bereits warteten.

Die ganze Gemeinde fastete in Sack und Asche wie zu den Zeiten Hamans und Mardochais.

Der gute Stadthauptmann hatte der heiligen Mutter Gottes ein neues Kleid gelobt, um sie den Vertretern des Alten Bundes günstig zu stimmen.

Benedictus Jagodzinski, ein schöner Mann, mit kalten, durchdringenden Blicken und schwarzem Spitzbärtel, reichte lächelnd Chaskel Schmuhl die beringte Rechte.

Also, mein Bruder, sagte er, Du willst nicht aus freien Stücken bekennen, dass Dein Glaube Irrtum und Teufelsdreck ist! Nun, so lass uns nach des Königs Geheiss die Disputation beginnen.

Sie stiegen von entgegengesetzter Seite die Treppen zur Tribüne hinauf und stellten sich an ihrem niedrigen Geländer einander gegenüber auf.

„Nun frage; ich höre."

Chaskel Schmuhl zog den Oberkörper zusammen, drückte die Augen ein, riss sie dann gross auf und fragte, sich hastig vornüberneigend:

Was heisst ani lau jaudeia?

„Ich weiss nicht," antwortete prompt und richtig der Rosche.

Blitzschnell hatten ihn zwei Fäuste gepackt, fühlte er einen Fusstritt und flog kopfüber auf die harten Steine hinab, um keine Frage mehr zu thun.

Ein ungeheures Getöse erhob sich. Der Stadthauptmann warf seine Mütze in die Luft und rief auf polnisch juchhe. Die zwölf Sekundanten tanzten wie weiland König David vor der Bundeslade. Die Soldaten präsentierten vor Chaskel, der mit der Würde eines Imperators die Stufen der Tribüne hinabstieg, das Gewehr, die Musikanten trommelten und trompeteten, und die Mönche verschwanden wie weggeblasen.

Boruch-Benedict schlich wie ein begossener Haman davon. Er hatte sich glücklicherweise weder das Genick, noch die Arme, noch die Beine gebrochen, wie die Clementia seiner Patrone ihm zugesichert hatte, dafür war er bis auf die Knochen blamiert, und da die Lächerlichkeit auch damals schon tötete, ward er von Stund an ein toter, für alle verschollener Mann.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht von der Niederlage des Rosche im ganzen Lande.

Alle Welt lachte über den grossartigen Witz, auf den Benedictus im wahren Sinne des Wortes hereingefallen war, und alle Welt war erstaunt, dass der Mann, den die Janower als Pauer bezeichneten, ein derartiges Genie gezeigt hatte.

Der Gaon von Wilna beschloss, diese Blume, die im Verborgenen blühte, in eine ihrer würdigere Stätte zu verpflanzen, und so erschien eines Tages bei Chaskel Pauer, der nun wieder Stiefel reparierte, ein Abgesandter des grossen Rabbiners, entbot ihm Grüsse seines Meisters und überbrachte ihm dessen Wunsch, den neuen Mardochai von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

Der neue Mardochai, welcher gerade seinem Flickschusterberufe oblag, sah den feinen Studenten mit offenem Munde an; mit vieler Mühe gelang es dem Bachur, Chaskel klar zu machen, dass er sich keine Stiefel reparieren lassen wolle.

Als Chaskel endlich begriffen hatte, welche Ehre ihm bevorstand, bedurfte es des Zuspruchs und der Bemühung der ganzen Gemeinde, ihn von einer Abweisung der Bitte des Gaons abzuhalten.

Endlich war sein Widerstand besiegt. Hab und Gut, Weib und Kind besass er nicht, drei Paar Stiefel liess er beim Nachbar Zwirn zurück, damit dieser sie den Bauern gebe, denen sie gehörten; seine Schulden bezahlte der Bachur, und schon am nächsten Morgen zog der Student und der Pauer dem Lerchengesang und der Sonne entgegen.

Chaskel war in seinem Leben nicht über die nächste Umgebung Janows hinausgekommen. Die Schönheit der Natur hatte sich ihm noch nie erschlossen, und die Lust des Reisens ergriff ihn mit aller Thorheit einer ersten Leidenschaft. So oft der Student mit ihm ein gelehrtes Gespräch anfangen wollte, erhielt er die verkehrtesten Antworten. Chaskel wusste seinerseits des Fragens kein Ende und er fragte so stürmisch, dass der Student sich schliesslich im Stillen beglückwünschte, dass er nicht mit diesem Streiter Janow's hatte disputieren müssen.

Nach 14 Tagen langten sie in Wilna an. Chaskel war allmählich immer einsilbiger und trauriger geworden, und als er jetzt in der grossen lärmerfüllten Stadt war, hätte er sich Flügel gewünscht, in sein stilles Janow zurückfliegen zu können.

Das Haus des Gaons lag gegenüber der Synagoge, die weit grösser und prächtiger war als die katholische Kirche in Janow; es war schöner und geräumiger als das Schloss des guten Janower Stadthauptmanns.

Auf den Fussspitzen ging Chaskel hinter dem Bachur die teppichbelegten Stufen empor. Mit einem Male befand er sich in einem weiten Saale, in dem viele Männer sassen. Bei seinem Eintritt erhoben sich alle. Ein Greis von ehrfurchtgebietender Schönheit sah ihn mit forschenden Augen an, rief laut: „Sieh da, Chaskel Schmuhl, der Mardochai von Janow!“ und bot ihm ein herzliches Boruch habo.

Es war der Gaon. Chaskel konnte sich nicht genug verwundern, dass das ein Mensch war wie andere Menschen. Da der Rabbi ihm freundlich zuredete, verlor er bald alle Furcht und erlangte seine alte Gesprächigkeit wieder, und als ihn der Gaon aufforderte, zu erzählen, wie er darauf gekommen sei, dem Rosche die Frage vorzulegen, die diesen verderben musste, erzählte er es treuherzig.

„Einmal hab' ich gelesen ani lau jaudeia. Hab' ich nicht gewusst, was es heisst, hab' ich gefragt den Reb Zwirn, hat er gesagt: ‚Ich weiss nit‘, hab' ich gefragt Pawel und Peter, Leib und Reb Leib, die Rebonim und alle Männer, und alle haben gesagt: ‚Ich weiss nit.‘ Hab ich nachgesehen im deutsch Chumesch, was doch weiss alles, und Gott's Wunder! das deutsch Chumesch hat auch sagen gemusst: ‚Ich weiss nit.‘

Als nun alle haben gefürchtet, zu disperieren mit dem Rosche, hab' ich mir gedacht in meinem Sinn:

Wenn die Rebonim und gar das deutsch Chumesch nicht wissen, was heisst ani lau jaudeia, wird tommer ja so ein miesser Apikaures es am End' auch nicht wissen.“

Ein schallendes Gelächter erhob sich unter den Studenten, der Gaon aber blieb ernst.

„Guter Chaskel,“ sagte er, „ich wollte aus Dir einen Studierten machen, ich sehe, dass Du Dich dazu nicht eignest. Deiner That aber, die Deine Erzählung rührend und wunderbar macht, soll ihr Lohn werden. Wenn Du auch kein Rabbiner werden kannst, zum Schames wirst Du genug Witz haben; so magst Du an unserer Synagoge als Schames walten, und Gottes Segen sei mit Dir.“

Chaskel Schmuhl wurde Tempeldiener in Wilna, heiratete die Tochter eines angesehenen Mannes und zeugte mit ihr sechs Söhne und sechs Töchter, die alle so ehrlich waren wie ihr Vater, so schmuck wie ihre Mutter und klüger als beide zusammengenommen.

Als Chaskel hochbetagt starb und von Kindern, Enkeln und Urenkeln und vielem Volke zur Ruhe geleitet wurde, sprach an seinem Grabe ein Gaon: „Nicht stirbt der Gerechte, sein Andenken lebt fort in seinen Thaten!“

Der Mann hat recht behalten.

Mehr als 200 Jahre nach Chaskel's Tode habe ich seine Geschichte in Polen gehört, und als ich einmal die gute Stadt Janow besuchte, merkte ich, dass die Janower auf ihren Chaskel Schmuhl sich mehr einbilden als die Königsberger auf Kant, und würden sie nicht sinnliche Denkmäler verabscheuen, so hätte ich auf dem Marktplatze von Janow, der noch heute der Platz des Streites heisst, ein Monument Schmuhl Mordches bewundern können.



Das Lied des Gesalbten.

Zebaoth spricht aus dem Abend:
Verschwenden sollst Du mit Liebe!
Denn ich will Dir Perlen meiner Krone schenken,
In goldträufelnden Honig Dein Blut verwandeln
Und Deine Lippen mit den Düften süsser Mandeln tränken.
Verschwenden sollst Du mit Liebe!
Und mit schmelzendem Jubel meine Feste umgolden
Und die Schwermut, die über Jerusalem trübt,
Mit singenden Blütendolden umkeimen.
Ein prangender Garten wird Dein Herz sein,
Darin die Dichter träumen.
O, ein hängender Garten wird Dein Herz sein,
Aller Sonnen Aufgangheimat sein,
Und die Sterne kommen; ihren Flüsterschein
Deinen Nächten sagen.
Verschwenden sollst Du mit Liebe!
Tausend greifende Aeste werden Deine Arme tragen
Und meinem Paradiesheimweh wiegende Troste sein.

Sulamith.

O, ich lernte an Deinem süssen Munde
Zu viel der Seligkeiten kennen!
Schon fühl' ich die Lippen Gabriels
Auf meinem Herzen brennen,
Und die Nachtwolke trinkt
Meinen tiefen Cederntraum.
O, wie Dein Leben mir winkt,
Und ich vergehe
Mit blühendem Herzeleid!
Und verwehe im Weltraum,
In Zeit,
In Ewigkeit,
Und meine Seele verglüht in den Abendfarben
Jerusalems.

Else Lasker-Schüler.

MISCELLEN.



Das Pfingst-Fest

(Schewnoth)

Verkleinerte Abbildung aus dem Werke:

„Aufrichtig Deutsch Redender Hebräer"

von Johaun Christoph Georg Bodenschatz

(Bamberg 1756)

Zu der nebenstehenden Abbildung befindet sich in dem Buche von Bodenschatz die folgende Erklärung:

„Was die heutige Jüdische Feyer „dieses Festes anlanget, so werden „wir anjetzt einen merklichen Unter„scheid finden, wenn wir alle Ceremonien „der heutigen und also auch Deutschen „Juden durchgehen. Es halten zwar „gedachte Juden heutiges Tages dieses „Fest ebenfalls als wie Ostern und „Lauberhütten, nur ist ein Unterscheid „unter ihren Gebetern, weil sie in „Setzung dieses Festes nach der ehe„maligen Zeit nicht recht gewiss sind, „auch kein Obergericht mehr haben, „welches den Neumond mehr setzen „könnte, so feyern sie, damit sie desto „weniger irren, zwey Tage, anstatt „eines einigen . . . . . den Tag vor „diesem Feste, welches sie nur insge„mein „Schebuos" oder Wochenfest „heisen, gehen sie zum kalten Wasser, „und sagen, wenn sie im Wasser stehen, „eine Jüdische Beicht oder Sünden„bekenntniss, welches sie „Oschamnah" „d. i. eine Schuldbeicht nennen und „in der Tphilla, fol. 112, col. I stehet. „Unter jedem Wort dieser Beichte „schlagen sie an ihre Brust; im übrigen „aber verhalten sie sich mit dem Reini„gen und Kleideranziehen, wie an den „beyden anderen grosen Festen. Des „Abends, am Rüsttag gehen sie in die „Synagog, und beten das Maribh Gebet . . .

*

„Patriotismus".

„Mit Gefühlen der Pietät stehst Du Deinem Volke gegenüber. Du sangst in Deiner Jugend und singst noch: Ich hab' mich ergeben mit Herz und mit Hand, zu leben und zu sterben fürs deutsche Vaterland. Was ist denn dies Vaterland, dies deutsche Volk, dem Du Dich selbst, Deine Kraft und Dein Leben weihst? Ist es die Gesamtheit der Einzelnen, die Du kennst, denen Du begegnest? Sind es die Leute, mit denen der tägliche Verkehr Dich zusammenführt, mit denen Du Geschäfte machst, oder im Amte zu thun hast? Gewiss nicht; an den meisten unter ihnen gehst Du gleichgültig vorüber, und an manchen ärgerst Du Dich. Ist es der kleine Kreis, mit dem Du näher verbunden bist, sind es die Bekannten und guten Freunde, die Kollegen und Vorgesetzten? Hoffentlich ist mancher darunter, den Du achtest und wert hältst, doch weisst Du wahrscheinlich, wenn Du von ihm sprichst, noch manches, was ihm zur Vollkommenheit fehlt, und für sie zu leben und zu sterben, nein, das ist doch eigentlich nicht Deine Meinung. Und doch ist es ein ganz wahres Gefühl, mit dem Du das Lied singst. Was ist also dieses deutsche Volk? Es ist in dem Herzen Deiner Mutter, es ist in der Sprache, die sie Dich gelehrt, es ist in dem Lied, das Dir zu Herzen dringt, es ist in dem Angesicht Deines Kindes, es ist in der Treue

eines Freundes, in der Liebe eines Weibes; auch aus den blauen Augen eines fremden Kindes, das am Wegrande spielt, schaut es Dich an; es ist in jedem Wort der Lehre und Weisheit, das ein treuer Lehrer zu Dir gesprochen, es ist im Andenken an Deine Toten, es ist im Bild der grossen Männer, deren Wesen Dich emporgehoben, deren Gedanken Dich bereichert haben; es ist selbst ein Bild, das Du Dir gemacht, ein Idealwesen, dessen Züge Du aus dem Liebsten, Besten und Ehrwürdigsten, was Dir begegnete, zusammengetragen hast. Und nun sprichst Du, alles übrige beiseite lassend: Das ist mein Volk." —

(Friedrich Paulsen, Einleitung in die Philosophie, 7. Aufl., S. 287.)

✦

Der Nasenring bei den Juden.

„Und es geschah, als die Kamele genug getrunken hatten, da nahm der Mann einen goldenen Nasenring, ein Beka an Gewicht, und zwei Armbänder um ihre Arme, zehn Goldstücke an Gewicht."

So heisst es im ersten Buche Mosis (Kap. 24, 22) in der wundervollen Erzählung, wie Elieser, Abraham's Knecht, Rebekka traf am Brunnen....

Auch später finden wir den Nasenring noch häufig in der hl. Schrift erwähnt, und es ist bekannt, dass der eigentümliche Schmuck, den wir in allgemeiner Verwendung wohl nur bei den Hindus finden, sich besonders bei den sehr conservativen samaritanischen Juden noch lange grosser Beliebtheit erfreute. Die nebenstehende Abbildung zeigt, dass der Brauch bei versprengten Teilen des jüdischen Stammes sich sogar bis auf unsere Zeit erhalten hat.

✦

Eine jüdisch-historische Ausstellung.

In Amerika besteht die Absicht, die historischen Erinnerungen auszustellen, welche die Geschichte der Juden illustrieren, von der Entdeckung Amerikas durch Columbus angefangen, die Briefe an die Marannen in Spanien, Washington's Briefe an die Juden, Porträts, Miniaturen und Stiche von amerikanisch-jüdischen Berühmtheiten, Photographien, Karten und Stiche von Synagogen und Institutionen, eine Sammlung aller Bücher, geschrieben von Juden in Amerika, und derer, die sich auf das amerikanische Judentum, dessen Geschichte und Institutionen beziehen, ferner Manuskripte, Autographen, u. s. w. Die Ausstellung von Gegenständen jüdisch-religiöser Kunst und jüdischer Antiquitäten im allgemeinen wurde ebenfalls vorgeschlagen. Man war allgemein der Ansicht, dass sich gegenwärtig noch viele Gegenstände von Wert im Besitze jüdischer Familien befinden, die, wenn sie durch die Ausstellung und die mit ihr verbundenen Publikationen ans Licht gebracht werden, die Studien der jüdischen Geschichte im allgemeinen, der amerikanisch-jüdischen, und der amerikanischen Geschichte im besonderen sehr fördern würden. Der erziehliche Wert einer solchen Ausstellung liegt darin, dass die ausserordentlichen Dienste, welche die Juden in Amerika seit Entdeckung dieses Weltteils geleistet haben, in einem grossen Gesamtbilde vorgeführt werden, das sowohl auf die Juden selbst wie auf die Allgemeinheit Eindruck machen würde.

Dem Comité für diese Ausstellung gehören die hervorragendsten Männer an. Wir nennen nur Dr. Cyrus Adler, den früheren Gesandten Oscar S. Strauss, den Richter Meyer Sulzberger, Professor Gottheil, Simon W. Rosendale, den hervorragenden Juristen Max I. Kohler, den grossen Philanthropen Jacob H. Schiff, den bekannten Schriftsteller Josef Jacobs, der seinerzeit schon an der jüdisch-englischen Ausstellung beteiligt war, und andere.

✦



Eine Jüdin aus Buchara.
(Nach einer Original-Photographie.)

Stefan Zweig. Silberne Saiten. (Berlin. Schuster & Löffler.)

Der sehr talentvolle Kreis der spezifisch wienerischen Poeten, die zumeist Lyriker, und deren Werke von der weichen, milden, schlaffen Wiener Luft durchspült sind, verdient eigentlich auch an dieser Stelle beachtet zu werden. Denn diese Hoffmannsthal, Schnitzler, Altenberg, Beer-Hoffmann und Donath sind jüdischen Blutes,

und obgleich sie die exklusivsten Artisten in der modernen deutschen Litteratur, zeigen sie eben durch diese artistische Exklusivität die allgemeinere, feinere Tragik der Juden an, die in der Losgelöstheit von den bodenständigen Lebensbedingungen besteht. Einer aus dem Kreise, der Novellist Beer-Hoffmann, hat übrigens jüngst offen die Macht des (jüdischen) Blutes auch über den künstlerischsten Künstler erkannt, und der Weg, der vor manchen anderen aus diesem Kreise liegt, wird sie gewiss ebendorthin führen. — Zu den Wiener Poeten gesellt sich nun ein neuer Ankömmling von jüdischer Abstammung, der Lyriker Stefan Zweig, der eben sein erstes Gedichtbüchlein herausgegeben. Er weist die charakteristischen Eigenschaften dieses Wiener Dichterkreises auf und bringt noch eine bedeutend grössere Tiefe hinzu. Dadurch erhält die Reihe seiner Lieder etwas apart Psychologisches, und die ganze Sammlung mag als ein lyrisches Tagebuch angesehen werden. Aber er kann auch allgemein menschliche, eigentlichste Lyrik geben: in den Gedichten „Sternenglaube", „Du" und „Verstummter Wind". In allen seinen wohllautenden Gedichten aber offenbart sich ein ausserordentlich echtes und starkes Talent.

R. J.

✱



Damenspende beim Feste zur Feier des XXX. Semesters der „Kadimah".
(Modelliert von Prof. Weischmann.)



Dreschlitten im Gebrauch. Cypern.
(Siehe S. 388 von „Ost und West".)

Eine amerikanische Zeitschrift „Outlook" veröffentlicht die folgenden Ausführungen:

Jedes Volk hat seine Funktion bei der Entwickelung des Menschengeschlechtes. Jedes Volk trägt das Seinige bei zur Summe menschlicher Gesittung. In grossen Zügen wird man behaupten dürfen, dass Griechenland die Philosophie, Rom das Gesetz, Italien die Kunst, Deutschland die Freiheit, England den Handel, die Vereinigten Staaten die Demokratie — was mehr als Freiheit ist — und das jüdische Volk die Religion zu dieser Gesamtsumme beigetragen haben. Damit soll nicht gesagt sein, dass da keine Philosophie gewesen wäre ausser in Griechenland, kein Gesetz ausser in Rom, keine Kunst ausser in Italien, keine Freiheit ausser in Deutschland, kein Handel ausser in England oder dass da keine Religion gewesen wäre ausser unter den Juden; aber von den grossen sittlichen Ideen der Welt kann mehr auf dieses Volk und auf seine Litteratur zurückgeführt werden als auf irgend eine sonstige historische oder litterarische Quelle.

Die Vereinigten Staaten sind enger mit dem jüdischen Volke verbunden als mit irgend einer der anderen alten Nationen. Unser Schrifttum wimmelt von Beziehungen zu dem der alten Hebräer. Dieselben sind wahrscheinlich zahlreicher als die Anklänge an die griechische und römische Litteratur. Niemand kann die grossen englischen und amerikanischen Dichter lesen und sie verstehen, wenn er nicht seine englische Bibel kennt. Auch historisch sind wir mehr mit dem jüdischen Volke verbunden als mit den Griechen. Unsere freien Institutionen wurzeln alle in denen der jüdischen Nation — sind aus ihnen herausgewachsen als das Resultat eines langen Konfliktes zwischen ihren politischen Prinzipien und denen einer heidnischen Gier nach Macht.



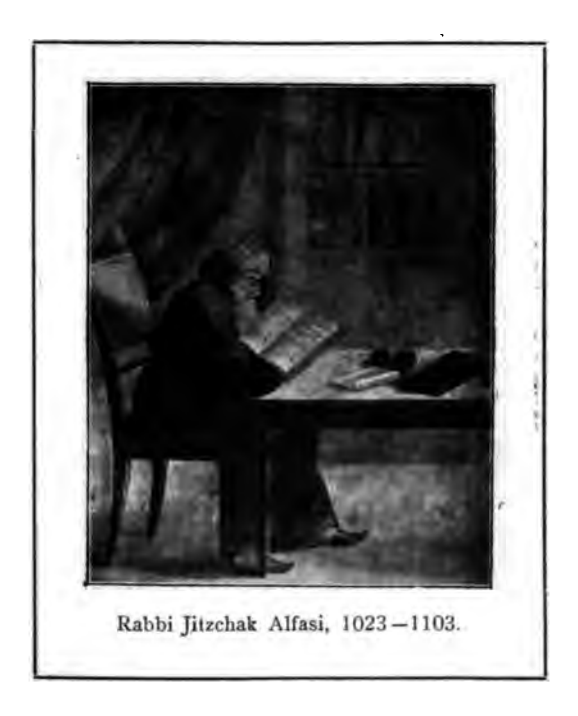
APHORISMEN.

Die nationalen Krisen haben ebenso wie die der Natur ihre Blitzschläge, und ein solcher war Cromwell. Er scheint wie in die Welt hineingeworfen, wie in die Katastrophe hineingeschleudert zu sein, um mit ihr zu verschwinden . . . Auf dem Schlachtfelde ist er der grosse Feldherr, stets kampffertig, jeder Lage gewachsen und siegreich. — Ausserhalb seiner kriegerischen Bethätigung scheint er unsichtbaren Einflüssen unterworfen zu sein, eine sonderbare Mischung einer praktischen Natur und einer Art von unirdischem Fatalismus, der Folge einer höheren Mission, und diese Kombination scheint mir Cromwell's Stärke zu erklären. Dieser geheimnisvolle Symbolismus dürfte es gewesen sein, der auf die Juden des Ostens einen solchen Eindruck machte, dass sie eine Deputation nach England sandten, um sich zu erkundigen, ob er in Wirklichkeit der Messias sei. John Morley.

*

Das Christentum musste vielleicht eine so ungeheure Ausbreitung gewinnen, damit dieser gewaltigen Mehrheit gegenüber sich die Wahrheit des Judentums schon einfach durch seine Existenz beweisen konnte. Felix Pinkus.

*



Rabbi Jitzchak Alfasi, 1023—1103.

Ich denke, dass die Welt sich täglich mehr und mehr der jüdischen Auffassung vom Leben nähert. Das Christentum hat sich als ein Fehlschlag erwiesen. Man sehe, wie die christlichen Nationen heute einander wie die Wilden bekriegen. Welches Schauspiel bieten die vereinigten Armeen in China! Der Kampt der Zukunft wird zwischen dem alten Judaismus und dem neuen Heidentum sein. Gerechtigkeitssinn ist, was die Welt heute braucht — solche Gerechtigkeit, wie sie von den grossen jüdischen Propheten gepredigt und prophezeit worden ist; und ich glaube, es wird der jüdischen Rasse vorbehalten sein — ob als eine Mustergemeinschaft in Palästina oder als eine über die ganze Welt verbreitete Armee von Geisteskämpfern — dieses Bedürfnis zu befriedigen und der Gerechtigkeit ihren Thron zu errichten in den Herzen der Menschen.

(Israel Zangwill.)

*

Ueber den Einfluss hebräischer Poesie auf europäisches Geistesleben.

Wie hoch man auch die Mitwirkung der indischen Fabel- und Lehrdichtung, der indischen Märchenfülle zur Fabel- und Märchendichtung anderer Völker anschlagen, welchen Wert man dem Einfluss beilegen mag, den die pessimistische Buddhalehre nach drei Jahrtausenden in der überreizten neuen Kultur des Westens gewann, immer bleibt gewiss, dass Verbreitung und Nachwirkung der Poesie der „Arja" nicht von ferne mit der Verbreitung und Nachwirkung der hebräischen Dichtung verglichen werden können. Die Poesie und Litteratur des kleinsten unter den Völkern semitischen Stammes ist durch die wundersamste Gunst der Umstände der Urquell eines gewaltigen Teiles der Lyrik und der epische Hintergrund für Tausende von Schöpfungen der mittelalterlichen und neueren Litteratur geworden.

Stern, Geschichte der Weltlitteratur.

*

Kein merkwürdigeres Schauspiel bietet die Geschichte, als die Existenz des jüdischen Volkes während des Mittelalters und in der modernen Gesellschaft. Während alle die grossen Nationen des Altertums mit samt ihren Gesetzen und Institutionen verschwunden sind, und die Zeit die unermesslichen Weltreiche der Perser, Aegypter und Assyrer zerstörte, hat sich ein kleines Volk, das selbst zur Zeit seines Glanzes fast unbekannt war, aus dem Schiffbruch gerettet und [illegible] in der allgemeinen Vernichtung seine [illegible]

Nationalgebräuche sich bewahrt. Das jüdische Volk hat kein Vaterland mehr; der Boden, der seine Könige gesehen und seine Priester und seinen heiligen Tempel, ist der Fremdherrschaft anheimgefallen. Während jedoch alles um es her sich ändert, scheint Israel seine Altäre mit neuer Kraft zu umfassen und gerade aus seinem Unglück eine absolute Unterordnung unter die Institutionen der Väter herzuleiten.

Wie seltsam! Dieses Volk, welches in seinen guten Zeiten in stets sich wiederholendem Abfall dem Moloch, dem Baal und den Göttern Assyriens diente — heute, da Jehova sich ihm nicht mehr in seinen Wundern offenbart, scheint es seinen Glaubenseifer zu verdoppeln, obwohl er nicht mehr durch die Blitze des Sinai, noch durch die Worte der Propheten genährt und befestigt wird.

M. Capfigue.
Histoire philosophique des Juifs.

*

„ . . . . . Und nun, hochverehrter Herr Professor, lassen Sie sich auch sagen, warum ich und meine Glaubensgenossen, die gleich mir denken und fühlen, gleich mir Deutschland als ihr Vaterland verehren und kein anderes kennen, noch erstreben — dennoch sich nicht taufen lassen: weil der Uebertritt von einer Religion nur dann ehrenhaft und anständig ist, wenn der Uebertretende von der überwiegenden Trefflichkeit der neuen Religion nicht nur, sondern auch von der Minderwertigkeit der alten überzeugt ist, weil der Uebertritt ohne eine solche Ueberzeugung frivol, heuchlerisch, feig, entwürdigend, meineidig, pietätlos und geschichtswidrig ist, insofern der Uebertretende den geistigen und seelischen Zusammenhang mit seinen Ahnen und seinen Leidensgenossen löst."

Emil Lehmann
(Offener Brief an Friedrich Paulsen).

*

Ich weiss, dass ich eine der deutschesten Bestien bin, ich weiss nur zu gut, dass mir das Deutsche das ist, was dem Fische das Wasser ist, dass ich aus diesem Lebenselement nicht heraus kann, und dass ich — um das Fischgleichniss beyzubehalten — zum Stockfisch vertrocken muss, wenn ich — um das wässrige Gleichniss beyzubehalten — aus dem Wasser des Deutschthümlichen herausspringe. Ich liebe sogar im Grunde das Deutsche mehr als alles in der Welt, ich habe meine Lust und Freude dran, und meine Brust ist ein Archiv deutschen Gefühls, wie meine zwey Bücher ein Archiv deutschen Gesanges sind.

Heine, in einem Briefe an Dr. Christiani,
datiert: Verfluchtes Nest-Göttingen, den 7. März 1824.
(Deutsche Rundschau.)

*

Und heute schon lässt man solche Künstler, deren Kunst, hohen und sittlichen Gehaltes voll, mit suggestiver Gewalt die Seelen bannt — in Nichtigkeiten ihres Lebens Zweck verfehlen und — untergehen.

Das aber ist der Gesellschaft Sünde wider den Geist.

Denn so reich ist keine Nation, dass sie den Verlust der Erzeuger ihrer geistigen Werte lange ertragen könnte! Es geht rapid abwärts, wenn das Zahme, Leere und Nichtssagende geliebkost, das Ernste, Grosse hingegen nicht ins Leben gerufen wird. . . . Maler E. Klotz.

*



Rabbi Samuel Aidels (Mh'rscha).

Rasse ist alles; es giebt keine andere Wahrheit.

Benjamin Disraeli.





Die **Kölnische Zeitung** berichtet am 1. Juni über das Zustandekommen der „Deutschen Alliance" wie folgt:

Ein jüdischer Hilfsverein. Am vorigen Dienstag ist in Berlin eine Versammlung angesehener deutscher Juden zusammengetreten und hat einen Hilfsverein deutscher Juden gegründet, der sich im allgemeinen das Ziel setzt, unter Ausschluss jeder gewinnbringenden Thätigkeit für die Mitglieder die geistige, sittliche und wirtschaftliche Entwickelung der Glaubensgenossen zu fördern. Der Verein will seine Thätigkeit hauptsächlich im östlichen Europa und in Asien ausüben. In der Alliance Israélite Universelle, der Anglo-Jewish Association und der österreichischen israelitischen Allianz bestanden im Auslande ähnliche Vereine, die unter anderm auch durch Errichtung von Schulen in den asiatischen Provinzen der Türkei Bedeutendes geleistet haben. Was insbesondere die Alliance Universelle anlangt, so tragen ihre Schulen französischen Charakter, und durch das Bekanntwerden mit französischer Sprache und französischem Wesen sind vielfach sehr enge wirtschaftliche Beziehungen zwischen den ehemaligen jüdischen Schülern und Frankreich herbeigeführt worden. Ohne der Alliance Universelle entgegenzutreten, will nun der deutsche Verein deutsche Sprache bei den Juden in Palästina und anderen Gebieten pflegen, was um so leichter sein wird, als die meisten der dort lebenden Juden das sogenannte Jüdisch-Deutsch beherrschen und somit dem Unterricht in deutscher Sprache zugänglicher sind als dem in einer ihnen ganz fremden Sprache. Die Bedeutung deutscher Schulen im Auslande wird immer mehr anerkannt, und bei thatkräftiger und verständiger Leitung können die neuen jüdischen Schulen sich dem deutschen Schulsystem in nützlicher Weise anfügen. „Wir wollen," so heisst es in einem Aufrufe, der demnächst an die deutschen Juden gerichtet werden wird, „als deutsche Juden deutsche Sprache und deutsche Kultur jenen unserer Glaubensgenossen bringen, denen der Anschluss an unser geistiges Leben für ihr wirtschaftliches Fortkommen und für ihre intellektuelle Entwickelung das Gebotene ist." In der Versammlung vom Dienstag hatten sich hervorragende Vertreter der verschiedenen jüdischen Gemeinden aus ganz Deutschland eingefunden. Als Vorstand des Vereins wurde Generalkonsul Eugen Landau-Berlin gewählt, dem ein geschäftsführender Ausschuss und ein Centralkomitee zur Seite stehen. Im Namensverzeichnis finden wir die bekanntesten Namen der jüdischen Finanz nebst Vertretern der Industrie und der Wissenschaft. Es wurde beschlossen, bis zum Herbst die organisatorische Thätigkeit in Deutschland selbst nach Möglichkeit zu fördern, damit alsdann die materielle Grundlage vorhanden sei, um nach Prüfung der Vorschläge des eingesetzten Unterausschusses unmittelbar die praktische Thätigkeit beginnen zu können. Als zunächst zu lösende Aufgabe ist ins Auge gefasst die Fortsetzung des rumänischen Hilfswerks. Das Studium der Schulfrage im Orient und die Möglichkeit der wirtschaftlichen Förderung der dortigen Juden beschäftigte andere Ausschüsse.

„Le Temps". Einer „kleinen Uebertreibung" macht sich der frühere französische Minister Edouard Lockroy schuldig, der in einem Artikel über die gegenwärtigen Verhältnisse in Deutschland u. a. schreibt:

„Der misstrauische Protestantismus hat die jüdische Welt nicht gehindert, auf die Ereignisse und selbst auf die Politik einen beträchtlichen Einfluss auszuüben. Wenn man sagt, die jüdische Welt, so ist das nur eine Redensart. Sämtliche Juden in Berlin sind getauft, und zwar schon seit langer Zeit."

Wie mag Lockroy, der sonst ein klarer Kopf sein soll, zu dieser kostbaren Information gekommen sein? Vermutlich hat er sie von den „Juden" seiner Bekanntschaft . . . .

„New York Journal" bringt am 6. Mai ein Interview mit Israel Zangwill über die voraussichtliche Entwickelung der Judenheit im 20. Jahrhundert. Die Sympathien des berühmten Autors sind geteilt zwischen zwei wahrscheinlichen Existenzformen des auserwählten Volkes, von denen er aber meint, dass sie sehr wohl beide sich um das Jahr 2000 verwirklicht haben dürften. Er hält dies sogar für nicht nur wahrscheinlich, sondern auch wünschenswert. Diese beiden Existenzformen sind: die logische Folge unseres gegenwärtigen Pioniertums, nämlich ein noch stärkeres Hervortreten der Juden auf allen Gebieten des Geistes und in allen Ländern der Welt, und daneben gleichzeitig ein jüdisches Gemeinwesen in Palästina, das einen Teil der Judenheit umfassen würde. So würden unsere Nachkommen in ihrer Zerstreuung wie in ihrer Geschlossenheit in gleicher Weise vorbildlich wirken können für Individuen wie für die Völker. Das Interview schliesst mit den Worten: „Wenn das Judentum im gegenwärtigen Kampfe untergehen sollte, so sehe ich kein anderes Volk, das seine weltgeschichtliche Rolle aufzunehmen und weiterzuführen im stande wäre."

„Dr. Bloch's Oesterreichische Wochenschrift". Die letzten Ereignisse in Konstantinopel haben zu einen bemerkenswerten Umschwung in den Aeusserungen selbst derjenigen Blätter geführt, die sich bisher dem Zionismus gegenüber feindlich verhielten. Das genannte Wiener Blatt schreibt: „Aus Konstantinopel wird gemeldet: Der Sultan empfing nach dem Selamlik den Präsidenten des zionistischen Aktionskomitees Dr. Theodor Herzl und die Herren Marmorek und Wolffsohn in $2^1/_2$stündiger Audienz. Dr. Herzl wurde vom Sultan durch Verleihung des Grosskordons des Med-

schidje-Ordens ausgezeichnet. — Budapester Blätter und Berliner Zuschriften geben der Ansicht Ausdruck, dass es sich um einen „Theatercoup zu Gunsten des diesjährigen Zionistenkongresses" handelt. Wir unsererseits wollen uns hüten, voreilig zu urteilen. Sollte es Herrn Dr. Th. Herzl gelingen, Nützliches für unsere Gesamtheit beim Sultan zu erwirken, so werden wir die ersten sein, ihn zu beglückwünschen und unsere Opposition gegen seine Pläne einzustellen."

Zu demselben Gegenstande äussert sich auch

„Jewish Chronicle" (24. Mai): „. . . . Wir wissen weder genau, welches Dr. Herzl's Aufgabe war, noch was er erreicht hat, und zweifellos wird er alles, was er darüber zu sagen hat, für den nächsten Kongress aufsparen. Aber schon die blosse Thatsache, dass er und seine Kollegen als Zionisten vom Sultan empfangen wurden, muss allen Gerüchten zum Trotz als hochbedeutsam angesehen werden. Denn die Audienz widerlegt ein- für allemal die oft gehörte Behauptung, dass der Sultan es durchaus ablehne, die Vorschläge der Zionisten in Erwägung zu ziehen. Es ist klar, dass, um Dr. Herzl hiervon zu überzeugen, eine Audienz nicht nötig gewesen wäre, und wenn des Sultans Ansichten thatsächlich einer absoluten Gegnerschaft gegen die Bewegung entsprächen, so wäre eine Audienz wohl nicht gewährt worden." . . . . . „Wenn die zionistische Deputation im stande war, den Sultan zu überzeugen, dass der Zionismus eine Wiedergeburt und Stärkung Palästinas und für das türkische Reich eine Quelle des Nutzens und eine Machtvermehrung bedeutet, dann hat Dr. Herzl einen ausserordentlichen Schritt nach vorwärts gemacht in der Bewegung, mit der sein Name verknüpft ist, und der gesamten Judenheit keinen geringen Dienst erwiesen. Wenn er von Yildiz Kiosk mit dem ersehnten „Charter" in der Tasche zurückgekehrt ist, dann bedeutet die Audienz vom letzten Freitag eines der bedeutendsten Ereignisse in der Geschichte unseres Volkes seit der Diaspora."

„Nathanael", Zeitschrift für die Arbeit der evangelischen Kirche an Israel (herausgegeben von Prof. D. Hermann L. Strack), berichtet von der allgemeinen Missionskonferenz u. a. (wörtlich!): Im nächstfolgenden Referat sprach P. Bieling-Berlin über das wichtige und zeitgemässe Thema: „Die Judenmission und der Zionismus nach seiner Entfaltung und bisherigen Entwickelung". Nachdem er gezeigt, dass die Zions-Hoffnung und -Sehnsucht im jüdischen Volk nie erstorben war, kam er auf den jetzigen Zionismus zu sprechen, schilderte sein Wesen und seine Ziele, warnte vor den überschwänglichen Hoffnungen, die man nicht selten im Kreis der Missionsfreunde auf diese Bewegung setzt, und erörterte die Frage, was die Mission gegenüber den neuen Aufgaben zu thun habe, welche der Zionismus ihr stellt. Seine Ausführungen gipfelten in folgenden Leitsätzen: Der Zionismus ist seiner Entstehung wie seinem Wesen nach eine rein diesseitige, keine religiöse Bewegung. Der Zionismus kann demzufolge auch nicht die Bekehrung Israels fördern, eher noch hält er sie auf. Der Zionismus findet seine volle und gerechte Würdigung nur vom biblischen Standpunkt aus. Von da aus gesehen verdient er trotzdem unsere volle Beachtung, weil es nicht ausgeschlossen ist, dass Gott der Herr ihn benützt, um mit ihm einen neuen, besseren Abschnitt in der Geschichte Israels einzuleiten. Jedenfalls aber nötigt uns der Zionismus zu grösserer Treue und Thatkraft in der Verkündigung des Evangeliums unter Israel.

„Sturm" (Zeitschrift für öffentliches Leben und Kunst, München) veröffentlicht in seiner März-Nummer das folgende zeitgemässe Gedicht:

Der greise Jude.

Schleicht dahin ein greiser Jude.
Winterliche Strassen.
Hinter ihm die munt're Jugend
Hat mit ihm ihr Spassen:
Bald am Kaftan wird gerissen,
Bald wird Schnee ihm nachgeschmissen;
Ohne Murren geht er weiter,
Scheint beinahe heiter. —

Ein besonders mut'ger Bursche
Stellt ein Bein dem Alten —
Plautz! hinfällt der alte Jude,
Kann sich nimmer halten. — —
Aufgestanden ist er wieder,
Kraftlos, fällt er nochmals nieder. —
Nimmer kann er auf und weiter —
Scheint beinahe heiter. —

Eine Frau, die zugesehen
Dieser kleinen Szene,
Naht dem Jungen schnellen Schrittes,
Im Auge eine Thräne —
Und der Knabe will sich flüchten,
Fürchtet hier ein strenges Richten.
Rasch hält ihn die Frau zurück,
Giebt ihm ein — Zehnhellerstück.

Ferdinand Leefeld.

Abonnementspreis für das Halbjahr in Deutschland und Oesterreich Mark 3,50, für das Ausland Mark 4,— für Russland ganzjährig 4 Rubel, halbjährlich 2 Rubel. Einzelhefte à 35 Kop.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes, durch alle Postämter des Deutschen Reiches unter No. 5785a der Postzeitungsliste und durch die Expedition dieser Zeitschrift.

Anzeigen 75 Pfg. die viergespaltene Nonpareillezeile, grössere Anzeigen nach Tarif, bei Wiederholungen Rabatt. Stellen-Gesuche und -Angebote zum halben Preise.

Adresse für die gesamte Korrespondenz: S. CALVARY & Co. (Inh. HUGO BLOCH)
Verlagsbuchhandlung und Antiquariat, Berlin NW., Neue Wilhelmstrasse 1.

Verantwortlicher Redakteur: Leo Winz, Berlin W., Wilmersdorferstr. 117. — Verlag von S. Calvary & Co., Berlin NW.7.
Für den Anzeigenteil verantwortlich: Hugo Bloch, Berlin. — Druck von Pass & Garleb, Berlin W 35.

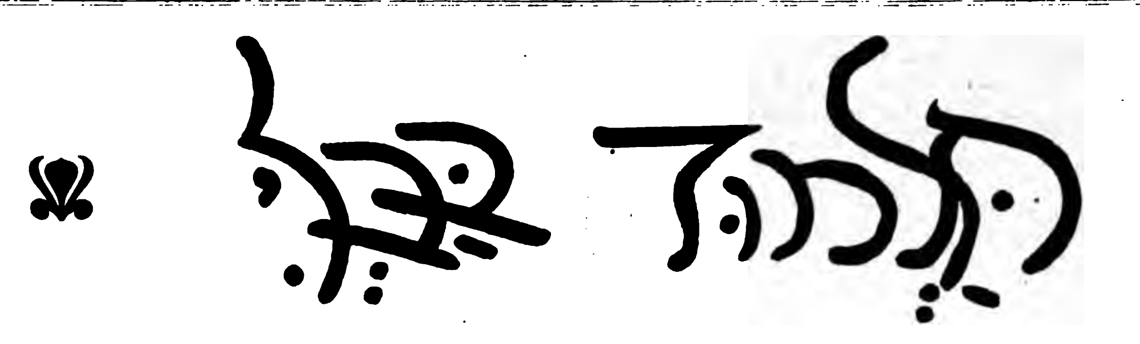
Die Kunst des Reisens.

Nicht nur jede Art der Thätigkeit, sondern auch d Erholung bedarf einer gewissen Technik, wenn sie nic durch Mangel an Disposition mit Verlusten verknüpft se soll, die dem Zwecke zuwiderlaufen. Dies gilt nicht zu mindesten vom R sen, bei dem, viel Zeit man si auch gesetzt hal doch ein Zeitv lust gelegentli recht unangeneh werden kann. Ab auch unnötige Au gaben und übe flüssige Unbeque lichkeiten wird d besonnene Reise de zu vermeid suchen. Dass ei solche Vorsic



nicht unter allen Umständen geübt werden, und dass nic alles vorausgesehen werden kann, ist klar genug, — wäre auch schliesslich nicht wünschenswert, dass absol alles wie am Schnürchen geht. Dagegen wird mancher

ror Antritt der Reise ganz en passant erledigt werden können, wodurch man viele Stunden spart, die während der schönen Reise zweckentsprechender ausgenützt werden können. Wem ist es nicht schonpassiert, dass er, um Reiseandenken, Photographien, Ansichtspostkarten zu kaufen, an fremden Orten unnötige Wege zu gehen, unnötige Zeit zu verlieren ind oft auch — unnötige Preise zu bezahlen hatte? Jnd vor allem — wer hat nicht schon bedauert, dass er keinen Reiseführer mitgenommen hatte, der dem halbwegs aufmerksamen Reisenden immer vorzügliche Dienste leistet. Nichts ist falscher als die Annahme, dass man diese Dinge iberall so bekommt wie zu Hause; und wenn dies „zu Hause" gar in Berlin liegt, so „versündigt" man sich thatsächlich an seiner Erholung, wenn man Besorgungen für unterwegs aufschiebt, die man in unserer Reichshauptstadt in beispiellos bequemer Weise erledigen kann. Eine vorzügliche Bezugsquelle für Touristen, soweit es sich um die oben erwähnten Dinge handelt, ist das Touristen-Magazin H. Mues in der Friedrichstrasse (No. 183 an der Ecke der Mohrenstrasse), wo Reisehandbücher, Ansichten und Ansichtspostkarten aus aller Welt und Photographien der bekanntesten Kunstwerke in reicher Auswahl und in allen möglichen Ausführungen zu haben sind. Besondere Erwähnung verdienen noch die Photographie- und Postkarten-Albums sowie die Stereoskop-Ansichten und farbigen Photographien („Photochroms") aus allen Gegenden.



Der Babylonische Talmud

Hebräisch und Deutsch.

Text nach der uncensierten editio princeps (Venezia 1520—23) mit Varianten aus Handschriften und Druckwerken nebst Uebersetzung und kurzen Erklärungen.

Herausgegeben und übersetzt von

Lazarus Goldschmidt.

Vollständig in 9 systematisch geteilten Bänden von je über **100 Bogen gr. 4°** nebst einem Einleitungs- und Ergänzungsband. **Jeder Band** erscheint in abgeschlossenen, vollständige Traktate **enthaltenden** Lieferungen, die auch einzeln käuflich sind.

Preis f. Subskribenten bezw. Käufer einer vollständigen Sektion (2—3 Bde.) . 50 Pf. pro Druckbogen
Preis für den einzelnen Traktat . . . 60 „ „ „

(Bd. I ist jedoch nur vollständig zu haben.)

Bereits erschienen:

Bd. I (vollst.): Berochoth, Sabbath, Mišnat Zeraim Preis M. 50.—
Bd. II (vollständig): Erubin, Pessachim, Joma . „ „ 48,50
Bd. III (vollständig): Sukkah, Beça, Roš-hašanah, Tânith, Megilla, Moêd-qatan, Hagiga, Šeqalim „ „ 58.50

Preis für die einzelnen Traktate: Erubin M. 25.80, Pessachim M. 31.20, Sukkah M. 12.—, Beça M. 9.60, Roš-hašanah M. 9.—, Tânith M. 9.60, Megilla M. 10.80, Moêd-qatan M. 8.40, Hagiga und Šeqalim M. 9.60.

Der Traktat Joma, der mit dem Bd. II abschliesst, befindet sich unter der Presse.

Eine zensurfreie, vollständige, mit kritischem Apparat versehene und für die Wissenschaft brauchbare Ausgabe war ein oft ausgesprochener Wunsch vieler Gelehrten; eine wirklich vollständige und zuverlässige Uebersetzung dieses hervorragendsten Kulturdenkmals der gesamten jüdischen Litteratur ist ein seit vielen Jahrhunderten wiederholt ausgesprochener Wunsch der ganzen civilisierten Welt; diese beiden Wünsche zu erfüllen ist die Aufgabe des von uns herausgegebenen Werkes.

Stimmen der Kritik:

.... Wir wünschen seiner sehr fleissigen Arbeit guten Fortgang und entgegenkommende Aufnahme. Die äussere Ausstattung ist recht gut. **(Prof. C. Siegfried in der Deutschen Litteraturz.)**

.... La traduzione tedesca fatta, per quanto è possibile, seguendo la lettera è buonissima e, date le difficoltà che presenta lo stile e la lingua del Talmud, abbastanza chiara. **Corriere Israelitico.**

Herr Dr. J. St. in Berlin schreibt: Ihre Herausgabe des Talmuds in deutscher Sprache halte ich für ein hochverdienstliches Unternehmen. . . . . Die Uebersetzung ist wohllautend und klar, und um so mehr ist eine treffliche Behandlung der deutschen Sprache hervorzuheben, als der Dolmetscher streng an den Text gebunden ist. . . . . Diese Ausgabe des Talmud darf in keiner Bibliothek fehlen, die Anspruch darauf macht, die notwendigsten Stammwerke zu besitzen und mit den zum Studium der Religions- und Altertumswissenschaften erforderlichen unerlässlichen Hilfsmitteln versehen zu sein.

Herr Dr. A. W. in Dresden schreibt: Goldschmidt leistet mit seiner Uebersetzung, was irgend eine Einzelperson auf diesem Gebiete leisten kann.

Herr M. S—ger in Philadelphia schreibt: In my judgment your work is of the first importance. The adoption of the text of the Venice edition is a wise measure. The translation and explanations are enormous helps to every student who approaches the subject. Such an investigation conducted with the intelligence and zeal already devoted to the study of the Bible will in the next fifty years lead to a larger understanding of religious development . . . . You are entitled to the good wishes and encouragement of every lover of learning . . . And although many criticisms of an unfavorable sort may be levelled at you, this fact ought not to swerve you from your purpose.

Herr Baron v. R—r in London schreibt: I can gratefully testify to the excellence of the gigantic undertaking in every respect as to translation and edition. Mr. Goldschmidt is another striking example of German erudition and intelligent industry; moreover the publisher deserves the warm acknowledgment of his clients for the handsome manner in which this monumental work is produced.

Wir machen noch besonders darauf aufmerksam, dass die Auflage des Werkes eine sehr kleine, und es daher wahrscheinlich ist, dass nach einiger Zeit der Preis desselben erhöht wird.

Ausführlicher Prospekt und Probebogen stehen auf Verlangen gratis und franko zur Verfügung.

Spinoza in Deutschland.

Gekrönte Preisschrift.

Von

Dr. Max Grunwald.

IV, 380 S. **Mk. 7,20.**

Der mit Glück erfasste und durchgeführte Gedanke, die Wandlungen in der Erkenntnis und Auffassung Spinozas in engem Zusammenhange mit dem Umänderungsprozesse der modernen Weltanschauung selbst in Verbindung zu bringen, hebt die Arbeit über das Durchschnittsmass litterarhistorischer Leistungen hinaus und gewährt ihr die Bedeutung eines Beitrages zur modernen Kulturgeschichte.

„Ich weiss nicht was ich mehr bewundern soll, die ungeheuere Gelehrsamkeit, die das gigantische Material zusammenbrachte, oder die Klarheit, mit der es verarbeitet ist. Ich, der Ungelehrte, würde da an ein Wunder glauben, wenn ich es als Spinozist dürfte. Und wie viele ausser mir sind Ihnen für die gewaltige Arbeit zu innigstem Danke verbunden."

(Aus einem Briefe Spielhagen's an den Verfasser.)

Ueberall ist ein wertvolles und umfangreiches Material zusammengestellt; man wird durch das Buch Grunwald's förmlich den grossen Einfluss Spinoza's in Deutschland erst recht inne. (Blätter für litterarische Unterhaltung.)

OST UND WEST.

ILLUSTRIERTE MONATSSCHRIFT FÜR MODERNES JUDENTUM.

Herausgegeben unter Mitwirkung von

Prof. Dr. Hermann Cohen * Prof. Dr. Ludwig Geiger * Prof. Dr. D. Joseph * Prof. L. Kellner * Prof. Dr. M. Lazarus * Prof. Mandelstamm * Prof. Dr. Martin Philippson * K. K. Baurat Wilhelm Stiassny (Wien) * Prof. Dr. Otto Warburg * Baron David Ginzburg * Mathias Acher (Dr. Nathan Birnbaum) * Dr. S. Bernfeld * M. Buber * Achad Ha'am * Dr. Heinrich Meyer Cohn * Dr. Moses Gaster * Robert Jaffé * S. Lublinski * Dr. Rudolph Lothar * Dr. Max Nordau * Dr. Alfred Nossig * Nahida Remy * N. Sokolow * Dr. Ernst Tuch * Jacob Wassermann * Dr. S. Werner.

Bezugs- und Insertions-Bedingungen auf der letzten Textseite.

Heft 7 **Juli** **1901**

Unsern geehrten Lesern zur gefl. Nachricht, dass ungekündigte Abonnements als verlängert angesehen werden.

Gleichzeitig bitten wir um freundliche Uebermittelung der fälligen Beträge.

Verlag von „Ost und West“.

DAS JUDENTUM IN DER DEUTSCHEN LITTERATUR.

Von Dr. Hans Landsberg.

Eine deutsche Litteratur, die einigermassen im Bewusstsein, wenn auch freilich nicht in der Kenntnis und Anteilnahme des Volkes lebt, existiert erst seit Lessing. Klopstock, mit dem man immer wieder beginnen möchte, war schon zur Zeit dieses grossen Kritikers fossil. Er besitzt nur litterarhistorisch eine Bedeutung dadurch, dass er sich nach einer langen Epoche schwerfälliger und verschlossener Gelehrsamkeit, nach Jahrzehnten einer angelernten, prahlerischen Ausländerei, als erster getraute deutsch zu sein und ein Dichter. Dieses berechtigte Deutschtum schlug sofort in Deutschtümelei, in Teutonismus um, wie wir das später noch einmal in der Zeit der Betreiungskriege und wieder in der unmittelbaren Gegenwart erleben. Dazwischen liegen starke kosmopolitische Tendenzen des deutschen Geistes. Nicht nur die germanischen Brüder zieht er ins Land zur Befruchtung seiner heimatlichen Kultur, wie gerade jetzt die Geister des Nordens, wie ehedem den grossen Britten, der in Deutschland vielleicht der nationalste Dichter neben Schiller geworden ist, wie späterhin Lord Byron, dessen Werke und Persönlichkeit der weltschmerzlichen Epoche unserer Dichtung, also den dreissiger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts, Farbe und Stimmung verliehen. Zugleich streckt der deutsche Geist seine Fühler nach romanischen Ländern aus. Die deutsche Novelle bildet sich an den klarleuchtenden, tiefinnigen italienischen Erzählern des Quattrocento, der deutsche Roman empfängt seine besten Anregungen nach einander von Rousseau, Diderot, der George Sand, Zola, Maupassant, wenn er auch früher und später manches vom englischen und slavischen Geiste Richardson's, Scott's, Tolstoi's annimmt. Das deutsche Drama lernt überall da von den Franzosen und Spaniern, wo es vor-

nehmlich auf die Verwickelung der Fabel, auf das geschickte Verschlingen und mähliche Aufknoten der Fäden, auf das, was der Franzose „faire la scène“ nennt, ankommt, kurz, überall da, wo es eine frappante Bühnenwirkung anstrebt, wo es unterhalten und spannen will. Selbst die deutsche Lyrik borgt ihre künstlichsten Formen von den Romanen, und ihr moderner, heut gottlob schon fast überwundener Aestheticismus — die lyrische l'art pour l'art-Kunst — ist den französischen Dekadenten und Symbolisten, den Baudelaire und Verlaine ganz und gar unterthänig . . . .

Je mehr nun eine Kunst sich abhängig erweist von fremden Kulturen, um so mehr bedarf sie der geistigen Vermittler, die ihnen fremde Geistesgüter zu eigenem Besitze verschaffen.

Diese Rolle des Maklers hat der Jude in der deutschen Litteratur gespielt. Indes seine Thätigkeit hat sich keineswegs darauf beschränkt, fremde geistige Produkte in sein neues Vaterland einzuführen, er hat zugleich das Verständnis für die grossen nationalen Geister in die breitere Masse der Gebildeten getragen oder die Aufnahmefähigen gebildet gemacht. Wenn Goethe heute nicht mehr ganz unbekannt in Deutschland ist — dass er bekannt sei, wage ich nicht zu behaupten —, so gebührt das Verdienst dafür fast ausschliesslich den Juden, brachten doch die Salons der Rahel Levin und der Henriette Herz den Goethekultus auf, waren doch nach ihnen immer wieder Juden in dieser Richtung erzieherisch thätig. Und ähnlich haben sie später in Kunst und Wissenschaft gewirkt, die Lehren Schopenhauer's und Nietzsche's verbreitet, für Richard Wagner und Böcklin gekämpft und gesiegt, um bei dem Bayreuther Meister etwa dafür den bittersten Undank zu ernten; mit derselben erfolgreichen Energie sind sie für Hebbel, Keller, Fontane, Liliencron eingetreten.

Dabei besassen diese Künstler eigentlich wenig, was ihnen innerlich verwandt war, und andere als ideale Gründe waren bei diesen Bestrebungen völlig ausgeschlossen. Die Juden zeigten sich für diese führende Vermittlungsrolle besonders befähigt durch ihren starken Grad von Aufnahmefähigkeit, durch das lebhaft entwickelte Vermögen der Wandlung und Selbstentäusserung, die der starrere germanische Geist nicht entfernt in demselben Masse besitzt, nicht zuletzt dadurch, dass sie, dank einer mehrtausendjährigen Kultur, alle Wesensarten von Schmerz und Lust, die anständigen Gefühle wie die minder normalen, in sich durchlebt hatten.

Andererseits darf man gerechterweise die Schattenseiten dieser jüdischen Vermittelung nicht verkennen. Die moderne Presse, die jeder Kundige mit sehr gemischten Gefühlen betrachten muss, und, um nur noch einen Kulturfaktor zu nennen, das moderne Geschäftstheater ist ihre Schöpfung, wobei freilich immer die Frage ungelöst bleibt, ob sie sich ohne ihr Zuthun viel anders entwickelt hätten. Thatsächlich hat der Antisemitismus keine bleibenden Werte der Kultur geschaffen. Endlich dürfte dem Judentum auch die bedauerliche Nervosität des heutigen Kunstbetriebes zur Last fallen, diese unersättliche Gier nach Neuem, Unerhörtem, Sensationellem, jene Ruhelosigkeit, die dem Schaffen wie dem Geniessen gleich verhängnisvoll ist, ein Stigma der modernen Kultur, das man recht oberflächlich als „Geist der Zeit“ bezeichnet.

Hinwieder aber ist es gänzlich falsch, die Juden dafür verantwortlich zu machen, dass der deutsche Geist immer wieder im Auslande Anregung und Anlehnung sucht. Auch der oberflächliche Kenner der deutschen Kulturgeschichte weiss, dass hierfür neben dem eingeborenen Drange des Deutschen gänzlich andere Faktoren mit thätig waren. Vor allem der Umstand, dass die fremde Kultur, die er in zahlreichen Kriegen daheim und auswärts, im Orient des Mittelalters, im Italien der Renaissance, in Frankreich und Spanien während des 17., in England und Amerika zur Zeit des 18. und 19. Jahrhunderts antraf, dass diese fremden Kulturen ihn durch formale Reize sowie durch einen höheren Grad der Vollendung fesselten und zur Nachahmung trieben. Gelang es ihm dann, sich das Beste von ihnen innerlich anzueignen und Fremdes abzustossen, so hat der Deutsche das Ausland kraft seiner reicheren Charaktereigenschaften überflügelt. Beweis: die deutsche Wissenschaft.

* * *

Deutsche Dichter mit antisemitischen Gefühlen hat es, abgesehen von verschwindenden Ausnahmen, zu denen Clemens Brentano gehört, überhaupt nicht gegeben. Sie sind im Gegenteil von jeher für die Juden eingetreten, sonderlich seit der Zeit, da die Emanzipation der deutschen Juden ihren Anfang nahm, also etwa seit Moses Mendelssohn. Als einer der ersten trat Gellert auf den Plan, der 1747 in seinem langatmigen „Leben

der schwedischen Gräfin" einen edlen Juden darstellte, der im Drama wie im Roman bald eine zahlreiche Nachfolgerschaft fand. Bevor Lessing seinen „Nathan" schrieb, der den Pastorssohn bekanntlich im Volke zum Juden stempelte, hat er, und zwar volle dreissig Jahre früher, einen edelherzigen Israeliten in seinem Jugenddrama „Die Juden" dargestellt. Die paradoxe ethische These lautete, ganz wie später im „Nathan": „Es giebt doch wohl auch Juden, die keine Juden sind." Iffland verwässerte diese Tendenzen, die in dem toleranten Zeitalter Friedrich des Grossen kräftig Wurzel fassten, und der edle Jude wurde bald ein stehendes Requisit der deutschen Bühne. Zur selben Zeit aber zeigte Goethe, wie man ein starkes germanisches Empfinden mit ausdrücklicher Hochachtung vor dem Judentum verbinden könne. Goethe bezeichnete Energie als den Grundzug jüdischen Wesens. „Keiner, auch nur der kleinste, geringste Jude, der nicht entschiedenes Bestreben verriete, und zwar ein irdisches, zeitliches, „augenblickliches." Es ist bekannt, in wie nahem Verhältnis Goethe zu Spinoza stand, dem er im sechzehnten Buche von „Wahrheit und Dichtung" ein schönes Denkmal gesetzt hat. Spinoza war schlechthin der einzige, der auf spekulativem Wege zu derselben Weltanschauung gelangt war wie Goethe kraft seiner künstlerischen Denkweise. „Ich ergab mich dieser Lektüre", schreibt Goethe, „und glaubte, indem ich mich selbst schaute, die Welt niemals so deutlich erblickt zu haben ... Unser physisches sowohl als geselliges Leben, Sitten, Gewohnheiten, Weltklugheit, Philosophie, Religion, ja so manches zufällige Ereignis, alles ruft uns zu: dass wir entsagen sollen . . ."

„Denke man aber nicht, dass ich seine Schriften hätte unterschreiben und mich dazu buchstäblich bekennen mögen. Denn dass niemand den andern versteht; dass keiner bei denselben Worten dasselbe, was der andere denkt; dass ein Gespräch, eine Lektüre bei verschiedenen Personen verschiedene Gedankenfolgen aufregt, hatte ich schon allzu deutlich eingesehen, und man wird dem Verfasser von Werther und Faust wohl zutrauen, dass er, von solchen Missverständnissen tief durchdrungen, nicht selbst den Dünkel gehegt, einen Mann vollkommen zu verstehen, der als Schüler von Descartes durch mathematische und rabbinische Kultur sich bis zu dem Gipfel des Denkens hervorgehoben, der bis auf den heutigen Tag noch das Ziel aller spekulativen Bemühungen zu sein scheint."

Ganz spinozistisch gedacht sind Goethe's „Grenzen der Menschheit":

„Mit Göttern
Soll sich nicht messen
Irgend ein Mensch.
Hebt er sich aufwärts
Und berührt
Mit dem Scheitel die Sterne,
Nirgends haften dann
Die unsichern Sohlen,
Und mit ihm spielen
Wolken und Winde."

Der junge Goethe und mit ihm eine ganze, vom Sturm und Drang neuer Ideale erfüllte Generation, empfand die reife Sinnenschönheit des neuen Hoheliedes, das er in herrlichen Versen wiedergab. Seitdem brach gleichsam eine Wiedergeburt des Alten Testaments an, das in ganz anderer Weise als das Neue eine Fülle dankenswerter künstlerischer Probleme enthielt. Nunmehr dichtet Byron seine „Hebräischen Melodien", die Heine zu ähnlichen Schöpfungen angeregt haben. Der Esther-Stoff, von Hans Sachs her bekannt, von Goethe parodistisch in einer Haupt- und Staatsaktion verwandt, wird in Grillparzer's Meisterschöpfung zu einem prachtvollen Torso. Nicht lange hernach beschert uns Hebbel seine „Judith".

Der ewige Gehalt der alttestamentarischen Stoffe besteht in ihrer schlichten Einfachheit, in ihrer volksliedartigen Grösse. Erzählungen, in die sich je nach dem Geiste des Beschauers unendlich viel hineinlegen liess, Themen, die darin den griechischen Sagenstoffen verwandt, ihrer Fabel nach von Anfang bis zu Ende festgelegt waren und dem Dichter, welcher der Sorge des poetischen Rahmens enthoben war, ein um so kraftvolleres Eingehen auf das innere Bild ermöglichten.

So wusste man auch hier, was Judith vollbracht hatte, aber es gab keinerlei Aufschlüsse über die Motive ihrer Handlung. Die Naivetät der älteren Kunst nahm solche Geschehnisse einfach als Thatsachen hin, die durch die blosse Wiedergabe eine elementare Wirkung hervorbrachten. In der klassischen Malerei wird das besonders deutlich.

Die moderne Kunst ist nicht so genügsam. Sie sieht sich vor Rätseln und Abgründen, die der Dichtergeist erhellen soll. Sie fragt, wie konnte Judith den Holofernes töten, das Weib,

das in der strengen Zucht und Sitte seines Volkes aufgewachsen war, den sieggewohnten, kriegsgewaltigen Mann? Hebbel antwortet: Aus Liebe. Aus Liebe, die sich verachtet und geschmäht sieht, die in den heiligsten Keuschheitsempfindungen des Weibes getroffen wird und das höchste Fest des Lebens zu einem frechen Spiele tierischer Trunkenheit herabgewürdigt sieht. Holofernes muss sterben, damit Judith leben kann.

Otto Ludwig hat ähnlich Grosses in seinen „Makkabäern" geschaffen. Nur dass er mehr historischen Sinn verrät als Hebbel, dass er über der Psychologie seiner Helden das Zeitkolorit und die jüdische Volksseele nicht zu schildern vergass. Er schuf ein Hohelied auf die Kraft des Glaubens, die tausend martervolle Tode empfängt, um Jehovah, dem Herrn und Gotte, zu dienen:

„Wen er behütet, der kann lachen,
Denn wer ist herrlich so wie Er?
Der Herr ist mächtig in den Schwachen,
Schickt seinen Sieg vor ihnen her.
Hallelujah!"

Grösseres hat christliche Poesie zur Verherrlichung des Judentums nicht wieder geschaffen als hier, wo der Fanatismus der Sabbatheiligung den Juden auferlegt, sich von dem Feinde wehrlos hinschlachten zu lassen. Hier sehen wir ein Volk einig in einem Gefühle, dem gegenüber sich die flammende Thatkraft des Makkabäerhelden als ohnmächtig erweist. In jüngster Zeit ist dann das antike Judentum noch einmal mit bewundernswerter Kunst dargestellt worden, in Sudermann's „Johannes".

Auf die zahlreichen Darstellungen der modernen jüdischen Gesellschaft können wir nicht im einzelnen eingehen. Zum grössten Teil sind es Karikaturen, und eine Karikatur, die durch Verzerrung einzelner Linien entsteht, ist im Grunde auch die Schilderung in Freytag's „Soll und Haben", einem Philisterroman, der nur noch litterarhistorisch eine gewisse Bedeutung besitzt. Wichtiger erscheint es uns, einmal nachzuforschen, welche Rolle die jüdischen Dichter in der deutschen Litteratur gespielt haben.

Hier nun nimmt Heine eine so überragende Stellung ein, dass, an ihm gemessen, alle andern kaum in Betracht kommen. Jüdische Dichter finden wir bereits unter den Minnesängern; wie weit das Judentum an der späteren Produktion bis tief hinein ins 18. Jahrhundert beteiligt ist, hat man meines Wissens noch nicht festgestellt. Um die Wende des 18. Jahrhunderts, zur Zeit der Romantik, die in ihren jüngeren Abkömmlingen gewisse antisemitische Neigungen verspürt, spielt das Judentum eine bedeutende Rolle, die sich noch steigert zur Zeit der Frauenemanzipation in den dreissiger Jahren, damals, als die Frauenschriftstellerei ähnlich blühte wie heute und Fanny Lewald zu den meistgelesenen deutschen Autoren gehörte. In der Folgezeit dient die litterarische Produktion der Juden mehr und mehr dem Tagesbedürfnis der Bühne. Zugleich bilden sie eine ganz bestimmte Note in der modernen Lyrik aus. In der Novelle wird das jüdische Ghetto für die Litteratur fruchtbar gemacht. Der vielleicht bedeutendste deutsche Roman der Gegenwart, Wassermann's „Renate Fuchs", ist von einem Juden geschrieben.

* * *

Heine aber spielt in der neuen deutschen Litteratur eine so ungeheure Rolle, dass man schlechthin keinen andern deutschen Dichter nennen kann, der in gleicher Weise auf seine poetischen Nachfahren und auf die Geniessenden, auf Kunst wie Leben, gewirkt hätte. Er ist heute der gelesenste deutsche Dichter, daheim wie im Auslande. Die moderne deutsche Lyrik ist eher ohne Goethe möglich, als wenn man Heine wegdenkt. Die moderne Prosa hat sich bis zu Nietzsche ganz nach seinem Bilderreichtum, der sinnlichen Fülle und scharfen Plastik seines Ausdrucks gebildet, wenn es auch den Neueren vielfach an dem geistigen Bande, an der leicht quellenden Phantasie fehlt. Die politische Satire wie der Realismus, der vor keiner Berührung mit dem Alltäglichen zurückschreckt, finden in Heine ihre Prototypen. Dabei sind seine Schriften heute noch so erstaunlich frisch wie am ersten Tage, höchstens der Blumenduft seiner kokett-sentimentalen Erstlingslieder ist ein wenig unangenehm geworden.

Und noch immer nimmt Heine nach einem treffenden Ausspruche von Georg Brandes die Rolle der Brennessel im Gemüsegarten ein. Er gilt als das enfant terrible, das man heimlich vergöttert und in der guten Gesellschaft verleumdet. Vor allem gilt er als Jude und auch ein wenig als Vaterlandsverräter. Seine Geistesfreiheit bezeichnet man als Unmoral, seine gesunde Sinnlichkeit als Sünde. Psychologisch in seine seelischen Tiefen hineinzuleuchten, zu ver-

stehen, wie er sich durch ein gewaltsames Lachen aus inneren Qualen befreit und die schneidenden innerlichen Kontraste zeitweilig zu betäuben strebt, das hat man selten genug versucht. Heine gehört zu den wenigen Dichtern, die wie Musset oder Béranger niemals klassisch werden können, weil es ihnen dazu am feierlichen Ernst und an der notwendigen Gediegenheit fehlt; die man aber liest und immer wieder liest, weil man sie ganz persönlich zu besitzen glaubt. . . .

Wenn Goethe der typische Vertreter des aristokratischen Prinzips ist, so zeigt Heine eigentlich zum ersten Male in der deutschen Litteratur soziales und altruistisches Empfinden. Auf diesem Wege ist das geistige Judentum fortgeschritten. Lassalle und Marx, beide Juden, begründeten den deutschen Sozialismus, in den sich, von dem utopischen Charakter der Doktrin einmal abgesehen, ein gut Teil des alten deutschen Idealismus geflüchtet hat. Auch hier wieder trat das Judentum als Kulturträger, als Vermittler neuzeitlicher Ideen auf, und an diesem Berufe wird es festhalten, so lange es seine Spannkraft und geistige Beweglichkeit nicht einbüsst.



Getaufte Jüdin im Heimatsdorf.
Nach dem Gemälde von Pimonenko.

Wo bleibt der Held?

Wo bleibt der Held, wo bleibt der Weise,
Der dich von neuem, Volk, belebt,
Der dich, ein Heiland, ins Geleise
Der Weltgeschichte wieder hebt?

Hat dich mit einem Leichentuche
Gehüllt die Hand des Lebens ein?
Sollst du auf ewig aus dem Buche
Der Zeiten ausgestrichen sein?

O käm' er nur; ich wollt' ihn grüssen,
Wo er nur geht, wo er nur steht;
Ich streute Palmen ihm zu Füssen, —
Wo bleibst du Held, du mein Prophet!

Ludwig Wihl.

JUDENSPUREN IN DEN ALPENLAENDERN.

Von Emil Kronberger (Steyr).

Nicht immer muss man des Alltags vielbetretene, festbegrenzte Bahn zu Ende trotten, manchmal glückt's aus des Fatums wirrem Knäuel den Goldfaden des Glückes zu erhaschen, und Vater Zufall führt uns dann hart an die Grenze träumerischer Wirklichkeiten, zur Schwelle des Sonnenreiches von Dichters Phantasie. So schmiedet der seltsame Spender in des Lebens Sorgenkette scheinbar einen goldenen Ring aus dem Zauberreich des Unmöglichen, wirksam ein ganzes Leben lang.

Und von solch einem Gnadengeschenk des Zufalls sei in den folgenden Zeilen erzählt.

Während einer Alpentour, die mir die tausend Schönheiten wechselnder Kalkgebirgsformationen in die Seele prägte, war ich stundenlang den Weg zur „hohen Nock“ geschritten, müde suchte ich zur Rast im Tannenwalde ein weiches Lager, da erblickte ich, von dichtem Moos bedeckt, ein steinern, regelmässig Viereck. Ich entfernte in neugieriger Hast das üppig gewucherte Grün und sah in einem mir stets denkwürdigen Momente einer hebräischen Grabschrift verwitterte Reste. Eine Flut von Gedanken und Gefühlen stürmte auf mich ein, tausend Fragen schwirrten mir durch den Sinn. Wem gehörte dies Grabmal und seit wann ruht auf weltentlegenem Waldesgrunde dies Denkzeichen jüdischer Pietät? Ich konnte der Väter Schrift nicht lesen und hatte nun den weiten Ausblick auf ein Panorama aller Möglichkeiten.

War's der gelehrte Rabbi, war's vielleicht einer grossen Familie sorgendes Oberhaupt, vielleicht gar ein geliebtes Mädchen, das die flüchtenden Stammesbrüder vor dem Fanatismus schändender Hände hier schützend zur Erde bestatteten?

Ich reinigte den Block vollends vom Moose, legte noch ein Steinchen an den Rand des Grabmals und wanderte weiter.

Ich hatte zurückgeschaut in eine Vergangenheit von ruhmvoller Treue, von ehrlich kräftigem Trutz, auf Männerstolz und Stetigkeit, volle Männer und ganze Juden — wie lange ist's schon her?

Seitdem forsche ich mit aller Gründlichkeit und sorglichem Eifer, wie etwa ein Einsamer das Sehnsuchtsbild der verschollenen Geliebten sucht, nach Spuren jüdischer Siedelungen in den österreichischen Alpenländern, und fand manche rührende Geschichte, manches Kunstwerk und manch interessantes, historisches Detail. Denn die Länder, die wir in den Kreis unserer Betrachtung ziehen, Oberösterreich, Steiermark, Kärnten, waren reich an jüdischen Gemeinden.

Schon im Jahre 710 gedenken die Chroniken jüdischer Händler, die auf des Reiches viel belebten Strassen den grossen Verkehr zwischen Ost und West vermittelten. In langen Zügen fuhren sie mit hochgetürmten Wagen die Strassen von Regensburg und Passau herein und der Donau entlang, oder sie zogen von den Häfen der Adria die alte Römerstrasse hinan gen Wien. Auf Saumpfaden brachten sie durch den dichten Böhmerwald Sklaven, Rosse und Wachs herbei. Da mögen wohl die bärtigen Gestalten mit ihren gelben, kegelförmigen Hüten manchem Ritter und manchem Bürgerlein, dieweil sie die Produkte ferner Zonen ihnen zum Kaufe anboten, wie Abgesandte einer fremden, fernen Welt erschienen sein, wie etwa in Universitätsstädten heute noch japanischen Doktoren die Strassenmenschen und die Leute von Dingsda erstaunt nachstarren.

Als sich die Juden dauernd in den Alpenländern niederliessen, waren es wohl die grösseren Städte, die Kreuzungspunkte der Handelsstrassen, die sie liebten, doch durften sie selten frei wählen. Eines rohen Egoismus Zwang und der lodernde Hass trieben sie in die strassenfernen, waldumkränzten, stillen Marktflecke und Dörfer der früchte- und saatenreichen Landschaft. Man zähle nur in den offiziellen Registern die Weiler, die Judendorf heissen, man wird sicherlich über das vielfache Vorkommen erstaunen. Und wie viele Orte mögen noch glückliche und traurige Stunden jüdischer Siedler gesehen haben, ohne dass uns hiervon etwas mehr kund ist. Wir verschmähen es, hier von den bekannten, grossen Gemeinden, von Knittelfeld, von Judenburg, das einen Judenkopf im Wappen führt, zu sprechen, wir werden auch von Marburg nicht erzählen, das eine Stätte jüdischer Gelehrsamkeit war, dessen Namen jüdische Familien, nach der Vertreibung auf Italiens freieren Boden flüchtend, zur Erinnerung an die schöne, aber unfreundwillige Stadt ihren Nachkommen vererbten.

Viele Spuren dieser Zeiten sind leichthin zu sehen, noch vieles mehr wäre aber von dem Fleisse eines Forschers zu finden, der quellenkundig auf Archiven in staubbedeckten Papieren blättern würde.

Freilich wahrhaft seltsam sind oft die Gelegenheiten, die uns Erinnerungen an die längst vergangenen Zeiten schenken, Zeiten, die nach der Herrschenden Willen Feige und Schwache zeugen sollten, und Helden, todbereit, für ihre Ueberzeugung entstehen liessen.

Manches Gebäude und manche Kapelle verraten noch der einstigen Synagoge Bau, mancher Tempelleuchter und manches Thoraschmuckwerk lässt uns der Zufall noch schauen, und selbst die gehüteten Schätze der alten Familien giebt er preis. Münzen der Hasmonäer lieferte z. B. eine Ausgrabung zu Breiten, eine andere Münze konnte das Linzer Landesmuseum durch den Zufall eines Brunnenbaues erlangen. Ein Händler zeigte uns eine Truhe mit dem Davidsstern

auf den beiden Seitenwänden und einer hebräischen Inschrift an der Vorderseite nebst reichlichem Schnitzwerk, ein anderer Silberschüsseln von getriebener Arbeit, beides Werke wagemutiger Künstler und Frühlingsknospen einer jungen, jüdischen, in des Ghetto Düsterlicht trotz äusseren Druckes und beengenden Zwanges schaffenden Kunst, die, ach, nur zu bald, der Frosthauch einer unholden Zeit ersticken liess.

Wie viel Geist und Kunstsinn mag in diesen oberösterreichischen Gemeinden zu Linz, Steyr, Garsten, Enns, Eferding, Schwanenstadt, Judendorf etc. etc. bestanden und ein herzerfreuliches Dasein gelebt haben! Nun ist von all dem nichts mehr übrig als Staub, Trümmerreste und Gräber. Und bloss die Grabsteine sind noch als die stummen Zeugen einer lebensvollen Vergangenheit übrig geblieben. Und auch sie wurden vom Hasse und von der Gedankenlosigkeit entwürdigt, gleich denen, deren Andenken sie ehren sollten.

Zu Eferding treten auf ihnen trunkene Bauern herum, zu Judendorf decken sie eines Gasthofes Gang.

Besonders rührig waren die Juden zu Steyr und Garsten, die vielfache Beziehungen mit der magistratischen Verwaltung der ersteren Stadt hatten und darum in dem Archive häufig genannt werden. Es waren arbeitsfrohe und plagemutige Männer, denen es in ihrem streng begrenzten Kreise des Geld- und Trödelgeschäftes zu enge ward. Sie sehnten sich nach Arbeit und wollten aus dem Vollen schaffen. Ihre Sehnsucht nach der Arbeit, der mühseligen und schweren, war so intensiv, dass sie auch ein Verbot nicht beachteten. Davon erzählt ein Reskript Herzog Albrechts, bei dem sich die Bürger beschwerten: „Das dünkt uns unbillig und darum befehlen wir Euch und wollen gar ernstlich, dass Ihr davon lasset und keiner Hände Arbeit treibet noch thuet in keinem Wege.“ Sonderbares Spiel der Zeiten! Damals wollten unsere Ahnen arbeiten, schwer und hart, und durften nicht, da sich die Spiessbürger und beschränkten Meister darob beschwerten. Und heute klagt diese selbe Gruppe der Kleinen und Engherzigen uns an, wir arbeiteten zu wenig körperlich!

Noch steht das Gebäude, in dem die Steyrer Juden zu ihrem Gott Gebete sandten, und merkwürdig, auf freiem, offenem Platze, da doch sonst Judengebäude im Dunkel enger Gässchen sich verstecken mussten. Es ist ein altes, schönes Haus, innen mit dem Charakter der Bauten aus dem 14. Jahrhundert, aussen renoviert. Als die Juden unter schwerer Anklage die Stadt verlassen mussten, blieb das Haus im Besitze eines getauften Juden, der Stadtarzt war, und später lange noch in dem seiner Familie. Wir möchten schier an Marannen denken, die unter dem Scheine eines aufgedrängten Glaubens ihren Vätern die Treue wahrten.

Ehemaliger Tempel zu Steyr.
(13.—14. Jahrhundert.)

Es wäre zu viel verlangt von dem Geiste mittelalterlicher Städte, wenn die Juden in Ruhe ihr mühereiches Dasein hätten vollenden können. Das Märchen von der Hostienschändung machte seinen Umzug in den Städten und den Köpfen. In Oberösterreich erfand es eine hysterische Messnerin zu Enns. Sie habe konsekrierte Hostien an Juden, die damit Unfug trieben, verkauft, klagte sie sich an, und nun folgte der bekannte Vorgang: Einkerkerung aller angesehenen Juden, hochnotpeinliche Untersuchung, natürlich ohne Resultat. Deswegen wurden doch die Armen des Landes verwiesen, die Reichen nach Wien geschafft und mit vielen Brüdern nach vergeblichen Bekehrungsversuchen öffentlich verbrannt (1421). Auch die Messnerin — der einzig gerechte Punkt an diesem Prozesse — erlitt den Feuertod. Bekehrungsversuche wurden allenthalben gemacht und arg diejenigen gequält, die ihrem Glauben treu blieben. Und der Chronist setzt hinzu: „So wurde die Stadt das Ungeziefer los.“

Auch Sagen aus dem 12. und 13. Jahrhundert kennt die Volksseele, und wir wollen hier eine in freier Nacherzählung erwähnen, die frei ist vom schmutzigen Hass der gewöhnlichen mittelalterlichen Judengeschichten, von einer zarten, traulichen Poesie umhüllt, eine Geschichte von rührend inniger Schlichtheit.

Ritter Willem, Mareschall des wohllustigen Herzogs Ottokar von Steyrmark, hatte sich in heisser, überwältigender Liebe der schönen Tochter des Schutzjuden Heinlein ergeben, freilich ohne Erwiderung von Seiten des sittsamen Mädchens, dem der trunkne Ritter ein Greuel war und das sich vor seinen Liebesbeteuerungen fürchtete. Auch war sie einem wackerem Manne versprochen, schon seit der frühen Kindheit Jahren und zarte Bande gegenseitiger Achtung und Vertrauens hatten das Verlöbnis gesichert.



Wappen von Judenburg.
Judenkopf auf rotem Grund. Halskragen und Turban gelb.

Vielmals von dem Mädchen abgewiesen, schlug des Ritters Liebe in glühenden Hass um — Rache um jeden Preis war sein Gedanke. Und teuflisch gut gelang sein Plan.

Er lenkte auf das Mädchen die Aufmerksamkeit seines sinnlich gierigen Herrn, der allzeit neue Reize seiner Lust brauchen konnte. Heinlein widersetzte sich mehrmals des Herzogs Wünschen, bis Ottokar, der Befehle überdrüssig, Anwendung von Gewalt beschloss.

Heinlein wurde die Zunge, die widersprechen konnte, mit glühenden Zangen entrissen und die Tochter von Schergen erfasst, in den Kerker geführt. Dort wartet sie in Herzensnöten auf Nachricht vom einzigen, ferne weilenden Bruder. Täglich tritt der Versucher in Ottokar's Gestalt auf sie zu, täglich wendet sie sich mit Ekel von ihm ab. Ihre Wangen fallen ein, Angst und Kummer graben tiefe Falten in ihr Gesicht. Sie beschmutzt und verunstaltet ihr Antlitz, um des Herzogs Leidenschaft zu scheuchen. Vergebens. Der Winter vergeht und der Lenz zieht ein. Schon hat sie die süsse Hoffnung auf Rettung, den leuchtenden Punkt in des Elends Grau, verloren. Die verlangte Bedenkzeit läuft in einigen Tagen ab. Dann muss sie sich entscheiden. Tod oder Entehrung? In wahnsinniger Angst und im Fieber verbringt sie die letzte Nacht. Des Morgens tritt ein vermummter Söldner in das Verlies. Schon denkt sie an den gedungenen Mörder, als die Maske fällt und der Geliebte vor ihr steht. Fröhliche Kunde bringt er und verheisst baldige Hilfe des Bruders. Wenn morgen die Vesperglocke ertöne, meint er, möge sie den Herzog zu sich bescheiden, ihn lange hinhalten und erst in sittlicher Not den Dolch, den er reiche, verwenden.

Die Entscheidungsstunde ist genaht. Zur Vesperzeit tritt Ottokar ein, in strahlender, glänzender Rüstung, die erhoffte Beute sich zu holen. Noch leuchtet die neue Hoffnung aus des Mädchens schönen Augen, Ottokar hält es für den Freudenschein der endlich keimenden Liebe. Er wird zärtlich und, da ihn das Mädchen mit weniger Abscheu behandelt, von der Leidenschaft gestachelt, dreist. Von seiner unendlichen Gier erfasst, schlingt er zu gewaltsamer Entehrung die Arme in eiserner Kraft um des Mädchens Nacken. Da giebt die Not der Gequälten tausendfachen Mut, ihr Arm erstarkt und das verborgene Messer dringt tief in des Wüstlings Kehle ein. Ein Blutstrahl spritzt auf. Kaum ist der Todesschrei verklungen, als die Thür erbrochen wird. Ohnmächtig stürzt im Uebermass des Schreckens das Mädchen zusammen. Wie übergross ist aber ihre Freude, als sie, daraus erwachend, sich nicht, wie sie gefürchtet, in der Hand der Schergen sieht, sondern Bräutigam und Bruder erblickt. Thränenden Auges küsst sie ihr Bruder, und der Geliebte hält in tiefer Rührung, sprachlos vor Erregung, innig ihre Hand und streichelt sie immer wieder. An der Spitze einer ungarischen Reiterschar hatten sie die Burg überrumpelt und im ehrlichen Zweikampf Ritter Willem getötet.

Haman in Ritter Willem's Gestalt auf Oberösterreichs Boden. Wie sonderbar! Ebenso merkwürdig wie die Darstellung der jüdischen Charaktere in dieser alten Sage. Ehrenhafter Trutz, kraftgetragener Mut, sittenstolzer Ernst als Charaktererscheinungen von Juden in einer christlichen Sage!

Dafür zeichnete sich freilich die Gegenwart ihre Juden ganz anders. Das waren Halbmenschen, geborene Spitzbuben und Betrüger, die man, wie eine leibhaftige Gefahr, nur in Begleitung von Soldaten oder sicheren Leuten in die Stadt liess. Dabei that der Hass dem Geldsäckel durchaus nicht wehe.

In Archiven fand man eine Aufzählung der Mautzölle, die verschiedene Städte von den Juden, die ihre Thore passierten, erhoben, gleichwie es in unseren Tagen mit dem lieben Vieh geschieht. So musste im Salzburgischen, wo zwei grosse Gemeinden bestanden, zu Salzburg selbst und in Hallein, von wo die Juden Salz exportierten, jeder Jude, der zu Pferde oder Wagen kam, 32 Kreuzer zahlen, zu Fusse nur 16 und der ärmste nur 8 Kreuzer entrichten. Zur Gegenleistung bekam er einen Begleiter, meistens einen Landesknecht, der ihn unter Püffen und Stössen durch die Stadt geleitete und ihn, wie etwa einen Verbrecher, nicht aus den Augen liess. Da waren die Nürnberger klüger. Dort musste der Jude die für die damaligen Geldverhältnisse ausserordentlich hohe Summe von 1 Gulden 31 Kreuzer entrichten und bekam hierfür die Begleitung eines alten Weibes, dessen schimpfliche Gesellschaft er mit 20 Kreuzern honorieren musste. Man sieht, es ist stets das gleiche Spiel. Ob offenkundige Roheit, ob schimpflicher Hohn, der Spiegel zeigt das gleiche Bild der furchtbaren Vergewaltigung.

Wie immer, wenn die Kunst in unwürdigen Zeiten von den stolzen Höhen des Ideals heruntersinkt und ihre Motive aus den Niederungen menschlicher Gemein-

heit holt, griffen auch damals die Künstler nach den Phantasiegestalten tierischen Hasses.

So befand sich auf dem Rathausturm zu Salzburg ein Marmorschwein, an welchem Judenkinder säugend angebracht waren. Erst 1785 liess es wegen seiner tiefverletzenden Wirkung Josef II., der grosse Monarch und feinsinnige Mensch, in einen Winkel werfen.

Freilich, das Judengeld selbst war durchaus nicht verhasst, und die Regierenden, die Fürsten und Herzoge erpressten ihnen unter den verschiedensten Titeln ihr schwer erplagtes Vermögen. So zählt ein Chronist sieben Arten von Steuervorschreibungen auf, mit denen „das Judengesindel", welch ehrenvollen Namen des heiligen römischen Reiches Kammerknechte durchwegs in den Chroniken der Alpenländer führen, zur Hälfte fast die Kosten der sie so gewaltsam unterdrückenden Regierung decken mussten. In Oberösterreich mussten sie sogar eine Jägersteuer entrichten. Das Warum ist in diesem Falle geradezu unerfindlich. Wie bedeutend diese erpressten Summen waren, erhellt daraus, dass die wenigen steyrischen Gemeinden 38 000 fl. jährlich aufbringen mussten, eine Riesensumme für jene Zeit. Als sie 1497 aus dem schönen Lande — ohne Grund — vertrieben wurden, und damit diese Steuersumme entfiel, war die Regierung gezwungen, die ersten regelmässigen Steuern einzuheben.

Zur Zeit dieser Judenaustreibungen — 1498 wurden sie auch aus Kärnten und Salzburg ausgewiesen — wurden die stets beliebten Bekehrungsversuche erneuert und die Gewaltmassregeln selbst nicht gescheut, um Erfolge zu erzielen. Kamen Juden einmal in des Klosters Gewalt, gingen sie den Ihren verloren, sie wurden gepeinigt und mit Hunger und Folter gequält, bis sie sich ergaben. Verschwanden jüdische Kinder, durften die Eltern sich nicht beklagen. So mögen viele jüdische Knaben und Mädchen, zur Zeit da ihre Eltern vielleicht schon wieder das ruhige Leben des stillen, gleichmässigen Erwerbes gewonnen hatten, die Messe gelesen oder hinter dicken Klostermauern ein trauernd Dasein gelebt haben.

Auch sonst mag sich in seiner Verzweiflung ob der plötzlichen Ausweisung der eine oder andere in den sichernden Schoss der Kirche geflüchtet haben. In Steiermark und Kärnten finden sich gar viele Familien, die „Jud" heissen. Familiennamen wie Isak, Lazar, Abram, Aron sind durchaus nicht selten. In Obersteiermark und besonders im Mürzthale sind charakteristische Judenköpfe unter den Bauern häufig, ebenso wie in Kärnten in den Gemeinden um den Wörthersee. Das sind eben noch die lebenden Spuren jüdischer Siedler des Mittelalters. Und wie sagt doch Janina von Beaudouin in ihrer schönen Novelle „Ismael": „Mit dem mächtigen Meissel des Dämons müssen wohl die Züge unseres Urvaters Sem gemeisselt worden sein, wenn er sie nach Jahrtausenden seinen Nachkommen in solcher Reinheit überliefern konnte." Und wir fügen hier noch hinzu, auch nach 400 Jahren beständiger Vermischung.

So waren denn um das Ende des 15. Jahrhunderts sämtliche Alpenländer ohne Juden und blieben es 300 Jahre lang.

Erst 1793 durften sie — für wenige Tage nur — die Märkte besuchen, und sogar 1849 suchte man ihnen noch das Recht zum beständigen Aufenthalt streitig zu machen.

So sehr waren indes die Juden dem Volke entfremdet worden, dass einer der ersten Einwanderer 1852 folgende charakterisierende Szene erleben konnte. Er klopfte um Einlass an einem Bauernhofe. „Wer ist's?" „Ein Jud'." Darauf die Bäuerin hinter dem geschlossenen Thore: „Geh', Bauer, loss mi draussert schau'n, so a Vieh han i no net g'segn."

Wäre es nicht so traurig wahr, es wäre ergötzlich genug.

Nun sind wieder jüdische Gemeinden in den Alpenländern. Andere, bessere Zeiten sind uns erblüht, aber auch andere Menschen. Früher jeder Einzelne ein Held, spartanisch einfach, gross und mutig, ein Märtyrer seiner Abstammung zu jeder Stunde; ein Riesengeschlecht der Geduld — sie alle.

Wir aber sind schwach und kleinmütig, mit zerfegten Idealen und unhaltbaren Weltanschauungen, entkräftet durch uns selbst, durch unsere Zerfahrenheit und Uneinigkeit.



Judendorf.
Jüdische Gemeinde um 1300.

JUEDISCHE BAUERN AUF DEUTSCHEM BODEN.

Von Dr. Ernst Tuch.

In einem einleitenden Artikel „Die wirtschaftliche Aufgabe der deutschen Judenheit" in Heft I dieser Zeitschrift versuchte ich in allgemeinen Umrissen den Beweis zu erbringen, dass für einen grossen Teil der deutschen Judenheit kein anderer Ausweg aus der sozialen Misère unserer Zeit bestehe, als der Uebergang zur Landwirtschaft, dass diese Umwälzung eine geschichtliche Notwendigkeit sei. Müssen wir uns nun missmutig, gewissermassen der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, diesem Zwange beugen oder dürfen wir ihn freudig begrüssen, sollen wir die wirtschaftliche und soziale Umwandlung in der Lebensweise und Lebensbethätigung unserer deutschen Juden möglichst glatt und eben, möglichst „sprunglos" herbeizuführen uns bestreben?

Für mich besteht kein Zweifel, dass der letztere Standpunkt der allein richtige ist, wird doch durch diese Rückkehr der Juden zur urproduktiven Beschäftigung für sie geradezu eine neue, glücklichere Epoche ihrer Geschichte eingeleitet werden, würden sie doch erst dadurch die volle soziale Gleichstellung und hiermit die volle Möglichkeit der inneren Erstarkung, des kulturellen Fortschritts nach allen Seiten hin erlangen.

Zwei grosse Fragen treten uns entgegen, ohne deren befriedigende Beantwortung jede weitere Erörterung dieser ganzen Angelegenheit überflüssig und nutzlos erscheinen muss. Sie lauten:

1. Wird die Ueberleitung grösserer Teile der deutschen Judenheit zur Landwirtschaft wirklich den angegebenen sozialen Fortschritt im Gefolge haben?

2. Wenn dies der Fall ist, könnte in absehbarer Zeit das Werk unternommen oder gar zur Ausführung gebracht werden, und wie hätte dieses zu geschehen?

Um die Beantwortung für die erste Frage zu finden, müssen wir zu bestimmen suchen, welches voraussichtlich überhaupt die Folgen dieser „Revolution", dieser Schaffung eines starken jüdischen Bauernstandes auf deutschem Boden sein würden. Zu diesem Zweck wollen wir vorläufig die Annahme machen, dass die Juden in beträchtlicher Anzahl, also annähernd prozentualiter in gleicher Stärke wie die übrige Bevölkerung, an der Urproduktion beteiligt wären. Da diese etwa 40% zur Landwirtschaft stellt, so müssten wir als Endresultat an 40 000 jüdische Familien als Bauern auf deutschem Boden ansässig haben. Dies heisst zwar, heute das Ziel recht weit stecken, vielleicht unerreichbar weit — auch ist es fraglich, ob die Ueberführung in so gewaltigem Masse noch ratsam wäre —, allein es soll ja hier nur als Hypothese gelten, es soll nur untersucht werden, wie sich die Verhältnisse dieses jüdischen Bauernstandes und des in den Städten verbleibenden Teiles der jüdischen Bevölkerung gestalten würden.

In dem einen Punkte werden wir wohl keinen Gegner finden, und brauchen deshalb auch hier nicht näher darauf einzugehen, wenn wir behaupten, dass die Beschäftigung auf dem Lande hygienisch den Juden ausserordentlich günstig wäre, schon vielfach ist darauf hingewiesen worden, wie manche physischen Leiden, nervöse Krankheiten, die speziell den Juden eigen zu sein pflegen, auf ihr Haften an städtischen Berufen zurückzuführen sind. Die Kräftigung des Körpers, die Erstarkung der Muskeln, das Verwachsen mit der Natur, die Stätigkeit, welche dem Bauern innewohnt, die Freude an der produktiven Bethätigung, alle diese Momente werden nun ihrerseits ganz erheblich dazu beitragen, das Selbstbewusstsein unserer deutschen Juden zu heben, und das ist es, worauf es ganz ausserordentlich ankommt. Jeder, der sich mit der „Judenfrage" etwas eingehender beschäftigt hat, muss eingestehen, dass wir nicht so sehr unter den feindlichen Angriffen selbst zu leiden haben, als unter dem Indifferentismus, der Gleichgültigkeit, mit der ein grosser Teil der deutschen Judenheit sie noch immer aus Mangel an Selbstbewusstsein über sich ergehen lässt. Eine Hebung der Selbstachtung, wie sie zweifellos im jüdischen Bauernstande stattfinden würde, käme der ganzen Judenheit zu gute.

Allein das wäre wohl nicht viel anderes als der Stolz des Proletariers, wird uns von vielen Seiten entgegengehalten, denn die Landwirtschaft ist heute wahrlich nicht mehr rentabel! Wer sich ihr, noch dazu mit geringem Kapital, widmet, ist von vornherein auf ein entbehrungsreiches Leben angewiesen. Wir können in Deutschland nicht mehr gegen die auswärtige Konkurrenz, gegen Amerika, Argentinien und Russland an-

kämpfen. Ein bedenkliches Anzeichen der Wahrheit dieser Behauptung ist die in den letzten Jahrzehnten immer anwachsende Ab- und Auswanderung der ländlichen Bevölkerung, die geradezu zu einer Landflucht ausgeartet ist, so dass das bekannteste Wort unter denen, die sich sonst nicht besonders mit Nationalökonomie und Soziologie zu beschäftigen pflegen, das Stichwort von der „Leutenot" ist. — Es lässt sich nicht in einem kurzen Artikel das unendlich verwickelte Agrarproblem aufrollen. So viel jedoch sei gesagt, dass die Fortwanderung der ländlichen Arbeiter nur in den Bezirken des Grossgrundbesitzes an der Tagesordnung ist, mithin nichts anderes und nichts mehr beweist, als dass dieser sich augenblicklich in schwieriger Position befindet, während aus ihr allein, wie vielfach angenommen wird, nichts über die Rentabilität oder Nicht-Rentabilität der Landwirtschaft zu folgern ist. Immer klarer dringt die Erkenntnis durch, dass Landwirtschaft und Agrariertum nicht nur nicht, wie bisher fälschlich von weiten Volksschichten geglaubt wurde, und wie es noch immer vom Bund der Landwirte gepredigt wird, identisch sind, dass sie vielmehr in immer schärferen Gegensatz zu einander treten, so dass man mit gewisser Berechtigung den Satz aufstellen kann, je besser es dem Grossgrundbesitz geht, desto übler dem Bauern und umgekehrt. — Wenn nicht, wie gerade in diesem Jahre, starke Frühjahrsfröste einen ungeheuren Misswuchs herbeiführen, unter welcher Kalamität natürlich gleichermassen Gross- wie Kleinbesitzer leiden, tritt es immer klarer zu Tage, dass die Landwirtschaft von Jahr zu Jahr sich lukrativer gestaltet, vorausgesetzt — dass sie rationell betrieben wird. Es sind zwei Faktoren, welche diesen Erfolg herbeigeführt haben und immer mehr herbeiführen: die Anwendung von Maschinen und chemischen Mitteln im landwirtschaftlichen Betriebe und seine Kräftigung durch das Genossenschaftswesen. Die Umwälzung, welche die Maschine in der Landwirtschaft herbeigeführt hat, ist kaum geringer als die durch sie in der Industrie bewirkte. Man vergleiche die landwirtschaftliche Produktion Amerikas etwa mit der Galiziens. Hier ein mit Ochsen gezogener Pflug, die Saat zerstreut durch einen einzelnen Arbeiter, das Getreide geschnitten mit der Handsichel, die Garben einzeln zusammengebunden, auf dem Felde zum Austrocknen liegen gelassen; das Getreide mit dem Handflegel gedroschen, in Säcke geschüttet, unsortiert in Speichern aufbewahrt. Hingegen in Amerika: Anwendung des Dampfpfluges (oder des elektrischen), der Säe-, Mäh-Maschinen, der genialen Maschine, welche die Garben selbstthätig zusammenbindet; das Korn wird direkt auf dem Felde gedroschen, sortiert, gewogen, verpackt und verschickt! Zwischen diesen beiden Extremen steht Deutschland: wesentlich höher als Galizien, aber noch bei weitem nicht so entwickelt wie Amerika.

Noch unendlich viel kann und wird auf diesem Gebiete in Deutschland gethan werden. Man bedenke, welche ungeahnten Dienste heute in der Landwirtschaft allein die Elektrizität zu leisten vermag. Um hiervon einen Begriff zu geben, sei kurz die Verwertung dieser Kraft auf dem Gute Quednau bei Königsberg i. Pr. vorgeführt: „Von dem Maschinenhaus aus geht ein grossartiges Netz von Leitungsdrähten nach allen Seiten auseinander und leitet den Strom teils über das Feld für den elektrischen Pflug, teils nach dem Gutshofe, teils nach dem Gutshause. Auf dem Gutshofe befinden sich drei Elektromotore, zwei grössere, der eine fest, der andere fahrbar, ein kleinerer tragbar. Die beiden grösseren werden zum Betrieb von Häckselmaschinen, Rübenschneider, Dreschmaschine, Schrotmühle, Oehlkuchenbrecher, Mahlmühle und Wasserpumpe, der zweite tragbare für Trieure und Windfegen benutzt. Zu dem Ingangsetzen der Maschinen ist nur das Drehen einer Kurbel erforderlich. Ausserdem befinden sich in jedem Stall, in jedem Speicherraum, in jedem Vorratsschuppen, auch in den Kellern an den Thüren elektrische Schalter, welche sofort die Nacht in Tag verwandeln (eine Einrichtung, die man übrigens heute schon auf recht kleinen Gütern antrifft). Der elektrische Pflug, der ähnlich wie die Strassenbahnen durch oberirdische Leitung getrieben wird, kann durch Eggen, Walzen und ähnliche Geräte ersetzt werden.

Alle diese gewaltigen technischen Fortschritte jedoch, denen sich würdig die Verbesserung der chemischen Düngemittel anreiht, würden für unsere heimische Landwirtschaft nur von untergeordneter Bedeutung sein, wenn sie ausschliesslich den kapitalkräftigen Grossgrundbesitzern zu Gute kommen würden, und der wirtschaftlich schwache Klein- und Mittelbesitzer sie in seinen Betrieben nicht zur Anwendung bringen könnte.

Dies aber wird in immer wachsendem Maasse ermöglicht durch das Eingreifen der landwirt-

schaftlichen Genossenschaften. Sie setzen den Bauer in Stand, nicht nur billiger Rohstoffe einzukaufen, seine Produkte vorteilhafter zu verwerten, sie verschaffen ihm nicht nur Kredit, versichern sein Vieh u. s. w., sondern sie geben ihm erst die Möglichkeit, im vollen Maasse Maschinen zu verwerten, zahlreiche Meliorationen, wie z. B. durch Drainage, auf seinem Besitztum durchzuführen, wovon ohne diesen Zusammenschluss gar nicht die Rede sein könnte. Sie erst gestatten — mit einem Worte gesagt — Grossbetrieb auf Kleinbesitz.

Wenn man alles dieses in Betracht zieht, wird man wohl kaum die Behauptung von der Unrentabilität unserer heimischen Landwirtschaft, von ihrer Unfähigkeit, der auswärtigen Konkurrenz Stand zu halten, aufrecht erhalten können, und man wird den Worten zustimmen müssen, welche am 25. Januar 1900 der damalige Landwirtschaftsminister von Hammerstein im preussischen Abgeordnetenhaus in Uebereinstimmung mit den bedeutendsten soziologischen Autoritäten sprach: „Wenn es gelingt, die Landwirtschaft in technischer Hinsicht nur auf eine mittlere Höhe zu bringen, dann, möchte ich glauben, wäre allein schon aus dem jetzt bewirtschafteten Areal eine so grossartige Steigerung aller landwirtschaftlichen Erzeugnisse zu erzielen, dass die Produktion selbst einer noch steigenden Bevölkerungszunahme parallel laufen könnte." —

Aber, könnte man einwenden, wenn auch zugegeben wird, dass unter diesen Gesichtspunkten wohl die Landwirtschaft ihren Mann ernähren wird, so ist es doch sehr fraglich, ob sich mit dem doch immerhin nicht allzu grossen Einkommen, welches sie abwirft, die Juden zufrieden geben werden.

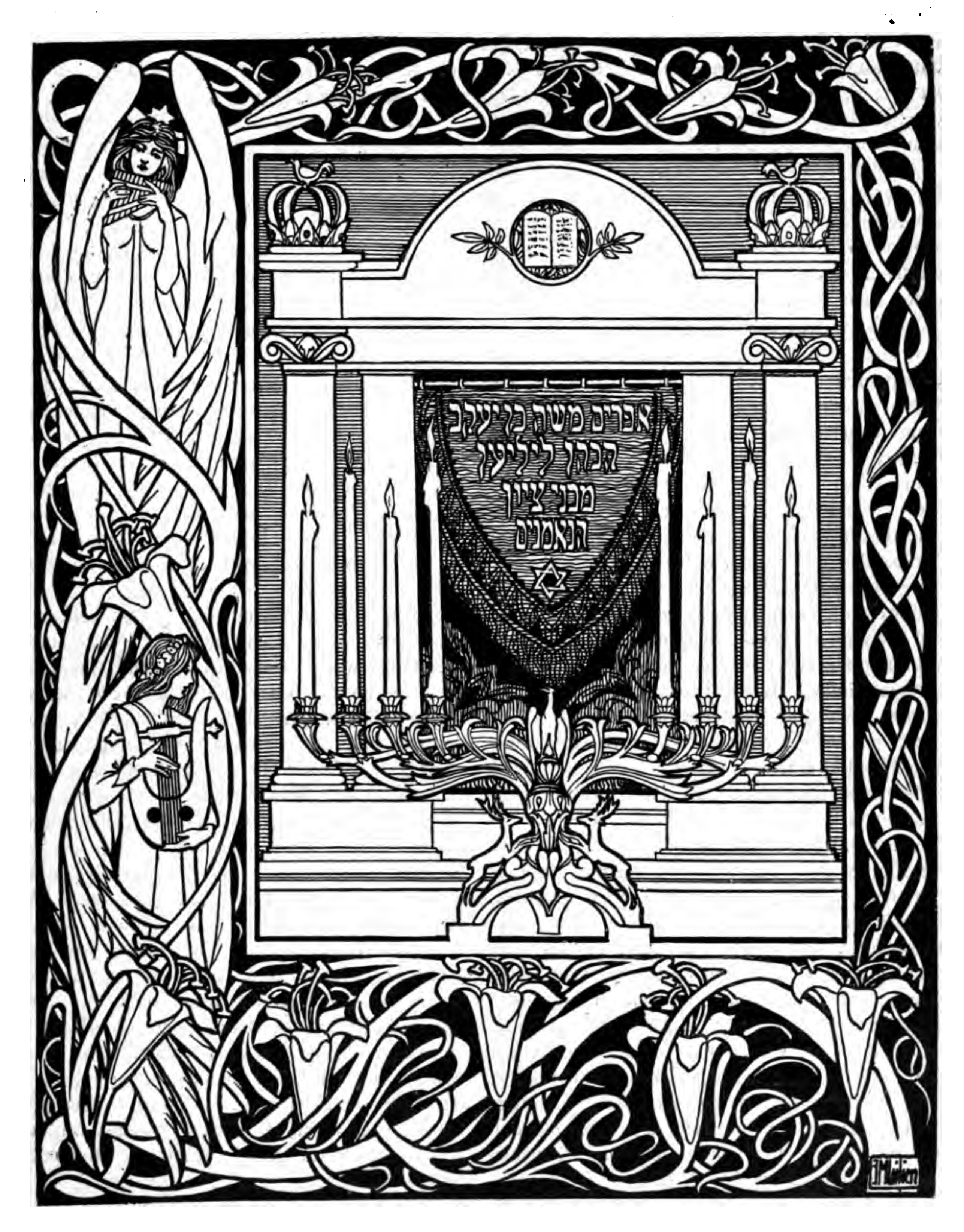
Man hört und liest gar viel von einem jüdischen Volkscharakter, der die Juden, als spekulative Menschen, geeignet machen soll zum Handel, ungeeignet zum urproduktiven Schaffen. Zumeist wird diese famose Theorie verkündet von Judenfeinden, oft aber auch, und das ist das eigentlich schlimme, gedankenlos nachgesprochen von Juden selbst. Der Drang nach möglichst schnellem Erwerb soll den Juden „angeboren" sein, soll in ihrem „Volkscharakter" liegen. Wie leicht ist dies ausgesprochen, wie wenig Wahrheit liegt in dem Satze, und wie unendlich verhängnisvoll ist seine stete Wiederholung uns Juden geworden!

Die erste Pflicht für denjenigen, der eine Untersuchung anstellt, mag diese nun philosophisch, chemisch, physikalisch, soziologisch oder völkerpsychologisch sein, ist doch wohl die, „reine" Verhältnisse herzustellen, d. h. alle diejenigen Momente auszuschalten, welche das zu beobachtende Objekt in irgend einer Ausnahmestellung erscheinen lassen. Nun frage ich um alles in der Welt: Wer hat seit 1800 Jahren den jüdischen Volkscharakter seinem Wesen nach beobachten können? Niemand! Immer nur sehen wir ihn beeinträchtigt, verkleinert, verunstaltet durch zahllose äussere Zwangseinflüsse. Niemals sah man ihn sich frei entwickeln. Die Juden im eigenen Lande waren gute Ackerbauer, aber schlechte Händler, darin wurden sie bei weitem von den Phöniziern übertroffen. Am besten scheint mir das Unterfangen, überhaupt von einem jüdischen Volkscharakter nach der Geschichte der letzten 18 Jahrhunderte zu sprechen, durch folgenden Vergleich illustriert zu werden: Ein Knabe fand einst eine Pflanze in einem dunklen Keller vor. Pfui, rief er aus, welch ekles Ding, welch lange, dünne, schwache Stengel, was für winzige, kleine, gelbe Stümpfchen, das kann doch kaum eine richtige Pflanze sein. Hierauf der Vater: „Urteile nicht zu schnell: diese Pflanze hat im normalen Zustande ebenso schöne, saftige Stengel, ebenso grosse, grüne Blätter, wie die übrigen Pflanzen. Aber ein schlechter oder thörichter Mensch hat sie hier im Keller stehen lassen, so konnte das Licht nicht auf sie einwirken, konnte sich in ihr nicht der grüne Farbstoff, das Chlorophyll, entwickeln, und so war sie zum Siechtum verdammt. Bring' sie ans Licht hinaus und Du wirst sie wieder aufatmen sehen. Man darf nicht nach dem Schein urteilen."

Gleichen wir Juden nicht wirklich dieser Kellerpflanze? Wie kann man, da uns fast zwei Jahrtausende das Licht entzogen war, aus den verunstalteten Zügen auf die jüdische Volksseele schliessen wollen?

Wie jenes Pflänzchen lange, gierige Aermchen ausstreckte nach Luft und Licht, die es nicht gerade liebenswürdig erscheinen liessen, so haben auch die Juden mancherlei äussere Züge angenommen, die wahrlich nichts weniger als „angeboren" sind, hat sich in ihnen der „spezifisch-jüdische Geschäftsgeist" entwickelt.

Aber man lasse sie nur frei sich regen, und erst, wenn sich nach langer Beobachtung erweisen sollte, dass sie mit dem Ergebnis der Arbeit ihrer Hände nicht zufrieden sind, dass



E. M. LILIEN.

EINGANGSBLATT ZU „JUDA".

F. A. Lattmann, Verlag.

(Goslar, Leipzig, Berlin.)

sie von der Landwirtschaft zum aufregenden Erwerb des Städters zurückzukehren wünschen, dann fange man an, von jüdischem Geschäftssinn zu sprechen, und leiste endgültigen Verzicht auf die Schaffung eines gefestigten jüdischen Bauernstandes auf deutschem Boden.

Solange aber dieser Beweis nicht erbracht ist, wäre es geradezu verbrecherisch gehandelt, wollte man auf blosse Vermutungen und Vorurteile hin nicht alles daransetzen, die Juden der urproduktiven Arbeit zuzuführen. Der Versuch muss unter allen Umständen gemacht werden; gelingt er, so ist er von unberechenbarer Wirkung.

Viele raten dennoch davon ab aus der Ueberlegung heraus, dass eine Ansiedlung von Juden auf dem Lande den Antisemitismus noch mehr entfachen würde, dass die chauvinistische Ereiferung der landbesitzenden Klassen mit erhöhter Bitterkeit sich gegen diese neue Anmaassung Judas wenden würde. Abgesehen davon, dass eine derartige Ueberlegung uns niemals abhalten dürfte, das zu thun, was wir für die wirtschaftliche und soziale Hebung der Judenheit für recht und wertvoll erkannt haben, können wir doch soviel behaupten, dass, selbst wenn diese befürchtete Wirkung eintreten sollte, sie jedenfalls von keinem grossen Einfluss auf die jüdischen Bauern sein würde. Wer den charakteristischen Unterschied kennt zwischen der Industrie, den Gewerben und dem Handel einerseits und der Landwirtschaft andererseits, der weiss, dass der Bauer vor allen Dingen für seinen eigenen Bedarf arbeitet, der Städter hingegen für den Verkauf. Während der Kaufmann abhängig ist von seinen Kunden, von der Konjunktur des von ihm geführten Artikels, ist der Bauer hiervon zum grossen Teil unabhängig. So viel, wie er für sich und seine Familie braucht, arbeitet er immer aus dem Boden heraus, was er verkauft, ist weniger für seinen Lebensunterhalt, als für seinen Luxus erforderlich. Demnach würde der Antisemitismus, der sich gegen den jüdischen Bauer richten sollte, ihm bei weitem nicht so viel Schaden zufügen können, als dies in den anderen Berufen der Fall ist. Im übrigen aber glaube ich, dass die ganze Befürchtung grundlos ist; denn so weit auch die antisemitischen Machenschaften sich ausdehnen, sie werden es nie erreichen können, etwa den jüdischen Bauer zu boykottieren, wie dies dem jüdischen Kaufmann gegenüber durch den Ruf: „Kauft nicht bei Juden“ zu geschehen pflegt, denn Getreide wird stets Abnahme finden. So wird der jüdische Bauer einerseits dem Antisemitismus fast unangreifbar gegenüber stehen, andererseits für die Judenheit die feste Grundlage bilden, auf der hsic die übrigen Berufe aufbauen werden.

Denn auch die Lage der in den Städten verbliebenen Juden würde durch eine derartige Gestaltung der Verhältnisse wesentlich verbessert werden. Sie würden, von einer grossen Konkurrenz befreit, erleichtert aufatmen können; auch sie würden nicht annähernd so stark unter der antisemitischen Verhetzung zu leiden haben, da sie ja in einer konsumfähigen jüdischen Bauernschaft ein äusserst ergiebiges Absatzgebiet haben würden.

Es zeigt sich erst von diesem Gesichtspunkt aus die ganze Grösse der erstrebten Umwandlung. Alle anderen Hilfsmittel, welche vorgeschlagen werden, wie Ueberführung zum Handwerk oder zur Industrie und Technik u. d. m. kommen im besten Fall denen zu gute, für die sie Anwendung finden. Einzig die Landwirtschaft würde allen jüdischen Kreisen zum Segen gereichen. —

Das Ziel ist verlockend genug, allein wie wird es zu verwirklichen sein? Das eine ist jedenfalls wahr: Nicht durch Geld allein, und wenn es uns in ungezählten Millionen zur Verfügung stände, aber auch nicht mit stürmischem Enthusiasmus lässt sich gewaltsam das Gewünschte erzwingen. Organisch nur kann ein neuer Stand heranwachsen. Tastend zuerst und versuchend können wir nur zögernd das neue Land betreten, viele Fehler werden gemacht werden — kein Zweifel —, aber allmählich werden wir, gestützt auf zahlreiche Erfahrungen, den sicheren Weg finden, der uns unserem Ziele zuführen wird.

Die Absicht, Juden in Deutschland zum Ackerbau überzuführen, ist nicht so ganz neu. Schon vor mehr als 50 Jahren hatte der Rabbi Salomon Eiger den Plan, Juden in Posen anzusiedeln. Er fand grosse Unterstützung hierin sowohl von seiten der wohlhabenden Juden, wie auch von der Regierung, leider wurde das ganze Projekt, das schon recht weit gediehen war, von Grund aus lahm gelegt durch die Revolution des Jahres 1848. An diesem bisher wenig beachteten Punkte vermögen wir die Zweischneidigkeit dieser berühmten Freiheitsbewegung für uns Juden zu erkennen; was sie uns mit der einen Hand verlieh, entriss sie uns mit der andern, sie gab uns die politische Freiheit, sie nahm uns die wirtschaftliche. Man mag wohl sagen, dass,

wenn die damalige politisch-liberale Strömung nicht eingesetzt, wenn sie nicht die Aufmerksamkeit ganz Europas auf sich gelenkt hätte, die Juden Deutschlands Zeit gefunden hätten, ihre wirtschaftliche Emanzipation sich selbst zu erringen. Wir würden dann vielleicht schon heute einen ansehnlichen jüdischen Bauernstand haben, auf den uns stützend, wir nicht nur die politische, sondern auch die soziale Gleichstellung, Gleichachtung hätten ertrotzen können, die man uns heute verweigert.

Die Bestrebungen wurden nicht wieder aufgenommen vor dem Jahre 1897, in welchem der „Verein zur Förderung der Bodenkultur unter den Juden Deutschlands" gegründet wurde. Längere Zeit durch innere Schwierigkeiten gehindert, konnte dieser Verein erst jetzt mit seinen Ideen vor die breitere Oeffentlichkeit treten. Soeben versendet er seinen 3. Jahresbericht, aus welchem hervorgeht, dass er zahlreiche Ortsgruppen über ganz Deutschland gegründet hat, dass überall seine Absichten auf volles Verständnis stossen; wenn er heute nahezu 1200 Mitglieder zählt, so ist dies allein schon ein genügender Beweis, welchen Anklang seine Tendenzen unter deutschen Juden finden und wie zeitgemäss sein Vorgehen ist.

Wird nun der Bodenkulturverein im stande sein, wirklich Tausende von Juden anzusiedeln? Wird er, um nur einen Gesichtspunkt herauszugreifen, je die immensen Geldmittel aufbringen können, welche zu einem derartigen Werk erforderlich wären? Das ist kaum glaublich. Auch kann dies gar nicht seine Absicht sein. Er hat — vorläufig wenigstens — nur das eine Streben, den Beweis dafür zu liefern, dass Juden sich ganz ausserordentlich zur Bodenkultur in Deutschland eignen. Es ist nur nötig, den freilich gewaltig schweren Wagen ins Rollen zu bringen, nachher wird die Bewegung sich selbstthätig fortpflanzen oder, um ein anderes Bild zu gebrauchen, es gilt den Kernkrystall zu schaffen, an den dann von allen Seiten die erforderlichen Elemente (Geldmittel sowohl wie Menschenmaterial) in immer steigender Anzahl „anschiessen" werden.

Vielfach ist die Ansicht verbreitet, dass man mit der Jugend beginnen müsse, dass zu diesem Zweck eine Ackerbauschule und ein Erziehungswerk grössten Stiles ins Leben zu rufen sei. Diese Anschauung ist irrig. So erfreulich es auch ist, wenn die jüdischen Lehrer heute immer energischer für die Erziehung der Jugend zum Verständnis der Natur, für ihre Einleitung zur körperlichen Arbeit im Schulgarten eintreten, so segensreich auch immer eine Ackerbauschule — gewissermassen eine Fortführung der gärtnerischen Erziehungs-Anstalt in Ahlem bei Hannover — für jüdische Jünglinge wirken würde, so dürfen doch alle diese Ueberlegungen nicht dazu verleiten, das Heil allein von der zukünftigen Generation zu erwarten und darüber die heutige als rettungslos verloren aufzugeben.

Wer da weiss, wie leicht und schnell russische Studenten und galizische Hausirer sich in den jüdischen Kolonien in tüchtige Bauern verwandelt haben, der wird getrost den deutschen Juden Aehnliches zumuten.

Wir haben schon oben angedeutet, wie zwar der einzelne Kleinbesitzer nicht im stande ist, sich gegenüber dem Grossgrundbesitzer mit seinem Grossbetrieb zu halten, wie er hingegen durch genossenschaftlichen Zusammenschluss dem Grossgrundbesitzer, der vielfach trotz seines grossen Kapitals durch Leutemangel nicht in der Lage ist, wirklich rationell zu wirtschaften, bei weitem überlegen ist. Wäre es daher von vornherein vom wirtschaftlichen Standpunkt aus klar, dass wir Juden nur genossenschaftlich, nicht vereinzelt ansiedeln dürfen, was übrigens auch in Hinsicht auf antisemitische Gehässigkeit als wünschenswert erachtet werden muss, so bietet gerade diese Form zugleich die Möglichkeit, unter der wir sofort mit der Ansiedlung von Juden beginnen können! Jeder einzeln angesiedelte Jude müsste ein vollständig ausgebildeter Bauer sein, nicht so der im genossenschaftlichen Verbande, unter genossenschaftlicher Leitung stehende. — Die Art der Ansiedlung, welche der Verein im Auge hat, könnte am besten mit dem Namen „Administrationswirtschaft" bezeichnet werden.

Nachdem der Verein ein Gut erworben haben wird, sollen auf diesem einige jüdische Kolonisten angesiedelt werden, d. h. sie erhalten eine Parzelle, welche genügend für ihren Lebensunterhalt hergiebt; die Grösse dieser Parzelle kann sehr verschieden sein, je nach der Qualität des Bodens und nach der Kultur, die darauf gepflegt werden soll.

Da nun die betreffenden Ansiedler keine „geborenen" Bauern sind, so sind sie in der ersten Zeit abhängig zu machen von der Leitung des auf dem Restgute befindlichen Administrators. Er unterweist sie, und seinen Anordnungen haben sie sich unterzuordnen — bis sie selbständig sind, dann wird ihnen die Parzelle zur allmählichen

Amortisation überlassen. Von vornherein aber werden sie in zahlreichen bewährten Genossenschaften zusammengeschlossen, so vor allen Dingen als Einkaufs- und Verkaufsgenossenschaft, zum Ankauf von Dünger, Saat, Vieh, in Drainagegenossenschaften, Werkgenossenschaften etc. etc. Es unterliegt wohl kaum einem Zweifel, dass die jüdischen „Bauern" nach ihrer Selbständigwerdung den als „Zwangsgenossenschaft" eingeführten Zusammenschluss freiwillig beibehalten und weiter ausbilden werden.

Auf diese Weise ist eine sichere Garantie geschaffen worden, dass das Unternehmen gelingt. Das Gut arbeitet zuerst wie ein Grossbetrieb mit gemieteten Kräften, nur dass diese Leute keine Veranlassung haben, fortzulaufen, da sie ja durch eigene Arbeit sich zu Eigenbesitzern emporarbeiten werden und mithin ihr eigenes Interesse unauflöslich an die Scholle gebunden ist, auf der sie wirken. So wird der Betrieb geradezu ein idealer sein. Später aber, und darauf kommt es doch vor allem an, wenn die Zwangsgenossenschaft aufgehört hat und die freiwillige an Stelle dessen tritt, wird sich für jeden einzelnen der Bauern die Landwirtschaft als höchst rentabel erweisen.

Mit einem einzigen derartig geglückten Versuch hätte der Bodenkulturverein seine Hauptaufgabe erfüllt. „Es ist ein bekanntes wirtschaftliches Gesetz, dass die Menschen mit derselben mathematischen Sicherheit, mit welcher das Wasser eine Höhlung ausfüllt, in die es Gefälle hat, mit derselben Sicherheit, mit der die atmosphärische Luft in das Vakuum einer Luftpumpe gepresst wird, die Menschen von Orten, wo sie unter grösserem Drucke stehen, nach solchen strömen, wo ein geringerer Druck herrscht, wo sie also reichlichere oder leichtere oder angenehmere oder sicherere Lebensbedingungen haben."*) Nun ist es klar, dass für alle die Juden, welche heute unter den trostlosen wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen in den grossen Städten, unter den Einflüssen der antisemitischen Bewegung, von Tag zu Tag mit grösserer Sorge für sich und ihre Familie erfüllt werden, ein derartiger Lebensberuf, der ihnen in gleicher Weise eine wirtschaftlich günstige Existenz und ein sozial geachtetes Dasein gewährt, einen ganz gewaltigen Anziehungspunkt darstellen wird. Daher besteht eine grosse Wahrscheinlichkeit, dass sich Juden in Scharen zur Ansiedlung bereit erklären werden, sobald ihnen der Beweis der Rentabilität der Landwirtschaft und ihrer Eignung für sie geliefert sein wird. Die erste Kolonie wird selbständig aus sich heraus immer neue und neue erstehen lassen. In allen Teilen Deutschlands werden jüdische Bauernkolonien erblühen, organisch wird dieser „Bauernaufstand" wachsen und erst zum Stillstand kommen, wenn alle Elemente von ihm angezogen sein werden, die heute in den Städten sich selbst und ihren Stammesgenossen zur Last fallen.

*) Dr. Franz Oppenheimer: Die Siedlungsgenossenschaft. p. 473.

Nur kurz sei noch ein Streifblick auf die Zukunft geworfen, wie in diesen Siedlungen selbstverständlich später Handwerker und allmählich auch Industrien ein Bedürfnis werden müssen und daher selbstverständlich sich dort anschliessen werden.

Und mit der Annäherung an die Natur wird auch das natürliche Empfinden, der ästhetische Lebensgenuss unter den Juden hervorbrechen. Die lang unterdrückte jüdische Individualität wird sich zur Freiheit und in ihr zur Schönheit entwickeln. —

Das ist das letzte Ziel, welches durch kleine Anfänge zu erreichen, der Verein zur Förderung der Bodenkultur unter den Juden Deutschlands sich gesetzt hat.

Möge es ihm gelingen, die Anteilnahme der gesamten deutschen Judenheit für seine bedeutsamen Bestrebungen zu gewinnen.



Tischo-Beab.

(Der neunte Ab.)

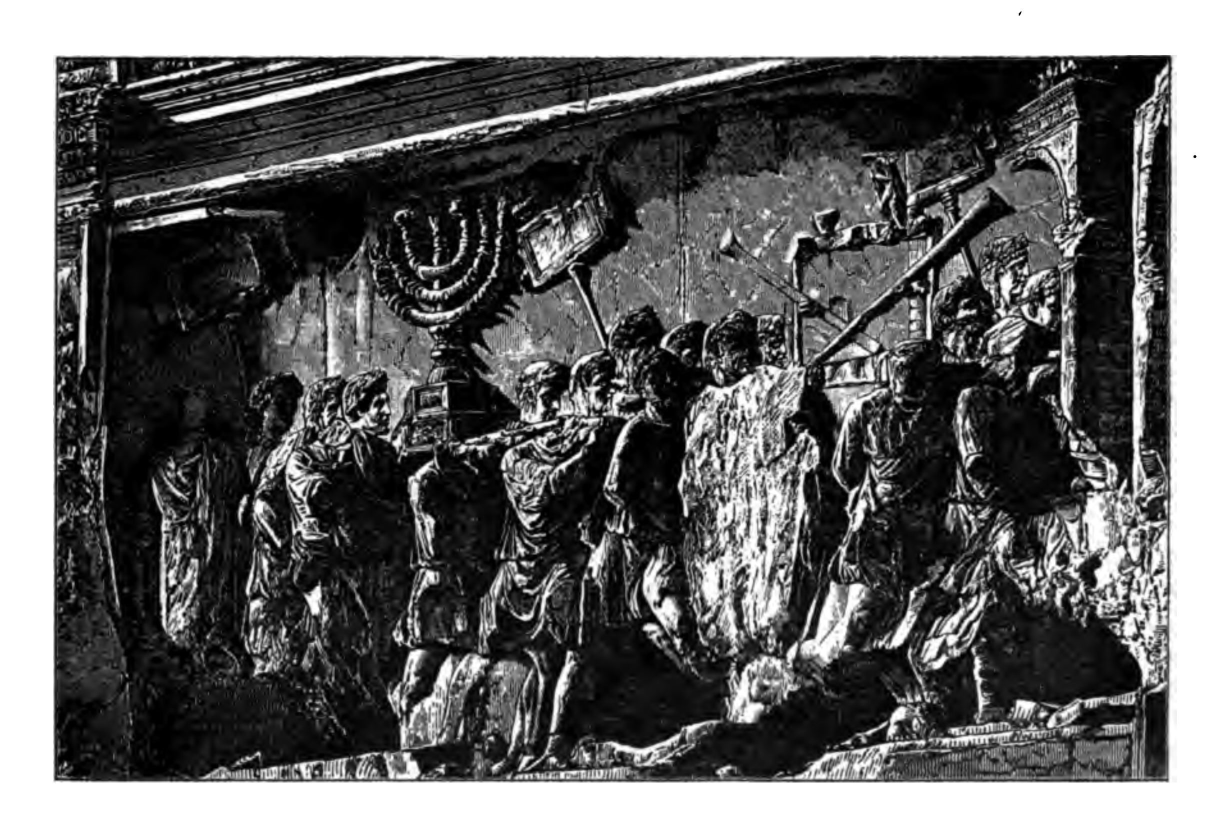
Aus dem Staube schlägt die Klage
An dem sommerschwülen Tage
Schluchzend bis zu Gott empor,
Weil in Staub die heil'gen Hallen
Solch ein Tag sah einst zerfallen
Und das Volk sein Heim verlor.

Doch wenn alte Wunden bluten
Und in eurer Schmerzen Gluten
Thrän' auf Thräne niederquillt,
Wird von Perlen und Opalen,
Heiss vermengt mit euren Qualen,
Euer Leiden nicht gestillt.

Brüder, lasst darum das Klagen,
Und aus jenen grauen Tagen
Bleib' die Sehnsucht nur zurück,
Eine grosse, thränenlose,
Blühend wie die Sonnenrose,
Die sich neigt zum Licht und Glück.

Weil die Thränen, die in Bächen
Strömen, eure Thatkraft schwächen,
Fehlen Hort euch, Halt und Held. —
Hebt euch aus dem Staube, Brüder,
Und es blüht der Tempel wieder.
Nur dem Mut gehört die Welt! —

Kelcse-Zemplen. **M. Scherlag.**



Relief des Titusbogens zu Rom.

UNTER DEM TITUSBOGEN IN ROM.

(Aus einem römischen Tagebuch.)

— —

Es sind ernste Gedanken, die den Juden bei Betrachtung des Denkmals erfüllen sollten. Nicht nur das Weh über den untergegangenen Staat, über die furchtbaren Leiden, unter denen er zu Grunde ging, nicht nur das Mitleid mit den armen Gefangenen, die auf dem Relief dargestellt sind, wie sie, im Triumphzug dahinschreitend, dem Tode entgegen gehen. — Das haben auch andere Völker erduldet, und die Nachkommen können doch mit ganz andern Gefühlen vor den Denkmälern stehen, die den Sieg der Gegner verherrlichen. — Aber hier handelt es sich nicht allein um den verlorenen Staat, — nein, uns ist noch ganz anderes verloren gegangen: wir haben zum grossen Teil unsere Würde und unsere Selbstachtung eingebüsst. — Hätten jene Kämpfer in der Todesstunde in die Zukunft blicken können, das vor ihnen entrollte Bild hätte sie in der That mit Verzweiflung erfüllt! — Der Name, der ihr Stolz war, in den Kot getreten, statt der Ehre — ein Zeichen niedriger Abkunft. Und das nicht nur in den Augen der Fremden: nein, auch die eigenen Nachkommen wenden sich beschämt von ihm ab. Gerade unter jenen, welche sich durch Begabung, Fleiss, Energie, trotz allen Vorurteils, eine geachtete Stellung errungen, sie, die so viel dazu beitragen könnten, das Ansehen ihres Stammes zu heben: wie viele von ihnen sagen sich von ihm los! Nicht als Juden wollen sie in den Reihen der von Mit- und Nachwelt Geschätzten stehen! Nein, so rasch als möglich alles vernichten, was an die lästige Abstammung erinnern, alles erstreben, was für sich oder ihre Kinder den Schein der Zugehörigkeit zu einer anderen Rasse erwecken könnte! Von der Geschichte ihres Volkes, von seinen Verdiensten, von seinem Ruhm und seinen Leiden wissen sie nichts, wollen sie nichts wissen! . . .

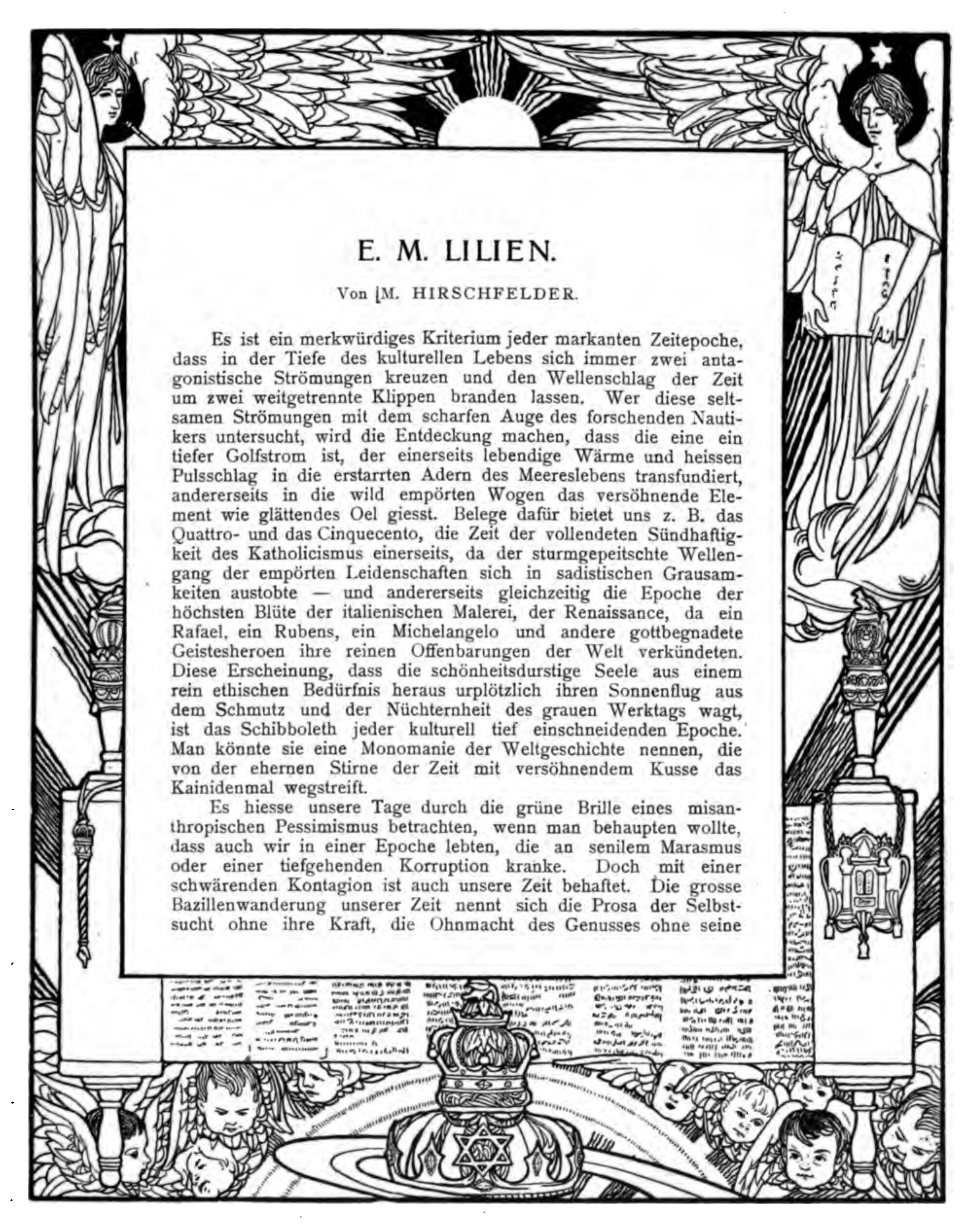
Man sagte mir, dass strenggläubige Juden sich scheuen, den Triumphbogen zu durchschreiten. Und doch ist das Denkmal keine Schmach für uns. Eher könnten wir uns an ihm aufrichten. Aber die Gleichgültigen, oder die, welche zum Abfall neigen, sie sollten beschämt in der Ferne bleiben, denn ihretwegen müssten die Geister jener Besiegten trauern, könnten sie auf diese Stätte herniederschauen. Sie stehen abseits oder haben sich geflüchtet, während andere ringen, den Namen „Jude" wieder zu Ehren zu bringen und ihrem Stamm eine würdevolle, schönere Zukunft zu bereiten. —

X.

Ahasver's Klage.

Ich bin Ahasver, den ihr seht,
Ich bin der Jude, den ihr schmäht,
Ich bin's, den Gram so hat gebleicht,
Ich bin's, den Jammer so tief gebeugt;
Mein Herz allein erhielt sich jung
Trotz aller Aender- und Wanderung.
Doch ach! wie teilnahmslos zur Stund
Hört ihr die Klag' aus meinem Mund,
Als wär' ich noch im alten Kleid
Ein Schemen der Vergangenheit!
Was wähnt ihr mich des Lebens bloss,
Indes mein Geist gedankengross
Sich in die Zukunft breitet aus? —
Doch ihr geht schwer aus euch heraus
Und bleibt so gern beim Alten steh'n,
Als müsste alles so weiter geh'n,
Und wenn ihr freiheitliebend scheint,
Ihr nur die eigne Freiheit meint.
Drum lässt bei euch noch immer sich schau'n
Des Mittelalters spukhaft Grau'n;
Drum wär' es vielen auch ganz recht,
Ich wäre noch ein Kammerknecht;
Drum schreib' ich euch allein es zu,
Dass ich nicht finde Rast und Ruh',
Drum ist nur eu'r der Unverstand,
Der mich ans Elend hält gebannt!
Was frommt es mir, dass ich den Bart
Hab' zugestutzt nach eurer Art;
Was, dass durch Kunst und Wissenschaft
Erstarkt ist meines Geistes Kraft? —
Es ist ein Jude! heisst es allerwärts,
Wenn auch verblutet drob des Juden Herz.
Schweig! — ist die Antwort auf die Klag' —
Fort! — Pilg're fort bis an den jüngsten Tag,
Auf dass erfülle sich die Mär
Vom ew'gen Juden Ahasver!

Ludwig Wihl.



E. M. LILIEN.

Von M. HIRSCHFELDER.

Es ist ein merkwürdiges Kriterium jeder markanten Zeitepoche, dass in der Tiefe des kulturellen Lebens sich immer zwei antagonistische Strömungen kreuzen und den Wellenschlag der Zeit um zwei weitgetrennte Klippen branden lassen. Wer diese seltsamen Strömungen mit dem scharfen Auge des forschenden Nautikers untersucht, wird die Entdeckung machen, dass die eine ein tiefer Golfstrom ist, der einerseits lebendige Wärme und heissen Pulsschlag in die erstarrten Adern des Meereslebens transfundiert, andererseits in die wild empörten Wogen das versöhnende Element wie glättendes Oel giesst. Belege dafür bietet uns z. B. das Quattro- und das Cinquecento, die Zeit der vollendeten Sündhaftigkeit des Katholicismus einerseits, da der sturmgepeitschte Wellengang der empörten Leidenschaften sich in sadistischen Grausamkeiten austobte — und andererseits gleichzeitig die Epoche der höchsten Blüte der italienischen Malerei, der Renaissance, da ein Rafael, ein Rubens, ein Michelangelo und andere gottbegnadete Geistesheroen ihre reinen Offenbarungen der Welt verkündeten. Diese Erscheinung, dass die schönheitsdurstige Seele aus einem rein ethischen Bedürfnis heraus urplötzlich ihren Sonnenflug aus dem Schmutz und der Nüchternheit des grauen Werktags wagt, ist das Schibboleth jeder kulturell tief einschneidenden Epoche. Man könnte sie eine Monomanie der Weltgeschichte nennen, die von der ehernen Stirne der Zeit mit versöhnendem Kusse das Kainidenmal wegstreift.

Es hiesse unsere Tage durch die grüne Brille eines misanthropischen Pessimismus betrachten, wenn man behaupten wollte, dass auch wir in einer Epoche lebten, die an senilem Marasmus oder einer tiefgehenden Korruption kranke. Doch mit einer schwärenden Kontagion ist auch unsere Zeit behaftet. Die grosse Bazillenwanderung unserer Zeit nennt sich die Prosa der Selbstsucht ohne ihre Kraft, die Ohnmacht des Genusses ohne seine Poesie. Nüchternheit, brutales Streben nach Realitäten heisst die Not unserer Zeit. Und auch hier tritt diese autonome Erscheinung wieder zu Tage, wenn auch durchaus nicht in so prägnanter Form, wie in jenen entnervten Zeiten. Und wie sich damals die suchende Seele zu religiösen Motiven flüchtete, so wendet sie sich heute — ich möchte fast sagen zu melodiösen. Der charakteristischste Zug der modernen Malerei ist ja doch der Symbolismus, den man vielleicht das moderne Märchen nennen könnte. Muss ich erst an das wiegende Einlullen unserer Kindermärchen erinnern, um sagen zu dürfen, dass in jedem Märchen eine Melodie schlummert? Und ist es zu verwundern, dass in unserer disharmonischen Zeit eine ganze Reihe hervorragender Künstler in natürlicher Reaktion ihre Harfe gerade in solchen Tönen singen



E. M. Lilien. JESAIA. Aus „Juda“.

lassen? In schaffensfreudigem Wagemut spotten sie des verhexten Kreidestriches, den der Materialismus um unsere Tage gezogen hat, und bilden in schöner Gemeinschaft ein symphonisches Konzert. Als einer ihrer anziehendsten jungen Vertreter, speziell als der einzige der neu-jüdischen Kunst, fällt uns darunter E. M. Lilien auf.

E. M. Lilien steht heute, am Anfange seiner künstlerischen Laufbahn, im siebenundzwanzigsten Lebensjahre. Aus der Nacht enger und ärmlicher Verhältnisse hat er sich durch eigene Kraft zum Lichte eines weiten Horizontes und zu freier Selbstständigkeit emporgeschwungen. In Drohobycz in Galizien als Sohn eines armen Drechslermeisters geboren, ist Lilien reiner Autodidakt. Den künstlerischen Drang, der sich sehr frühe in ihm regte, versuchte man anfangs damit zu stillen, dass man ihm bei einem Schildermaler das harte Brot des derben Handwerks zu essen gab. Aber seine unbezähmbare Promethidensehnsucht glühte fort in ihm und trieb ihn, das heilige Feuer der reinen Kunst auf den lichten Höhen des Ideals zu suchen. Der Weg zu diesem traumhaft fernen Berge war für ihn ein Leidensweg. Kurze Zeit nur besuchte er die Kunstschule zu Krakau, dann pilgerte er nach dem Mekka der Maler, nach München, mit der Vokation im Herzen, ein Mohammed der neu-jüdischen Kunst zu werden. Allein dort fehlte ihm das nötige Kleingeld, um seine Hoffnung zu realisieren und sich in die dortige Akademie aufnehmen lassen zu können. So war er gezwungen, ohne eine leitende Hand, aber auch fern von jeder Kunstclique oder -Koterie, sich selbst durch die vielverschlungenen Pfade der Kunst durchzufinden. In rastloser Arbeit, die nur die nagende Not düster unterbrach, in hartnäckigem Trotze gegen sein feindliches Schicksal, in strenger Abgeschlossenheit, fern von den wegweisenden Strahlen eines gütigen Sternes, „bildete sein Talent sich in der Stille“ und warf dem Einsamen den trotzigen Willen in die Nacht seines Lebens als leitendes Gestirn. Im Dornenbusche seines Lebens erschien ihm das Bewusstsein der Kraft seines Könnens wie ein tröstlich lächelnder Engel und liess ihn in Freude schaffen. So sonnig und herzerhebend seine Kunst ist, so düster und niederschmetternd war sein Leben. So fand er durch die Wirrnis und Drangsal seines Geschickes hindurch den Weg zu den reinen Höhen, auf denen heute seine Muse wandelt.

Dieses lichtlose Irren im pfadlosen Dunkel bemerken wir noch in Lilien's Erstlingswerke: „Der Zöllner von Klausen“.*) Lilien hat sich selbst noch nicht gefunden, er hat seine persönliche Note noch nicht entdeckt. Zwar sind auch hier schon die Anfänge seiner späteren Eigenart zu spüren, aber die Züge sind noch verworren, farblos und linear. Er hat sich noch nicht zur Flächenwirkung durchgerungen, die Kontraste sind noch nicht ausgesprochen. Es brodelt und qualmt noch in seiner Geisteküche, das Gebräu ist noch nicht destilliert, die Mischung hat sich noch nicht geklärt. Es ist noch junger, gärender Most, noch kein klarer, abgelagerter Wein. Aber ungefälscht, wenn auch etwas herb, ist auch er schon.

Dann kam an der Hand der „Jugend“ vor allem und anderer guter Zeitschriften die Epoche der Klärung. Lilien gewann selbst Distance zu sich und pflegte als treuer Gärtner sorgfältig die Blüten, die aus dem Mutterboden seiner innersten Individualität emporsprossten. So wurde er — und das ist sein erstes Charakteristikum — Symbolist. Vielleicht mag er das nicht zuletzt dem Juden in ihm danken. Denn das grüblerische Wühlen, diese Eigenschaft, jedem Gedanken auf seinen verlorensten Pfaden nachzuspüren und ihm alle möglichen Versionen

*) Historischer Roman von J. Wildenrath, illustriert von E. M. Lilien, München, Verlag des „Vorwärts“, Berlin 1898.

unterzulegen, ist eine jüdische Rasseeigentümlichkeit. Aus diesem Grunde vielleicht liebt er auch nicht die einfachen Gedankenwege, die breiten und ausgetretenen Chausseen, die sich in weitübersehbarer, kerzengerader Richtung hinziehen. Er zieht einsame, vielverschlungene Waldwege mit märchenhaft heimlichen Windungen, ferne Traumfahrten in das Land der Fata Morgana, in das Reich der Sehnsucht und des Gedankens vor. Von Sansara, der Welt des Trugs und des Scheins, des Werdens und Vergehens, der Sinnentäuschung und der Veränderlichkeit, wagt seine schönheitsdurstige Seele den Sonnenflug nach Nirwana, dem Land feiertäglicher Ruhe und satter Schönheit, um dort in inbrünstiger Ekstase vor dem Ideal zu beten. Ein Aristokrat der Seele, schüttelt er den Staub von den erdenschweren Füssen und wagt auf leichten Flügeln in schrankenloser Selbstentfaltung den Flug nach der Sonne der Erkenntnis. — Ich möchte hier vorweg eine noch unveröffentlichte Zeichnung Lilien's citieren, die zu einem Cyklus „Liebe" gehört, der in Bälde im „Theuerdank" *) erscheinen wird. „Trugland" ist sie benannt. Wir sehen ein blühendes Erdenland, auf dem zwei liebestrunkene Menschenkinder einander in beseligendem Kusse umschlingen. Ein riesenhafter, satanisch lächelnder Dämon hat den winzigen Erdenfleck, auf dem sie knieen, aus der Muttererde herausgerissen und hebt das selige Pärchen hoch über alle Welten und alles Erdenleid hinweg in den ewigen Himmel. Gewaltig wie das ehern waltende Schicksal steht er da, dieweil Welten und Monde und Planeten mit ihren Nebelringen um seine Lenden fliegen, die schon tief in den Wolkenschleier hineinragen. Alle Erdenqual liegt weit hinter den Liebenden. Aber eine Sekunde nur noch und der boshafte Geselle wird die Trunkenen mit höhnischem Lächeln wieder in das Jammerthal der Erdenpilger zurückschleudern, aus dem sie die Flügel der Liebe entführt hatten.

Aus allen seinen Arbeiten leuchtet uns dieses sein Charakteristikum als Symbolist entgegen. Am markantesten, weil am einfachsten, zeigt es sich uns in den „Gesängen des Jehuda." **) Nicht in den Bildern als solchen, sondern in ihren Attributen. In drei Zeichnungen, in denen sich orientalische Ueppigkeit und religiöse Symbolik mit der Zartheit englisch-deutscher Neuromantik mischen, singt er das hohe Lied der Liebe: der Schönheit, des Genusses und des Schmerzes. Ein junger, schönheitssatter Morgen, der durch schlanke Palmen aufglüht, und in dem sich ein eitler Pfau sonnt, in der ersten; vollsaftige Trauben und Feigen, die die schwüle Glut des Herbstes zum Springen vollgereift, in der zweiten; die mit dumpfem Wehlaut gesprungenen Saiten einer Harfe, vom Sturm entblätterte Rosen in der dritten Zeichnung — das sind die Symbole, die selbst, wenn man die Handlung der Bilder auch nicht sähe, ihren Inhalt ahnen lassen müssten. Ich möchte fast sagen, ihre Attribute stellen ein intuitives Verlangen an den Beschauer. Sie fordern eine Divinationsgabe. So beseelt Lilien seine Bilder mit seinem alles idealisierenden und nivellierenden Geist und schenkt uns in ihnen die höchste Gabe der offenbarten Schönheit: den korrespondierenden Kontakt, den tiefinnerlichen Rapport zwischen der Seele des Beschauers und der des Bildes.

Diese Zeichnungen charakterisieren aber auch gleichzeitig vortrefflich die zweite, ganz persönliche Note Lilien's. Er ist auch durch und durch ein feingeistiger Lyriker. Sein Herz, das die Welt und ihre Triebfedern mit der erbarmenden Nachsicht eines warmfühlenden, echt menschlichen Verständnisses in sich betrachtet, komponiert die brutalen Disharmonieen des Alltags in zitternden Vibrationen in harmonische Akkorde um. Es liegt eine ausgesprochene Musik in seinen Bildern; aber es ist nicht die Musik eines öffentlichen Konzertes, die sich dem breiten Publikum prostituiert, sondern es sind stille, heimliche Melodien, die von weither zu kommen scheinen, als trüge der Abendwind von fernher ein verhallendes Lied übers Meer herüber. Dieser Eindruck ist leicht begreiflich: denn Lilien spielt auf dem zartesten Instrumente: der Harfe seiner Seele. — Ich möchte an dieser Stelle eine seiner Zeichnungen anführen, die seiner Zeit in der „Jugend" erschien. Ein Mondscheinidyll, genannt „Auf zarten Saiten". Auf der Mauer eines Liliengärtchens steht der geflügelte Liebesgott. Aus einem verliebten Menschenherzen, durch das sein nie versagendes Geschoss drang, hat er sich eine Geige verfertigt und fiedelt mit seinem Bogen lustig auf den zarten Saiten los. Brennendes Sehnen, klagendes Leid jauchzt und schluchzt aus diesem seltsamen Instrument, dieweil sein lachender Mund jubelnd die Begleitung dazu in die leuchtende Sternennacht singt. Seine jauchzende Befriedigung hat kein Auge dafür, dass indessen dem gequälten Herzen ein zuckender Blutstrom entquillt und das weisse Blütengewand der keuschen Lilien blutigrot färbt. — In dieser Art findet sich bei Lilien



Eigenes Ex-Libris des Künstlers.

*) Verlag Fischer & Francke, Berlin.

**) Juda, Gesänge von Börries, Freiherr von Münchhausen. Buchschmuck von E. M. Lilien. F. A. Lattmann, Verlag. Berlin-Goslar-Leipzig, 1901.



Heimatlos.
Für „Ost und West" gezeichnet von E. M. Lilien.

häufig dieser reizvolle Dualismus von düsterer Tragik und lächelndem Humor in seinen Sonnenmärchen. Vielleicht dass die müde Erinnerung an sein dornenreiches Leben unbewusst ihre Schatten auch in seine künstlerischen Ideenkreise wirft. Allein es lebt in ihm überhaupt ein fast tragisches Sehnen nach idealen Harmonieen, aus dem heraus er seine tiefsinnigen Symbole spinnt. Ein wiegender Rhythmus liegt in ihnen, so dass seine Bilder oft wie zarte Gedichte anmuten. Aber es sind keine mundgerechten Alltagslieder, die sich, selbst gedankenarm, gedankenlos herunterleiern lassen. Sie reizen uns, aus der Tiefe ihrer Ideen heraus den idealen Gehalt zu suchen, wie glänzendes Gold im tiefen Bergwerksschachte. Sie geben uns mit einem Worte zu denken auf. Und wir stehen ergriffen und lauschen still den heimlichen Märchen, die er uns darin erzählt, diesen Märchen mit dem Hauche einer



E. M. Lilien: **Auf zarten Saiten.**
Aus der „Jugend" (1900).

fast femininen Zartheit, über denen ein tiefer, feierlicher Mutterfrieden ruht.

Wenn ich oben sagte, dass Lilien's Kompositionen keine Volkskonzerte seien, sondern heimliche Lieder, wie sie der einsame Hirtenknabe auf seiner Schalmei dem sinkenden Abend bläst, Lieder, die nur ein auserwählter Kreis warm fühlender, ergriffen lauschender Zuhörer verstehen mag, so erhellt diese Behauptung am klarsten aus seinen „Plakaten". Gewiss — sie sind alle dekorativ äusserst wirksam und erfüllen damit ihre Märtyrermission, sich an allen Ecken zu prostituieren und die Aufmerksamkeit der Passanten auf sich zu lenken. Aber es lässt sich von dem Passanten doch wirklich nicht verlangen, dass er eine Viertelstunde lang sein Standquartier davor aufschlage, um den Künstler zu verstehen. Denn symbolisch sind auch sie alle. Und so kommt es, dass Lilien gerade da, wo er

: gemeinverständlich wirken möchte, direkt ·standen bleibt. Dass z. B. auf dem „Plakat Berliner Tageblattes“ die beiden Frauen-lten die zwei Ausgaben der Zeitung bedeuten ı, die rote mit der Sonnenblume den Morgen, die e mit dem wilden Mohn den Abend, ist zwar in botanischer Hinsicht zweifellos geistreich ht. Die Passanten müssten aber mindestens in iche Mysterien des seligen delphischen Orakels weiht sein, um im Vorübergehen diesem Gedanken-folgen zu können.

Genial dagegen und verständlich wirkt diese sche Symbolik in seinen weit über Deutschlands zen hinaus bekannt gewordenen „Ex libris-hnungen“. Hier verdienen vor allen anderen von Anselm Hartog, das Richard Fischer und des llers eigenes erwähnt zu en. Etwas von der Tragik s Lebens liegt in letzterem. lich fehlen darum auch die Dornen nicht, aber da-ı schiessen schon einige , hoffnungsfreudige Blüten aus dem Erdboden. nders charakteristisch ist ieser Zeichnung Lilien’s nliche Technik. Die ative Wirkung seiner arz-Weiss-Kunst kommt besonders ganz hervor-d zum Ausdruck.

Auf dem Ex-libris von rd Fischer, dem sozial-kratischen Reichstags-rdneten, sehen wir eine Frauengestalt, die Frei-mit der Krone der Arbeit mückt. Die Edelsteine · Krone sind Hammer Zange. In ihr wallendes nd sind Jakobinermützen woben, an seinen Rand öckchen, als Anspielung len 1. Mai. In der Hand sie die Fackel der Auf-ng. Um diese windet sich Schleife, deren flatternde er die Namen der fünf eile tragen. Auf dreien ı stehen die Namen derjenigen, in denen die ldemokratie zu Hause ist, die beiden anderen abgewandt. Eine Schwalbenschaar, des hoffnungs-n Frühlings frohe Verkünder, umflattert die Figur, : Hintergrund wieder die verschiedenen Symbole Arbeit aufweist.



E. M. Lilien.
Ex Libris des Reichstagsabgeordneten R. Fischer.

Erwähnenswert sind ferner auch Lilien’s „Buch-ände“, vor allen der der „Gartenlaube“ und u dem Werke „Fünfhundert Jahre Berliner :hichte“.*) In ihnen sowohl wie in erster Linie in seinem „Buchschmuck“, z. B. den Zierleisten em „Verlagskatalog von Schuster und ler“ findet seine ruhige und vornehme Schwarz-s-Technik ihren glänzendsten Ausdruck.

Lilien’s grösstes und weitaus bedeutendstes Werk, em er vor allem sein intimes Verständnis und wuchtige Kraft als „Illustrator“ entfaltet, ist Buch „Juda“.**) Dieses glänzende Werk ist am meisten geeignet, meine Behauptung, dass Lilien ein jüdischer Künstler ist, zu erhärten. Wie tief er darin aus der jüdischen Volksseele schöpft, wie machtvoll er in alle Saiten des Judentums und seiner frohen und wehen Erinnerungen greift, weiss nur der Jude zu verstehen und zu würdigen. Freudige wie schmerzliche Daten aus der Geschichte unseres Volkes entwickeln sich in liebevoll innerlicher Gestaltung lebendig vor unseren Augen. Alle Symbole des jüdischen Gottesdienstes und Geistes prangen in ihm und wehen uns wie ferne Heimatluft an: die segnenden Priesterhände, die Thorarollen und Thorakronen, die Tafeln der zehn Gebote, die siebenarmigen Leuchter, der Regenbogen, das leuchtende Zeichen des Bundes, der Dornenstrauch, in dem der Ewige erschien, Feigen und Rosen. In wechselreicher Reihe ziehen Bilder aus lange versunkenen Zeiten an uns vorüber, wie in einem Panorama. Mit geisterhaften Fingern spielt Lilien auf der Aeolsharfe der verklungenen Zeit und aus der Tiefe ihrer Saiten steigen unter seinen Händen verlorene Melodieen auf, die uns heisse Wehmutsthränen in die Augen treiben. Inhalt und Technik, durchtränkt von einer tiefen und reichen Innerlichkeit, von einer aufrichtigen Empfindung, die in den vielen äusserst geschmackvoll und dekorativ wirkenden Rahmen ebenso frappierend zum Ausdruck kommt, vereinigen sich in harmonischer Weise, um hier Schöpfungen jüdischen Geistes hervorzubringen, wie sie typischer, fruchtbarer und reichhaltiger nicht gedacht werden können. Man betrachte nur den „Einband“, die Bilder „Jesaia“, „Passah“ und „Sodoms Ruinen“! Dass das künstlerische Werk auch ausserhalb der Gemeinschaft der Judenwelt voll und ganz gewürdigt wird, beweisen ungezählte glänzende Kritiken. Walter Schulhof [Dr. Ludwig Volkmann]***) schreibt darüber:

„Der Orient mit seinen tausend Wundern und Geheimnissen mag der Empfindungswelt Lilien’s sehr nahe liegen. Wir fühlen es, wie sich der Künstler hier voll auslebt, und es ist uns gleichsam, als wäre er seine zweite Heimat geworden. Abenteuerliche Landschaften steigen vor uns auf mit wundersamen Architekturen, Menschen stark im Lieben und stark im Hassen, und darüber lastet schwer die glühende Sonne des Morgenlandes. All das hat Lilien kühn ausgedrückt und in festen Zügen mit einer Sicherheit wiedergegeben, die einen ganzen Künstler verrät.“

Man fühlt es wirklich, der Künstler ist mit seinem Stoff verwachsen. Geist und Materie sind hier untrennbar: in „Passah“, in dem die ganze Tragik, das verblutende Gehetztsein des Judenvolkes liegt; in „Sodoms Ruinen“ mit ihrem toten See, auf den das fahle Mondlicht blasse Nachtblüten wirft —

*) Von A. Streckfuss. A. Goldschmidt’s Verlag, Berlin 1900.
**) s. oben.

***) Archiv für Buchgewerbe. No. II. 1901.

ist nicht auch die Kraft und die stolze Einheit des jüdischen Volkes so zerfallen, vom blassen Lichte einer reichen Vergangenheit übergossen? Die Zeichnung „Simson" scheint mir in der Auffassung der Hauptscene nicht besonders gelungen, doch hat der Künstler gerade hier es am besten verstanden, mit seiner einfachen Schwarz-Weiss-Kunst förmliche Farbenwirkungen zu erzielen.

„Juda" war ein Festgeschenk für das Judentum. Wir dürfen darum mit Fug und Recht auf die „Hagada" gespannt sein, die uns der Maler für das nächste Jahr verspricht, und die endlich einmal diesen morschen, steifen, alten Hagadabildern den Garaus machen soll. „Das jüdische Museum" zu Wien hat den Künstler mit der Herstellung dieses Werkes beauftragt. Das wäre die schönste Passahgabe, die man uns bescheren könnte.

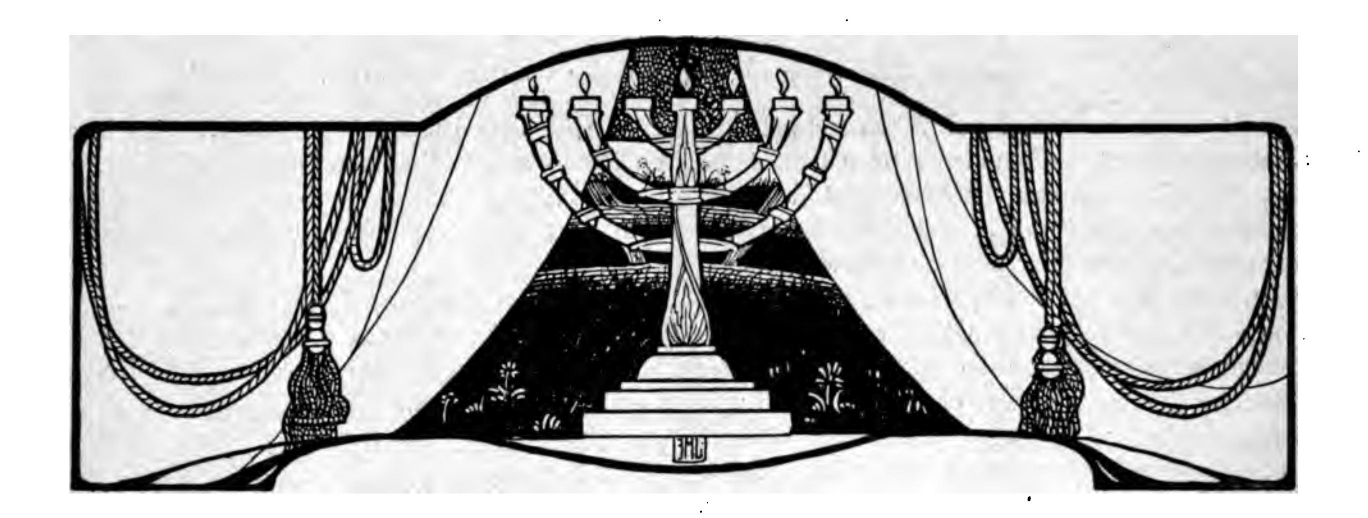


E. M. Lilien in seinem Atelier.

Wenn wir den Entwicklungsgang des Künstlers und sein gesamtes bisheriges Schaffen überblicken, so fällt uns der langsame Uebergang des Zeichners zum Maler auf. Die ersten, farblosen, linearen Zeichnungen in der „Jugend" (z. B. „In Rosenketten") und die letzten, kräftigen, dekorativen, in reicher Farbe glühenden Schwarz-Weiss-Zeichnungen weisen eklatante Unterschiede auf. Nicht nur im Fortschritt, was ja selbstverständlich wäre. Nein — man hat das Gefühl, dass der Künstler sich in einem Uebergangsstadium befindet, und es lässt sich mit einem guten Masse von Sicherheit vermuten, dass er bald Bleistift und Feder mit Pinsel und Palette vertauschen wird. Dieser Entwicklungsgang ist uns ja durchaus nicht neu: wir haben ihn an Meistern wie Franz Stuck und Max Klinger miterlebt. Und da sich Lilien auf dem Widmungsblatte von „Juda" selber „einer der treuen Söhne Zions" nennt, so dürfen wir frohe und berechtigte Hoffnung für die Zukunft der Entwicklung einer neuen jüdischen Kunst, einer wahren Kunst, haben. Ein solches Geständnis verpflichtet.



E. M. Lilien. IN ROSENKETTEN. „Jugend" (1897).



Psalm 128.

Von Dolorosa.

O du wirst überselig sein,
An Frieden reich und reich an Segen.
Es geht ein Licht von Zion aus
Und strahlt auf allen deinen Wegen.
In deinem Hause aber wohnt
Ein Glück, das leuchtend ist und gross,
Das glänzt aus deines Weibes Blick
Und sprosst aus deines Weibes Schooss.

Es ist dein Weib in deinem Haus
Die reine, fromme Priesterin.
Sie geht mit sicherm, heiterm Schritt
Mit dir durch Licht und Dunkel hin.
Gleich einem Oelbaum wird sie sein
In ihrer Güte, Kraft und Schöne
Und herrlich blühen um sie her
Wie junge Palmen ihre Söhne.

Sie wird mit ihrer Liebesmacht
Dir Trost in allen Schmerzen spenden;
Sie kühlt dir deine heisse Stirn
Mit zarten, milden Frauenhänden.
In ihre Hände darfst du froh
Des Hauses Glück und Frieden legen;
Denn sie wird selbst dein Frieden sein
Und deine Krone und dein Segen.



EINE GLAUBENS-TRAGIKOMOEDIE.

Von J. Zangwill.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von Charlotte Stein.

Es fehlte nicht viel zur Mitternachtsstunde, als in einer blühenden Handels-Binnenstadt, deren schmutzige Hintergassen von Armut und Frömmigkeit strotzten, ein Mann in weichem Filzhut und weisser Halsbinde über eine den schwarzen, angeschwollenen Fluss überspannende Brücke nach Hause eilte. Er hatte den Zug versäumt; doch obwohl er nicht gerne so spät noch auf der Gasse gesehen wurde, war er nicht in der Lage, sich kurzweg einen Wagen mieten zu können. Plötzlich verspürte er ein Zerren an seinem langen schwarzen Rockschoss. In undefinierbarer Angst, desto definitiverem Zorne aber wandte er sich rasch um. Der atemlose, zerfahrene Mensch in grober Kleidung, der ihn gepackt, lockerte den Griff.

„Entschuldigen Sie, Herr — ich bin so stark gelaufen," stammelte der Fremde, indem er die harte Hand keuchend auf die Brust legte.

„Was giebt es? Was wünschen Sie?" fragte ungeduldig der Herr.

„Mein Weib liegt im Sterben," stiess der Mann hervor.

„Thut mir sehr leid," murmelte der Herr, der eine gewöhnliche Strassenbettelei erwartete, ungläubig.

„Ein furchtbarer plötzlicher Anfall — dieser letzte — vor einer Stunde hat er begonnen."

„Ich bin kein Arzt."

„Nein, Herr, das weiss ich. Ich brauche auch keinen Arzt, der ist schon dort und giebt ihr nur noch zehn Minuten Zeit. Ich bitte Sie, kommen Sie mit mir."

„Mit Ihnen? Ja, was kann ich Ihnen denn helfen?"

„Sie sind ein Geistlicher?"

„Ein Geistlicher!" wiederholte der andere.

„Ja — nicht wahr, Sie sind einer?"

Der Träger der weissen Halsbinde sah verlegen drein.

„Ja—a—a", stotterte er. „In — in gewisser Weise. Aber ich bin nicht die Art Geistlicher, die Ihre Frau brauchen wird."

„Nicht?" sagte der Mann in schmerzvoller Verblüffung. Dann mit plötzlich erschreckter Stimme: „Sie sind doch kein katholischer Geistlicher?"

„Nein," lautete die bestimmte Antwort.

„Oh, dann ist's schon recht!" rief der Mann erleichtert aus. „Kommen Sie mit mir, Herr, um Gottes willen. Lassen Sie uns keine Zeit vergeuden." Flehende Angst drückte sich in seinem Blick aus.

Aber der Priester zögerte noch immer.

„Sie begehen einen Irrtum," murmelte er. „Ich bin kein christlicher Geistlicher." Und er wandte sich, um seiner Wege zu gehen.

„Kein christlicher Geistlicher!" rief der Mann in einem Ton, als wollte er sagen „kein schwarzer Neger!"

„Nein — ich bin ein jüdischer Priester."

„Das macht nichts," unterbrach ihn der Mann, bevor er noch den Satz beenden konnte. „Wenn Sie nur nicht katholisch sind. Oh bitte, verlassen Sie mich nicht, Herr!" — mit kläglich gebrochener Stimme — „gehen Sie doch nicht wieder fort, nachdem ich Ihnen fünf Minuten lang nachgejagt habe — ich bemerkte von weitem Ihre vornehme Kleidung — Sie entschuldigen, Ihren Rock und Hut — gerade als ich aus dem Hause trat. Kommen Sie mit mir zurück," flehte er, als er den Juden zögern sah. „Oh! Um der Barmherzigkeit willen, kommen Sie jetzt gleich mit, und wir können alles auf dem Wege besprechen. Ich weiss, dass ich zu dieser Nachtstunde keinen zweiten Priester mehr auftreiben kann."

Der Tonfall des Mannes war ein so durchdringender, seine Angst eine so augenscheinlich aufrichtige, dass der wohlwollende Priester wenigstens der Aufforderung, mitzukommen, nicht widerstehen konnte. Er würde ja immer noch Zeit haben, sich zu entscheiden, ob er das Haus betreten solle oder nicht, ob der Fall ein echter sei oder eine blosse Falle, hinter der Raublust oder Schlimmeres noch steckte. Der Mann schritt auf kürzestem Wege quer durch das Armenviertel, dessen wüstes Aussehen das Vertrauen des Rabbiners nicht steigerte. Er dachte daran, was seine Herde wohl sagen würde, wenn sie ihren Priester in solcher Gesellschaft sähe. Er war ein junger, unverheirateter Rabbiner, und der Ruf eines solchen in den provinzialen Judengemeinden, die von religiösem Schnickschnack überfliessen, ist wie der eines unbewachten hübschen Waisenmädchens.

„Warum wenden Sie sich nicht an Ihren eigenen Geistlichen?“ frug er.

„Ich habe keinen,“ sagte der Mann halb entschuldigend. „Ich für mein Teil glaube an nichts. Aber Sie wissen ja, wie die Frauen sind!“

Der Rabbiner lächelte, stellte aber die Schwäche des andern Geschlechtes nicht in Abrede.

„Betsy geht fast jeden Sonntag in eine oder die andere Kirche; manchmal ist sie vom Gottesdienst schon zurück, bevor ich noch aufgestanden bin, und solange nur das Frühstück zur Zeit fertig ist, kümmere ich mich nicht weiter darum. Ich frage sie über nichts aus, und dafür lässt auch sie meine Seele in Ruhe — seit den letzten zehn Jahren wenigstens, seit die Kinder da sind, die sie belehren kann. Wir kommen sehr gut miteinander aus, die Frau, ich und die Kinder. Oh, und jetzt ist's mit alledem zu Ende,“ schloss er schluchzend.

„Aber, mein guter Freund,“ protestierte der Rabbiner, „Sie begehen trotzdem, wie ich Ihnen bereits erklärte, einen Irrtum. Sie wissen nichts von Religionen; was aber Ihr Weib braucht, das ist jemand, der ihr von Jesus spricht, oder ihr das Sakrament giebt oder die Beichte oder irgend etwas derartiges — denn ich muss gestehen, dass ich mir über die Formen des Christentums nicht sehr klar bin; und ich habe weder Hostien noch irgend dergleichen bei mir. Nein, ich könnte es nicht thun, selbst wenn ich wollte. Meine Stellung wäre gefährdet, wenn es bekannt würde. Und abgesehen davon kann ich wirklich nicht. Ich wüsste nicht, was zu sagen, und wenn ich es selbst wüsste, könnte ich meine Zunge nicht dazu bringen.“

„Ach, Sie glauben aber doch an etwas?“ Der Mann liess in seinem Jammer nicht los.

„Hm! Ja, das kann ich nicht leugnen,“ versetzte der Geistliche; „aber es ist nicht dasselbe „etwas“, an das Ihre Frau glaubt.“

„Sie glauben an einen Gott, nicht wahr?“

Den Rabbiner verdross es ein wenig, so über die Grundelemente seiner Religion ausgefragt zu werden.

„Selbstverständlich!“ erwiderte er ärgerlich.

„Also! Ich wusste es ja,“ rief triumphierend der Mann. „In unserer Werkstatt thut es keiner; aber Geistliche sind ja natürlich anders. Wenn Sie aber an einen Gott glauben, so ist das doch genug, nicht? Sie sind dann beide religiöse Menschen.“

„Nein, es ist nicht genug — wenigstens für Ihre Frau nicht.“

„Nun schön, aber Sie müssen sich's doch nicht merken lassen, nicht wahr? So lange Sie nur von Gott sprechen und dem Papst aus dem Wege bleiben. Sie wird es nie erfahren, Herr, und sie wird glücklich sterben. Und ich habe meine Pflicht gethan. Sie flüsterte mir noch zu, das arme Ding! dass ich nur keinen Römisch-katholischen bringen soll. Mir scheint, ich hörte sie einst sagen, dass die noch ärger wären als die Juden. Oh, ich denke nicht so, Herr. Sie wissen genau, dass Sie nicht römisch-katholisch sind?“ schloss er ängstlich.

„Ganz gewiss.“

„Also, Herr, dann wollen Sie das übrige im Dunkel lassen, nicht wahr? Es befiehlt Ihnen doch niemand zu gestehen, dass Sie an andere Dinge glauben als sie.“

„Ich werde keine Lüge sagen,“ versetzte der Priester in bestimmtem Tone. „Sie haben mich hierher gerufen, um Ihrem sterbenden Weibe Trost zu spenden, und ich werde meine Pflicht thun, so gut ich kann. Ist dies das Haus?“

„Ja, Herr, ganz oben unter dem Dach.“

Der Rabbiner überwand eine letzte Regung von Misstrauen und sah vorsichtig ringsumher, um sich zu vergewissern, dass er unbeobachtet sei. Vorurteilslosigkeit gehörte nicht zu den stärksten Seiten seiner Herde, und sein Vorgehen war zweifelsohne ein verdächtiges. Selbst wenn sie die Wahrheit erführen, war er gar nicht sicher, ob sie sein Beten mit der sterbenden Christin nicht als Blasphemie betrachten würden. — Dass er aber Mut besass, das musste der ihm lassen, der ihn diese schwarze, übelriechende, endlose Treppe hinaufklimmen sah. Endlich befand er sich in einem düstern, von einer Oellampe ein wenig erhellten Dachstübchen. Ein abgezehrtes Weib lag, die Augen geschlossen, auf einem Eisenbett, mit den erkaltenden Händen die der „bekehrten“ Kleinen, eines Knaben von zehn und eines Mädchens von sieben Jahren umfassend, die in ihren Nachthemdchen schluchzend zur Seite standen. Der Doktor beugte sich zu dem Kopfende des Bettes, und über die kahle Wand breiteten sich die unförmigen Schatten der Gruppe. Er hatte — ohne Hoffnung auf Bezahlung — gethan, was er konnte, um die letzten Augenblicke der armen Frau zu erleichtern. Es war ein dickköpfiger, weit-

herziger Ire, ein römischer Katholik, der sich Wissenschaft und Religion, so gut es gehen wollte, in Einklang zu bringen bestrebt war. Der Gatte befragte ihn mit einem Blicke, in dem Wahnsinn lag.

„Es ist noch nicht zu spät," erwiderte der Arzt.

„Gelobt sei Gott!" versetzte der Atheist. „Betsy, mein Mädchen, hier ist der Geistliche."

Von dem Antlitz der Sterbenden schien die Wolke zu schwinden und ein schwacher Sonnenstrahl darüber zu gleiten; langsam öffneten sich ihre Augen, ihre Hände lösten sich von den Kindern und falteten sich zum Gebet.

„Jesus Christ —" begannen die Lippen mechanisch.

Den Rabbiner überlief es in heisser Verwirrung; er zitterte vor Erregung. Er wusste nicht, was er sagen sollte, wie automatisch zog er ein hebräisches Gebetbuch aus der Tasche und begann das Totenbett-Bekenntnis in der englischen Uebersetzung, die auf jeder zweiten Seite stand, vorzulesen.

„Ich bekenne, o Herr, mein Gott, und Gott meiner Väter, dass Tod und Genesung in Deiner Hand liegen . . ."

Während er las, bewegten sich die sterbenden Lippen und murmelten ihm die Worte nach. Wie oft hatten diese weissen Lippen gebetet, dass die halsstarrigen Juden Gnade finden und von der Verdammnis erlöst werden mögen; wie oft hatten diese armen rauhen Hände in die Bekehrungs-Sammelbüchsen die Pfennige geworfen, die sie mühsam nicht vom Haushaltungsgelde, sondern vom eigenen Munde zusammengespart hatte.

Und das Gebet tönte fort, in gleichförmigen, klagenden Lauten, die das heisse, düstere Bodenstübchen mit seinem Oelrauch durchzitterten, und die weinenden Kinder in heiliger Scheu verstummen liessen.

Ehrerbietig, von den widerstreitendsten Empfindungen zerrissen, stand der Atheist daneben; glücklich, dass das arme thörichte Geschöpf seinen Wunsch erfüllt gesehen, und gefoltert von dem Gedanken, ob es so lange leben werde, um den Betrug zu entdecken. In seinem übervollen Herzen war kein Raum für persönlichen Kummer.

„. . . Gieb mir den Pfad des Lebens zu erkennen: in Deiner Gegenwart herrscht volle Freude; zu Deiner Rechten sind ewige Seligkeiten."

Ein Ausdruck der Verzückung breitete sich über das unschöne, abgehärmte Antlitz, sie streckte die Arme aus, als wollte sie eine unsichtbare Vision umfassen.

„Ja, ich komme . . . Jesus," murmelte sie. Dann fielen ihre Hände schwer auf die Brust herab; das Antlitz erstarrte, die Augen schlossen sich. Unwillkürlich ergriff der Rabbiner die Hand, die ihm am nächsten lag. Und er verspürte eine schwache Erwiderung des Druckes in Unkenntnis der heidnischen Berührung. Er las weiter: „Du, der Du der Vater der Vaterlosen und der Berater der Witwe bist, beschütze meine Lieben, mit deren Seelen die meinige verbunden ist."

Die Lippen wiederholten fast unmerkbar noch seine Worte, der scheidende Geist war vom Gebete des Ungläubigen in Frieden gelullt. „In Deine Hände befehle ich meinen Geist. Du hast mich erlöst, o Herr, Gott der Wahrheit. Amen und Amen."

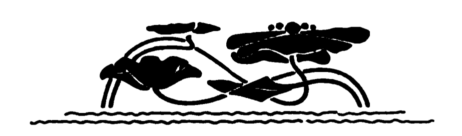
Und in diesem letzten Amen hauchte die arme Christensklavin ihr Schmerzensleben aus. Ihre Hand hielt die des Juden, und ein letzter Schein von Seligkeit zog über das erlöschende Antlitz. Und in diesem Augenblick voll heiligen Schweigens wurden die drei Männer zu Kindern im Angesicht der Ewigkeit.

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Wie alles in jener geschwätzigen Stadt, unter der geschwätzigen Judengemeinde ans Tageslicht kam, so auch dieses. Zur Erleichterung des Rabbiners nahm seine Herde es besser auf, als er befürchtet hatte.

Alles, was sie zu sagen wussten, war: „. . . Schliesslich ist es doch ein Segen für die arme Frau gewesen."





Denkmal Baruch Spinoza's im Haag.

(Errichtet 1880.)

DIE JUDEN IN ITALIEN.

Von M. Marasse.

Die Quelle der modernen Civilisation ist die Volksbildung, aus ihr trinken die Nationen Kraft zu Werken der Wohlfahrt und zu kühnem Kampfe. Versagt der Quell, so wankt der Bau des Staates, und in intellektueller Schwäche fällt er zusammen.

Freie Entfaltung der Berufsarbeit eines jeden rechtschaffenen Bürgers, wess Ursprungs und welcher Religion er auch sein möge, bildet die Grundlage des festgefügten Staates, fördert die soziale Entwickelung eines jeden Volkes. Von jeher hatte die liberale Regierung Italiens das Bestreben, alle Unterthanen frei zu Wort kommen zu lassen, und eine Zurücksetzung der Juden bei Aemtern und Würden giebt es bis jetzt noch nicht.

Der jüdische Professor Luigi Luzzatti, Exminister, ist gegenwärtig Abgeordneter. Er ist der Schöpfer des „Credito popolare cooperativo" und hat sowohl in der politischen, wie in der Finanzwelt eine hochangesehene Stellung.

Der allgemein bekannte Baron Sidney Sonnino ist zwar nur hebräischer Abkunft, doch war er sogar Präsident des Ministerrates und gehört zu den bedeutendsten Politikern Italiens.

Ernesto Nathan, Grossmeister des Freimaurerbundes, ist in der Schule Giuseppe Mazzini's aufgewachsen und soll wie dieser ein schwärmerischer Idealist, der für Humanität, Freiheit und Glück der Menschheit kämpft, mit unverdrossenem Mute sein. Damit ist die Liste natürlich lange nicht geschlossen, auch in Kunst und Litteratur sind Juden ihren christlichen Kollegen gleichbedeutend und werden niemals mit Perfidie als Eindringlinge behandelt.

Es ist dabei fälschlich anzunehmen, dass sich das jüdische Volk äusserlich von den Italienern nicht unterscheide, in der grossen Masse blieben sie unvermischt und tragen heute die Merkmale ihrer orientalischen Abkunft wie zur Zeit des Pompejus und des Augustus, des milden Kaisers, der ihnen das römische Bürgerrecht verlieh, der selbst den Tempel zu Jerusalem mit kostbaren Weihgeschenken schmückte, und der den Sabbat so sehr achtete, dass er befahl, den Hebräern nicht an diesem, sondern erst am folgenden Tage Getreideausteilungen zukommen zu lassen.

Die Gemeinde der Juden hatte sich ursprünglich freiwillig in Trastevere und um die Inselbrücken angesiedelt und erfuhr gerade in Rom eine bessere Behandlung, als dies sonst im Mittelalter geschehen ist. Erst Paul IV., der fanatische Greis, der schon als Kardinal Caraffa die Inquisition in Rom eingeführt hatte, sperrte sie in den Judenzwinger, in wenige ungesunde Strassen dicht am Tiber, die erst den Namen Vicus Judaeran, später Ghetto erhielten. Diese Bezeichnung leitet Gregorovius von dem talmudischen Wort Ghet, welches Absonderung bedeutet, ab.

Längst ist jeder Zwang aufgehoben, aber gerade das arme Volk, das mit altem Zeug, roba vecchia, handelt, betet noch heute in demselben elenden Stadtviertel zu Jehovah. Es giebt viel jämmerliche Armut unter diesen nüchternen, fleissigen Menschen. Die wohlhabenderen Familien ziehen gern nach Toscana oder Piemont, wie denn auch die Synagogen von Florenz und Turin neu und prächtig erstrahlen, während das römische Gotteshaus der Juden sehr bescheiden ist. Von aussen erinnert nur der siebenarmige Leuchter im Fries an die kirchliche Bestimmung, jener Leuchter, der in dem wunderbaren Relief am Titusbogen auf dem Forum mit anderem Tempelgerät, dem goldenen Tisch, der Bundeslade, im alten Abbild erhalten ist und nicht mehr als ein Zeichen der Schmach, sondern als ein lebendiges Zeugnis dienen kann von einem dauernden und unvertilgten Glauben, der allen Verfolgungsstürmen trotzte, von der Kraft und Zähigkeit dieser uralten Wurzel des Christentums.

Die Ghettoumgebung ist noch heute für jeden Fremden von höchstem Interesse. Der Synagoge gegenüber steht der Palazzo Cenci, unvergesslich geworden durch das tragische Geschick der wunderschönen Beatrice, die durch Guido Reni's liebliches Bild so ungemein populär ist.

In demselben Palast wohnte auch der deutsche Maler Overbeck und schuf hier seine Heiligenbilder mit den geflügelten Engelsköpfchen.

Die Halle der römischen Oktavia mit ihren korinthischen Säulen, die Kirche S. Angelo in Pescheria, in welcher eine bestimmte Anzahl von Juden — der Wächter zählte die Köpfe am Eingang — noch im 18. Jahrhundert gezwungen waren, eine christliche Bekehrungspredigt allwöchentlich an ihrem Sabbat zu hören, die alte Brücke, Ponte de Quattro Capi, das alles sind ungemein anziehende, wenn auch zum Teil erregende Dinge für den Romfahrer.

In dem Judenviertel giebt es eine Piazza del Pianto — Platz des Weinens —, und für die Enge, den Schmutz der Gassen mit ihren hohen und schmalen Häusern, den feuchten Kammern, der abschreckenden Beschäftigung mit elendem Plunderkram, in denen man die häufig rothaarigen Töchter Zions wühlen sieht, ist dieser Name sehr bezeichnend.

Heutzutage werden die Juden nicht mehr mit Peitschenhieben in die Kirche gezwungen, um sich durch christliche Wahrheit erleuchten zu lassen, aber eine althergebrachte Sitte hat sich erhalten, die öffentliche feierliche Taufe einer Judenfamilie am Sonnabend vor Ostern im Baptisterium des Lateran. Es ist dies die älteste Taufkirche Roms, in welche die Legende den Uebertritt Konstantin des Grossen zum Kreuze verlegt, und in dessen Taufbecken aus grünem Basalt der phantastische Tribun Cola di Rienzi in Rosenwasser gebadet haben soll.

Ein Kardinal nimmt die sehr ausgedehnte Handlung der Wasserweihe und Salbung vor, und ist auch der Anblick der weissverschleierten Frauen mit langaufgelösten Haaren und brennenden Kerzen — als Symbol der Erleuchtung — in den Händen ein sehr malerischer, so habe ich das ganze Schauspiel doch recht widerwärtig gefunden. Selbstverständlich geben sich nur ganz arme, meistens herabgekommene Personen, die dafür bezahlt werden, zu der Schaustellung her, aber auch reiche jüdische Familien treten nicht selten zum Christentum über, und die ältesten Adelshäuser, die Borghese, Orsini, Massini haben sich mit orientalischem Blut vermischt, diese Sitte ist nicht nur neueren Datums.

Schon im frühesten Mittelalter gab es ein mächtiges Senatorengeschlecht, die Pierleoni, das aus dem Ghetto durch Reichtum und Geschicklichkeit zu glänzender Laufbahn emporstieg.

Papst Leo IX. selbst erteilte dem ehrgeizigen Enkel eines Juden den Taufnamen Leo, und dieser verschwägerte sich mit den römischen Grossen. Die Pierleoni blieben gut päpstlich gesinnt, das Theater des Marcellus benutzten sie als feste Burg, und in diesem Palast, unter ihrer Protektion starb der Papst Urban II. Noch höher sollten sie steigen; als Anaklet II. wurde ein Pierleoni am 14. Februar 1130 zum Papst gewählt, er triumphierte über den Gegenpapst Innocenz II., bis diesem der deutsche Kaiser Lothar zu Hilfe kam.

In dem herrlichen Kreuzgang von S. Paolo Fuori, einer der schönsten Kirchen Roms, fällt ein grosser Sarkophag mit der Geschichte des Apollo und des Marsyas dem Besucher in die Augen. Nicht einmal Bädecker verrät, dass dies das Grab eines Pierleoni ist. Die Inschrift preist den Toten als einen „durch Reichtum und Kinder unermesslichen Mann ohnegleichen“. — Wie bereits erwähnt, verlangt der heutige Staat Italien keinen Uebertritt und übt keinerlei Berufszwang aus, die Juden haben den freiesten gesellschaftlichen Verkehr, keine liberale Verordnung ist umgestossen, und selbst die armen Hausierer, die mit dem Sack auf der Schulter zum Kauf und Verkauf von Lumpen auffordern, werden nicht mit Schimpf und Schande bedeckt. Dennoch fällt dem aufmerksamen Beobachter eine ganz, ganz leise Wendung zum schlechteren auf. Hin und wieder liest man in den Zeitungen, besonders in dem päpstlichen Organ „La vera Roma“, Ausfälle gegen jene, die durch Bankgeschäfte ein Vermögen zurücklegten, auch wenn es auf ehrlichstem Wege und dem Staate zu Nutzen geschah. Unter dem Titel: „Befehl des Ghetto“, beklagte sich das genannte Blatt im letzten Jahr leidenschaftlich darüber, dass die Examina an einigen Anstalten verschoben wurden, weil der dazu bestimmte Tag auf das Versöhnungsfest der Juden fiel. Dieser Fall habe sich schon zum zweiten Male wiederholt, während nur die staatlich anerkannten katholischen Feste, aber nicht etwa S. Giuseppe, S. S. Annunziata etc. berücksichtigt würden. Weiter jammert „La vera Roma“, dass eine Jüdin Vorsteherin einer wichtigen staatlichen Schule sei, ein besonderes Diplom für ihre Verdienste erhalten habe mit dem Titel Professor der Pädagogik. Eine andere Dame derselben Abstammung wurde in das Ministerium als Mitglied der Prüfungskommission für Gärtnerinnen berufen, etc. etc.

Sind derartige Notizen auch betrübend genug, so beweisen sie doch aufs neue, dass Israeliten, giebt man ihnen nur die Bahn frei, sich sehr wohl zu jeder anstrengenden, von bescheidenen pekuniären Erfolgen begleiteten Berufsart eignen.

So wollen wir hoffen, dass Frankreichs Beispiel nicht ansteckend wirkt, und dass das unvergleichlich liebenswürdige italienische Volk mit dem umfassenden Begriffskreis und dem instinktiven Menschlichkeitsgefühl niemals den finsteren Mächten des Verfolgungswahns verfallen möge.

MISCELLEN.

Professor Joseph, den unsere Leser schon in einer früheren Arbeit in „Ost und West" kennen gelernt haben, und dessen Portrait wir heute bringen, ist trotz seines jugendlichen Alters von 38 Jahren in kunstwissenschaftlichen Kreisen wohlbekannt. Seine Forschungen erstrecken sich auf die verschiedenartigsten Gebiete, besonders Bau- und Kunstgeschichte Berlins, belgische und französische sowie italienische Kunst. Eines seiner bekanntesten Werke ist das auf Schliemann's Anregung verfasste: „Die Paläste des homerischen Epos." Von sonstigen Werken Joseph's



Prof. Dr. D. Joseph.

seien noch erwähnt: „Die moderne Architektur", das Tafelwerk „Architektonische Meisterwerke in Deutschland, Belgien, Holland und der Schweiz" sowie die „Kirchliche Baukunst in den Stilarten des Mittelalters" (letzteres gemeinsam mit dem Strassburger Dombaumeister Aug. Hartel verfasst). Wir machen unsere Leser auf die im nächsten Hefte von „Ost und West" beginnende Serie „Stiftshütte und Tempelbauten" aufmerksam. Von der mit zahlreichen Illustrationen geschmückten Abhandlung wird eine Separatausgabe beabsichtigt.

✱

Ein Beitrag zur palästinensischen Volkskunde. Ich erlaube mir, die Aufmerksamkeit des Leserkreises von „Ost und West" auf eine Publikation eines evangelischen Gelehrten zu lenken. Das jüngst im Verlage von I. C. Hinrich's Buchhandlung in Leipzig erschienene Buch heisst Palästinensischer Divan. Verfasser ist der Leipziger Theologieprofessor Gustav W. Dalmann. Der Autor hat während einer fünfzehnmonatlichen Anwesenheit in Palästina und Syrien das Leben der Araber und Beduinen dieses Landes belauscht, und von der Ueberzeugung ausgehend, dass diese Welt bald unter den Wellen abendländischer Kultur begraben sein wird, die naiven Lieder der Bauern, Hirten, Beduinen und Städter gesammelt und mit poetischer Uebertragung herausgegeben. Unzweifelhaft hat der Verfasser sich dadurch ein grosses Verdienst erworben. Für jedermann, welchem Kulturkreise er auch angehöre, ist es ein hoher Genuss, diese Naturlaute zu vernehmen, den Juden aber muten sie doppelt vertraut und bekannt an. Was Renan in seiner Geschichte Israels bemerkt, dass das Leben der heutigen Beduinen in vieler Hinsicht dem der jüdischen Stammväter gleicht, findet auch in diesem Buche eine Stütze. Etwas Biblisches wehen uns diese Lieder zu. Wir sehen die Hirten ihre Herden singend zur Weide treiben, hören ihre Scherzreden, ihre Liebeslieder, wir vernehmen die schelmischen und derben Gesänge der Drescher, die anmutigsten Scenen altjüdischen Lebens entrollt uns ein Lied über die Beschneidungsfeier, die Wettgesänge der Volksdichter rufen uns bekannte Töne zu. Vieles gemahnt uns an die Idylle des Buches Ruth, manches an die Schönheit des Hohen Liedes. Aber auch die moderne Stoffe behandelnden Lieder glauben wir zu kennen. Wir fühlen, dass ein uns verwandtes Volk in einer Sprache zu uns spricht, die wir auch redeten, als wir noch Kinder waren und im Geist unserer Kindheit lebten.

„Drei Sterne im Lande des Ostens glänzen
Sie versetzen dem Herzen drei schlimme Schläge.
Man brachte mir den Arzt, und er sagte: Ich denke nicht,
Ich denke nicht, dass er genese von den Wunden der Liebe."

Dieses wundervolle kleine Gedicht, das in seinen vier Zeilen nur Gold und Edelsteine enthält, ist nicht von Frug, sondern in der Gegend von Jerusalem erwachsen und von arabischen und vielen jüdischen Dichtern erlauscht und in ihre Sprache übersetzt.

Wem tauchen nicht Bilder jüdischer Vergangenheit auf bei der Lektüre folgenden Gesprächs zwischen einem Hirten und seinem Leithammel.

Der Hammel:

Nicht sollst Du mich schlachten, o Hamad.
Du entfernst von meinem Hals die Glocke!
Schlachtest mich für die Tochter des Mehenig,
Und alle essen und weiden sich.
Denkst Du nicht an die Zeit des Schlummers?
Du rufst mir, und ich komme zu Dir sogleich,
Und schneller als das Werfen des Steins,
Und rascher als das Abschiessen der Schleuder.

Der Hirt:

Geh' hin! Nicht lasse Dich Gott zurückkehren. —
Deine Tochter wird statt Deiner Leittier.
In der Milch ist sie besser als Du
Füllt die Holzschüssel sofort.
Und ich schlachte Dich für die Mädchen,
Deren Wangen gleich dem Käse des Schlauchs.

Köstlich ist die Naivität des modernen Jakob und seines Selbstgesprächs. Und so liessen sich noch viele

Beispiele dafür anführen, dass dieses Buch, trotzdem es die 60000 Juden des Erez Israel ganz unberücksichigt lässt, verdient von jedem Juden gelesen und geliebt zu werden.

Noch eine Lehre aber erteilt uns das Buch, und die liegt auf einem anderen Gebiete.

Wir sehen wieder und wieder, dass die Hüter Israels nicht schlafen und nicht schlummern. Der Verfasser führt unter seinen Mitarbeitern evangelisierte Araber auf, wir wissen, dafs deutsche und französische Katholiken mit Eifer unter der einheimischen Bevölkerung Mission treiben und dass es in den Hafenstädten einige Tausend katholische Araber giebt, die halb französisch geworden sind, von anderen Mächten und ihren Sendlingen zu schweigen. Es ist dafür gesorgt, dass unsere Brüder in diesen Ländern kein Schlaraffenleben führen können, sondern einen heissen Kampf um's Dasein führen müssen. Mit der Gründung des deutsch-mosaischen Hilfsvereins ist jedenfalls ein überaus verheissungsvoller Anfang gemacht, jüdisches Volkstum im Orient zu diesen unausbleiblichen Kämpfen zu stählen! —a.

APHORISMEN.

„Wer mir den Anspruch auf mein deutsches Vaterland bestreitet, der bestreitet mir das Recht auf meine Gedanken, meine Gefühle, auf die Sprache, die ich rede, auf die Luft, die ich atme. Darum muss ich mich gegen ihn wehren — wie gegen einen Mörder."

Gabriel Riesser.

*

Die Juden sind bis zum Anfang des Jahrhunderts nicht nur eine unterdrückte Nation gewesen, sie sind schlechter behandelt worden als die Sklaven, das sind wir heute nicht mehr. Wenn wir von der praktischen Anwendung der sogenannten verbrieften Rechte so manches wieder verloren haben, so müssen wir doch dankbar sein, wenn Sie wollen, dem Geschick oder unserer Thätigkeit, dass wir eine Umwandlung erlebt haben, die geradezu wunderbar ist, dass eine Nation, die Jahrtausende hindurch sich in Unterdrückung befunden hat, noch heute besteht, und noch wunderbarer erscheint es, dass diese Nation in einer Geschwindigkeit, wie sie ohne Beispiel in der Geschichte ist, mit einer so grossen Elastizität zu einer Entwickelung, zu einem Erfolg sich emporgearbeitet hat, welche den anderen, welche uns tausendfach an Zahl und Macht überlegen sind, Furcht erregt und ihren Neid erweckt. Dieses kleine Kontingent von Menschen, gedrückt und geknechtet bis zum Anfang des Jahrhunderts, trägt heute schon die Furcht hinein in die grosse Masse von hochgebildeten Männern, dass die paar armen Menschenkinder sie aus ihren Stellungen verdrängen könnten. Aber das steht fest, dass diese sonderbare Erscheinung unsere Hoffnung für unsere Zukunft befestigt.

Dr. M. Wiesenthal.

*

Ein Volk, das trotz jahrtausendelanger Zerstreuung noch immer von äusseren und inneren Gründen gehindert wird in seiner Umgebung aufzugehen, das dadurch zur Solidarität gezwungen wird, und welches jährlich Hunderttausende seiner Volksgenossen den Wanderstab ergreifen — ziel- und planlos über die Strassen der Erdteile und der Weltmeere ziehen sieht — ein solches Volk muss früher oder später zu einer bewussten Auswanderungspolitik gelangen.

* * *



E. M. Lilien.
Farbige Einbanddecke zu „Juda". Verlag F. A. Lattmann, Goslar.

REVUE DER PRESSE.



Zu der vielerörterten Frage, ob der Generaldirektor der „Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Aktien-Gesellschaft", Herr Ballin, zu einem Ministerposten ausersehen sei oder nicht, schreibt die **„Frankfurter Zeitung"** (28. Juni) das folgende:

Man denke sich doch einmal einen jüdischen Herrn wie Ballin als preussischen Minister, nicht nur im Staatsministerium und in den damit verbundenen gesellschaftlichen Beziehungen, sondern — was wichtiger ist — im preussischen Herrenhause und vor dem Abgeordnetenhause. Dort würden ihm im besten Falle die Freisinnigen und ein Teil der Nationalliberalen vorurteilslos gegenüberstehen, hoch gerechnet hundert Mann. Bei den übrigen dreihundertdreiunddreissig hätte er auf eine Aufnahme, Beurteilung und Behandlung zu rechnen, um die er nicht zu beneiden wäre und der er sehr bald erliegen würde. Man denke sich einen solchen Minister, der doch nicht nur Ressort-, sondern auch Staatsminister ist, z. B. persönlich anwesend bei einer Debatte, in der der Herr Justizminister unter dem Beifall von neun Zehnteln des Hauses auseinandersetzt, weshalb er jüdische Rechtsanwälte nur spärlich zu Notaren macht und dabei eingesteht, dass ausser seiner Verwaltung überhaupt kein anderes Ressort einen jüdischen Assessor übernimmt.

. . . Es giebt mehr als einen Beweis dafür, dass Wilhelm II. keine antisemitischen Vorurteile hat. Aber in der Regierung, die sich vor der parlamentarischen Mehrheit fürchtet, sowie in der Verwaltung herrschen sie oder werden wenigstens berücksichtigt. Mag der Kaiser denken, wie er will, es wird kein jüdischer Einjähriger Unteroffizier und soviel wir wissen auch seit Jahren nicht — natürlich in Preussen — Reserveoffizier. Und nun sollte ein Mann, dessen Söhne es nicht zum Leutnant der Reserve oder zum Regierungsassessor bringen könnten, im gegenwärtigen Preussen Minister werden?

Münchener Neueste Nachrichten. Bei Gelegenheit des 80. Geburtstages des Geh. Hofrates Dr. Siegmund Ritter v. Henle frischt das citierte Blatt die Erinnerung an merkwürdige Zustände auf, die, wie man sieht, nicht so gar weit zurückliegen.

Es heisst da:

„Die Heirat des Dr. Henle im Jahre 1850 war die Veranlassung zu der durch Bankier J. v. Hirsch's Vater beim König Max II. befürworteten Aufhebung der sogenannten Matrikel-Verordnung, wonach der 29jährige Advokat, weil er Israelit war, noch nicht an der Reihe und noch nicht berechtigt gewesen wäre, zu heiraten."

Neue Badische Landeszeitung (Mannheim, 5. Juli). Unter der Spitzmarke „Jüdische Bauern" schrieb kürzlich die Korrespondenz des Bundes der Landwirte: „Wenn es auch heute schon verschiedene reiche Juden giebt, die sich zur Besserung ihrer sozialen Stellung den Luxus eines Rittergutes geleistet haben, so giebt es mit nur ganz vereinzelten Ausnahmen keine Juden als ausübende Landwirte. Diese Thatsache findet ihre Erklärung darin, dass der Jude jede Arbeit scheut, die erstens mit körperlichen Anstrengungen verbunden ist und die zweitens so wenig lohnend ist wie die landwirtschaftliche." — Hiergegen hat sich Rabbiner Dr. Münz in Gleiwitz an die genannte Korr. mit einer Zuschrift gewendet, die in folgenden Sätzen gipfelt: „Kommen Sie zu uns nach Oberschlesien und sehen Sie, wie bei uns die Juden als Schlosser, Klempner, Tischler, Steinmetze, Schneider, Schuster und in anderen Handwerken in angestrengter körperlicher Arbeit ihre Tagewerk verrichten. Wir Deutsche jüdischen Glaubens sind von der tiefgehenden Sehnsucht erfüllt, durch die moralische sittliche Kraft rechtschaffener Arbeit in treuer Gemeinschaft mit unsern Mitbürgern an dem Ausbau der allgemeinen Wohlfahrt mitzuwirken und zur Heilung der sozialen Schäden unseres Zeitalters beizutragen. Noch eins. Wir leben hier unweit der Dreikaiser-Ecke, und da liegen die weiten galizischen und russisch-polnischen Gebiete jenseits der schwarz-weissen Grenzpfähle unsern Augen näher. Dort aber erblicken wir eine sehr grosse Anzahl von Juden, die in schwerster körperlicher Arbeit als Bergarbeiter in den Petroleumgruben, als Lastträger u. dergl. ihr kümmerliches Dasein fristen."

Kölnische Volkszeitung. Aus einem Bericht über einen Vortrag des Rechtsanwalts Dr. Bodenheimer über Judentag und Zionismus:

Der Zionismus sei der natürliche Bundesgenosse aller der Bestrebungen, die auf die moralische und physische Kräftigung des jüdischen Volkes gerichtet seien, der Kampf um die Erhaltung und Wahrung der staatsbürgerlichen Rechte der Juden stehe hier an erster Stelle; darum träten die Zionisten auch für den Judentag ein. Die Juden seien in Preussen nicht vorwärts, sondern rückwärts geschritten, aber nicht durch die Schuld der Zionisten, sondern jener Assimilationsfanatiker, welche bereit gewesen seien, um den Preis eines religiösen Falscheides sich Professuren und Staatsämter zu erkaufen. Zwischen dem Geschäftschristentum solcher Streber und dem selbstbewussten Judentum sollte das Tischtuch zerschnitten werden.

Die **Hamburger Nachrichten** schreiben in einer Korrespondenz aus Christiania vom 13. Juni:

Es sind heute 50 Jahre her, dass das Storthing die Grundgesetzveränderung, durch welche das Verbot wegen Aufenthalts von Juden im Reiche aufgehoben wurde, debattierte und annahm. Es haben sich indessen nur wenige Juden hier im Lande angesiedelt. Noch so spät wie 1875 gab es nur 34 Juden in Norwegen, und heutigen Tages finden sich im im ganzen nicht sonderlich über 200 hier im Lande.

Neue Freie Presse, Wien. (10. Juli 1901.) Das Grabdenkmal für Heinrich Heine. Der Aufruf, welchen das Komitee freisinniger Bürger zur Bekränzung des Heine-Denkmals kürzlich veröffentlichte, hat seine Wirkung nicht verfehlt. Das freisinnige Wien beteiligt sich mit grossem Eifer an der Aktion des Komitees, welche bekanntlich dahin geht, das neue Grabdenkmal Heinrich Heine's, das der dänische Bildhauer Professor Hasselriis geschaffen hat, noch in diesem Jahre, und zwar Ende Oktober, in Paris aufzustellen. Hasselriis wurde zu seinem Werke durch eine sinnige Aeusserung der verewigten Kaiserin Elisabeth angeregt, die gelegentlich der Aufstellung der Heine-Statue im Achilleion auf Korfu, deren Schöpfer ebenfalls Professor Hasselriis ist, erfolgte. Ist es nun dem Komitee freisinniger Wiener Bürger durch besonderes Entgegenkommen des Künstlers auch ermöglicht, mit den Arbeiten zur Aufstelluug des Monuments vorzugehen, so fehlt ihm doch noch ein erheblicher Betrag zur Bestreitung der dem Künstler erwachsenen Selbstkosten. Es muss die erfreuliche Thatsache konstatiert werden, dass die bei den einzelnen Komiteemitgliedern bereits eingelaufenen Spenden sich von Tag zu Tag vergrössern, so dass begründete Aussicht vorhanden ist, binnen kurzem die erforderliche Summe aufzubringen. Das neue Grabdenkmal Heinrich Heine's, das des grossen Dichters würdig ist, wird auch ein Denkmal des Freisinnes in der Bürgerschaft Wiens für ferne Zeiten bilden. Darum mögen sich alle, die den Dichter verehren und den Freisinn hochhalten, in freudiger Sammelthätigkeit vereinigen! Jeder Beitrag sei willkommen! Beiträge nimmt die Administration der „Neuen Freien Presse" entgegen.

Zurücksetzung jüdischer Lehrerinnen. In Frankfurt a. M. soll die städtische Schuldeputation unter Berufung auf ein altes Ministerialreskript sich geweigert haben, mehr als vier jüdische Lehrerinnen anzustellen. Zwei jüdische Damen aus hochachtbaren Familien hatten — so schreibt das **„Berl. Tgbl."** — das städtische Seminar besucht; nach bestandener Prüfung wandten sie sich an den Stadtschulrat wegen Anstellung im Gemeindeschuldienst. Als Antwort stellte man den beiden Damen die Frage, ob ihnen vor dem Eintritt ins Seminar gesagt worden sei, dass sie als Jüdinnen keine Aussicht auf städtische Anstellung hätten. Ein merkwürdiger Zufall will nun, dass gerade jetzt ein Antrag auf Herstellung eines Neubaues für ein Lehrerinnenseminar vorliegt, für dessen Bau- und Betriebskosten auch die jüdischen Steuerzahler aufzukommen haben. Vor der Bewilligung dieser Summe werden die auf Toleranz haltenden Stadtverordneten wohl Gelegenheit nehmen, sich über dieses veraltete Ministerialreskript auszusprechen, und den Magistrat veranlassen, für die Aufhebung des Reskripts Sorge zu tragen, wenn anders er auf den Neubau nicht verzichten will.

Die „Danziger Zeitung" schreibt unter der Ueberschrift „Ein jüdischer Divisionsgeneral":

„Dr. Jacques Nissim Pascha ist soeben zum Divisionsgeneral in der türkischen Armee ernannt worden. Er ist der erste Jude, welcher zu diesem hohen Range befördert wurde und hat nur in Vizeadmiral Dr. Elias Pascha seinen Vorgänger, welcher in der kaiserlichen türkischen Marine schon seit längerer Zeit einen ähnlichen hohen Posten bekleidet. General Nissim Pascha ist im Jahre 1850 geboren und gehört einer vornehmen Familie in Saloniki an."

Die Berliner „Deutsche Zeitung" bemerkt hierzu: Für den nächsten griechisch-türkischen Krieg dürften sich die Aussichten der Hellenen bessern! . . . . .

Kölnische Zeitung (2. Juli): Ueber den Staub als Krankheitserreger berichteten kürzlich zwei französische Stabsärzte in einer hygienischen Fachzeitschrift. Der Janus, ein internationales Archiv für Geschichte der Heilkunde und für medizinische Geographie, brachte in seiner Nummer vom 15. April d. J. einen Auszug aus ihrer Abhandlung. Sie betrifft die Seltenheit der Lungenschwindsucht bei den Juden in Tunesien. Das Klima von Tunesien ist im ganzen sehr gesund. Das Land liegt zwischen der gemässigten und der heissen Zone, hat freie Luftbewegung und eine fast andauernde Strömung von der See her. Dennoch ist die Tuberkulose unter den Arabern und Europäern sehr häufig. Die Araber hatten von Anfang 1895 bis Ende 1899 eine Sterblichkeit an Tuberkulose von 11,3 auf tausend, die Europäer von 5,13. Dagegen hatten die dort wohnenden Juden eine solche von nur 0,75 auf tausend. Dieser grosse Unterschied zwischen Arabern und Juden kann nicht auf einem Unterschiede der Rasse beruhen, denn beide sind Semiten, und doch neigen die Araber so sehr zur Erkrankung an der Lungenschwindsucht. Die ärmeren Juden in Tunesien haben dieselbe Lebensweise und geniessen dieselben Speisen wie die Araber; die reicheren folgen ganz den europäischen Gebräuchen. Nur in einem Punkte weichen die Juden ab von ihren semitischen und arischen Mitbürgern: an jedem Tage werden, sogar bei den ärmsten Juden, alle Teile der Wohnung mit nassen Lappen gereinigt, vielfach mehrmals am Tage. Der bei den Arabern und Europäern übliche trockene Besen ist bei den Juden Tunesiens unbekannt. Ferner ist die Menge des bei jenen umherfliegenden Staubes bei diesen dadurch vermindert, dass in den jüdischen Wohnungen die Zahl der Möbel, Vorhänge und Teppiche viel geringer ist als in den mit solchen Dingen überhäuften Häusern der Europäer. Sollte selbst die Bedeutung des Staubes als Träger der Tuberkelbazillen und so als Erreger der Lungenschwindsucht in diesem Falle übertrieben werden, und sollten andere gleichzeitige Ursachen übersehen sein, so enthält doch die Beobachtung und die daraus gezogene Schlussfolgerung der beiden französischen Aerzte unzweifelhaft einen guten Teil von Berechtigung.

Sehr bezeichnend ist folgende Meldung der **Frankfurter Zeitung** aus Shanghai, Anfang Juni, mit der Spitzmarke: „Ueberall Missionare":

Kürzlich machte ein Missionar wiederholte Versuche, einige in dem hiesigen öffentlichen Garten spielende israelitische Kinder zu bekehren. Dies führte auf jüdischer Seite zu einem energischen Protest in der „North China Daily News"; zugleich fordert der Einsender den Stadtrat von Shanghai auf, derartige Versuche zu untersagen. In derselben Zeitung lässt sich nun „ein Chinese" vernehmen, dessen Worte man der freundlichen Beachtung aller Missionsgesellchaften empfehlen kann. Er sagt: „Jeder Chinese, der das Eingesandt des Herrn Edward Ezza gelesen hat, muss die grösste Sympathie für die hiesigen Israeliten empfinden, die keine Bekehrungsversuche an ihren Kindern wünschen. Gemeinsames Ungemach erzeugt Hinneigung zu einander; Leute, die Zahnschmerzen haben, lachen sich nicht gegenseitig aus, sondern suchen sich zu trösten. Der Versuch eines einzelnen Missionars, jüdische Kinder zu seinem Glauben zu bekehren, bringt die hiesigen Israeliten sofort in Harnisch. Wie viel mehr Grund haben aber wir Chinesen, über die Hunderte von Missionaren ungehalten zu sein, die über unser ganzes Land zerstreut sind! Wenn der öffentliche Garten kein ge-

eigneter Ort zur Verkündigung des Evangeliums ist, dann ist es doch auch nicht sehr taktvoll zu nennen, auf den Stufen unserer Tempel zu predigen, von der Einmischung der Missionare in Prozesse zwischen Chinesen ganz zu schweigen. Man wolle mir verzeihen, dass ich mich nicht mit meinem Namen unterzeichne. Aber das ist mir zu gefährlich. Denn in der jetzigen Zeit könnte ein Brief wie dieser meinen Namen leicht auf die schwarze Liste bringen; man möchte mich dann enthaupten, mein Haus ausplündern und niederbrennen und meine Familie ins Elend treiben; alles im Namen der Gerechtigkeit, der Menschlichkeit und Civilisation."

Eine Missionszeitschrift **„Dibre Emeth"** („Ein Monatsblatt für Israeliten und Freunde Israels") bringt seinen Tischo-be-Ab-Artikel wie nur irgend ein jüdisches Organ. Es heisst darin:

Alle frommen Israeliten feiern den neunten Tag des Monats Ab als einen Fasttag. Besonders feierlich wird er in Jerusalem begangen. Gross ist dann die Zahl derer, die an der Klagemauer beten. Gefüllt sind auch die Synagogen. Im Vorraum sieht man Frauen und Kinder in weissen Gewändern. In dem schwach beleuchteten Innern befinden sich die Männer. Einer sitzt neben dem andern am Boden. Jeder hält ein Wachslicht in der Hand. Nach Beendigung des Abendgottesdienstes beginnt der Vorbeter die Klagelieder Jeremias zu lesen. Wenn er an Kap. 3,6 kommt („In Finsternissen liess Er mich wohnen wie die Toten der Vorzeit"), werden plötzlich alle Kerzen ausgelöscht, so dass es in der Synagoge vollständig dunkel ist. Dann wird geweint, geklagt und gejammert, als ob alle Teilnehmer an dieser Andacht, Männer, Frauen und Kinder, vor Kummer ausser sich wären. Ein christlicher Augenzeuge sagt in The J. M. Advocate, dieser Vorgang sei so ergreifend, dass es dem anwesenden Christen kaum möglich sei, seinen Thränen zu wehren und nicht mit den Juden zu weinen.

Dann folgt der übliche Missions-Wahnsinn. Das Wort: „Tröstet, tröstet mein Volk! Redet mit Jerusalem freundlich!" wird auf die „geistliche Finsternis", den „geistlichen Notstand" Israels bezogen — und das in einem Lande („Dibre Emeth" erscheint in Deutschland) in dem die Juden — bei allen Fehlern, die ableugnen zu wollen uns nicht einfällt — der christlichen Bevölkerung auch in den sogenannten „christlichen" Tugenden zum mindesten nicht nachstehen.

Wenn der tägliche Augenschein und wenn die statistischen Ausweise in solchen Fragen irgendwie mitsprechen, so fordern sie laut und deutlich, dass die Mission vorerst sich noch die Ausbreitung und Vertiefung des Christentums unter den Deutschen arischer Rasse angelegen sein lasse. Hier liegt das grössere und angemessenere Feld für ihre Propaganda.

Kölnische Volkszeitung (12. Juli 1901). König Menelik und der Missionar. Im Leipz. Stadt- u. Dorfanz. (Amtsblatt) lesen wir: Mit dem Beherrscher Abyssiniens hat ein schwedischer Missionar merkwürdige Erfahrungen machen müssen. Man erzählt darüber: Als der Missionar Abyssinien erreichte, wo er seine Missionsthätigkeit aufzunehmen gedachte, wurde er sogleich an der Grenze, wie man vermutet auf Grund jesuitischer Umtriebe, vor den Gouverneur gebracht, der wissen wollte, woher der Fremdling kam. Der hohe Beamte hatte zwar schon von Deutschland, Russland, Italien, England und Amerika gehört, aber Schweden ging über seinen Horizont, und deshalb schickte er den Missionar unter Bedeckung an den Hof, damit dieser die schwierige Frage entscheiden sollte. Nach zweitägiger Haft in der Hauptstadt wurde er an den Hof geführt, wo König Menelik, umgeben von seinen Würdenträgern und einer Leibwache, die ihre krummen Schwerter blankgezogen hatte, in höchsteigener Person den Missionar empfing. Mit finsterer Miene fragte der König: „Fremdling, von welchem Lande bist Du?" — „Aus Skandinavien." — „Zu welchem Zwecke bist Du hergekommen?" — „Um die abyssinischen Juden zu Christus zu bekehren" (Dies bildet den einzigen Vorwand, unter dem christliche Missionare das Land betreten dürfen. Ein anderes Bekenntnis würde den Betreffenden einen Kopf kürzer machen, da unter den Rechtgläubigen Abyssiniens jeder Bekehrungsversuch mit Todesstrafe bedroht ist.) — „Sehr gut!" fuhr Menelik fort. „Welche Länder hast Du denn berührt, ehe Du hier ankamst? — „Deutschland, Aegypten und den Sudan." — „Hast Du denn in Deutschland gar keine Juden zum Bekehren gefunden?" fragte Menelik. Der Missionar musste leider bekennen, dass dies nicht sein Auftrag gewesen sei. Nachdem der König auf die Frage, ob der Missionar auch in Aegypten und im Sudan keine Juden und Heiden angetroffen habe, die gleiche Antwort erhalten, fragte die braune Majestät: „Also bei allen Juden und Heiden bist Du vorbeigefahren, um die Juden Abyssiniens zu bekehren?" Dann wandte er sich an seine Leibwache: „Dieser Fremdling wird an die Grenze gebracht, damit er zuerst die Juden und Heiden, durch deren Länder er gekommen ist, zu Christus bekehren kann." Also jesuitische Umtriebe sogar in Abyssinien! Auch nur ein Wort des Beweises für seine „Vermutung" anzuführen, hält der Gewährsmann des Leipziger Blattes nicht für erforderlich! Man „vermutet" nur so drauf los!

Abonnementspreis für das Halbjahr in Deutschland und Oesterreich Mark 3,50, für das Ausland Mark 4,— für Russland ganzjährig 4 Rubel, halbjährlich 2 Rubel. Einzelhefte à 35 Kop.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes, durch alle Postämter des Deutschen Reiches unter No. 5785a der Postzeitungsliste und durch die Expedition dieser Zeitschrift.

Anzeigen 50 Pfg. die viergespaltene Nonpareillezeile, grössere Anzeigen nach Tarif, bei Wiederholungen Rabatt. Stellen-Gesuche und -Angebote zum halben Preise.

Adresse für die gesamte Korrespondenz: S. CALVARY & Co. (Inh. HUGO BLOCH)
Verlagsbuchhandlung und Antiquariat, Berlin NW., Neue Wilhelmstrasse 1.

Verantwortlicher Redakteur: Leo Winz, Berlin W., Wilmersdorferstr. 117. — Verlag von S. Calvary & Co., Berlin NW. 7.
Für den Anzeigenteil verantwortlich: Hugo Bloch, Berlin. — Druck von Pass & Garleb, Berlin W 35.



Wollen Sie etwas Feines rauchen?

Dann empfehlen wir Ihnen

„Salem Aleikum“

Garantiert naturelle türkische Handarbeits-Cigarette.

Diese Cigarette wird nur lose, ohne Kork, ohne Goldmundstück verkauft. — Bei diesem Fabrikat sind Sie sicher, daß Sie Qualität nicht Konfektion bezahlen. — Die Nummer auf der Cigarette deutet den Preis an.
Nr. 3 kostet 3 Pf. Nr. 4: 4 Pf. Nr. 5: 5 Pf. Nr. 6: 6 Pf. Nr. 8: 8 Pf. Nr. 10: 10 Pf. pro Stück.
Nur echt, wenn auf jeder Cigarette die volle Firma steht.

Orientalische Tabak- und Cigaretten-Fabrik „Yenidze“, Dresden.

„Salem Aleikum“ ist gesetzlich geschützt. ■ Zu haben in den Cigarren-Geschäften. ■ Vor Nachahmungen wird gewarnt

1. Dezember 1900 Arbeiterzahl: 530.

...auft Neokosmos-Sprachbücher!



Bisher erschienen:

Sprachführer für Deutsche (mit Uebersetzung und Original-Speise- und Weinkarten).

1. Nach Mailand, Genua, Rom, Neapel — einsteigen!
2. Nach Brüssel, Paris, Lyon, Nizza — einsteigen!
3. Nach Dover, London, Southampton, Newyork — einsteigen!
4. Nach Barcelona, Madrid, Sevilla — einsteigen!
5. Nach Petersburg, Moskau, Odessa — einsteigen!

Lehrbücher (mit Anleitung und Schlüssel zum Selbstunterricht).

...eokosmos-Methode — Italienisch für Anfänger.
" " — Französisch " "
" " — Englisch " "
" " — Spanisch " "

...orstehende Bücher sind in allen besseren Buch...ungen zum Preise von **Mk. 1,50** erhältlich, sonst durch ...rekt. Bei Voreinsendung des Betrages durch Post...sung liefern wir **franko** aller Spesen.

Neokosmos-Verlag

München, Galeriestrasse 13.



Das Entzücken der Frauen

ist **„Dalli“**, die selbstheizende Patent-Plätt- und Bügelmaschine. Preis compl. 5 Mark. Doppelte Leistung in halber Zeit bei geringsten Heizkosten mit Dalli-Glühstoff. Keine Ofengluth, kein Kohlendunst, kein Rauch, kein Geruch, kein Wechseln von Stählen und Bolzen! An jedem Ort ununterbrochen zu benutzen! Käuflich in allen gröss. Eisenwaarenhdlg., jedoch nur echt mit Schutzwort „Dalli“ im Deckel, sonst direct franco für 5½ Mk., ebenso Prospecte gratis durch

Deutsche Glühstoff-Gesellschaft, Dresden.



Einem **Siegeszuge** gleich haben sich die berühmten **Victoria-Zwieback** in wenigen Jahren die ganze Welt erobert, durch ihren lieblichen Buttergeschmack, grosse Haltbarkeit nnd billigen Preis sind sie das Lieblingsgebäck geworden für Jung und Alt Elegante, lackirte Blechdose, hochfein decorirt, enth. ca. 260 Stück, kostet franco ohne alle weiteren Unkosten 4 Mk. geg. Nachnahme. **Harry Trüller, Celle,** grösste Zwiebackfabrik Europas. 12 mal präm.



...Nähr-Zwieback-Fabrik

...rl Koch, Halle a. Saale

...r-Zwieback

...nach **ärztlicher** Vorschrift ...tigtes kalkphosphathaltiges ...und Knochen bildendes Nahrungsmittel

...ür Kinder

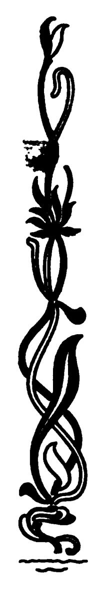
...prämiiert, versendet von ...an franko inkl. Verpackung.



Patent-Bureau

Dagobert Timar

Berlin NW., Luisenstr. 27/28.



Touristen-Magazin H. Mues

Berlin W., Friedrichstr. 183
(Ecke der Mohrenstr., zwisch. Leipziger Strasse und Unter d. Linden).

Erstes Geschäft Berlins in Reisebüchern, Ansichten u. Ansichten-Albums aus allen Gegenden.

Niederlage der Photochroms u. Photocols

Photographien n. klassischen Gemälden u. Skulpt.

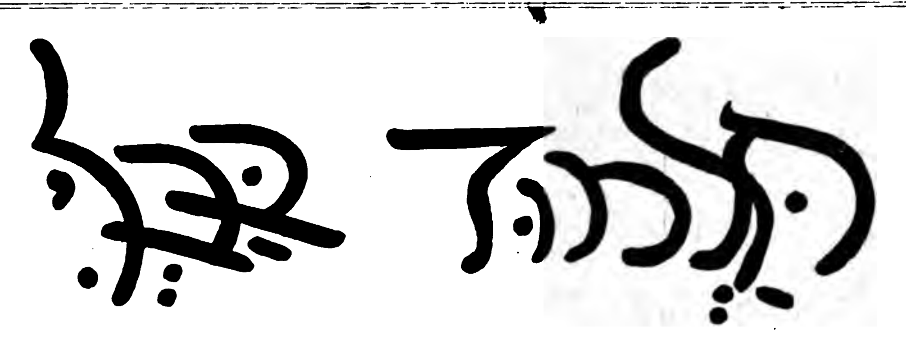
Stereoskop-Ansichten u. Apparate.

Photographie-Albums zum **Einkleben** und **Einstecken**

Postkarten-Albums in **grösster Auswahl** von 1 bis 20 Mk.



Verlag von S. Calvary & Co., Berlin NW. 7.





Der Babylonische Talmud

Hebräisch und Deutsch.

nach der uncensierten editio princeps (Venezia
mit Varianten aus Handschriften und Druckwerken
ersetzung und kurzen Erklärungen.
Herausgegeben und übersetzt von
Lazarus Goldschmidt.

Indig in 9 systematisch geteilten Bänden von je über gr. 4⁰ nebst einem Einleitungs- und Ergänzungsband. erscheint in abgeschlossenen, vollständige Traktate m Lieferungen, die auch einzeln käuflich sind.

skribenten bezw. Käufer einer
igen Sektion (2—3 Bde.) . 50 Pf. pro Druckbogen
len einzelnen Traktat . . . 60 „ „ „
d. I ist jedoch nur vollständig zu haben.)

Bereits erschienen:

I): Berochoth, Sabbath, Mišnat Zeraim Preis M. 50.—
ständig): Erubin, Pessachim, Joma . „ „ 48,50
ständig): Sukkah, Beça, Roš-hašanah,
Megilla, Moêd-qatan, Hagiga, Šeqalim „ „ 58.50
ür die einzelnen Traktate: Erubin M. 25.80, Pessachim
ukkah M. 12.—, Beça M. 9.60, Roš-hašanah M. 9.—,
9.60, Megilla M. 10.80, Moêd-qatan M. 8.40,
d Šeqalim M. 9.60.
raktat Joma, der mit dem Bd. II abschliesst, befindet
der Presse.

ensurfreie, vollständige, mit kritischem Apparat ver-
für die Wissenschaft brauchbare Ausgabe war ein oft
hener Wunsch vieler Gelehrten; eine wirklich voll-
d zuverlässige Uebersetzung dieses hervorragendsten
mals der gesamten jüdischen Litteratur ist ein seit
hunderten wiederholt ausgesprochener Wunsch der
ilisierten Welt; diese beiden Wünsche zu erfüllen ist
e des von uns herausgegebenen Werkes.

Stimmen der Kritik:

Wir wünschen seiner sehr fleissigen Arbeit
rtgang und entgegenkommende Aufnahme.
ere Ausstattung ist recht gut.
(**Prof. C. Siegfried in der Deutschen Litteraturz.**)

.... La traduzione tedesca fatta, per quanto è possibile, seguendo la lettera è buonissima e, date le difficoltà che presenta lo stile e la lingua del Talmud, abbastanza chiara. **Corriere Israelitico.**

Herr Dr. J. St. in Berlin schreibt: Ihre Herausgabe des Talmuds in deutscher Sprache halte ich für ein hochverdienstliches Unternehmen. . . . . Die Uebersetzung ist wohllautend und klar, und um so mehr ist eine treffliche Behandlung der deutschen Sprache hervorzuheben, als der Dolmetscher streng an den Text gebunden ist. . . . . Diese Ausgabe des Talmud darf in keiner Bibliothek fehlen, die Anspruch darauf macht, die notwendigsten Stammwerke zu besitzen und mit den zum Studium der Religions- und Altertumswissenschaften erforderlichen unerlässlichen Hilfsmitteln versehen zu sein.

Herr Dr. A. W. in Dresden schreibt: Goldschmidt leistet mit seiner Uebersetzung, was irgend eine Einzelperson auf diesem Gebiete leisten kann.

Herr M. S—ger in Philadelphia schreibt: In my judgment your work is of the first importance. The adoption of the text of the Venice edition is a wise measure. The translation and explanations are enormous helps to every student who approaches the subject. Such an investigation conducted with the intelligence and zeal already devoted to the study of the Bible will in the next fifty years lead to a larger understanding of religious development . . . . You are entitled to the good wishes and encouragement of every lover of learning . . . And although many criticisms of an unfavorable sort may be levelled at you, this fact ought not to swerve you from your purpose.

Herr Baron v. R—r in London schreibt: I can gratefully testify to the excellence of the gigantic undertaking in every respect as to translation and edition. Mr. Goldschmidt is another striking example of German erudition and intelligent industry; moreover the publisher deserves the warm acknowledgment of his clients for the handsome manner in which this monumental work is produced.

Wir machen noch besonders darauf aufmerksam, dass die Auflage des Werkes eine sehr kleine, und es daher wahrscheinlich ist, dass nach einiger Zeit der Preis desselben erhöht wird.

Ausführlicher Prospekt und Probebogen stehen auf Verlangen gratis und franko zur Verfügung.

---

pinoza in Deutschland.

Gekrönte Preisschrift.

Von

Dr. Max Grunwald.

IV, 380 S. **Mk. 7,20.**

r mit Glück erfasste und durchgeführte Gedanke, ndlungen in der Erkenntnis und Auffassung Spinozas m Zusammenhange mit dem Umänderungsprozesse dernen Weltanschauung selbst in Verbindung zu , hebt die Arbeit über das Durchschnittsmass historischer Leistungen hinaus und gewährt ihr die Bedeutung eines Beitrages zur modernen Kulturgeschichte.

„Ich weiss nicht was ich mehr bewundern soll, die ungeheuere Gelehrsamkeit, die das gigantische Material zusammenbrachte, oder die Klarheit, mit der es verarbeitet ist. Ich, der Ungelehrte, würde da an ein Wunder glauben, wenn ich es als Spinozist dürfte. Und wie viele ausser mir sind Ihnen für die gewaltige Arbeit zu innigstem Danke verbunden."

(Aus einem Briefe Spielhagen's an den Verfasser.)

Ueberall ist ein wertvolles und umfangreiches Material zusammengestellt; man wird durch das Buch Grunwald's förmlich den grossen Einfluss Spinoza's in Deutschland erst recht inne. (Blätter für litterarische Unterhaltung.)

OST UND WEST.

ILLUSTRIERTE MONATSSCHRIFT FÜR MODERNES JUDENTUM.

Herausgegeben unter Mitwirkung von

Prof. Dr. Hermann Cohen * Prof. Dr. Ludwig Geiger * Prof. Dr. D. Joseph * Prof. L. Kellner * Prof. Dr. M. Lazarus * Prof. Mandelstamm * Prof. Dr. Martin Philippson * K. K. Baurat Wilhelm Stiassny (Wien) * Prof. Dr. Otto Warburg * Baron David Ginzburg * Mathias Acher (Dr. Nathan Birnbaum) * Dr. S. Bernfeld * M. Buber * Achad Ha'am * Dr. Heinrich Meyer Cohn * Dr. Moses Gaster * Robert Jaffé * S. Lublinski * Dr. Rudolph Lothar * Dr. Max Nordau * Dr. Alfred Nossig * Nahida Remy * N. Sokolow * Dr. Ernst Tuch * Jacob Wassermann * Dr. S. Werner.

Bezugs- und Insertions-Bedingungen auf der letzten Textseite.

Heft 8 **August** **1901**

LUDWIG JAKOBOWSKI.*)

Einige Gedenkworte von Dr. Theodor Lessing.

Dem jungen frischen farbenhellen Leben,
Dem reichen Frühling, dem kein Herbst gegeben,
Ihm lasset uns zum Totenopfer zollen
Den abgeknickten Zweig, den blütenvollen.
Uhland.

1.

Heute wütet ein furchtbarer Sturm. Er rüttelt am Hause und vor meinem Fenster fliegen Staub und Rauch in mächtigen Säulen. Wir sind froh, dass wir daheim sind, am grossen Tische sitzen und uns noch festhalten an warmen Händen . . .

Heute thaten sie Ludwig Jakobowski in die Erde. Er war 32 Jahre alt und starb am Nervenfieber nach achttägigem Leiden, so berichten die Zeitungen.

In ein paar Tagen wird die Neuigkeit begraben sein in der tiefen Grausamkeit unseres Lebens, mit aller heissen Fülle von Willen und Plänen und ungeborenen Werken . . . .

Ob er Ruhe in der schrecklichen Erde hat?

Man glaubt, er müsse wieder zu uns, zum Lichte wollen, als kleines Tier oder als Epheuranke oder als irgend etwas nach Sonne Hungriges und Lichtlustiges.

Er schrieb, es werde ihm nicht Ruhe lassen, wenn nach tausend Jahren ein blondes schönes Mädchen in seiner Nähe versenkt werde:

Ich weiss, ich träume im Grabe
Schon viele Tausend Jahre,
Heut senken sie mir zur Seite
Ein Mädchen mit sonnigem Haare.

Da spür' ich den Hauch von Rosen,
Von dunkelpurpurroten . . .
Das duftet leise herüber
Wie stiller Gruss von der Toten.

. . . Ich habe Jakobowski nie gesehen. Er besuchte mich vor sechs Wochen in Hannover, im Hause meiner Mutter, aber wir verfehlten uns. Brieflich standen wir seit vielen Jahren in Verbindung. — Ich schätzte den Künstler und liebte den Menschen, und er war vielleicht der einzige unter den Jüngeren, Mitstrebenden, der mich genau kannte und anerkannte mit der vornehmen Neidlosigkeit seines schönen, kindlichen Herzens . . . .

Aus den Büchern Jakobowski's erfahren wir nicht viel von äusseren Lebensumständen, nur von Kämpfen seines blitzenden Geistes und seines zarten Gemütes, in denen er siegreich war. Bis das Haus bald fertig war und der Tod kam.

In den Lexikas steht, dass er zu Strelno geboren sei, in der Provinz Posen, Januar 1868. Seine Eltern zogen nach Berlin, als er vier Jahre alt war. Er besuchte die Luisenstädtische Realschule.

Seine Kindheit und Jugend war sehr schwer. Davon bekam er jene tiefe Innigkeit mit, die in Menschen wächst, welche oft und lange auf sich selbst zurückgeworfen sind. Jede Dichtung war Sieg oder Ueber-

*) Dieser Essay wurde im Dezember 1900 unmittelbar unter dem Eindruck der Nachricht vom Tode Ludwig Jakobowski's geschrieben. Inzwischen sind noch mehrere neuere Arbeiten über den Dichter veröffentlicht worden, insbesondere ein Essay von Herrn Prof. Friedrich in Potsdam. Meine Analyse wird indessen durch alle diese Schriften nicht berührt, da ich Werke der Dichter nicht als Litterarhistoriker, sondern als Charakterologe betrachte . . . Ich zögerte, meine Arbeit drucken zu lassen, da sie aus Kreisen, die dem Dichter nahe standen, Widerspruch erfuhr. Doch bin ich mir bewusst, durch bedingungslose und scharfe Psychologie nur zu ehren. Diejenigen Momente des Lebens aber, die nur ungern berührt werden, Abstammung, Jugend, Umgebung, sind für den intimen Psychologen am wichtigsten . . . .

windung. Aber musste vielleicht die beste Kraft an die schweren Wege vergeben werden? — Es blieb ihm immer die stille Melancholie seiner Dichtung, denn die lichtlose Kindheit giebt auch dem Manne das Gepräge.

So aber werden Dichter . . . .

Es steht ein Baum in San Salvador, Toluifera Pereira, nach seinem ersten Ausbeuter Herrn Perez (oder Pereira) genannt. Er gab weiten Ländern den Namen: Costa del Balsamo. Man behandelt ihn als das köstlichste Landesprodukt. — Man klopft zuerst mit Hämmern unablässig die Rinde weich. Sie ist sehr zähe und es dauert oft lange, bis man sie so weit gelockert hat, dass man mit Feuerspänen ringsum sie absengen kann. Nun endlich liegt das Holz da, nackt und bloss. Der Baum müsste sterben. Aber er besitzt eine wunderliche Fähigkeit, „eine natürliche Schutzvorrichtung vermittels organischer Reservekräfte“, schreibt ein berühmter Botaniker.

Er sondert nämlich aus dem tieferen Marke ein Harz ab, das strömt überall aus den Wunden und heilt sie. Es ist rotbräunlich und duftet süss, man nennt es Perubalsam. Wenn der Baum endlich seine Wunden mit dem wundervollen Harze überzogen hat und wieder dasteht, unversehrt, nach langen Monaten, dann kratzt man mit Eisenlöffeln, welche möglichst scharf sein müssen, das Holz ringsum wieder bloss.

So gewinnt man den Balsam, und man zwingt dadurch den Baum, von neuem seinen harzigen Schutzpanzer zu erzeugen. Manche Bäume können das nur zwei- oder dreimal, dann sind sie erschöpft und man schlägt sie ab, benutzt sie als Brennholz und pflanzt neue. Andere sind sehr dauerhaft; es giebt sogar hochgeschätzte Bäume, welche jahrzehntelang unaufhörlich ihren Balsam ausbluten, ein ausgezeichneter Handelsartikel, wie Londoner und Hamburger Kaufherren wohl wissen. Auch sehr beliebt bei den Chemikern als Grundlage zu wohlverwendbaren Synthesen und in der Medizin trostreich gebraucht, sowohl gegen Schwindsucht als bei einigen Hautleiden.

Es ist ein sehr angenehmer Baum, und wir Dichter sollten statt des kalten, unfruchtbaren Lorbeers eigentlich diese arme Toluifera als die unsrige anerkennen . . .

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Appetit des kleinen Jakobowski war grösser als die Butterbrote, die der Vater für ihn hatte; und dem späteren Leben fehlte das persönliche häusliche Glück, das allein den Menschen vollenden und den Dichter reifen kann.

In einem Gedichte an seine Brüder Albert und Heinrich schildert er schlicht seine Kindheit:

Der Vater lief von Haus zu Haus
Und lief sich fast die Seele aus,
Fünf Jungens satt zu kriegen.
Mit einem Fünfzigpfennigbrot
Da hat man seine liebe Not . . .
Zehn Kilo müsst es wiegen.

Die Mutter immer bleich und krank.
Das ging so jahr- und jahrelang:
Wir schlichen nur auf Zehen.
Nur manchmal um ihr Bett herum
Da sassen wir und hörten stumm
Die alte Wanduhr gehen.

Dann polterte ein Sarg herein.
Der zog den zweiten hinterdrein
Und den schob gleich ein dritter.
Die Tischler hatten guten Lohn.
Die Totengräber grüssten schon
Und gar die Leichenbitter.

Zwei Brüder sind der ganze Rest;
Die andern hält die Erde fest,
Die wird nichts wiedergeben.
Wir drei, wir schau'n uns oft so an . . .
Wer weiss, wer morgen von uns dran —
Prost Brüder, Ihr sollt leben!

Mit 19 Jahren kam Ludwig Jakobowski auf die Universität, erst in Berlin, dann in Freiburg, dort promovierte er 1893. Er hat auch Fuchsen- und Studentenlieder geschrieben; aber das kann Bierbaum besser; sie kamen nicht recht natürlich heraus.

1893 sass auch ich in Freiburg, unreif, ein ganz illusionärrischer Jüngling, der ein unmögliches Welterlösungswerk „Komödie“ schrieb. Wir kannten uns nicht, obwohl wir wahrscheinlich bei denselben Lehrern hörten: Philosophie bei Riehl und Rickert, Nationalökonomie bei Philippovich und Adler, Litteraturgeschichte und Geschichte bei Kluge und Simson.

Jakobowski schrieb eine Untersuchung über Klinger und Shakespeare; aber er hatte damals schon seine ersten Gedichte drucken lassen, das übliche Erstlingsbuch bei Pierson, selbst bezahlt natürlich, an tausend kleinen Freuden abgedarbt.

Bald folgte ein zweiter Band „Funken“ und eine Arbeit über die Anfänge der Poesie, zu der er gediegene ethnologische Studien machte, zumal über das Kisuaheli und die Litteratur der ostafrikanischen Neger.

Seitdem er 1893 die Studien abgeschlossen hatte, arbeitete er in Berlin als freier Schriftsteller, rastlos, als habe er gewusst, wie wenig Zeit ihm gelassen sei.

Er erwarb als Litteraturkritiker sein Brot, wurde Redakteur der „Gesellschaft“ und sammelte nun die litterarische Jugend um sich, alles, was in Deutschland hoffnungsreich und gesund ist.

Fast jede Nummer der Zeitschrift brachte einen Essay oder eine Kritik von ihm, nie unvornehm absprechend, doch scharf und klug und stets gerecht und fein.

Daneben unaufhörliche Arbeit für künstlerische Volksbildung, im Vorstande der Berliner Volksbühne und vor allem als erster Herausgeber ganz billiger Sammlungen unserer grössten Litteraturwerke.

Dabei wuchs der Künstler. Es erschien „Werther, der Jude“, ein wunderliches Buch, drei Sammlungen Gedichte, zwei kleine und das grössere Drama „Diyab der Narr“, zwei Novellenbände und der schöne Roman „Loki“, sowie Essays und zwei Anthologien, die eine die romantische Lyrik, die andere neue Volkslieder sammelnd.

Bis zuletzt gärte diese unermüdliche Kraft. Acht Tage vor seinem Tode schickte er mir sein letztes Buch „Glück“ und nannte es „das tiefste, das in mir emporgekeimt ist“, und danach noch eine diktierte Karte, nur der Name selbst geschrieben und dahinter in Klammern rührend das Wörtchen „krank“.

Bis zuletzt wehrte er sich. Sein letztes Gedicht war ergreifender, wunderschöner Dank für ein paar Blumen, an meine Schwägerin gerichtet, und noch auf dem Totenbette fertigte er mit fieberklarer Schärfe einen Nationalthersites ab, Herrn Adolf Bartels, einen tiefhässlichen Litteraten. . . . .

2.

Wir wollen fragen, ob sein Werk Leben hat und welche Mächte dieses Leben bewegen.

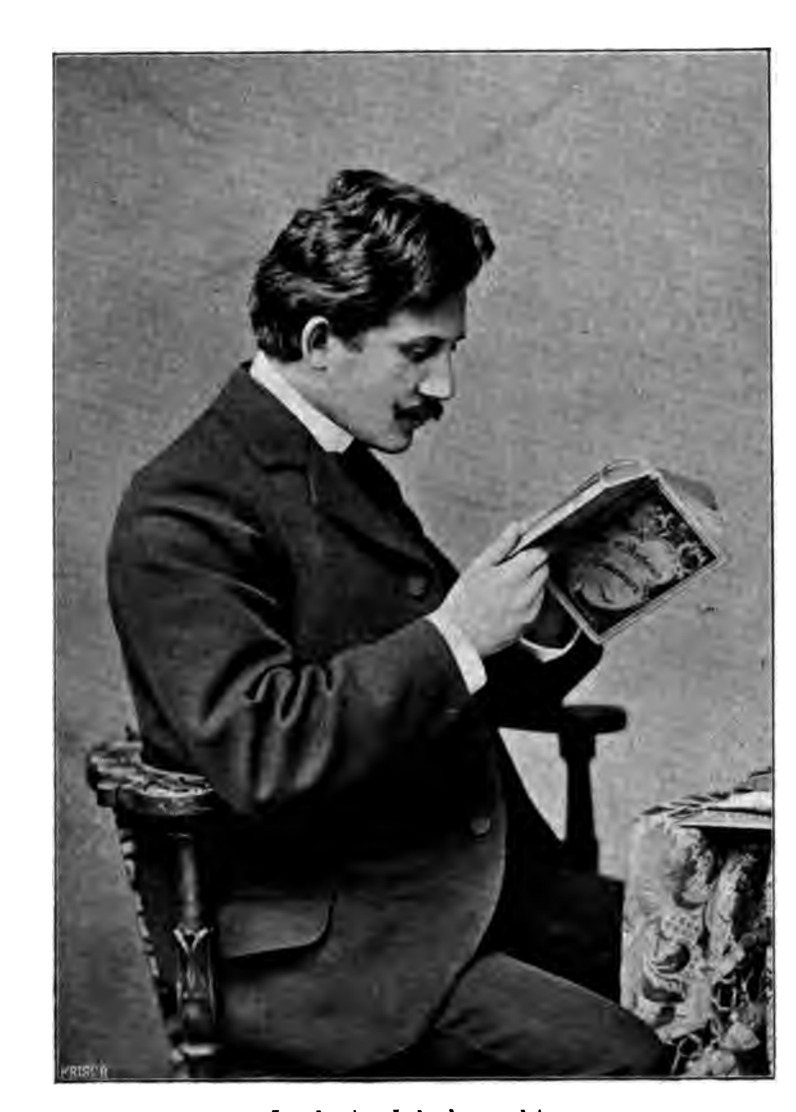
Was sind schliesslich ästhetische Werte? Ballkugeln zumeist, mit denen grosse Kinder spielen. . . .

Moral und Wissenschaft aber gehören nicht in die

Kunst. Ein Kunstwerk steht über Moral und Wissenschaft, freilich nicht sein Schöpfer.

Bei ihm haben wir nach dem Gepräge zu fragen, nach fester, einheitlicher Lebenshaltung und Gesinnung. Auch fordern wir vom Dichter dieser Tage Beherrschung unseres gesamten positiven Wissens.

Die Litteraten reden gerne von „Persönlichkeit". Die einen sagen, er sei eine, die anderen sagen, er sei keine Was sie damit bezeichnen, wissen die einen nicht und die anderen nicht. Es ist gleichgültig; die Psychologie hat mit solchen Verlegenheitsphrasen gründlich aufgeräumt. Jakobowski's Werk ist Leben. Er imitiert und experimentiert mir zu viel, aber er schrieb doch niemals ein unehrliches, erlogenes Wort. Von wem kann man das heute sagen? Dieses Leben hatte ein Problem. Es kehrte wieder in allen Entäusserungen. Ich will es kurz nennen: Ueberwindung der Hässlichkeit unterdrückter Seelen.



Ludwig Jakobowski.

Man hat den kleinen Jakobowski tief gequält und er trug zu lange seine Doppellast: Judentum und Armut. Aber er trug das schliesslich wie seinen Schmuck, wie eine Lebenskrone. und tausend begabtere Menschen sind durch diese Last erdrückt worden.

Man denke sich einen armen Teufel, hochstrebend, ehrgeizig, körperschwach, schlecht gewachsen, ganz ohne Reichtum und Macht, nur mit einer Seele so voll, so übervoll von feuriger Menschenliebe und dem festen Willen, stark, rein, vornehm und tüchtig zu bleiben. Und überall Schranken, überall Zurückweisung und Schmach. Sein offenes, weiches, kindliches Herz will sich lebendig erschliessen: aber schon der Knabe wird auf sich zurückgeworfen: Du bist nicht wie die anderen, du gehörst nicht mit dazu. Das Kind hat noch naive Thränen; aber der Mann würgt sie hinab und wird bitter, wo Liebe war.

Als Kind verlacht
Mit dunklem Sehnen,
So fand die Nacht
Mich oft in Thränen.
Nun bin ich Mann,
Und muss wohl schweigen,
Um dann und wann
Die Stirn zu neigen.

So erfährt er schnell die Grenze seiner Kraft und mit den Schranken die seelischen Tiefen des Pariatumes, all das Krampfhafte, unnötig Verworrene, die Beimischung von leiser Rache, verzweifelter Selbstbesinnung, Hassgefühl, Grüblertum, die sich ansammeln in verzweifelt unterdrückten Seelen.

Nie konnten Hebbel oder Kleist, oder alle, die aus der Tiefe kamen, dies Entstellende ganz verwinden; es gab der süssesten Frucht Gift bei.

Die stagnierende Milch der Menschenliebe läuft sauer an; der zu lange Leidende erfährt, dass die Welt einem Elendgeborenen noch Peitschenhiebe obenein giebt, um hinterher seine Wundenmale für Schandmale auszugeben. Der Jude insbesondere ist wund an Märtyrerstriemen, die man ihm einbrannte und die er nun als Sklavennarben deuten hört, und selber deuten muss. . . . .

Aus diesen dunklen Gründen wuchs Jakobowski's erstes Buch „Werther der Jude", rein und unrein, schuldig und schuldlos. Ein armer Mensch, der in Spuren uralter Väterleiden eingeboren, zur Schönheit will und hässlich werden muss.

Der tiefe reine Mensch, die adelige Nation, so predigt das Buch, — unerkannt, zurückgedrängt, als gemein und nieder, immer und immer wieder gedehmütigt, w i r d schliesslich das, wozu man ihn macht; und wenn ein Mensch an seine Sklavennatur nur glaubt und sich erst einmal seiner Abkunft schämt, so ist er schon Sklave. —

Hier ist tiefes Verständnis für die Psychologie moderner Rassenkämpfe; aber dies Verständnis sieht schon, was die Beladenen erlösen kann: etwas Freude, viele Liebe. Stolz, Besinnung auf die Würde und tiefe Grösse unseres Judentumes und seines Geschickes. Und von nun an wirken an Jakobowski's Werk zwei mächtige Triebe: Verlangen nach Menschenliebe, Sehnsucht nach Glück. — In der zarten Lyrik spricht das persönliche Suchen nach Glück, der Wunsch nach einer Liebe ohne Kampf, in der ein Heimatloser die Wunden des verachteten armen Herzens noch ausheilen kann.

Die weniger persönlichen Werke tragen ein grosses, sozialethisches Empfinden, Menschenliebe, lautere Konsolidarität, jenes Mitleid für alle, das aus dem Selbstmitleid in reinen Naturen hervorgehen kann . . . .

Das frühe grosse Erlebnis kehrt nun immer wieder. Aber immer anders, verwandelt mit Festigung und Reife des Mannes.

Werther der Jude, Diyab der Narr, Loki — das sind drei grosse Stufen.

Leo Wolff, der jüdische Werther, leidet am Leben mit jüdischer Leidensfähigkeit, beschmutzt und besiegt. Diyab der Narr überwindet in Resignation, Loki aber schmiedet sich ein neues Leben mit harter That. Alle drei sind die Erniedrigten, erdrückt, vergewaltigt, schwer beschädigt. Sie haben nicht nur die feindliche Last zu schleppen, sondern auch den Reflex dieses hässlichen Schicksales in der eigenen Seele; und nun läutern sie sich empor.

Es ist ein siegreicher Aufstieg an Leben und Grösse, und Loki, das edelste der drei Werke, war noch nicht Jakobowski's l e t z t e Stufe.

Dieser Dichter wäre vielleicht kein Grosser geworden, aber sicher einer der Edelsten . . . .

Leo bleibt Dulder, Diyab überwindet als Philosoph, Loki aber als Empörer und Reformer; vom Schwärmen und Grübeln geht es zur That . . . .

Diyab der Narr, der edle Sohn des Scheikh, ist verspottet seines Geburtsfehlers wegen: eine weisse Mutter hat ihn geboren. Er entzieht sich der Schmach des Hohnes, indem er den Narren spielt, und unter dieser Maske wird er Mann und stählt sich zur Rache. Und als er Mann ist, bewährt er sich vor allen Gegnern, bis das jubelnde Volk ihn endlich zum Scheikh wählt, ihn, den lang Verhöhnten.

Er ist am Ziel, er hat sich durchgesetzt und heiratet die arme Jugendgeliebte. Er ist rein und schön geblieben und vergicht. Aber die Narbe brennt fort und die Dichtung schliesst:

Und kämen alle jetzt und küssten mir
Die Hand . . . steh'n nicht die Jahre neben mir,
Wo Steine meine Knabenschläfe trafen?
Und sind die tausend Nächte ausgelöscht,
Da ich in weiter Wüste einsam lag,
Und auch nicht einer kam, der unter's Haupt
Mir eine Matte schob?

Das ist es ja: Das L a c h e n wandert mit
Dem früh'sten Wind und ruht auf jeder Lippe
Sich lustig aus. Das W e i n e n bleibt allein
Und gräbt sich tief, als wär's in dunkel Erz.

3.

Welch anderer Aufflug im Loki: knapp, klar stilisiert; die Sprache wuchtig prägnant; grosse Bilder, feste Konturen. Ueberall hineinragend die alten sozialitären Erlebnisse und Rassenfragen, aber ohne abstrakte Aufdringlichkeit. Denn das Gedankliche kann nur Kunstwerk sein, wo es Motiv wird für menschliches Handeln oder menschliches Leiden . . . Wir tauchen tief in Probleme und merken es nicht, während wir uns freuen an einer bunten Wandelwelt, an grossen Entwürfen und Kartons eines Dichters.

Die Sprache steigt oft empor zu ossianischem Pathos: das Gespräch Loki's mit den Asinnen, die Werbung Freia's für Balder, der prachtvolle Besuch im Reiche der Urda und wiederum die rührende Geschichte von Thor und der Magd Sif . . . . Kein archaisierender Roman hatte bisher diesen intimen Zauber.

Diese starken Künstlergaben hätte Jakobowski höher gebildet; aber sie zeigten auch schon die Grenze. Dieser bewusste Ausmünzer unseres alten Volkshortes mit dem innigen Verstehen der Volksseele und ihrer Märchenschönheit war kein altes Kind, etwa wie unser Thoma oder der liebe dicke Moritz von Schwind. Sein Werk war bewusst, wie etwa Dahn's deutschtümelnde Romane, oder Jordan's Nibelungen mit ihrer massvollen Mystik und hausbackenen Romantik.

Er war nicht immer tief genug, um sich naiv hingeben zu dürfen ohne Furcht vor Trivialem. Er klügelte, suchte, verkleidete, verbarg, umschrieb. Das benahm dem Gedichte zuweilen die erste feine Keuschheit. Er häuft ängstlich Adjektiva und thut sich nie genug. Das erste scheint ihm leer, darum hängt er ein zweites und drittes daran. Wo das Beiwort „still" steht, wird auch noch „leise" hinzugefügt, und redet er vom „Licht", so stellen sich sofort gewohnte Associationen ein: glänzend, schimmernd, leuchtend etc.

Man arbeitet leider nicht ungestraft jahrelang unter Litteraten, mit ihrer liederlichen Sprachgewohnheit, Gesinnungsgemeinheit und Bewusstheit.

So stiehlt sich leicht in das reinste Kunstwerk Litterarisches ein: schlechte, moderne Kapitelüberschriften, verheiratete Phrasen; ein „feierlich dastehender" Wald beginnt ein leises Schlummerlied zu rauschen, „die Spitzen der kleinen Mädchenfüsse stehen im Licht"; „werden" und „haben" wird zu oft elidiert, „dass" wird ausschliesslich mit Indikativ gebraucht . . . kleine Unsitten unseres Zeitungsstiles. „Die Augen der Kinder maſsen sich auf der schweren Wage der inneren Kraft" (S. 29; richtiger heisst es S. 80 „sie maſs die Gestalt auf der Wage ihrer Blicke").

Doch das sind nur Kleinigkeiten. Das Werk bleibt gross und schön. Dieser Roman, der wie kein anderer die altdeutsche Mythologie der modernen Stimmung genähert hat, muss Jakobowski's Namen zu unseren Enkeln hinüberretten, wenn einst eine ganz neue Kunst des antiken und historischen Gedichtes blüht.

Er muss das traurige Ahnen dieses unvollendeten Künstlers widerlegen:

DAVID MIT DEM HAUPTE GOLIATHS.

Von N. R. Bach.

(Museum Kaiser Alexander III., Petersburg.)



Ich weiss, wenn all mein Thun
Zu Ende geht,
Dass meines Namens Spur
Wie Rauch verweht,
Dass meiner Lieder Duft
Wie Hauch vergeht,
Und kamen doch von Herzen
Wie ein Gebet. —

4.

Die neuere Lyrik Jakobowski's ziehe ich den Erstlingsgedichten nicht vor. Er war künstlicher und bewusster geworden: freilich verstand er nun auch das Geheimnis der Konzentration. Von Stefan George, dem Erben Platen's, hatte er das Herausholen des einen erregenden Momentes gelernt . . . .

Der junge hochgespannte Ideologe der alten Schule, in fliegender Begeisterung für Schiller glühend, stimmte sich bewusst strenge zum Künstler herab. Und doch war nicht dieser Artistenfleiss das beste an Jakobowski: das beste waren Naturlaute, die nur durch Geburt und Leben erworben werden, und die niemand sich anschulen kann. Es war die tiefe, leise Zartheit seiner Lyrik.

Die subtilsten Kunstwerke sind nicht so sylphenhaft. Das künstliche, raffinierte Veilchenparfüm hat nie solche Zartheit wie der Duft eines ganz kleinen natürlichen Veilchens.

Ich liebe Jakobowski innig, wenn er anspruchslos schlicht seine kleinen Freuden, eine Erinnerung an die Kindheit, ein Stückchen verklärte Gegenwart in scheinbar kunstlose Verse bringt.

Wir wandelten still durch die sonnige Heide
In tiefem Sinnen zum Städtchen zurück.
Altweibersommer webte wie Seide
Dir blitzende Fäden ins blonde Genick;
Ein Kätzlein huschte grad zwischen uns beide.
Wem ist's zum Leide?
Wem bringt es Glück?

Ein lieber leiser Humor aus gutem goldenen Herzen bricht durch diese leiderfahrenen Verse; etwa wenn er schildert, wie er am heissen Sonntagnachmittage vom Fenster aus vor der Hausthüre seine Wäscherin Marie stehen sieht und neben ihr einen Berliner Grenadier, und nun bewundert der gute kleine Jakobowski den langen, strammen Bengel und die breiten Schultern des kräftigen Mädchens und meint innig:

Ach, das gäb' ein gutes Paar,
Dass sie Gott zusammenführe,
Segen gäb' es Jahr für Jahr.
Unser Land braucht Grenadiere.

. . . Die ganz jungen, zarten Mädchen versteht er gut in seinem Kinderherzen:

Die Eltern im Bette schliefen tief,
Als hinter dem Walde der Kukuk rief.
Da horchte sie still zum Fenster hinaus:
„Liebster, wie lange bleibst du noch aus?"
Die Augen lachten in blauem Glanz. —
Sie küsste das Brüderchen, ihren Hans.

oder das kleine dämliche Mädchen hört er plappern:

„Und der Nachbarssohn, der Rupprecht,
Wie oft der des Tages kam,
Denn wir spielten in dem Hausflur
Immer Braut und Bräutigam.
Und der grüne Puppenwagen,
Das war unser grösstes Glück.
Unsre Kinder schliefen drinnen,
Meine Puppen, dreizehn Stück."

Das ist das vertrauende, treue Gemüt; liebenswürdige Seele. Es ist ihm Waffe und Stärke. Er spricht nie wie ein Moralist, sondern er versteht alles und verzeiht alles, und auch Laster und Fehler begreift er mitleidend:

„Und ich lese Blatt für Blatt.
Eine unbekannte Seele
Ringt aus Sünde sich und Fehle,
Und das Herz wird doch nicht satt.
Keiner, der dein Köpfchen nahm,
Der dein Elend mitgelitten,
Bis der Tod mit harten Schritten
An dein junges Lager kam.
Wüsst' ich, wo dein Hügel steht,
Ueber Länder, Ström' und Brücken
Wollt' ich meine Sehnsucht schicken."

Echter Volkston konzentriert oft einen langen Roman in ein paar Worten:

„Beugt sich mein Mann
Zu mir hernieder,
An dich denk' ich dann
Und küsse ihn wieder,
Und träume in seinen
Armen so hin,
Und muss dann weinen
Wie schlecht ich bin." . . .

Frühzeitig hatte Jakobowski einen Freund an Karl Busse. Ihm widmete er die ersten Gedichte. Der gutbegabte, freimütig raisonnierende, frische blonde Jüngling hatte das ganze Herz des zarteren, stillen Freundes. Busse hat später Jakobowski skrupellos angegriffen mit der lauten Unvornehmheit eines neidvoll ehrgeizigen Litteraten; Jakobowski schwieg vornehm still . . .

Ausser den analysierten Erlebnissen arbeitete an der Lyrik Jakobowski's noch intimere Erfahrung. Sie trieb ihn noch mehr in sich hinein und machte tief. Aber in ihr lag noch mehr die Gefahr schleichender Bitterkeit und die grosse Klippe dieser zarten Lyrik, allzuviel Wehleidigkeit. —

Jakobowski's Liebesleben war nicht naiv, weil es nicht glücklich war. Oft klagt er wohl, was er leidet, aber öfter täuscht er sich etwas vor. Sein mächtiges, impulsives Temperament forderte starke, gewaltige Leidenschaft. Doch er war nicht schön oder stattlich. Mit der Selbstironie, die aus einer Wunde kommt, wie der Blitz aus zerrissener Wolke, schildert er sich übertrieben „halb Affe, halb Faun, mit Negerstirn' und dicker Kalmückennas'". Er stiess zudem mit der Zunge an, seine „K-Tragödie", dass er im Leben nie ordentlich habe „Küssen und Kosen" sagen können.*)

Nur die neun platonischen Trösterinnen liebten treu; aber wir haben Erdenliebe nötig. Der Dichter kann wie das Kind nur in einer Atmosphäre von Wohlwollen gedeihen.

Da klagte er denn:

Was giebst du mir, du deutsches Land,
Für meine reichen Gaben?
O schütt' mir Liebe in die Hand,
Nur Liebe möcht' ich haben.

*) Ein reizender kleiner Zug, den eine Zeitung von einem in Breslau gehaltenen Vortrage Jakobowski's berichtet hat, darf hier vielleicht vor dem Vergessen bewahrt werden. Jakobowski las in einem Vereine seine Gedichte vor und brachte die Verse ausgezeichnet zum Verständnis. Unter den ihn Beglückwünschenden fand sich noch ein eindringlicher Litteraturfreund mit einigen verständnislosen Worten ein. „Herr Jakobowski, Sie haben Ihre Sache wirklich sehr gut gemacht. Es war grossartig! Es war wunderschön, es war ganz famos! Und Sie haben gar nicht gestottert dabei." „Das ist na-na-natürlich", sagte Jakobowski, „ich sto-sto-stottere nur, wenn der, mit dem ich spre-spre-spreche, — mir unsympatisch ist!"

O deutsches Land, du schlimmes Land,
Was schenkst du deinem Knaben?
Zum Leben eine Handvoll Sand
Und Sand auch zum Begraben.

musste er sich schon in früher Jugend herum- n mit den Zweifeln und armen Grübeleien, ı heissen Trieben und mit Brotsorgen, die wie Heere grauer Spinnen auf uns loskriechen s in Netze einspinnen, dass wir keine Sonne

äter kamen dann die protzenhaften Gönner und linislosen Verehrer, denen man noch demütig muss, und die kakozelischen Feuilletonjuden, ihre Federn als Waffe gebrauchen, heimlich äcken und öffentlich mit ihrer „Anerkennung" mittieren. Das tiefe Elend unserer verächtlichen rtschaft . . . Da ward er hineingezogen, früh- :ch frühes Leiden; auf dem Berliner Litteratur- nitwirkend mit jener zarten Ehrlichkeit, die immer eigene Haut zu Markte tragen kann . . .

suchte die seltene schlichte Wärme, die ıdschaft ehrlicher Menschen, treu wie er selber. für tausend Surrogate: weltstädtische Erregungen, öse Frauen mit verborgenem Dirnengeiste, :he oder unglückliche Liaisons, „dionysische e" genannt — nur nicht die einfach starke schaft, die ein ganzes Mannesleben ausfüllen und ı kann.

in letztes Buch war noch wie sein erstes ein ch Glück. Es behandelte wie alle früheren das eines Erniedrigten, und zwar war es hier das der verschmähten reinen Liebe, die zu Hass ache wurde, bis sich langsam, langsam ihre ıng zu grosser Vergebung vollzieht. — Ich ein paar schöne Zeilen:

Meine „liebe Sorge" nannt ich dich,
Meine Sorge warst du bitterlich.
Manchmal hat ein Traum mich übermannt
Jnd ich sah dich dann in fremdem Land.
Jnd ein trauriger Cypressenbaum
Rauscht gewiss in deinen letzten Traum.
Endlich vergass ich Liebe, Leid und Last,
Die Schmach blieb leben, grenzenlos gehasst,
Sie lebt in mir, sie hasst in mir.

ɔr dieses letzte Bekenntnisbuch schrieb er den .:

Es war wie Sterben, als ich's lebte,
Es war mir Tröstung, als ich's schrieb;
Wer je in gleicher Bängnis lebte,
Der nehm es hin und hab es lieb.

· war weder fertig, noch hatte er resigniert.

5.

ie Rassenerfahrung war bei diesem Dichter das e Erlebnis: Der Kampf der Mischung der not- ten jüdischen Eigenart mit den reinsten Elementen ermanischen Natur. Alle andere Erfahrung lisiert um diesen Kern.

s hinein in die naive Liebeslyrik zittert jene ge Gärung. Als er das goldene Kreuz seiner Liebe küsst, denkt er sogleich an seine Ahnen, lleicht auf dem Scheiterhaufen sterben mussten: ɔnch mit dem Kreuze davor. Die Geliebte legt ild in ihr Gesangbuch; nun grübelt er wieder r nach, wie jetzt er, der verlassene Jude, im chen Dome mitsingen werde. . . .

ne sehr vornehme Dame liebte ihn. Diesem ı Roman verdankte er seine bedeutendsten Ge- dichte. Die Art nun, wie er dieses Liebesglück auskostet, lässt die Einmischung der in langen Leiden eingeätzten sozialen Gefühle erkennen. Einer starken Liebe kommt die soziale Aussenseite eines menschlichen Bundes nicht zum Bewusstsein; wenigstens weiss das Gefühl nichts davon. Hier aber treiben hinter dem Liebesaffekt noch tiefere Unterströmungen, die ihn plötzlich unterbrechen, ganz erschreckend, ganz unvermittelt. Er giebt sich dann fast wie Rachedurst oder wie Triumph eines lange Unterdrückten, oder wie leise Bitterkeit, die sich nun nicht mehr recht freuen und doch nicht vergessen kann und misstrauisch ist in aller Hingabe. Wenn die Geliebte einen ungeschickten Bauernknecht zu unfreundlich grüsst, so zuckt der Liebende zusammen, oder er findet einen „Witz der Weltgeschichte" darin, dass das Blut, das vor ihm sich demütigt, einst seine Ahnen misshandelt habe. Nur ein so wunder, kranker Stolz sieht in der Liebe noch Demütigung.

Bei jedem anderen Dichter würde es uns wie leise Renommage des Emporgekommenen verletzen, wenn er von den Schlössern, den Schmucksachen oder der Komtessenschaft der Geliebten spricht. Detlev Liliencron mag allenfalls mit seiner „kleinen Komtesse" junkerlich renommieren; ihm steht das. Aber schon bei Karl Busse sieht es halb unvornehm-unritterlich, halb dummejungenhaft aus, wenn er seine Poussage mit einer Baronesse in Gänsefüsschen lyrisch auskostet.

Bei Jakobowski ist die Empfindung thatsächlich kompliziert und von vornherein durch einen tieferen Konflikt beunruhigt; ein Stückchen Seele ist noch unfrei; die lange Nacht hinterliess eine Spur.

6.

Im letzten Lebensjahre hob sich bei Jakobowsk eine letzte Liebe heraus: Goethe.

Ein dunkelgewöhnter, lastenschleppender Jude und ein glückverwöhnter heller „Renaissancemensch"; der immer wühlende Ahasver und der beruhigte Apolliniker — keiner war ihm ursprünglich entlegener, und doch, das liebte er, dahin wollte er.

So sass er denn tagaus tagein an seinem Schreibtische oben in der Wilhelmstrasse im lauten Berlin und machte Auszüge aus Goethe und schickte billige Volkshefte ins Land hinaus.

Es wurde sein Lieblingstraum, dass in jedem deutschen Bauernhause neben der Bibel und dem Gesangbuche ein Bändchen Goethe, zum Preise von zehn Pfennigen, liegen werde.

Es war die Tragik dieses Mannes, dass er zu lange in die Opposition gedrängt wurde. Wer nicht voll anerkannt ist, kann nur sehr schwer anerkennen. Alle „Kritik" vollends ist nur Daseinskampf und aus gepressten Juden müssen neue Pressjuden werden. Aber auch die Kunst ist in manchem Leben nur Notausgang.

Ich glaube an Ludwig Jakobowski's Berufung. Er war gross und schön und zur Kunst geboren. Aber es wirkten doch spätere Motive ein, die den reinen Künstlerwillen krampfhaft machen und die gedeihliche Selbstbesinnung, die Bescheidung und reife Gerechtigkeit stören, weil sie jede Entwickelung künstlich verfrühen.

In glücklicherem Boden und bei grosser Ruhe hätte jedes Werk langsamer reifen, aber im einzelnen sich vollenden können . . . .

Unter uns deutschen Juden dürfen nur Erlesene ihr Leben dem Dichterlose hingeben. Die Konflikte,

durch die wir hindurch müssen und an denen die meisten zu Grunde gehen werden, können nur in ganz selbstsicheren und zweifellosen Talenten und nur durch sonnenklare, starke, durchdringende Intelligenzen überwunden werden, ohne dass die edelste Seele Flecken ansetzt. Und Glück gehört vor allem anderen dazu, viel Glück. —

Wir sollen einen ehrenhaften Grabstein uns erwerben mit doppelt soviel Kraft und doppeltem inneren Rückhalt, als ein Künstler, der im Boden eines altvererbten festen Volkstumes eingeboren, eine uralte Tradition schlicht empfängt und fortpflegt, nicht aber unter Schmerzen in neue Kulturen hineinwachsen und ihnen als Ferment dienen muss.

Auch an Jakobowski sehen wir die peinliche Tragik, dass ein kerndeutscher, kindlich naiver Dichter die ganze Naivität des Schaffens darüber einbüssen kann, dass er in die Lage versetzt wird, sein Deutschtum auch noch ausdrücklich ausweisen und durch unkeusche Beteuerung unterstreichen zu müssen. In einer so bedrängten Seele staut sich die lebendigste Anschauung und frischeste Regung immer wieder an der dunklen Begleitvorstellung: „Du kannst machen was du willst, du gehörst doch nicht mit dazu.“

Du kannst viel deutscher sein und das Erhabene oder Innige der deutschen Volksseele in deiner Persönlichkeit lebendiger verkörpert tragen, als der echteste Oberbayer oder Niedersachse mit fanatischem Parteideutschtum und Heimatstendenzen, du wirst doch als Fremdling behandelt, künstlich isoliert und zum Asiatismus gedrängt werden. Du gehörst nun einmal zu den Gemiedenen, du bist Opposition und musst es sein, oder dich entwürdigen und verzehren lassen. So wird die unkünstlerische Tendenz und das moralistische Pathos dem Künstler notwendig aufgedrängt, und alles ist vielleicht Heimatsehnsucht, Pietät, Ehrfurcht, Familiensinn, Konservativismus, Sesshaftigkeit in seiner Seele. Gerade eine Natur wie die Jakobowski's ist vielleicht die deutscheste unter allen modernen Lyrikern gewesen. Es ist kein Paradoxon, dass gerade die grossen Deutschen von jüdischer Abkunft das Wesen des deutschen Volkstumes am innigsten ergreifen und am reinsten aussprechen müssen. Es ist das etwa, wie wenn virulente Bakterien, die in einem alten Organismus, der sich an sie gewöhnte, überhaupt nicht mehr bemerkbar zu machen sind, in einen neuen Organismus gelangen und nun alsbald gewaltig aufleben.

In diesen jüdischen Deutschen aber muss derselbe Zwiespalt entstehen wie in der Seele Heine's. Die Verbindung von bisher geschiedenen (im Kerne übrigens nahe verwandten) Elementen, die noch keinen neuen, festen Niederschlag fassten, sondern noch explosibel gären als ein labiles Gemenge, macht die deutschen Dichter von jüdischer Abkunft dem Psychologen stets interessant.

Keiner von ihnen kann schon die Vollendung eines neuen Typus bilden und als Vorbild nachgeahmt werden - - — solche Nachahmung wäre verhängnisvoll und nicht wünschenswert. Sie sind eben Spezifika; einzelne, von dem interessanten Reize einer Rassen- und Kulturkreuzung.

An den Kreuzungen aber studiert man am besten das Wesen der Rasse. Rembrandt, der wahrscheinlich halbjüdischer Abkunft war, ist uns heute der typische Niederdeutsche: wie etwa in Paul Heyse's Dichtung ein spezifisch deutscher Kern liegt.

So waren die Juden Gambetta, d'Israeli oder Manin die edelsten Patrioten Frankreichs, Englands und Italiens.

Jakobowski war deutsch, so durch und durch wie Heine oder Börne oder Auerbach. Er lebt in der deutschen Litteraturgeschichte fort als die kreuzehrliche, treue, lautere Seele, wie ihn Clara Viebig gezeichnet hat in ihrem Romane: „Es lebe die Kunst.“

Auch ein junger Dichter, Herr Otto Reuter aus Oldenburg, hat über ihn eine kleine Monographie in diesem Sinne geschrieben.

Und doch zeigte sich die Tragik dieses Lebens bis zuletzt. Noch der Sterbende musste für sein Deutschtum um Anerkennung und Erlaubnis ringen.

Als Berthold Auerbach starb, der als erster das inaugurierte, was man heute mit dem tristen Schlagwort „Heimatkunst“ bezeichnet und der nun unter den Schwarzwaldtannen seines Heimatdorfes begraben liegt, da sagte er auf dem Sterbebette unter Thränen: „So hätte man nun sein ganzes Leben als Deutscher gearbeitet und seinem Volke ein Stück Kultur geschenkt und nun heisst es zuguterletzt: Schieb ab, Jud', du gehörst nicht dazu.“ —

Dies wurde zum Schlusse auch dem armen Jakobowski noch gesagt und zwar durch Herrn Adolf Bartels, dessen litterarische Kompetenz sich auf der Thatsache aufbaut, dass er im selben Nest die ersten Höschen trug, in dem auch der arme Hebbel geboren zu werden das Unglück hatte . . .

Es ist die tristeste Wahrheit der Psychologie, dass im Dichter wie in keinem anderen Menschen die Heimat, die frühesten Associationen, das Vaterland und die Herkunft für das Leben bestimmend werden — aber das fällt nicht ins Bewusstsein und hat das Bewusstsein des Schaffenden gar nichts anzugehen.

Unsere Deutschesten waren Kosmopoliten oder lebten im Geiste in einer ganz fremden Kultur, in Griechenland oder in Indien. Unsere Undeutschesten aber haben es niemals an parteifanatisch deutschtümeliger Allokution fehlen lassen.

Die letzten Worte, mit denen Ludwig Jakobowski von der Erde Abschied nahm, lauten:

„Unter der Ewigkeit der Gestirne ein Stündlein spazieren gehen, ein Leid zu eigenem Heil fromm verarbeiten, ein bisschen Poesie erleben und, wenn's Gnade ist, auch niederschreiben, seine Kraft in Gelassenheit wachsen lassen und nach bestem Können seiner Nation hingeben . . . es ist wirklich gescheiter und macht innerlicher, als faule Kämpfe mit Gegnern bestehen, deren Waffen nicht ganz mensurrein sind. Ob Herr Bartels mich einen Deutschen nennt oder nicht, ist gleichgültig. Darüber zu entscheiden gebe ich niemandem das Recht. Darüber entscheidet allein das Leben, sein Inhalt und seine Thaten.

An meiner Thür ist ein Sprüchlein Goethe's angenagelt. Das sage ich mir so oft her, dass es sich wie von selbst hier einstellt:

Hätte Gott mich anders gewollt,
So hätt' er mich anders gebaut;
Da er mir aber Talent gezollt,
Hat er mir viel vertraut.
Ich brauch' es zur Rechten und Linken,
Weiss nicht, was daraus kommt;
Wenn's nicht mehr frommt,
Wird er schon winken. —



S. J. KISCHINEWSKY.

Ein jüdischer Maler. Von J. Sacker, (Odessa).

Der Künstler S. J. Kischinewsky ist im Jahre 1863 als Sohn eines jüdischen Schriftstellers geboren. Aehnlich wie sein Vater, der seine litterarische Thätigkeit ausschliesslich auf das Gebiet jüdisch-nationaler Typen konzentrierte, wandte sich auch der junge Kischinewsky der Sphäre des Volkslebens zu, wobei er aber seinen hohen Kunstsinn nicht in die Schranken seiner eigenen Nationalität einengte, sondern darüber hinaus auf das weitere Gebiet russischen Lebens hinausging.

Eine ganze lange Reihe von Zeichnungen wie auch Oel- und Aquarellbildern bezeugt deutlich die Richtung, die der junge Maler in seiner künstlerischen Laufbahn mit Vorliebe eingeschlagen hat. Denn es sind immer entweder einzelne Typen oder ganze Szenen aus dem Leben der sogenannten „Bedrängten und Verstossenen", die er vor die Augen der Welt hinstellt. Diese Unglücklichen, denen der Druck der sozialen Verhältnisse ein ganz eigenartiges psychisches wie auch physisches Cachet aufgeprägt hat und die mit Recht die Parias der Gesellschaft genannt werden können, haben schon seit Jahrzehnten das Interesse der bedeutendsten russischen Schriftsteller auf sich gelenkt und den Hauptgegenstand aller Vorkämpfer in der Kunst bekannten jüngeren Maler gebildet.

Es ist zweifelsohne, dass diese nach zwei Richtungen — Litteratur und Kunst — ausgehende Strömung auf die Individualität des Künstlers ihre Wirkung nicht verfehlt hatte, um so mehr, da dieselbe in seinem Jünglingsalter, also in der Zeit der zartesten Gemütsempfänglichkeit, am stärksten zum Ausdruck kam. Doch beweist dies nur, dass die genannten Faktoren zur Anregung und Ausbildung seiner angeborenen Sympathien beigetragen, aber keineswegs sie erzeugt haben. Warum wäre er sonst nicht auch dem damals schon obwaltenden Realismus auf allen Gebieten der Kunst verfallen?



Betender Jude.
Studie von S. J. Kischinewsky.

Von allen Malern — auch christlichen Glaubens — die, wie er, von der Wirkung der litterarischen und künstlerischen Werke beeinflusst worden sind, ist er, so weit es uns bekannt ist, fast der einzige, der mit seinem bedeutenden Talent in den Dienst der Verstossenen und Obdachlosen tritt. Schon als er nach glänzender Absolvierung einer provinzialen Zeichenschule sich 1882 nach München, Rom und Paris



Ein Verkommener.
Studie von S. J. Kischinewsky.

begab und sein Künstlerauge an den grossen Werken der Meister bildete — zogen ihn am meisten die traurigen und finsteren Bilder der Arbeiter- und Bauerntragik von Millet, Bastian Lepage, L'hermitte, wie auch Israels und Max Liebermann's schöne Volksbilder an.

Worin finden wir die Erklärung hierzu? Liegt sie in der geheimen Sphäre der Individualität des Künstlers und seiner schöpferischen Kraft, oder vielmehr im intimen Trieb des Juden, seine Sympathie, infolge hier nicht zu erörternder Gründe, immer nur der Welt der Bedrängten zuzuwenden? Und erklärt sich nicht aus der angeborenen Eigenschaft des Juden, das Geistige dem Materiellen vorzuziehen, der Umstand, dass Kischinewsky immer nur die subjektive Seite des behandelten Sujets wiedergiebt, seine Gefühle und Stimmung, mit einem Worte seine innere Welt?

Denn es ist überhaupt ein Kennzeichen der jüdischen Künstler — wohin sie auch ihre Thätigkeit gelenkt haben mögen —, dass bei ihnen der Inhalt einer behandelten Frage, sozusagen ihre Seele, weitaus die Form überwältigt, dass die Innenseite die äussere beherrscht. Denn der Schwerpunkt der künstlerischen Schaffensfähigkeit der Juden liegt in ihrer treuen Wiedergabe der Gefühle und Gedanken des Individuums.



Kischinewsky in seinem Atelier.
Auf seiner Staffelei ein Oelbild „Interessanter Roman".

Einige Bilder des Malers verdienen besondere Erwähnung: „Ein Verkommener" zeigt uns den Typus eines vernünftigen, gebildeten Menschen, der in der gesellschaftlichen Hierarchie immer tiefer und tiefer herabsinkt, bis er endlich in jene Tiefen des menschlichen Elends hinabgestürzt ist, die Maxim Gorky jetzt mit so erschütternder Gewalt schildert. Er ist ein Invalide geworden, ein von dem Geleise der normalen, geregelten Verhältnisse Abgerutschter.

Von allen seinen früheren Eigenschaften, die dazu angethan waren, aus ihm ein nützliches Glied der Gesellschaft zu machen, blieb nur der Stolz übrig, mit dem er nun für alle Zeiten auf die Menschen herabblicken wird.

Auf einem anderen Bilde „Der Invalide" finden wir Einen, der durch die unheilvollste Einrichtung der Menschheit — den Krieg — zum Krüppel geworden ist. Sollte er auch fortan Charakterfestigkeit und Kraft genug besitzen, um sich im weiteren Leben aufrecht zu erhalten und nicht abwärts zu steigen — so ist es doch mit seiner Leistungsfähigkeit als thatkräftiges soziales Individuum zu Ende.

Wer das russische Leben überhaupt und seine rauhe Gesetzlosigkeit in seinen Dörfern speziell kennt, wird dem „Nach dem Gericht" betitelten Bilde seine Bewunderung nicht vorenthalten können. Wie da die zwei armen Bauersleute — Mann und Weib —, von fernem Dorfe hergekommen und nun müde, sonnenverbrannt und erschöpft mit dem Papier in der Hand sich an einen Polizisten wenden, um von ihm Aufklärung in ihrer Not zu erbitten. Den Moment, wo die Aermsten demütig und gebeugt vor dem vermeintlichen Gerechtigkeitsdiener stehen, und wo letzterer ihnen gegenüber eine stolze, selbstbewusste Haltung hervorkehrt, hat der Künstler wunderbar zur Darstellung gebracht.

„Die Bittschrift" zeigt uns die traurige Lage, in die eine Frau durch das rohe, abnorme Verhältnis der Geschlechter zu einander gerät. Sie hat ihren Gatten oder Liebhaber in seiner Kneipe aufgesucht, um von ihm ein paar Groschen für die im Hause hungernden Kinder zu erbitten. Nun hat aber der zärtliche Familienvater das Geld für sich selber verbraucht und hat noch obendrein seine Frau, die ihm vielleicht deswegen einige Vorwürfe zu äussern wagte, tüchtig durchgeprügelt. Ein Advokat, der zufällig in die Kneipe hereinkam, hört ihrer traurigen Erzählung aufmerksam zu.

Ein anderes Bild „Das Gefängnis" zeigt uns Ge-

stalten, deren sehr geschickt gezeichnete Abbildungen ihr Leben und Treiben noch „auf freiem Fuss“ sehr deutlich zum Ausdruck bringen. Wir könnten fast mit Sicherheit feststellen, welcher Art die That gewesen war, die die Unglücklichen in diese „Vorhalle des Totenhauses“ gebracht hat. Manche dieser Typen sind von geradezu frappanter Wirkung.

Ebenso wie die bereits erwähnten sind auch die übrigen, demselben Ideenkreise und derselben Gefühlsquelle entsprungenen Pastell- und Aquarellbilder, deren Aufzählung zu viel Raum einnehmen würde, dem russischen Volksleben entnommen, die verschiedenartigsten psychologischen und sozialen Probleme zum Ausdruck bringend. Es ist dem Künstler als ein grosses Verdienst anzurechnen, dass es ihm gelungen ist, unsere Sympathie und unser Interesse für diese Lebenserscheinungen zu erwecken. Denn er malt die mannigfachen Gestaltungen des Lebens einfach, ohne die Phantasie dabei mitspielen zu lassen, er malt sie, wie er sie sieht und mit seiner empfindungreichen Seele auffasst, und dies mag wohl der Grund sein, dass seine Bilder nie den Weg zur Seele des Beschauers verfehlen. Ist das Geschick der von ihm dargestellten Personen traurig und finster, so ist auch seine Darstellung in grau-schwarz gehalten. Und deshalb verstehe ich die russischen Kritiker nicht, die ihm daraus einen Vorwurf machen.

Wer die grauen, düsteren Erscheinungen des Alltagslebens wiedergeben will, kann schwerlich den verklärten Hauch einer sonnigen Lichtsphäre auf seine Bilder heraufbeschwören. Er muss seinen Pinsel in Schwarz tauchen, weil das Elend der Wirklichkeit auch finster ist und weil natürlicherweise alle Tiefen dem Licht fern bleiben müssen. Wir möchten nicht den Gedanken aufkommen lassen, dass wir die vermeintliche Vorliebe des Malers für Schwarz-grau in Schutz nehmen: wir wollen aber nur hervorheben, dass dies keineswegs als Vorliebe, sondern vielmehr als Konsequenz seiner künstlerischen Richtung anzusehen ist. Wer wird z. B. Armut und Unglück mittelst der Farbenpracht eines Makkart wahrheitsgetreu darstellen können? Liegt nicht selbt über Murillo's „In der Sonne ruhendem Bettler“ mehr Schatten als auf seinen Madonnen? Bildet auf den Arbeiter- und Bauernbildern der französischen Maler, die doch sonst in strahlenden Lichteffekten nach Herzenslust schwelgen, nicht das Schwarzgrau den Vordergrund? Und hat nicht Roll, der berühmte Autor des düsteren Cyklus: „Streik“, „Arbeit“ und „Krieg“, anderweitig die verschwenderischste Farbenpracht kunstvoll zur Anwendung gebracht? Wer wird denn eine pittoreske Gegend des Morgenlandes, eine Szene aus dem Landleben oder das Portrait einer Salondame in dekorativer Beziehung mit den Bildern sozialen Elends vergleichen wollen?

Im Gefängnisse, in Spital und Kneipe werden leider die farbenreichen Lichteffekte in abgrundtiefe Finsternis umgewandelt. Wer also ein Kunstwerk nicht nur nach seiner effekterregenden, prunkenden Seite beurteilt, sondern sein Wesen, seinen Inhalt, die Individualität des Künstlers darin sucht, wer mit seiner Seele in die Seele des Bildes hineindringt, wird vor diesen Bildern tief erschüttert und festgebannt dastehen, denn der Künstler hat es verstanden, seine Werke voll und ganz in Gefühlsatmosphäre zu tauchen und ihren warmen Hauch darüber zu breiten. Und doch . . . .

Wie hoch wir auch das schöne Talent des Malers



Die Bittschrift.
Nach einem Oelgemälde von S. J. Kischinewsky.

preisen, können wir doch nicht umhin, einen Vorwurf zu äussern, der eher den Menschen in ihm als den Künstler betrifft. Es wäre seine völlige Gleichgültigkeit dem Judentum gegenüber. Merkwürdigerweise hat er, selbst Jude, kein Auge für jüdisches Leid. Und doch ist ja kein Land mehr als Russland dazu geeignet, die mannigfaltigsten Gradationen und Schattierungen unseres



Russischer Jude.
Originalzeichnung von S. J. Kischinewsky.

Märtyrertums zu liefern. Hätte Kischinewsky unter den russischen Juden kein analoges Beispiel zu seinem geistig und moralisch verkrüppelten Menschen, zu seinem „Verkommenen“ finden können? Weiss er unter seinen Glaubensgenossen keinen, der mit den glänzendsten Fähigkeiten begabt, von idealstem Streben beseelt, hohen Zielen zueilte, und unter dem Druck der Verhältnisse zusammensank und unterging? Wüsste er niemanden ausser dem Russen, der, Weib und Kind im bitteren Elend zurücklassend, in den Krieg zog, um sein Leben zu opfern, er, der gepeinigte Stiefsohn des Landes, das von ihm alle Opfer eines liebenden Kindes verlangt. Hat er nie unter den verurteilten „Bedrängten“ einen Juden gesehen, der doch wohl auch mit in das „Totenhaus“ geraten sein muss?

Oder sollte unser Künstler, dessen Individualität doch selbst das Produkt der ausgebreiteten und differenzierten Kultur ist, nur in dieser Beziehung die russische, in Litteratur und Kunst herrschende Strömung sich fern halten wollen? Denn die Litteratur hat schon lange aufgehört, einen Menschen als ethnographischen Typus, als Charakteristikum einer gewissen Gegend aufzuweisen; sie befasst sich jetzt mit dem Menschen als solchem, als Individuum, dessen innere Organisation auch eine Welt ist, eine Welt mit kalter und heisser Zone, mit bekannten und unentdeckten Gefühls- und Gedankenregionen.

Auch die neueste russisch-jüdische Litteratur liefert uns eine ganze Reihe wertvoller Genrebilder aus dem jüdischen Volksleben mit all' seinem Streben und Kämpfen, seinen Freuden und Qualen.

Giebt es denn in Odessa, wo er seinen festen Wohnsitz hat, keine Juden, die der empfindungsreichen Seele des Künstlers ein tieferes Interesse einzuflössen vermochten, als das, welches er in Bildern wie: „Der betende Jude“ und „Der Jude im Talles“ zum Ausdruck gebracht, die nur als bildliche Vorstellung des Judentums dienen können, aber keinen Einblick in seine Seele gewähren? . . . .

Wir geben uns der Hoffnung hin, dass Kischinewsky mit seiner Vorliebe zu dunklen Farben sich bald mehr diesen „aus aller Lichtwelt Ausgewiesenen“ zuwenden wird . . . .

Psalm 137.*)

Weinend sassen wir an Babels
Wassern, sehnsuchtzitternd schaute
Unser Herz gen Zion, — — stumm hing
An den Weiden uns're Harfe:

Frohsinn wollt ihr seh'n, ihr Wächter?
Zions Lieder wollt ihr hören? —
Nimmermehr im fremden Lande
Tönt das Preislied uns'res Gottes!

Lechzend klebe mir die Zunge
An dem Gaumen, und es welke
Meine rechte Hand, vergäss' ich
Jemals dein, Jerusalem. —

Mög' auch Gott nicht dein vergessen,
Edom, und Vergeltung üben
Für den Tag Jeruscholayims,
Das in Trümmer du verwandelt,

Und da uns'rer Kinder Häupter
Lachend du am Stein zerschmettert — —
— Heil dem, der Vergeltung übet
Auch an dir einst, Tochter Babels!

E. Simonson.

*) Im Versmass der bekannten Heine'schen (dritten) Strophe übersetzt.

EINE GHETTOSTIMME UEBER DEN ZIONISMUS.

Von Dr. Max Mandelstamm (Kiew).

Jedesmal, wenn ich über den Zionismus reden soll, beschleicht mich ein Gefühl der Beklemmung und des Unbehagens. Unsere Gegner sind, trotz allem, nicht zu bekehren; unsere Anhänger bedürfen kaum einer neuen Anregung; die grosse Zahl meiner Glaubensgenossen, welche von der zionistischen Bewegung schlecht oder überhaupt nicht unterrichtet ist, kümmert sich viel eher um die Zahl der bei den Buren erbeuteten Rinder und Transport-Wagen oder der auf Geheiss der kulturspendenden Mächte aufgeschlitzten Mandarinen-Bäuche, als um das Schicksal ihres eigenen Stammes, und nimmt kaum ein Blatt zur Hand, welches das Leben und Treiben desselben bespricht. Nichtsdestoweniger aber erfülle ich meine Pflicht und rede.

Die zionistische Bewegung ist eine jüdische Volksbewegung, die immer grössere Kreise um sich zieht. Das Anwachsen derselben unterliegt nicht dem geringsten Zweifel und kann, wenn nötig, statistisch erhärtet werden. Es wäre mithin ebenso widersinnig, den Beweis ihrer Existenz-Berechtigung zu verlangen, wie es widersinnig wäre, vom Wildbach zu verlangen, dass er nicht eher den Berg herabstürze, bis nicht der Beweis erbracht sei, dass da unten im Thal für ihn ein Flussbett in Bereitschaft liege. Der Zionismus existierte und existiert, ohne uns erst um unsere Einwilligung zu fragen. Der Zionismus hat seine Führer geschaffen und nicht umgekehrt. An uns liegt es nur, nachzuweisen, warum er entstanden und vorhanden, ebenso wie es Sache des Naturforschers ist, dem mächtigen Schneefeld auf hohem Berg nachzuspüren, das den Ursprung und Sturz des Wildbachs bedingt.

Der Zionismus ist eine historische Notwendigkeit. Er ist die Notwehr eines Volkes, welches nicht sterben will und dennoch nicht leben kann, falls es unter jetzigen Verhältnissen weiter fortvegetieren müsste. Er bricht sich Bahn über Stock und Stein, über Geröll und durch Geklüft, und schafft sich ein Flussbett kraft des Gesetze der Schweres und des geringsten Widerstandes.

Die zweck- und ziellose Auswanderung der Juden nach aller Herren Ländern, welche faktisch seit zwanzig Jahren vor sich geht, hat die unglückselige Judenfrage nicht nur nicht gelöst, sondern selbst da aufgerollt, wo sie bis nun entweder in geringem Maasse oder gar nicht vorhanden gewesen: diese Auswanderung soll durch den Zionismus in eine zielbewusste, allmähliche Besiedelung Palästinas, ihres einstigen Heimatlandes, umgestaltet werden. Anstatt überall eine beherrschte, geknechtete Minderheit zu sein, sollen die Juden auf eigenem Boden eine freie Mehrheit, in die Zahl anderer, sich selbständig auslebender Kulturvölker eingereiht werden, dadurch die ihnen gebührende Achtung sich verschaffen und indirekt die Lage und Stellung derjenigen Glaubensgenossen aufbessern, welche in ihren jetzigen Vaterländern zurückbleiben wollen und werden. Der Zionismus verlangt nicht, dass die 10 Millionen Juden, die auf der ganzen Erdkugel zerstreut leben, sämtlich nach Palästina übersiedeln, sondern dass die 10 Millionen Juden der ganzen Erdkugel denjenigen zahlreichen Stammesgenossen helfend beispringen, welche, unter den unmöglichsten Verhältnissen lebend, moralisch, geistig und körperlich verkommen müssen und zu Parias herabgedrückt werden. . . .

Es hiesse die Geschichte der Juden verleugnen, ihr Martyrium in Vergangenheit und Gegenwart gänzlich ignorieren, wollte man — wie es leider bis jetzt geschieht! — den Zionismus als Verrücktheit, zum mindesten als Utopie stempeln und verschreien. Viel eher klingen utopistisch die Hoffnungen unserer gegnerischen Glaubensgenossen, die in ihrer Naivität von der alleinseligmachenden Kultur das Verschwinden nationaler und religiöser Vorurteile mit solcher Sicherheit erwarten. Kultur und moralischer Fortschritt bedingen sich gegenseitig durchaus nicht: während von ersterer mit grösster Entschiedenheit behauptet werden kann, dass sie Riesenfortschritte macht, lässt sich von der letzteren überhaupt nicht sagen, welche Richtung ihre Magnetnadel einschlägt; und nur von moralisch geläuterten, nicht aber von bloss kulturell fortschreitenden Völkern ist ein gerechter Ausgleich nationaler und religiöser Gegensätze zu erwarten. Sonderbarerweise waren die nationalen Gegensätze nie so zugespitzt, wie grade in der Gegenwart.

Der Zionismus ist praktisch eine force majeure, die nicht an dem Widerstande der arischen Völker oder der Türkei, sondern einzig und allein an dem Widerstande der Juden selbst zer-

schellen könnte, mithin realisierbar: theoretisch ist der Zionismus eine soziale Lehre, welche auf 2000jähriger Erfahrung und Beobachtung beruht. Es wurde mit den Juden in sämtlichen Laboratorien der Welt herumexperimentiert. Die grässlichsten Vivisektionen nahmen und nehmen kein Ende und deshalb gründen wir, Zionisten, Vereine — Tierschutzvereine! — und rufen den Völkern zu: „Genug des grausamen Spiels, es muss anders werden! . . .“

Es giebt Menschen, die aus Furcht vor dem Tode einen Selbstmord begehen. Dass aber Menschen aus Lust zum Leben einen moralischen Selbstmord begehen — giebt's eine grössere Verkennung des Lebenszweckes und zugleich eine grössere Feigheit? Und diese Feigheit hat nicht sowohl die jüdischen Volksmassen, als gerade die wohlhabendsten und intelligentesten Kreise des Judentums ergriffen. Darin liegt unsere Volksschande. Der Auflösungs- und Zersetzungs-Prozess innerhalb des Judentums geht jetzt erschreckend rasch vor sich. Dafür leben wir ja im Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität. Das Fleisch des Mammuttieres, welches sich Tausende von Jahren unter der sibirischen Eiskruste frisch konserviert, zersetzt sich sofort unter Luftzutritt und Einwirkung von Mikroben. Die Eiskruste der Ghettomauern ist zum Teil eingeschmolzen und das Judentum einem rapiden Fäulnisprozess preisgegeben. Aus der Sklaverei des Leibes ist es in eine Sklaverei des Geistes verfallen. Mit dem langen „Kaftan“ und den gekräuselten Schläfe-Locken wirft der Jude leichten Herzens auch sein jüdisches Gewissen über Bord, eignet sich alle Untugenden seiner Umgebung an und entäussert sich aller guten Sitten, die seinen Stamm jahrhundertelang wetterfest gemacht hatten. Vom Gottesdienst und den religiösen Festen, angefangen bis zum Wechsel der Vor- und Familiennamen, bis zur Taufe, bis zu den krassesten sinnlichen Excessen, hat sich ein Teil des maassgebenden Judentums derart seiner Umgebung angepasst, dass man nicht recht weiss, worüber mehr zu staunen sei: über die falsche Legende vom kritischen Verstande der Juden, über ihre Nachahmungsfähigkeit, welche die Leistungen der entwickeltsten Affen überbietet, oder über ihre Selbsterniedrigung, welche sie zu widerlichen Hanswursten stempelt und gerade in denjenigen Kreisen verächtlich macht, in die sie sich hineindrängen möchten. Durch eine besondere Verirrung der Begriffe glaubt ein anderer Teil, und zwar der intelligenteste, des führenden Judentums, sich dadurch zu einer höheren Lebensauffassung emporzuschwingen, dass er sich in den Dienst der ganzen Menschheit stellt, Allmensch, Kosmopolit wird. Vor allen Dingen thut er nun diese Allmenschheit dadurch kund, dass er seine Provenienz verleugnet und unter fremder Spitzmarke auf die Arena tritt: „made in Germany!“ Der grobe Denkfehler, den diese Denker begehen, besteht eben darin, dass das Allmenschtum überhaupt ein Unding ist, eine theoretische Abstraktion, ein Lichtenberg'sches „Messer ohne Klinge, an dem der Griff fehlt“; de facto also besteht der Kosmopolitismus dieser Herren bloss darin, dass sie sich, coûte que coûte, der sie beherrschenden Mehrheit anschliessen, Russen, Polen, Deutsche, Franzosen werden, nur nicht Juden bleiben wollen, wobei es doch klar ist, dass sie bei dieser künstlichen Häutung blos vom Regen in die Traufe geraten; denn Franzosen allein, oder Russen allein, oder Deutsche allein machen ebensowenig die ganze Menschheit aus, wie Juden allein. Und da erleben wir nun das komisch-tragische Schauspiel, wie diese kosmopolitelnden Juden für alle Welt, für „die geistige und ökonomische Hebung des russischen Kazappen“ oder des polnischen Bauern sich in Dienst stellen, womöglich sogar für den Kongo-Neger, wenn kein anderer sich dazu hergiebt, nur für die Millionen darbender Stammesgenossen nicht . . .

Dieses internationale Hausierertum soll eben geläuterter Kosmopolitismus sein; ich nenne es bewussten oder unbewussten Selbstbetrug.

Dankbarkeit ist eine recht schöne Tugend. Wäre nun der Jude dafür dankbar, dass man ihm Wohlthaten erweist, ich würde es sehr beloben. Leider aber kennt seine Dankbarkeit selbst da keine Grenzen, wo man ihm teilweise bloss das wiedergiebt, was ihm von Rechtswegen gehört und was man ihm aus menschlicher Bosheit und Niedertracht jahrtausendelang vorenthalten hat. Eine solche Dankbarkeit, die sich obendrein durch eine totale Selbstentäusserung, durch ein Hinüberspringen ins feindliche Lager, durch ein Renegatentum manifestiert — ist Kriecherei. Wenn unsere vermeintlichen Gastgeber uns — Gott sei Dank! — nicht überall wie die tollen Hunde totschlagen, sondern bloss wie zahme Hunde behandeln — sollen wir ihnen dafür die Hand lecken?

Gegen diejenigen Juden, die es thun, gegen solche Mollusken ohne Rückgrat, deren Zahl

Legion — lehnen sich die Zionisten mit aller Entschiedenheit und Entrüstung auf. Wir wollen und werden das kämpfende Judentum des 20sten Jahrhunderts sein — wohlverstanden: ohne Kruppsche Kanonen und Panzerflotten. Mit offenem Visier werden wir für unser Volk und dadurch indirekt für die höchsten Güter der Menschheit einstehen. Wir werden zu den jüdischen Volksmassen hinabsteigen, um sie in freiere Regionen emporzuheben. Wir bedürfen keiner besonderen, neuen Heilslehren, um unser Volk moralisch zu läutern; auch brauchen wir uns die Liebe zum Wissen und zur Erkenntnis nicht erst von andern eintrichtern zu lassen; daran haben wir nie Mangel gelitten. Unsere Waffen wollen wir uns einerseits aus der Rüstkammer der neuzeitlichen Kultur und Wissenschaft holen, zu deren enormem Aufschwung wir unser Teil ehrlich beigetragen, — andererseits aber aus den vergilbten, halbvermoderten Talmudfolianten, diesen reichen Vorratsspeichern menschlicher Tugend- und Gerechtigkeitslehren: wir werden diese Schätze aus ihrer rauhen, versteinerten Kruste herausschälen, unserer Jugend als ethische Kost darbieten, auf dass aus ihr Männer, Charaktere erstehen, welche gefeit sind gegen Halbheit, Kleinmütigkeit und Feigheit, Gebresten die bis nun an Leib und Seele der Juden wie Geier nagen. . . . Unsere Menschenwürde wollen wir wiedergewinnen, und das können wir bloss dann, wenn wir sein wollen, was wir sind — Juden!

Es klingt wie bittere Ironie und zeugt jedenfalls für eine sehr mangelhafte bona fides, für ein Ueberwälzen eigener Schuld auf fremde Schultern, wenn unsere jüdischen Gegner behaupten, dass eigentlich sie die modernen Makkabäer im Kampf gegen Uebermacht, Unterdrückung und Rassenhass seien, während wir Zionisten das Hasenpanier ergreifen und nach Palästina flüchten wollen. Du grosser Gott! bei diesen Beschuldigungen und Verdächtigungen schwebt meinem geistigen Auge ein Bild vor, wo auf der grossen Heerstrasse, auf welcher alle Nationen und Natiönchen im freien Wettbewerb sich herumtummeln und austoben, der „ewige Jude", aus tausend Wunden blutend, an Händen und Füssen geknebelt, abseits vom Wege niedergestreckt daliegt, und der erste beste rumänische oder russische Bauernlümmel ihm im Vorübergehen mit seinem Thranstiefel einen neuen Rippenstoss versetzt und dieser zu Boden gestreckte Wurm ächzend und stöhnend ausruft: „Gam ze l'towo!" „Gam ze l'towo!" („Auch das ist zum Guten!").

Ist das euer Makkabäertum, eure Tapferkeit, ihr edlen, klugen Ritter, wenn ihr aus geschützten Schlupfwinkeln den Qualen dieses Elenden zuschauet und in sein „Gam ze l'towo!" augenverdrehend einstimmet?

Hoffet ihr wirklich durch dieses „gam ze" die Völker menschlicher zu machen?

Ist das Tapferkeit, wenn schon der Gedanke, dass man euren russischen oder deutschen oder französischen Patriotismus verdächtigen und darum die euch als Gnadenbrot hingeworfenen Rechte schmälern könnte, euer Blut gegen eine Bewegung in Wallung versetzt, die mit dem Patriotismus absolut nichts zu schaffen hat? Wie reimt sich dieser euer zur Schau getragene Patriotismus einerseits mit eurer Allmenschheit andererseits? Und was versteht ihr denn eigentlich unter „Patriotismus", dass ihr so demutsvoll vor ihm den Hut ziehet? Glaubt ihr etwa, die Vaterlandsliebe sei ein immanentes, naturnotwendiges Gefühl, wie etwa das Hungergefühl, und nicht vielmehr herangezogen durch eine laufende Reihe unzähliger Faktoren? Von der einfachen Anhänglichkeit zur Scholle, zur Heimat angefangen, einer Anhänglichkeit, die auch Tieren eigen und nur Gewohnheitssache ist, bis zur glühendsten Leidenschaft, für die man opferfreudig Gut und Blut einsetzt, kann dieser Patriotismus sämtliche Entwickelungsstufen durchmachen, je nach den unzähligen kulturellen und ethischen Imponderabilien, die ihn grosszüchten, je nach den gemeinsamen Zielen und Hoffnungen, denen wir in einem gegebenen Lande mit unseren Kompatrioten entgegenstreben, den Kämpfen, die wir zur Erlangung unserer sozialen Freiheit gemeinsam durchkämpfen. Diese Vaterlandsliebe kann aber auch umgekehrt bis zum Nullpunkt herabsinken, ja, in Groll und Hass ausarten, wenn, trotz meines ehrlichen Strebens, ich als Fremder, als Eindringling, als Schmarotzer an fremdem Leibe behandelt, wie ein Paria ausgestossen, verachtet, der primitivsten Menschenrechte beraubt werde und nicht die geringste Hoffnung hegen kann, dass es je anders werde. Niedrig ist es, in diesem Falle Vaterlandsliebe zu heucheln, und widersinnig, einen Kampf mit dunkeln Mächten aufzunehmen, die eine erdrückende Mehrheit bilden und meinen Appell an Menschlichkeit und Gerechtigkeit mit Kolbenschlägen erwidern. Wenn ich unter solchen Verhältnissen meinem Vaterland d

Rücken kehre und mein Zelt unter freierem Himmel aufzuschlagen trachte, so ist das ebenso feige, wie es seitens der Hugenotten feige war, nach Aufhebung des Nantes'schen Ediktes Frankreich zu verlassen und ihr Nest in Südafrika zu bauen. Merkwürdigerweise ist uns Zionisten der Vorwurf der Feigheit und des Mangels an Patriotismus bis nun christlicherseits erspart geblieben und nur von unseren gegnerischen Glaubensgenossen gemacht worden, die, stets plus pape que le pape, ihre Vaterlandstreue nebst borniertem Unterthanverstand auf Schritt und Tritt hervorkehren. Qui s'excuse — s'accuse!

Ganz ebenso steht es um die Bedenken jüdischerseits, dass die christliche Welt nie eine Besitzergreifung Palästinas durch die Juden dulden werde. Wie wisset ihr denn das, ihr klugen Leute? und habt ihr's denn schon versucht? Warum vermöget gerade ihr soviel aus der Schule zu erzählen, während die Christenheit, mit dem Papst an der Spitze, sich so gründlich darüber ausschweigt?! . . . .

Die zionistische Bewegung ist, dank dem Häuflein entschlossener Männer, welche seit fünf Jahren ihre besten Kräfte dieser Volkssache widmen, in ein solch aussichtsvolles Stadium getreten, dass es wahrlich seitens unserer jüdischen Gegner unverantwortlich ist, ihr System der Bekrittelung, Verspottung und Verdächtigung fortzusetzen. Worüber eigentlich spottet ihr denn, wenn nicht über eure eigene Impotenz? Wenn ihr für euer Volk nichts leisten wollet oder könnet, wenn ihr bis jetzt trotz eures praktischen Sinnes, eurer Vorsicht und Superklugheit höchstens euer eigenes Schäfchen ins Trockene gebracht, der Lösung der Judenfrage aber nicht um einen Schritt näher gekommen seid, so wäre es doch am schicklichsten für euch — zu **schweigen**, anstatt einen jeden von den Zionisten erreichten Erfolg zu bemängeln, bekritteln und zu verkleinern. Durch euer Theoretisieren, durch eure in bequemen, weichen Sesseln angestellten Reflexionen über die zukünftige Verbrüderung aller Menschenkinder, über die vorläufige Mission der Juden, den Prügeljungen für die arischen Völker abzugeben, damit letztere an unsrer Demut lernen, echte Christen zu sein — durch all diese hohlen Theorien macht ihr Hungrige nicht satt und Sklaven nicht frei. Nur eine kühne That, eine unverdrossene, ehrliche Arbeit, ein Hineingreifen in die verzweifelt-traurige Wirklichkeit kann die Judenfrage einer Lösung näher bringen. Und je schwieriger die Lösung des Problems, desto energischer und aufopferungsfähiger sollten die intelligenten Köpfe des Volkes auftreten, wenn sie anders den Vorwurf eines totalen moralischen Bankrotts nicht auf sich laden wollen. . . . . .

Vierzig lange Jahre hat Moses die Juden durch die Wüste geführt, auf dass er ihnen ihren Sklavensinn und ihre Sehnsucht nach den Fleischtöpfen Aegyptens austreibe. Und als es ihm nicht gelungen, und als er einsah, dass noch fernere 3000 Jahre dazu nicht ausreichen dürften, da hat er das freiheitssprühende Gesetz geschaffen, wonach die langen Ohren der Sklaven, die frei werden können und nicht wollen, an den Thürpfosten anzunageln sind, damit sie für ewig gebrandmarkt bleiben.

O Mosche Rabenu, grosser Meister! Ich sinke in den Staub vor deinem durchdringenden, Jahrtausende umfassenden Seherblick! . . . .



Zierleiste von E. M. Lilien aus dem erweiterten Separat-Abzug des Artikels von M. Hirschfelder aus Heft 7 (s. Seite 631).

STIFTSHUETTE, TEMPEL- UND SYNAGOGENBAUTEN.

Von Professor Dr. D Joseph.

Einleitung.

Bevor wir uns der Betrachtung der künstlerisch wertvollen Synagogen zuwenden, mögen einige Bemerkungen über die ältesten jüdischen Gotteshäuser angebracht erscheinen. Ich meine vor allem die Stiftshütte und die Tempel auf dem Berge Moria. Aber schon bei nur oberflächlichem Hinsehen erkennen wir, dass die Tempelanlagen der Juden aus der Zeit ihrer politischen Unabhängigkeit grundverschieden von denen waren, die in der Diaspora errichtet worden sind. Die prinzipielle Divergenz liegt in der grundsätzlichen Verschiedenheit der gottesdienstlichen Handlungen von einst und jetzt. Schon der eine Umstand, dass Tieropfer dem Ewigen dargebracht werden mussten, machte Einrichtungen notwendig, auf welche der heutige Architekt keine Rücksichten zu nehmen braucht, und man wird verstehen, dass die Grund- und Aufrissgestaltung im wesentlichen von dieser ersten der Vorbedingungen abhängt.

Bei dieser Verschiedenartigkeit der Grundidee können wir uns einstweilen auf die Wiedergabe des Unerlässlichen und Notwendigen beschränken. Wir hoffen, dass ein besseres Verständnis auch für die Eigenart der heutigen Synagogenbauten wesentlich durch folgende generelle Angaben über den altjüdischen Tempelbau erzielt werden wird.

Die Stiftshütte.

Als das älteste Gotteshaus der Juden ist die Stiftshütte anzusehen. Dieselbe teilt mit den späteren palästinensischen Tempeln den bemerkenswerten Vorzug, dass sich darüber eine ganze weitschweifige Litteratur gebildet hat, welche gerade geeignet ist, den Mangel einer solchen für die späteren Zeiten noch mehr hervortreten zu lassen. Von allen Versuchen einer verständigen Rekonstruktion gebe ich derjenigen des Architekten Max Fleischer den Vorzug, welche er gelegentlich eines Vortrages im Oesterr. Ingenieur- und Architekten-Verein vorlegte.[1])

Danach haben wir die Stiftshütte als ein transportables Zelt von 4,84 m[2]) Breite und 14,52 m Länge zu betrachten. Der Vorhof (Fig. 1) selbst

[1]) Zeitschrift des Oestr. Ingenieur- u. Architekten-Verein. 1894. S. 253.

[2]) Wir geben hier nach Fleischer gleich die Zahlen in unserem Metermass, bemerkend, dass die heilige Elle dem Masse von 0,4839 m entspricht.

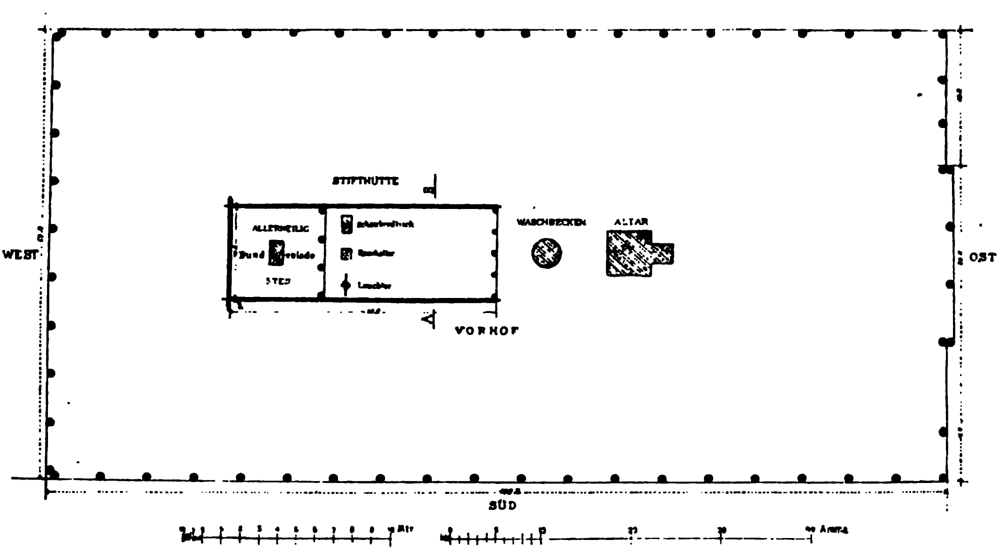


Fig. 1. Anlage der Stifthütte mit dem Vorhofe.

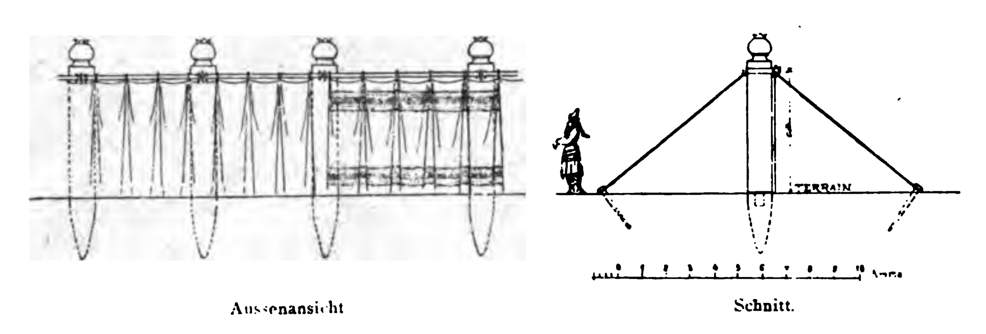


Fig. 2. Konstruktion der Umhänge des Vorhofes.

war 24,2 m breit und 48,39 m lang. Sechzig in kupfernen Schuhen steckende und oben versilberte Säulen, die bis zu einer Höhe von 2,42 m durch bunte Teppiche verbunden waren, schlossen den Vorhof ab (Fig. 2). Die Teppiche selbst hingen an silbernen Querstangen, während

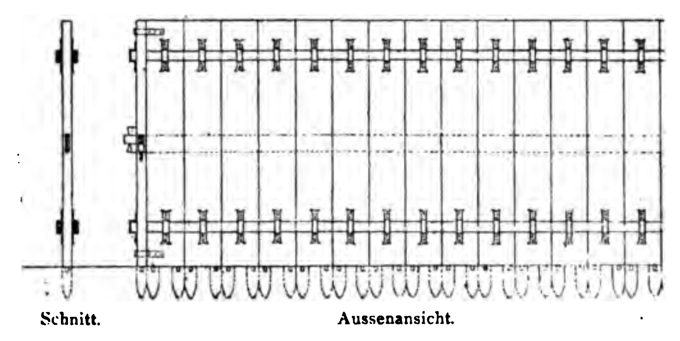


Fig. 3. Konstruktion des Holzgerüstes des Zeltes.

eine stabilere Befestigung der so beschaffenen Umhegung durch Stricke herbeigeführt wurde, die einerseits an den silbernen Haken der Säulen, andererseits an den kupfernen Erdpflöcken ihren Halt fanden.

Innerhalb dieser Umgrenzung wurde die Stiftshütte selbst errichtet, und zwar vermöge eines detaillierten Systems von Pfosten-, Riegel-, Zapfen- und Fussverbindungen (Fig. 3). Auf diese Weise wurden drei Seiten des Zeltes in festen Verband gebracht, während die vierte, nach Osten gerichtete Seite frei blieb. Die Teilung des Zeltes im Innern übernahmen vier Säulen, die durch buntgewirkte, mit Cherubim verzierte Teppiche mit einander verbunden waren. Nach Westen zu befand sich der vornehmste Raum, das Allerheiligste, das die hölzerne Bundeslade mit den

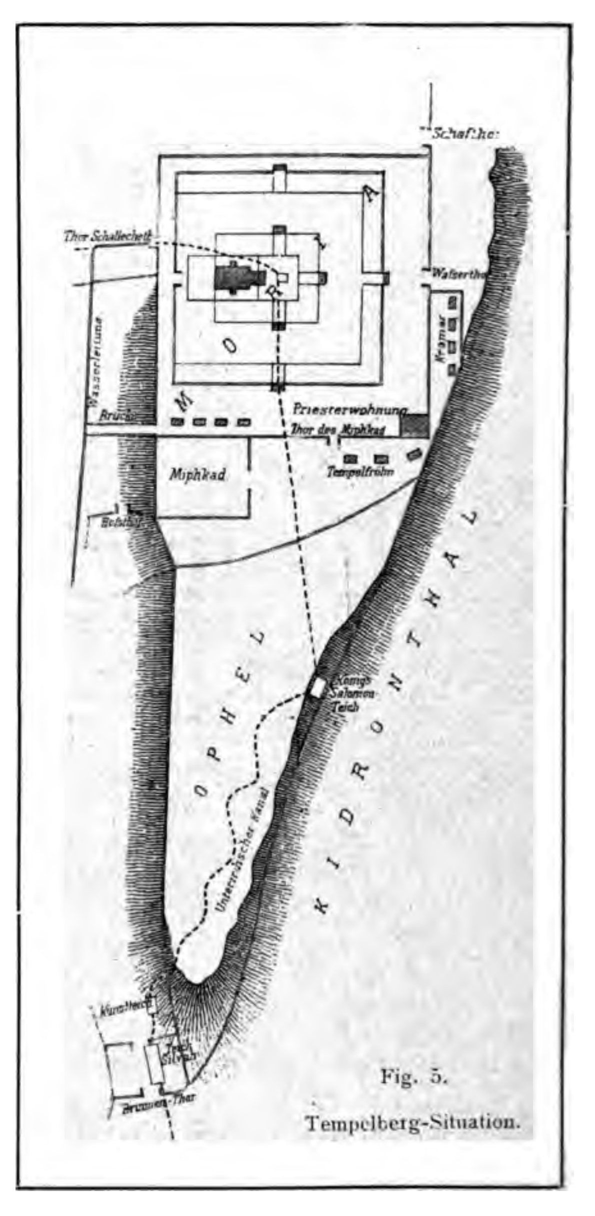
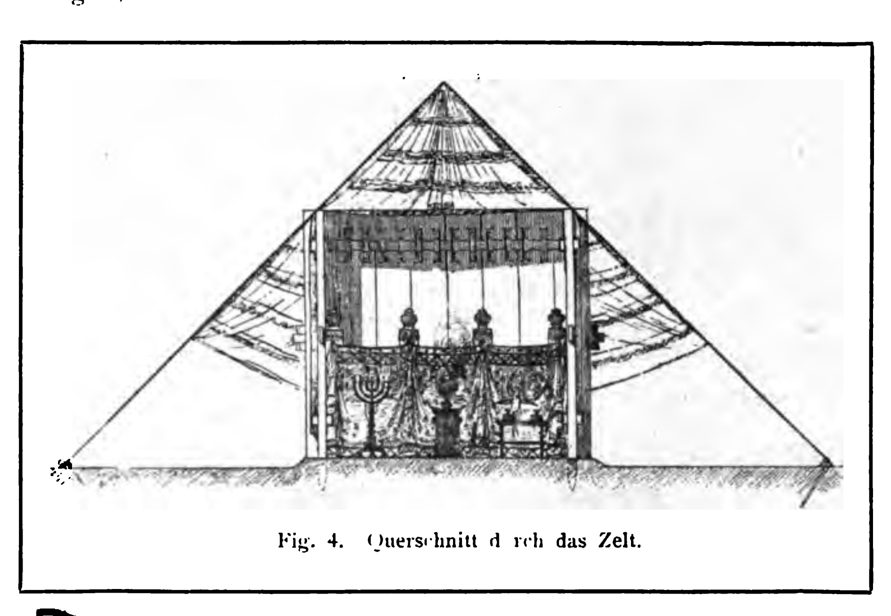


Fig. 5.
Tempelberg-Situation.


Fig. 4. Querschnitt d rch das Zelt.

steinernen Gesetzestafeln aufnahm, nach Osten hin öffnete sich das Heilige, der Vorraum, enthaltend den Rauchaltar, die Schaubrottische und den goldenen siebenarmigen Leuchter.

Auch die Ostseite, an der sich fünf Säulen darboten, war mit einem bunten Teppich bespannt, sie vermittelte den Eingang ins Zelt. Cherubim und andere Ornamente zierten den Teppich, der sich über das Zelt ausbreitete. Ziegenhaarteppiche und Tierfelle übernahmen den Schutz gegen

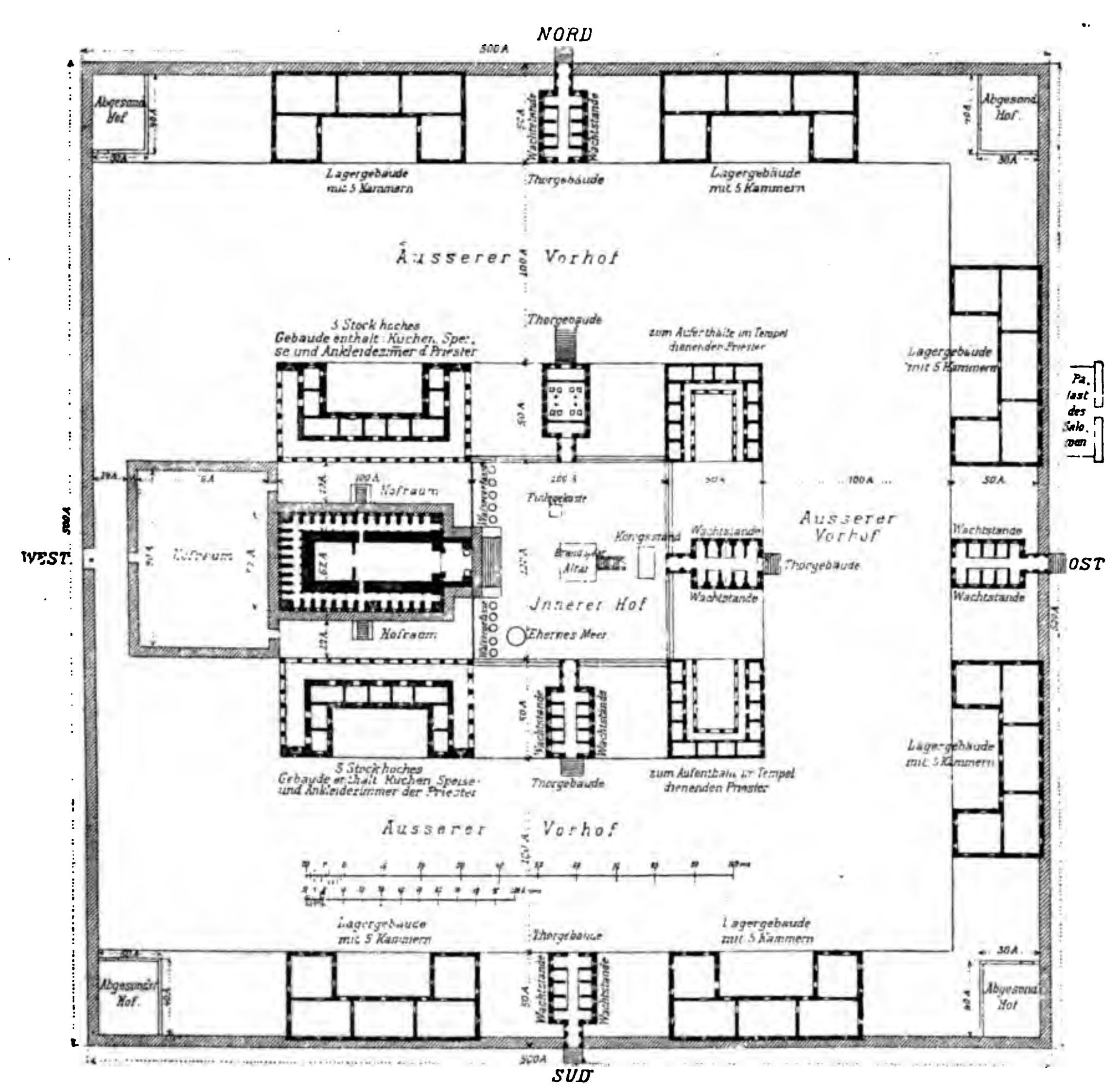


Fig. 6. Grundriss der Gesamtlage der Salomonischen Tempelbaulichkeiten am Berge Moria zu Jerusalem.

Nässe und vollendeten so den phantastischen Aufbau, bei dem zwar nicht von Architektur die Rede sein kann, der aber gleichwohl eines gewissen künstlerischen Reizes nicht entbehrte.

Im Vorhofe selbst war das eherne Waschbecken und der Brandopferaltar aufgestellt. Was uns bei der ganzen Anlage im ersten Moment in Erstaunen setzt, sind die geringen Dimensionen, doch ist dabei zu bedenken, dass das Volk selbst bekanntlich, ähnlich wie bei dem ägyptischen Allerheiligsten des Tempels, in das Zelt keinen Einlass fand. Unser Bild (Fig. 4) gewährt uns den Blick auf die rekonstruierte Innenansicht mit dem goldenen Leuchter, dem Räucheraltar, den Schaubrottischen und dem dahinter befindlichen Teppich.

Auch über die Art des Transportes werden wir im einzelnen unterrichtet. Die Levitenstämme der Katrethiten, Gersoniten und Merarier waren mit der jedesmaligen Weiterbeförderung des heiligen Zeltes beauftragt, das eigentliche Konstruktionsmaterial wurde auf Wagen geladen, die samt den vorgespannten Rindern von den Stammesfürsten zu stellen waren.

Während der Zeit der Richter befindet sich das Zelt in Silo, doch war bereits in dieser Periode mit demselben eine Wandlung insofern vorgegangen, als das Zelt seinen leicht transportablen Charakter verloren hatte und als feste Stätte der gottesdienstlichen Andacht erscheint. Wir erfahren nämlich von dem Heiligtum, dass dasselbe von unten ein Bau von Stein war. Wir hätten demnach also Silo als die Stätte des ersten stabilen jüdischen Gotteshauses anzusehen, vertrauend auf die Mischnastelle und einige andere Angaben.[3]) Erst zu Ende der Richterzeit fällt

[3]) Mischna Sebachim 14, 6; I. Könige 1; Richter 18, 31.

die bis dahin noch im Besitze der Juden befindliche heilige Lade in die Hände der Philister, die sie nacheinander in Asdod, Gath und Akaron beherbergten, bis sie endlich wieder nach Juda u. z. nach Beth-Semes, dann nach Kirjath-Jearim zu Aminadab kam. Zu den Zeiten Saul's sehen wir die heilige Lade in Nobe, unter Salomon in Gibeon, das mit Nobe vielleicht identisch ist; schliesslich wird das Heiligtum in den neuerbauten Tempel überführt. Ueber das fernere Verbleiben der Lade sind wir nicht mehr authentisch unterrichtet.

Der Tempel Salomonis.[4])

Schon König David hatte sich mit dem Gedanken getragen, dem Gotte, der ihm so oft zum Siege verholfen hatte, ein würdiges Gotteshaus zu errichten, doch erhielt er durch den Propheten Jonathan die Weisung des Herrn, von seinem Vorhaben zurückzustehen, da sein Sohn Salomon hierzu ausersehen sei.

Die göttliche Bestimmung behinderte somit den König David, den Bau selbst vorzunehmen, doch liess er sich nicht abhalten, möglichst viel Baumaterialien herbeizuschaffen und den Tempelschatz behufs Neubaues des Gotteshauses zu vermehren, ja selbst den vollkommenen Bauplan konnte er seinem Sohne überreichen.[5]) Die Bestrebungen des Königs selbst wurden durch die Schenkungen der Stammesfürsten und des Volkes aufs kräftigste unterstützt. Auch war es wiederum David, der selbst den Platz für den Neubau bestimmte.[6]) Es war dies der Hügel an der Nordseite der Davidstadt, der später mit dem Namen Zion belegt wurde.

Nach dem Regierungsantritt Salomo's war es dessen erste Aufgabe, den Tempelbau nach den Intentionen seines Vaters in die Wege zu leiten. Er setzte sich mit dem Könige von Tyrus, Hiram, in Verbindung und schloss mit ihm Lieferungsverträge hinsichtlich der Sendung von Künstlern

[4]) Aus der reichhaltigen neueren Litteratur hebe ich hervor: Ewald, Geschichte des Volkes Israel, III, S. 28 ff. — Kunstblatt, 1848. — Otto Thenius, Das vorexilische Jerusalem und dessen Tempel, Leipzig 1849. — Ders., Die Bücher der Könige. Leipzig 1848. — De Saulcy, Histoire de l'art judaïque, 1858. — G. Unruh, Das alte Jerusalem und seine Bauten. Langensalza 1861. — Comte Melchior de Vogüé, Le temple de Jérusalem, Paris 1864. — Die noch anzuziehenden Arbeiten von Perrot et Chipiez, Kolbe und Odilo Wolff.

[5]) I. Par. 22, 14; 29, 2—9.

[6]) I. Par. 22, 1.

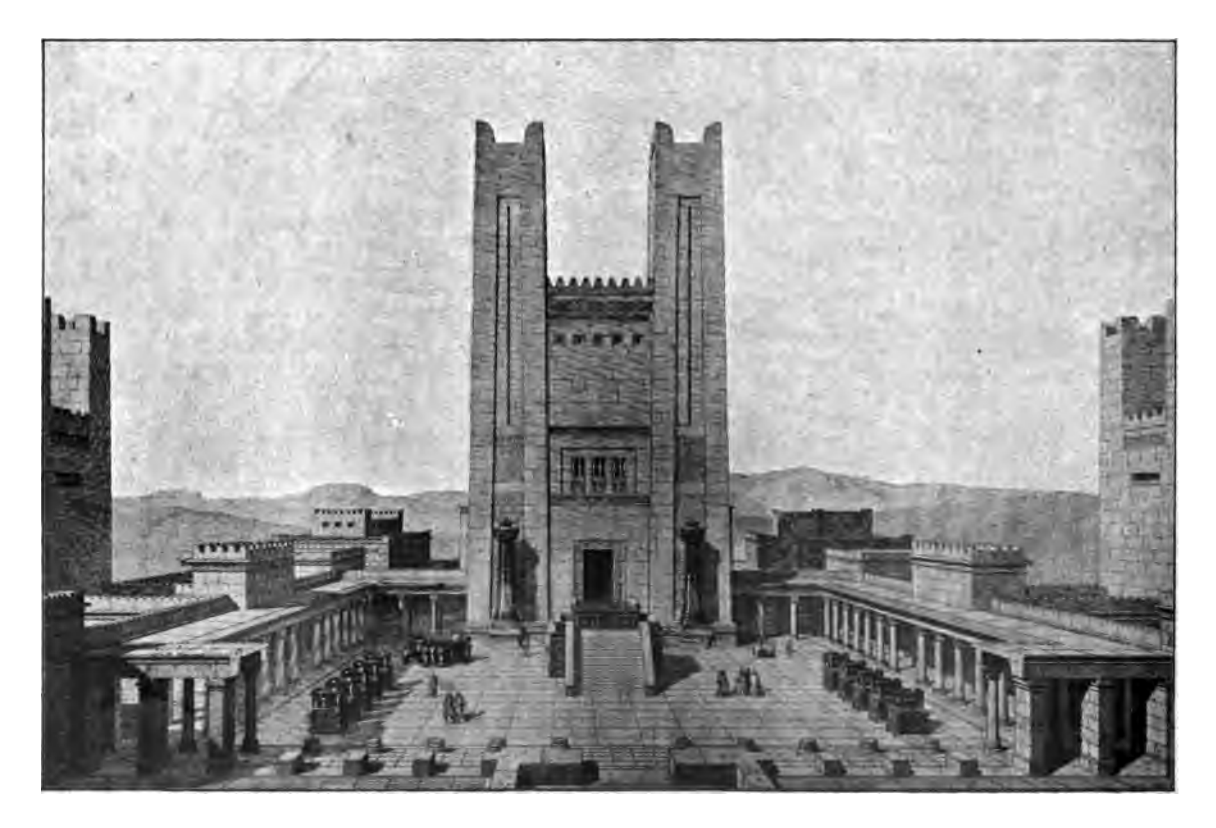


Fig. 7. Der Priestervorhof im Salomonischen Tempel.

und Materialien ab. Hierüber und über vieles andere geben uns besonders die Bücher der Könige Aufschluss. Bei dieser Gelegenheit kann ich mir nicht versagen, die ungemein poetische

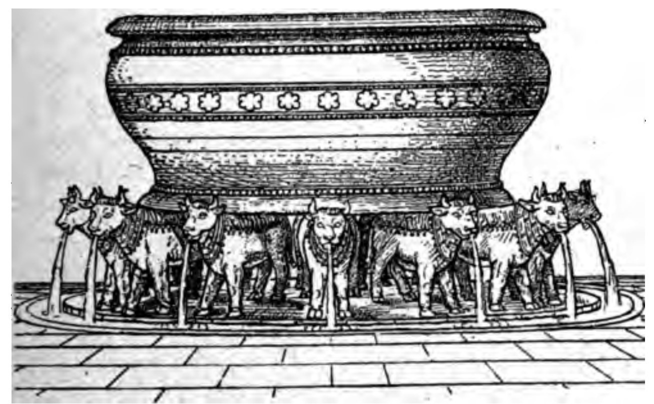


Fig. 8. Das eherne Meer (nach O. Wolff).

Schilderung der talmudischen Ueberlieferung an dieser Stelle einzuschalten.[7])

„Unbeschreiblich war das Getöse und Gewoge in allen Weltreligionen. Himmel und Erde dröhnten ob des Arbeitslärms. Alle Geschöpfe der Welt kamen herbei, um irgend eine Beschäftigung beim Bau zu erbitten. Die Vögel des Himmels kamen geflogen, merkten auf die erforderlichen Gegenstände und eilten fliegend nach allen Richtungen der Windrose, um dieselben aus weiter Ferne zu holen, damit niemand in seiner Arbeit gestört werde. Die Wolken fächelten den Arbeitern erquickende Kühlung zu, um ihnen die drückende Hitze erträglich zu machen. Die Engel des Himmels kamen und gingen unauf-

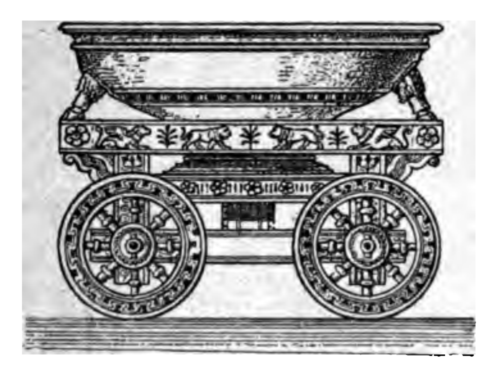


Fig. 9. Der eherne Waschkessel (nach O. Wolff).

hörlich, um die beim Bau Beschäftigten zu beschützen. Sieben Jahre hindurch standen letztere unaufhörlich bei der Arbeit, ohne dass einer von ihnen erkrankt oder nur unwohl geworden wäre. Keinem derselben ist während dieser Zeit ein Unfall zugestossen, kein Arbeitsgerät oder Werkzeug versagte den Dienst. Das aus dem Walde herbeigeführte Holz war zu dem, wozu es gebraucht werden sollte, geeignet und bereits so beschaffen, wie man es eben brauchte. Der Glanz der herbeigeführten Steine blendete das Auge, so dass es in diesen nicht sehen konnte, gleichwie in den Glanz der Sonne. Voll Freudigkeit und Bereitwilligkeit verfertigten sich die Materialien selbst zum Nutzen des erhabenen Baues und zwar so, wie der sterbliche Mensch es sich im Geiste gar nicht hätte vorstellen können.“



Fig. 10. Das neuentdeckte eherne Gestühl auf der Insel Cypern.

Glücklicherweise sind wir nicht auf diese märchenhafte Schilderung allein angewiesen, um ein anschauliches Bild von dem Salomonischen Tempelbau zu gewinnen, vielmehr sind wir in der angenehmen Lage, auf der heiligen Schrift[8]) selbst fussen zu können, sodann giebt uns der jüdische Historiker Flavius Josephus[9]) dankenswerten Anhalt. Versuchen wir uns, zunächst ohne eingehende Rücksicht auf die vielgestaltigen Rekonstruktionsversuche, zu orientieren. Wir legen dabei den Fleischer'schen[10]) Grundriss des Tempels zu Grunde, ohne vor der Hand diesen als den einzig richtigen anzusehen.

[7]) J. S. Kolbe, Archäolog. Beschreibung Jerusalems, seiner Oertlichkeiten und Prachtgebäude, mit bes. Rücksicht auf den Tempel, Wien 1883.

[8]) III. Reg. 6; II. Par. 3; Ezech. 40—42; 46, 19—24.

[9]) Flav. Joseph. Antiquitates VIII, 3; Bell. j. V, 5.

[10]) Zeitschr. d. Oesterr. Ingenieur- u. Architekten-Vereins a. a. O.

Die Situationsskizze zeigt uns denjenigen Teil des Berges Moria, auf dem sich der Tempel erhob (Fig. 5). Das Terrain war nicht ohne weiteres zur Fundierung geeignet, vielmehr musste erst durch ein grösseres System von Futtermauern und Auffüllung des Erdbodens das Baufeld hergerichtet werden, jedoch hatte diese Vorarbeit den Vorteil, dass der terarssenförmige Aufbau, der malerisch ungemein anziehend wirken musste, befördert wurde.

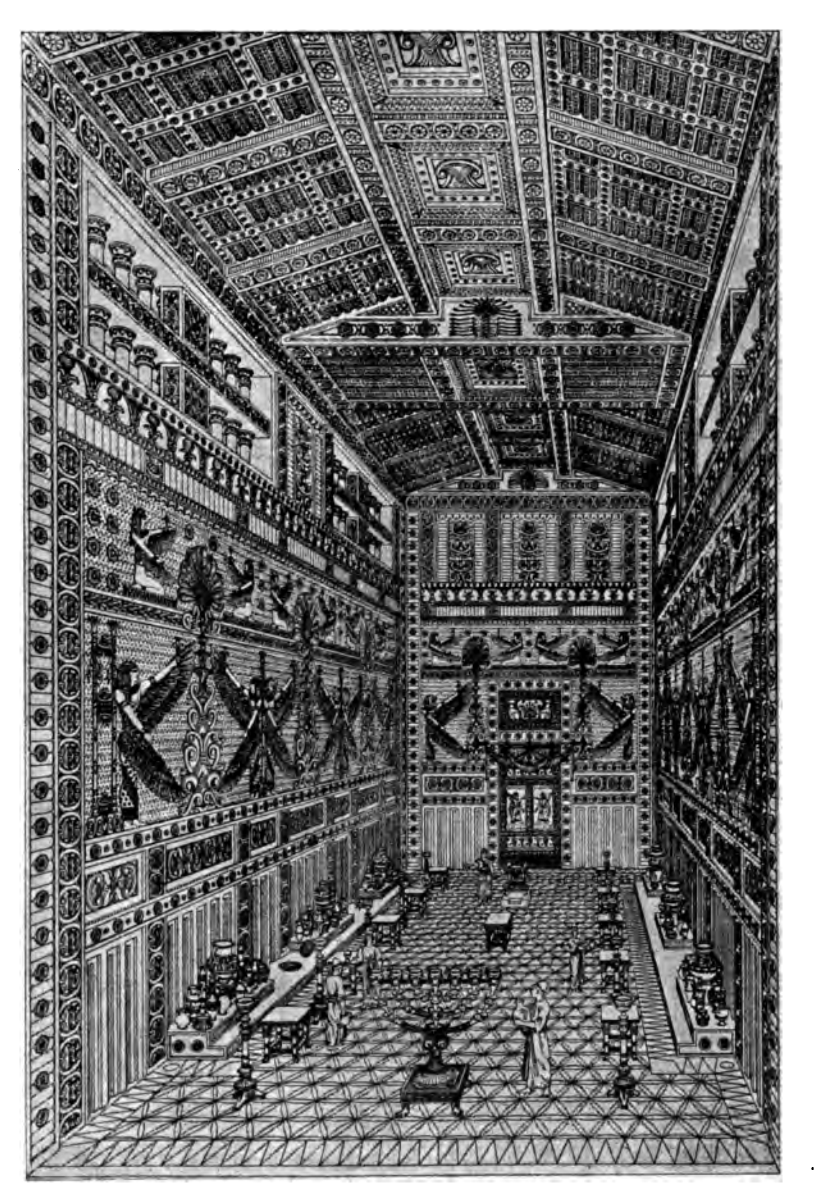


Fig. 11. Das Innere des Hechal im Salomonischen Tempel.

Hinsichtlich der Einteilung blieb die Stiftshütte Modell, und da diese uns mit ihrer Dreiteilung auf ägyptische Tempelbauten hinweist, so werden wir auch beim Salomonischen Tempel, auch was den Aufbau anbetrifft, ägyptische Baugewohnheiten wiederfinden.

Das ganze Terrain, ein Quadrat von 292 m Seitenlänge (Fig. 6), war durch Umfassungsmauern abgegrenzt. In der Mitte der Süd-, Nord- und Ostseite waren Thorgebäude angeordnet, die Gelegenheit zum Aufenthalt für die Wachmannschaft boten. In einiger Entfernung zu beiden Seiten jedes Thorgebäudes zeigen sich Lagerhäuser, die künstlerisch vielleicht durch vorgelegte Säulenhallen verziert waren. In den Ecken des Hofes befanden sich kleinere Abschläge, in denen das Abkochen der Schlachtopfer vorgenommen wurde. Diese kleinen Höfe lagen um sieben Stufen höher als das umgebende Terrain des grossen Vorhofs.

Innerhalb des äusseren Vorhofs teilt sich mit 48,93 m Seitenlänge (= 100 Ellen) der innere Vorhof ab (Fig. 7), der gegen den obengenannten unteren Vorhof um acht Stufen höher liegt. Man gelangt zu ihm vermöge dreier Thorgebäude, die genau in den Achsen der bereits genannten Wachtgebäude liegen. Die Einrichtung der entsprechenden Gebäude war genau dieselbe, nur, dass die Orientierung des Grundrisses entgegengesetzt war, wie auch in dem hier beigegebenen Grundriss richtig angenommen ist. Das nördliche Thorwerk enthält die für das Schlachten der Opfertiere nötigen Vorrichtungen.

In der Nordost- und Südostecke befanden sich Gebäude zur Aufnahme der im Gottesdienste verwendeten Priester, sowohl derjenigen, die den Tempeldienst, als auch derjenigen, die den Altardienst zu versehen hatten.

Der Vorhof (welchen uns das hier beigegebene Bild veranschaulicht) trug den Namen „der Priester-Vorhof"[11]) (Fig. 7), weil in der Regel nur die Priester

[11]) II. Par. 4, 1. Der Hof der Priester ist bei uns nach Perrot et Chipiez, Le temple de Jérusalem, Paris 1889. Plan III, wiedergegeben. Behufs der Reproduktion hat uns

Zutritt erhielten. Eine Ausnahme machten die Vertreter der zwölf Stämme Israels, deren Pflicht in der Anwohnung der täglichen Opfer bestand. Wie im späteren Tempel stand auch im Salomonischen der Brandopferaltar genau in der Mitte des Priestervorhofs: er hatte eine Grundfläche von 28 Ellen im Quadrat.[12])

Je näher wir nun dem im Westen gelegenen Heiligtum kommen, desto heiliger wird auch der dazwischen liegende Raum, so namentlich der Raum zwischen dem Altar und dem Gebäude selbst, doch bevor wir hier hineintreten, nehmen wir im Vorhof selbst noch das „eherne Meer" wahr, ein mächtiges Becken, das sich auf zwölf eherne Stiere setzt und dessen Wasser den Priesterreinigungen diente. Hiervon sowie von den auf Rädern beweglichen ehernen Waschkesseln sollen die Figuren 8 und 9 eine gewisse Vorstellung geben.[13]) Palmen, Cherubim, Löwen, Stiere bilden hier die Dekoration.

Fig. 12. Schema der Säulen Jachin und Boas.

Ein genaueres Modell des ehernen Gestühls haben die letztjährigen Ausgrabungen auf Cypern zu Tage gefördert. Ich gebe dasselbe nach der in der Publikation meines verehrten Lehrers Prof. A. Furtwängler (Woche 1900, S. 901) befindlichen Abbildung wieder (Fig. 10). Das in Privatbesitz aufbewahrte Gerät gehört der mykenischen Epoche um 1000 v. Chr. an und stimmt so sehr mit den Angaben über die ähnlichen Bildungen des Tempels überein, dass ein Rückschluss unbeweisbar erscheint.

Mit Perrot und Chipiez[14]) sind wir geneigt, uns den Vorhof, ähnlich wie in den homerischen Palästen,[15]) von Säulenhallen umgeben zu denken.

An die ganze Westseite schliesst sich das Tempelgebäude mit seinen Dependenzen. Da ersteres nicht so breit war, so blieben zu beiden Seiten noch leere Stellen übrig, die nach dem Vorhof zu mit Gittern abgeschlossen waren. Die umgebenden Gebäude dienten in drei Stockwerken den verschiedensten Zwecken, so als Wirtschaftsräume, Speise- und Ankleidezimmer der Priester, das Westgebäude wohl zur Aufnahme des von der Stadtseite eingeführten Viehbestandes.

Das Tempelgebäude selbst entspricht in seiner Grundrisseinteilung bis auf die nun vorgelegte Vorhalle völlig dem Prototyp, der Stiftshütte. Es ist das dieselbe Dreiteilung, die wir nicht nur, wie bereits erwähnt, im ägyptischen Tempel finden, sondern auch in den Palästen Mesopotamiens und den Wohnhäusern des heroischen Zeitalters in Griechenland, worüber ich an anderer Stelle[15]) bereits berichtet habe.

Herr Dr. Hirsch Hildesheimer in dankenswerter Weise sein Exemplar zur Verfügung gestellt.

[12]) Middoth 3. i und Bartenor dazu.

[13]) Entnommen dem Werke vom Pater Odilo Wolff. Der Tempel von Jerusalem und seine Masse, Graz 1887. S. 32, 33.

[14]) Histoire de l'art IV. Plan I. Dieser und die noch genannten Pläne derselben Verfasser befinden sich auch in deren prächtiger Publikation: Le temple de Jérusalem restitué d'après Ezechiel et le livre des Rois. Paris 1889.

[15]) D. Joseph, Die Paläste des Homerischen Epos im Hinblick auf die Ausgrabungen Heinrich Schliemann's. 2. Aufl. Berlin 1895.

Danach unterscheiden wir Vorhalle, Heiliges und Allerheiligstes.

Die Vorhalle ist ein Raum von 20 Ellen Breite, 10 Ellen Tiefe und 30 Ellen Höhe, sie öffnet sich nach dem Priestervorhof vermöge einer mächtigen Thür von 14 Ellen Breite. Das Heilige ist der grösste der Innenräume des eigentlichen Tempels, er zeigt bei der gleichen Breite wie die der Vorhalle und des daranstossenden Allerheiligsten eine Tiefe von 40 Ellen. Auch die Höhe entspricht derjenigen der Vorhalle, während das Allerheiligste bei 20 Ellen Tiefe nur eine Höhe von 20 Ellen aufweist, sich also als ein Würfel von 9,678 m Seite präsentiert. Da nun



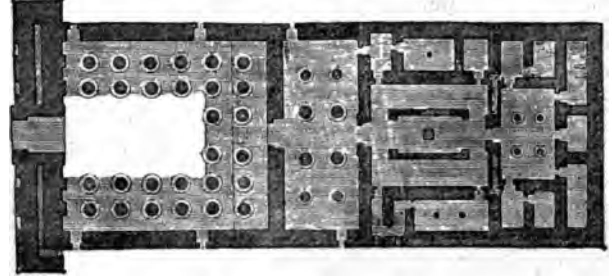


Fig. 13. Tempel des Chons zu Karnak in Aegypten. Grundriss und Längsschnitt.

die Höhe des ganzen Tempelhauses auf 30 Ellen angegeben ist,[16]) so ist man gezwungen, über dem Allerheiligsten noch einen Raum anzunehmen, den man am besten als Schatzkammer bezeichnet.

Die eingehende Schilderung des prachtvollen Innern mit dem Balkenwerk und dessen geometrischer Vertäfelung, den reliefgeschmückten Cedernholzwänden und dem glänzenden Ueberzug mit Goldblech gemahnt uns ebenso an assyrisch-babylonische Bauweise, wie die Cherubimgestalten, die nach der Bekanntgabe Ezechiel's[17]) in den geflügelten Löwen und Stieren mit Menschengesichtern Assyriens ihr Prototyp gefunden haben. Fig. 11 giebt uns eine Anschauung von dem so glänzend ausgestatteten Innern des Hechal, nach der Rekonstruktion von Perrot et Chipiez.

Das Allerheiligste enthielt die heilige Bundeslade mit den steinernen Gesetzestafeln des Moses. Ihr Standort war der heilige Fels,[18]) was mit der jüdischen Ueberlieferung übereinstimmt.[19]) Zwei kleine Cherubim befanden sich auf der Lade, zwei grosse, die Hälfte des Raumes füllende Cherubim waren zu beiden Seiten postiert.

In der Nähe des Eingangs zum Allerheiligsten, aber noch im Heiligen waren der Rauchopferaltar, die neun goldnen Schaubrottische und zehn siebenarmige Leuchter von demselben edlen Metall aufgestellt.[20])

Vor dem Haupteingange zur Vorhalle waren die beiden ehernen Säulen Jachin und Boas, hervorragende Werke des Meisters Churam-abiw, zu sehen, deren wirkliche Gestalt in Fig. 12 annähernd richtig wiedergegeben sein mag.[21])

Um das Tempelhaus herum legt sich ein dreistöckiger Bau, der aus lauter kleinen Zellen zusammengesetzt war, um so für die Priester genügende Erholungsräume darzubieten, aber auch für die Zwecke der Aufbewahrung von Geräten und sonstigen Utensilien werden die Zellen in Anspruch genommen worden sein.[22]) Auch hier drängt sich der Vergleich mit den ähnlichen Anlagen ägyptischer Tempel auf, nur dass in diesen die Mehrstöckigkeit fortfällt. Wir geben als Beispiel den Tempel des Chons zu Karnak (Fig. 13).

Mit geringerer Sicherheit wie über die Grundrissdisposition kann man sich über den architektonischen Aufbau äussern. Gewiss ist, dass der ägyptische Einfluss auch bei der tektonischen Formgebung, namentlich bei dem eigentlichen Mauerbau, nicht von der Hand zu weisen ist, mehr aber noch wird man auf die nahen Beziehungen zu den mesopotamischen Ländern mit ihren phantasiereichen Architekturen zurückgreifen müssen, um ein einigermassen zutreffendes Bild des Aeusseren zu erlangen.

(Fortsetzung im nächsten Heft.)

[16]) III. Reg. 6. 2.

[17]) Ezech. 41, 19.

[18]) Zeichnung bei Vogüé. Auch bei Wolff a. a. O. wiedergegeben.

[19]) Gemara zu Bab. Joma V, 2.

[20]) Ueber den Verbleib der Tempelgeräte und deren Darstellung auf dem Titusbogen zu Rom vgl. Dr. A. Berliner, Geschichte der Juden in Rom, S. 116 ff.

[21]) Nach Perrot et Chipiez, Le temple de Jérusalem, Pl. VII. Cfr. F. v. Reber, Ueber die Anfänge des jon. Baustils. München 1900, S. 109.

[22]) III. Reg. 7, 51; 15, 15; IV. Reg. 11, 10.

DEGENERATION — REGENERATION.

In einer Zeitschrift unterzieht der bekannte nationalökonomische Schriftsteller Dr. Paul Ernst in einem „Die Entartung der modernen Völker“ betitelten Aufsatze die Frage nach der Degeneration eines Volkes einer geistreichen Untersuchung, in deren Ergebnis wir mit ihm durchaus zusammentreffen.

Ein Volk besteht nicht nur aus sterblichen Menschen. Wie die Seele eines Individuums sich in der Gesamtheit der Bethätigungen desselben dokumentiert, ohne mit dem Aufhören des Individuums unterzugehen, so stellt die innere Kraft eines Volkes sich als ein durch das Spiel der äusseren Erscheinungen nicht restlos zu erklärendes Geheimnis dar.

Wenn jemand aus der Thatsache, dass Individuen eines Volkes oder ganze Gesellschaftsschichten geistig, sittlich, körperlich verkommen oder in ungünstigen Verhältnissen verkümmern, ein zwingendes Beweisstück für die Degeneration des betreffenden Volkes konstruieren will, so könnte man ihn mit den Eristen fragen: Welches fehlende Haar macht den Kahlkopf? Hast du alle Individuen, auch die Säuglinge und Neugeborenen, untersucht und entartet gefunden, kannst du dich verbürgen, dass alle noch nicht Geborenen degeneriert sein werden? Oder wenn nicht, wieviel müssen deiner Ansicht nach entartet sein?

Alle Anhänger der Degenerationstheorie unterschätzen die grenzenlose Regenerationsfähigkeit der menschlichen Natur. Deutschland befand sich nach dem 30jährigen Kriege, England in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in tiefster wirtschaftlicher Zerrüttung; das Menschenmaterial beider Völker war demoralisiert, geschwächt und verschlechtert: konfessionelle bezw. Klassengegensätze teilten es in feindliche Lager, und heute vollzieht sich ihre innere Konsolidation augenfällig und träumen Germanen und Angelsachsen von der Weltherrschaft.

Dass die Bäume ihrer Hoffnungen nicht in den Himmel wachsen, dafür bürgt der Umstand, dass sie nicht allein auf der Welt sind und noch nie ein Volk die Weltherrschaft für sich errungen hat.

Im beständigen Wechsel der Erscheinungen ist vieles nur ein Moment der Weiterentwickelung, was als Degenerationserscheinung ausgegeben werden könnte. Niemand wird bestreiten, dass die Menschen sich aus Furcht vor den Tieren, also aus einem Gefühl der Schwäche, zu Horden zusammenschlossen, und doch beruht darauf das Gebäude menschlicher Kultur. Dass die Holländer oder Schweden degeneriert sind, wird niemand behaupten wollen, und doch ist die Rolle dieser Völker als Grossmächte ausgespielt. Andere Länder, die sich mit unwiderstehlicher Gewalt ausbreiten, werden von den schwersten inneren Krisen erschüttert. Und obgleich die Korruption des chinesischen Beamtentums und die Entartung vieler chinesischer Gesellschaftsschichten nur durch die beständige Finanznot des Reiches übertroffen werden, halten die Chinesen sich für ein kräftiges zukunftsreiches Volk und werden von den meisten Beobachtern dafür angesehen, während z. B. das reiche, glückliche Frankreich nach der gemeinen Ansicht durch und durch korrumpiert und entartet ist, so dass selbst hervorragende Franzosen wie Taine, Renan und Zola schmerzlich von einem Niedergang, einer Zerbröckelung, einem Zusammenbruch ihrer Nation sprechen.

Mit Unrecht. Man darf in diesen Dingen nur Erscheinungen skizzieren, muss sich aber eines Urteils enthalten. Man kann wohl zu einer abstrakten Definition des Begriffes Degeneration gelangen, die als Erschöpfung infolge Verbrauch der Kraft zu formulieren ist. Da aber die Kraft eines Volkes unmesslich, zum mindesten unmessbar ist, so darf man von Degenerationserscheinungen bei Individien nicht auf Degeneration des ganzen Volkes schliessen.

Die Annahme liegt nahe, dass wie der Nacht der Tag, der Ermattung neue Spannkraft, dem Tode neues Leben folgt, wie die Wellen sich senken und heben und der Atem die Brust zusammenzieht und dehnt, die scheinbare Erschöpfung eines Volkes nichts weiter als eine Epoche bedeutet, in der es zu neuer That schlummernd Kräfte sammelt.

Fragt man, wodurch derartige Degenerationserscheinungen hervorgerufen werden, so scheint ausser den Ruhepausen, die einer Zeit grosser Thaten zu folgen pflegten, in den meisten Fällen eine von aussen aufgezwungene Stagnation, die wieder die Folge einer Umklammerung und Fesselung der freien Entfaltung ist, die Ursache zu sein.

Die Abschnürung, welche die Romanen erleiden, scheint die Ursache der Momente, die auf eine Degeneration der lateinischen Völker gedeutet werden. Die beginnende Abschnürung der Deutschen durch die Slaven scheint in einem Sinken der deutschen Geburten ihre Folge zu äussern.

Unwillkürlich muss man an die auch vom deutschen Geographen Ratzel hervorgehobene Thatsache denken, dass Völker, die auf grossen Gebieten unbehindert wohnen, in ihrem Wesenszug ein Gefühl der Grösse und Unendlichkeit haben.

Man denke an den Stolz der Römer. Die Römer spotteten über die Juden: der jüdische Gott müsse ein erbärmliches Kerlchen sein, wenn er seinem Volke ein so kleines Land gegeben habe. Die Chinesen halten die anderen Völker für Geschmeiss, das um den gewaltigen gelben Drachen herumschwirre und ihn höchstens belästigen könne. Der russische Dichter Gogol spricht vom russischen Volkslied, das endlos sei wie das heilige Russland, und vergleicht sein Volk mit einem Dreigespann, das über die Erde

hinsause und vor dem alles erbebend und bewundernd ausweiche, und die Yankees singen, dass Onkel Tom reich genug sei, allen eine Farm zu geben. Welches Hochgefühl spricht aus den grandiosen Poesieen eines Bret Harte oder eines Longfellow!

Die Nutzanwendung, die wir Juden zu ziehen haben, liegt auf der Hand und ist schon von Dr. Mandelstamm auf dem Baseler Kongresse von 1898 ausgesprochen.

Die Juden des Ostens wie des Westens, die physisch und psychisch in der Entfaltung ihrer Kräfte gehindert werden, gehen einer Stagnation und damit einer Verkrüppelung entgegen, die sie immer widerstandsunfähiger und verachteter machen muss. Gelingt es ihnen, aus den sie beengenden Verhältnissen herauszukommen — und hindern kann sie niemand —, so ist bei der Elastizität der menschlichen Natur überhaupt und der jüdischen im besonderen, und bei der Fülle schlummernder Kraft und thatendurstiger Talente an einem neuen Aufschwunge des jüdischen Volkes nicht zu zweifeln. Derselbe wird um so gewaltiger sein, je grössere Widerstände er wird überwinden müssen, und um so anhaltender, je langsamer er sich vollzieht.

Und wird der jüdische Adler wieder auf den das Meer, die Wüste, die Palmenthäler und die Wolken schauenden Bergen nisten, die er jetzt unablässig umkreist, so wird das Gefühl der Ewigkeit und Unvergänglichkeit, das den Juden über den Spott des Römers lächeln liess und allen Schlägen des Schicksals mit achselzuckender Verachtung und allen Verlockungen mit ausharrendem Stolze begegnet, — so wird dies Gefühl sich abermals in einem Schrei entladen, den die Winde jubelnd den Höhen und Tiefen entführen werden, zu den Wohnungen der Menschen und zu den Gestirnen hinauf. a . . .



HIRTENLIEBE.

Biblische Szene von Peter Hille.

Es treten auf:
Sulamith.
Der Freund.
Fünf Töchter Jerusalems.
Zwei Wächter.

(Kleine Hütte ohne Vorderwand, links Landschaft [ummauerter Weinberg], Morgengrauen.)

SULAMITH *(auf kargem Lager):*

Ich schlafe ja, Herz, und Du bist wach. *(visionär:)* Das ist die Stimme meines Freundes, der anklopft.

DER FREUND *(pocht):* Thue nur auf, liebe Freundin, meine Schwester, meine sanftgurrende Turteltaube, denn mein Haupt ist wie der Hain in der Frühe voll Thaues, und Kinn und Wangen perlen mir wie die jungen Schossen der Reben.

SULAMITH: Ich habe mein Gewand abgethan, soll ich es wieder anthun? Meine Füsse sind gebadet, soll ich sie wieder staubig machen?

(Wartend, kaum sich zu bewegen getrauend, flüsternd:)

Er ist doch nicht gegangen?

(Freudig erschrocken:)

Da hat er seine Hand durchs Gitter gesteckt.

(Jagend:)

Mein ganzer Leib erzittert. Ueber und über bebe ich.

Wenn er nun kommt?

Still, still, Brüste, lasst mich lauschen!

(Weich:)

Ich will ihm aufmachen.

(Erhebt sich und öffnet, dann schnell zurück aufs Lager.)

(Hustet leis.)

So komm doch, mein Freund, ich harre Dein. Er kommt nicht?

(Pause, erhebt sich und tritt heraus.)

Fort? Nicht mehr da? *(Lauscht.)*

Ich höre keinen Schritt.

Wie die Myrrhen duften, frisch und herb und bitter wie mir in der Brust!

Und wie die Kälte eindringt, meine Füsse schreiten auf Tod.

Ob er im Weinberg ist? Auf die Wärme zu warten unter den Geräten im engen Verschlag, bis leis auf den Spitzen der Zehen sich erhebt der Tag, und sein Haupt ist das feinste Gold und es glühen errötend alle Blumen vor seines Augsterns sprühendem Feuer, wie die Töchter Jerusalems glühen, wenn Salomo in seinem goldenen Wagen erscheint in der leuchtenden Pforte seines jubelnden Hauses.

Es sind aber um ihn die lieblichen Wangen der Töchter Jerusalems, wie Rosenbeete in zarter Röte tiefinnig verschämt umglühen den ragenden stolzen Lorbeer. Und wie Schilde sind um ihn gestellt die Gesichter seiner Gewaltigen und wie Weizenähren von Genezaret umstarren ihn die zitternden Lanzen seiner Getreuen.

Ich suchte des Nachts in meinem Bette, den meine Seele liebt. Ich suchte ihn, aber da war die Stätte leer, da er gelegen. Unter dem Apfelbaum, da die Mutter lag mit ihm, die ihn geboren.

Ich will aufstehen und in der Stadt umhergehen auf den Gassen und Strassen und suchen, an den meine Seele sich hinverthan.

Es fanden mich die Wächter, die in der Stadt umhergehen.

(Fern im Nebel zeigen sich Männerschatten mit Knitteln und Hunden.)

(Wie fragend:)

Habt Ihr nicht gesehen, den meine Seele sucht?

(Flüsternd:)

Ein wenig weiter da fand ich ihn. Nun halte ich ihn. Nun lass' ich ihn nicht und bringe ihn bis vor meiner Mutter Stirn, die weiss ist und eben und glänzend, der Thora gleich, die zu Tiefen liegt in der Arche des Bundes.

Und milde wie Aepfel sind die Wangen des Furchtbaren. So er nur winkt, mähen Heere von Schwertern Dir in den jungen Hals.

Und auf seiner Stirn glüht ein Rubin wie ein Auge der Reinheit, das Frevler fliehen müssen.

Und wie Trauben glühen aus seines Hauptes purpurdunkeln Reben die Augen.

Wo bist Du, mein Freund? Siehe, meine Seele ist hinausgegangen nach Deinem Wort und sucht und findet Dich nicht und ruft Dich, und Deine Stimme ist nicht da.

(Zu sich — in demütigem Entzücken.)

Seine Kehle ist süss und ganz lieblich.

Wo ist mein Freund, ihr Töchter Jerusalems.

(Unruhig:)

Meine Seele sucht Dich und ist ganz blutig von Ranken und Steinen.

(Witternd:)

Wie die Würzgärtlein duften!

Wie seine Wangen.

So will ich hinüber zu Dir, und ob die Mauern sich türmen, meine Liebe ist stark wie der Tod und Eifer fast wie die Hölle.

(Während des Kletterns:)

Ihre Glut ist feurig und eine Flamme des Herrn.

STIMME DES ERSTEN WAECHTERS: Halt, Diebin!

Du willst mir an die Trauben? Ich will Dir geben.

STIMME DES ZWEITEN WAECHTERS: Her damit! Her mit dem Schleier!

(Man hört Schlagen, Weinen, die Thür öffnet sich; Sulamith wird hinausgestossen. Sie wankt zurück zur Hütte. Der Tag bricht an. Nahe der Hütte begegnen ihr Mädchen, die zur Arbeit kommen.)

SULAMITH: Ich beschwöre Euch, ihr Töchter Jerusalems, findet ihr meinen Freund, so sagt ihm, dass ich vor Liebe krank liege.

ERSTE TOCHTER JERUSALEMS *(ein wenig stehen bleibend)*:

(Musikbegleitung.)

Wir werden künden Dein Leid.

ZWEITE: Und sagen von bitteren Bächen,

DRITTE: Die Dir über die Wangen brechen,

VIERTE: Erloschene Wangen

FUENFTE: Ihr Prangen

ERSTE: Dahingegangen!

ZWEITE: Wo er weilt

FUENFTE: Kommt Schwestern, eilt!

SULAMITH:

(Hat sich aufs Lager geworfen, darinnen entschlummernd:)

Dass auch viele Wasser nicht mögen die Liebe auslöschen, noch die Ströme sie begraben.

(Hof am Tage. Die Hütte ist leer. Die Braut ist wieder gegangen, ihren Freund zu suchen.)

DER FREUND *(pocht wiederholt an die Thüre)*:

Verzeihe, meine Geliebte, verzeihe! Ich bin ein Schakal der Wüste, der nächtens klagend über Grüfte irrt, worin Staub der alten Könige ruht.

* * *

(Wieder nahen die Mädchen und tragen auf einer Laubbahre die schlafende Sulamith.)

DER FREUND *(erschrocken)*:

Wo fandet Ihr sie? O sagt, ist sie tot?

(Die Jungfrauen legen den Finger auf den Mund, die Bahre wird hingestellt, der Freund stellt sich, dass sein Schatten über Sulamith fällt.)

Ihr Töchter Jerusalems, bei den Gazellen beschwöre ich Euch und der äugenden Hirsch-

kuh, die flüchtig ist in den Wäldern, dass Ihr meine Freundin nicht aufweckt noch reget, bis es von selbst ihr gefällt.

Siehe, um das Bett Salomo's stehn sechzig Starke aus den Starken Israels.

Und leicht nur wie der Schlummer der Schuld schläft das Schwert an ihrer linken Hüfte, aber jäh es emporfährt und klirrt, wenn die Rechte es sucht, fortzuleuchten die Feinde in dunkler Nacht.

Und eine Sänfte liess König Salomo machen. Silbern scheinen die Säulen, golden leuchtet der Himmel, wie ein purpurner Kelch blühet der Sitz, und der Boden ist wie die Wiese, wo die kleinen Blumen Deinen Fuss grüssen kommen aus herrlichem Grün, und des Granites glattes bluttropfiges Felsenherz den Grund giebt.

Und so eilt hinan gen Sion, Ihr Töchter Jerusalems, und schaut an den König Salomo in seiner Krone, seines Hauptes leuchtendem Prunk, damit seine Mutter ihn gekrönt hat am Tage seiner Hochzeit, und da die Sonne schien der Freude seines Herzens.

Aber eine ist meine Taube, meine Fromme, sie ist ihrer Mutter Liebste und des Vaters Augapfel.

Da sie die Töchter sahen, priesen sie selig meine Braut, und Königinnen erhoben, Kebsinnen lobten die Erwählte meiner Seele.

(Sulamith regt sich unmerklich.)

Du bist schön, meine Freundin, wie der Karmel, lieblich wie Jerusalem, schrecklich wie die Spitze des Heeres.

Wende Deine Augen von mir, denn sie entbrennen mich.

Wer ist die aufgeht wie ein Rauch und allerlei Würzen des Krämers!

Meine Schwester, liebe Braut, Du bist ein erschlossener Garten und eine Quelle, über der ein Stein liegt.

Stehe auf, Nordwind, und komme, Südwind, und wehe durch meinen Garten, dass seine Würzen triefen.

SULAMITH:

Mein Freund ist wie eine Traube Kopher in den Weinbergen zu En-gedi.

Er küsse mich mit dem Kusse seines Mundes, denn seine Liebe ist lieblicher als Wein.

DER FREUND:

Wie Deine Stimme Dir verdorrt ist, versengt vom steinernen Brand grimmglüher Sonne, zornig wie das Antlitz des Wächters. Zartperlende Säfte aus kühlen, köstlichen Wunden und der Früchte duftendes Fleisch trachten Dich zu erquicken.

(Schwingt sich eilends über die Weinbergsmauer.)

DIE TOECHTER JERUSALEMS:

Wo ist denn Dein Freund hingegangen? In seinen Garten zu den Würzbeeten, dass er atme ihren Ruch und Rosen breche, dass Du sie habest zwischen Deinen Brüsten?

SULAMITH *(schaut auf sich nieder, verklärt)*:

Ja, wo die Myrrhen hingen!

FREUND *(ist zurückgekehrt, schüttet ihr die Früchte in den Schoss)*:

O Du mein Würzgärtlein,
Gieb meiner schmachtenden Nüster
Deinen schwellenden Ruch,
Ziehe meiner leuchtenden Thränen Schein
Hinein in Deine beiden goldbraunen Augen.
Der bebende West seufzt auf
Alle errötend sich hebenden Knospen
In Deinen Beeten.

SULAMITH *(der der Freund nun einzeln die Früchte bietet)*:

O Du mein schmerzlicher Garten — dass er sich darin ergehe! Dann richten sich auf alle Stauden, und alle meine Blumen sagen ihm ihre Düfte!

Wie ein Apfelbaum unter den wilden Bäumen, so ist mein Freund unter den Söhnen. Ich sitze unter dem Schatten, der mich kühlt, und das Fleisch seiner Frucht ist meinen Lippen süss.

Seiner Wangen rote Aepfel erfrischen meinen Gaumen und meine schmachtenden Lippen; seiner Blumen roter Ruch verjüngt mir die Seele.

(Der Freund hat sich wieder in die Sonne gestellt, die über Sulamith fiel.)

Seine Linke ruht unter meinem Haupte, und seine Rechte streichelt mich.

(Die Augen fallen ihr zu.)

Ich schlummere, aber mein Herz ist wach.

(Sieht wieder auf und hinüber.)

Meine Salben erwachen und duften stärker und grüssen die Deinen. Komm näher, mein Freund, dass man Deine gute Salbe rieche: Dein Name ist eine ausgeschüttete Narde; darum lieben Dich die Mädchen.

Ziehe mich mit, so laufen wir.

Der König holt mich in seine Kammer.

Deine Liebe schmeckt feuriger als der Wein.

Der Vater legte seine Hand Dir auf das Haupt, und siehe, es leuchtet.

Und meine Seele sonnt sich.

Ich wuchs auf an den Hängen wie die Traube von En-gedi, und meine Glieder sonnten sich. Und ist all ungestüme Süssigkeit.

Und Du sollst trinken den Wein, den meine Rechte Dir keltert.

Sie haben mich zur Hüterin der Weinberge gesetzt; aber meinen Weinberg, den ich hatte, habe ich nicht behütet.

Mein Freund ist mein, und ich bin sein, und seine Herden gehn unter den Rosen, und wir ruhen allda, bis die Nacht den Tag kühle macht vor Thau und der Schatten in die Hänge sinkt wie ein müder Wanderer und weilt daselbst.

Nun gehe heim, Du Licht meiner Seele, dass sie uns nicht finden zusammen, die schweifenden Wächter der Nacht.

DER FREUND *(tritt näher):*

Steh auf, meine Freundin, komm mit!

Denn sieh', der Winter ist vergangen, der Regen ist vorüber. Die Blumen sind munter geworden, der Frühling ist da, und die Turteltaube girrt ihrem Gatten, und alle seine Federn schillern.

Meine Taube in den Steinritzen, komm hervor!

Fanget die Füchse, und den Jungen der Füchse legt Schlingen; denn unsere Weinberge haben Augen gewonnen.

SULAMITH:

Das ist die Stimme meines Freundes. Siehe, er kommt und hüpft über die Höhen und läuft die Hügel hernieder.

Wie ein Hirsch in den Wäldern setzt er heran.

Siehe, er steht schon hinter unserer Wand und guckt durchs Fenster und schaut durch das Gitter.

DER FREUND:

Wer ist sie, die hinauffährt von der Wüste und Jauchzen trägt in Genezareths saftseufzende Gefilde?

Wie schön ist Dein Gang in den Schuhen, Du Fürstentochter! Deine Lenden stehen gleich aneinander wie zwei Spangen, die des Meisters Hand gemacht hat.

SULAMITH:

Mein Freund ist mein und hält sich auch zu mir. Komm, mein Freund, lass uns auf das Feld hinausgehn und in den Dörfern weilen.

Dass wir früh aufstehn zu den Weinbergen, dass wir sehn, ob der Weinstock blühe und Augen gewonnen habe, ob die Granatapfelbäume ausgeschlagen sind.

Da sollst Du meine Brüste finden.

Sage mir an, Du, den meine Seele liebt, wo Du weidest, wo Du ruhest im Mittage, dass ich nicht hin- und herziehn müsse bei den Herden Deiner Gesellen!

Warum verfolgen sie so unsere Küsse? Was zieht meine Liebe so bloss durch die Gassen des Gelächters und sind alle Hunde hinter mir?

(Töchter Jerusalems fangen an, sich langsam zu entfernen.)

Wärest Du mein Bruder von einem Herzen her, dann dürfte ich Dich küssen und keiner höhnte mich.

Ich wollte Dich führen in meiner Mutter Haus, dass Du mich lehren solltest, was ich Dir von Herzen thäte, hier wollte ich Dich tränken mit Trauben, die mein Finger zerquetscht und meine Hand Dir gekeltert.

(Freund beugt sich über sie und küsst Sulamith.)

SULAMITH *(mehr zu sich):*

Er küsse mich mit dem Kusse seines Mundes; denn seine Liebe ist lieblicher als Wein.

(Dann richtet der Freund sie empor, und beide gehn langsam von dannen.)

(Während des Schreitens sprechen sie, unter feierlicher Musik, getragen.)

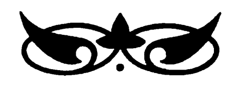
DER FREUND UND SULAMITH ZUGLEICH:

Setze mich wie ein Siegel auf Dein Herz und wie ein Zeichen auf Deinen Arm.

Denn Liebe ist stark wie der Tod und Eifer fast wie die Hölle. Ihre Glut ist feurig und eine Flamme des Herrn.

Dass auch viele Wasser nicht mögen die Liebe auslöschen, noch die Ströme sie ersäufen!

Wenn einer alles Gut in seinem Hause um die Liebe geben wollte, so gält' es alles nichts. So gält' es alles nichts.





Ansicht der jüdischen Kolonie Gadara in Palästina.

„STERNENSOEHNE."

Eine der edelsten Freundinnen des jüdischen Volkes, die grosse Dichterin Elise Orczesko, hat in einer kleinen Novelle, in der jedes Wort ein Symbol ist, die Gefühle eines Ghettojuden, eines Hopliten der Gerechtigkeit, in ein funkelndes Geschmeide gefasst, in dem nur Diamanten und Thränen sind.

Schimmele, ein halbverhungerter Talmudchochem, hat in einer Purimvorstellung die Rolle des starken Simson gespielt. Ganz erfüllt von der Löwenstärke seines Helden und durchglüht von dem Feuer der höchsten Freude, schreitet er schwertgegürtet und im Schmuck des Kriegers durch die flockenerfüllten winterlichen Gassen der weiten Stadt, um in der jämmerlichen Enge seiner Stube, beim Anblick seiner von Kummer und Sorgen verzehrten Frau, seiner kranken, schmutzstarrenden Kinder zur schrecklichen Gegenwart wieder zu erwachen und sofort in neue — alte Träume zu versinken. Der Himmel öffnet sich. Eine goldene Leiter steigt aus der Finsternis des Ghettos zur Herrlichkeit Gottes, und Schimmele, der starke Simson, der Sternensohn, hält phantastische Zwiesprache mit Sandalton, dem Engel des Lichts.

An dieses erschütternde und wie jede echte Dichtung erhebende Seelengemälde musste ich denken, als ich jüngst im grössten Theaterraum Berlins jüdische Ghettokomödianten mit heiliger Leidenschaft ihr rührend einfältiges Stücklein tragieren sah und Lachen und Weinen, Jubeln und Klagen einer tausendköpfigen jüdischen Zuhörerschaft mir das Herz bezwang.

Der Dichter des böhmischen Ghettos, Leopold Kompert, hat in einer entzückenden kleinen Geschichte „Das Babele" uns ein Gespräch zwischen einem Babele und ihrem Einikel belauschen lassen. Der Dichter hat es verstanden, uns die beiden Personen so meisterhaft zu schildern, dass wir sie leibhaft vor uns sehen, das alte, runzlige Babele, einst ein schönes Mädchen, jetzt schöner als schön: die personifizierte Güte und Geduld, — eine Seele, die viel erlebt hat und daher viel verziehen hat, und der Einikel, der kleine Klugkopf, der alles besser wissen möchte und doch auf die Worte seines Babele schwört, der bereit ist, ihr stets in die Rede zu fallen und doch mit fast fieberhaft glänzenden Augen an ihren Lippen hängt, — Babele und Einikel waren die jüdische Gesellschaft und das Publikum jenes jüdischen Theaterabends.

An das Stück mit kritischen Erwägungen herangehen, heisst eine Feldblume mit den Augen des Kunstgärtners betrachten. Wie das Veilchen und das Vergissmeinnicht, das bescheiden am Bache wächst, jedem Naturfreunde mehr wert sein muss als eine naturwidrig gezüchtete Tulpe oder Gartenrose, wie ein Schwälbchen oder ein Sperling jedes Menschen Herz und Ohr mehr erfreut als ein buntgefärbter, zuckerfressender, plärrender Kakadu, so steckt in dieser naiven jüdischen Volksdichtung, die, den Blick den Gefilden zugewandt, die die Seele nicht vergessen kann, an den gefährlichsten Abgründen der Lächerlichkeit vorüberschreitet, mehr Poesie, als in manchem Theaterstück, dessen Autor von Herren Schmock & Co. gegen Quittung die Unsterblichkeit bescheinigt wird.

Ich muss bekennen, dass diese galizischen Judenstücke turmhoch über den in Dialekt gebrachten Birchpfeifereien der sogenannten Schlierseer oder der Schwaben stehen, und wie die deutschen von K. K. Hofschauspielern zusammengestellten Truppen sich nennen, die die Welt durchziehen.

Wie die innere Beseeltheit, die organische Wärme, das lebende Wesen von der Maschine, die Kunst vom Handwerk, die Dichtung von der Mache sich unterscheidet, so unterscheiden sich diese hilflosen galizischen Geschichten von den Machwerken jener Possenreisser.

Etwas Ergreifendes und Stärkendes bieten diese jüdischen Ghettospieler, die wie Schimmele, der starke Simson, die blutige Nacht, ein heiteres, trotziges Heldenlied summend, durchstreifen und ihren elenden, verkümmerten Körper in den

Schmuck von Königen und Kriegern einer grossen Vergangenheit mit der Grazie der Selbstverständlichkeit gehüllt haben.

Wunderbar ist die Phantasie dieser Schimmeles. Der jüdische König war so echt, dass ein Maler David oder Salomo nicht anders porträtiert hätte. Der Narr erinnerte in Maske und Kostüm an Illustrationen aus 1001 Nacht, und ein persischer Heerführer stach durch sein vierschrötiges Wesen, seinen Germanenbart und seine derbe Sprache mit photographischer Schärfe ethnologisch von den leichtbeweglichen Juden ab und sah aus, als hätte er an der Perserschlacht teilgenommen, von der das bekannte Gemäldefragment existiert. Interessant muss jedem Kunstfreund die Technik dieser Volksdramen sein, die mit ihrem Chor an die griechische Tragödie erinnert. Doch ich will meinem Vorsatz, nicht zu kritisieren, nicht untreu werden, und rufe an dieser Stelle Euch, brave Jüdlein, die Ihr so wacker gemimt habt, ein herzliches Bravo! zu.

Sehenswerter noch als das Theaterstück war das Publikum. Als Student besuchte ich einmal mit einem in Berlin anwesenden französischen Ehepaar die Vorstellung einer französischen Truppe, die Francillon gab. Ich erstaunte, als ich bemerkte, wie die französische Dame, eine sehr gebildete und weitgereiste Schriftstellerin, Anstalt machte, sich in Thränen aufzulösen, und wie Monsieur, die Fäuste ballend, die saftigsten südfranzösischen Flüche murmelte. So wirkte auf diese beiden Leute der Klang der Heimat und das sehr lächerliche Theaterstück, das mich völlig kühl liess. Die Herrschaften erzählten mir nachher, was ich später auch selbst zu beobachten Gelegenheit hatte, dass das französische Publikum bei Trauerspielen so heftig pro und contraPartei ergreife, dass nicht selten den Intriganten am Ausgang aufgelauert und mit Prügeln gedroht werde.

Das jüdische Publikum, das den Heldenthaten des Sternensohnes zujauchzte, hätte den guten Franzosen noch mehr gefallen als ihre Landsleute. Noch nie und noch nirgends habe ich solch einen Beifall erlebt, und ich hätte nie für möglich gehalten, dass auch in Berlin sich solche B'ne Israel vorfinden. Dem Rosche ging es natürlich spottschlecht. Hei! war das eine Freude bei allen guten Juden. Tausend Verwünschungen wurden dem gemeinen Kerl nachgerufen, als die Faust des Schicksals ihn ereilte, lautes Weinen erhob sich, als das Geschick des Helden sich erfüllte, und unendliches Gelächter, Tücherschwenken und Hochrufe belohnten jeden Witz des Narren und jede That der jüdischen Soldaten.

In den Pausen war die Sache gefährlich. Andere erhitzen sich am Totalisator oder beim Gelage. — Neulich sah ich in einem Spezialitätentheater einen Ringkampf, der unter einem Geheul wie von tausend Teufeln, das feingekleidete Herren und brillantgeschmückte Damen ausstiessen, ausgefochten wurde. Juden erhitzen sich um andere Interessen. Erregte Gruppen sprachen über den Edelmut des Sternensohnes, über die Schlechtigkeit des Rosche und wollten sich wegen der verschiedenen Meinungen über den Ausgang des Stückes in die Haare geraten. Und als die Komödie zu Ende war, da wankte und wich die Menge nicht, keine Flucht in die Garderoben begann. Alles schrie wie toll Hurra, schlug mit Stöcken auf Tische und Bänke und gestikulierte wie berauscht vor Entzücken mit den Armen.

Wahrlich, wer die jüdische Seele studieren wollte, der kam an jenem Abend auf seine Rechnung.

Was wohl die sechs Vertreter Japhets gedacht haben mögen, die beiden Schutzleute, die beiden Garderobieren, und die beiden Kellner, die herzlich schlechte Geschäfte machten?

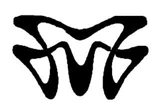
Sie werden gedacht haben: diese Juden sind verrückt.

Wahrhaftig, sie haben recht! Diese Juden sind verrückt. In einer Nacht der Trübsal ohne Gleichen führen sie, ausgelassenen Kindern gleich, Purimspiele auf, in einer Knechtschaft, die allen andern die Kraft zu seufzen erstickt hätte, rasseln sie mit den Schwertern der Ahnen und durchbohren ihre Gefängniswärter mit dolchscharfen Witzen, in dem Schmutz ihres Ghettostübchens bauen sie sich einen Königspalast, und in der Finsternis ihres Kerkers halten sie Zwiesprache mit Sandalfon, dem Engel des Lichts.

Ach Juda, Juda! Du Volk von Narren, von unverbesserlichen Optimisten. Du Sternensohn und starker Simson. Völker entstehen und vergehen. Du aber spottest der Zeiten. Unauslöschlich ist in Deiner Kinder Seele eine Heiterkeit eingeprägt, die kein irdisches Feuer verzehren, eine Lebensstärke, die nicht Ross noch Reisige vernichten können.

Ich fühle es mehr und mehr, und es flutet mir mit dem Glanz und den himmlischen Flammen der Sonne über die dunkle Bewusstseinsschwelle. Wir Juden sind ein auserwähltes Volk, der Simson, der Schakale, Löwen und Menschen bezwang, der Gottgeweihte, den die irdische Liebe wohl bethören aber nicht bezwingen kann, der Riese, der zu dem trunkenen Geschrei der Philister ein grollendes Harfen ertönen lässt und der — wenn er einmal fallen sollte — die Säule der Götzen und die juchheienden Gesellen begraben würde. . . . . .

Israel Abrahamsohn.



MOSES UND CONFUCIUS.

Von Wu Ting-Fang.

(Wu Ting-Fang, der chinesische Gesandte in Washington, hielt vor der Jewish Chatauqua, einer Gesellschaft zur Förderung der Bildung unter den Juden, vor kurzem einen Vortrag, aus dem wir einige interessante Stellen hier wiedergeben.)

.... Ich bin hier unter Freunden. Ich kann an der Hand von historischen Thatsachen nachweisen, dass Juden und Chinesen vor vielen Jahrhunderten sich einander genähert haben.

Sogar einer Ihrer grossen Propheten, Jesaia, erwähnt an einer Stelle das Land Sinar, woraus hervorgeht, dass er China kannte, und im 3. Jahrhundert kamen die Juden nach China. Sie brachten Priester und Gelehrte, ihr Heiliges Buch, ihre Gewohnheiten und ihr Ritual mit sich.

Im 12. Jahrhundert hatten sie eine Synagoge in der Stadt Pinlau, dem heutigen Kiung Chau, wo sie in Frieden lebten.

Im 15. Jahrhundert brannte ihre Synagoge nieder, wurde bald darauf wieder aufgebaut und bestand bis 1849, in welchem Jahre sie durch eine Ueberschwemmung zerstört wurde. Man schätzte diese jüdische Kolonie in China auf 5000 Menschen, die sich aber bis heute auf 2—300 vermindert haben.

Sie wurden niemals verfolgt oder belästigt und konnten ihren Beschäftigungen nachgehen, wie alle chinesischen Unterthanen. Die meisten waren Kaufleute, während einige sogar Regierungsämter bekleideten.

Wir sehen also, dass sie unter den Chinesen friedlich und als ein Teil des chinesischen Volkes lebten.

Noch heute befindet sich in Kiung Chau eine Inschrift, in der den Juden ihr gutes Verhalten ausdrücklich bezeugt wird. Von ihrer Religion heisst es in der Inschrift, dass sie ihnen vorschreibt, ihre Eltern zu ehren und den Toten Pietät zu bewahren...... Confucius that dasselbe für die Chinesen, was Moses für die Juden gethan hat und in sehr ähnlicher Weise. .... Beide haben den Charakter ihrer Völker geformt, und die auffälligste Uebereinstimmung besteht in der Bedeutung, die von beiden Weisen der Elternliebe beigelegt wird.

Confucius sagt: Ehre Deine Eltern. Ein pflichtgetreuer Sohn ist ein loyaler Unterthan, ein guter Hausvater, ein nützlicher Bürger.

Ganz ähnlich sagt Moses im 5. Gebot: Ehre Deinen Vater und Deine Mutter, auf dass Du lange lebest in dem Lande, das der Herr Dir giebt. — Es ist eine bedeutsame Thatsache, dass diese Verheissung sich in China erfüllt hat. Nach unserem Lehrer Confucius betrachten wir die Elternliebe als das grundlegende Prinzip unserer Ethik. Ein pflichtvergessener Sohn, einer, der nicht für seine Eltern sorgt, wenn er dazu im stande ist, ein solcher wird als ein Ausgestossener betrachtet, mit dem Niemand zu thun haben will. Einen Mann, der in dieser Beziehung seine Pflicht thut, stellt Confucius höher als einen Gelehrten ....

Eine besondere Aehnlichkeit und einen Grund zur gegenseitigen Sympathie muss ich zu meinem Bedauern darin sehen, dass beide Völker in gewissem Grade verfolgt, oder wenn nicht das, so doch verachtet waren und noch werden. ....

Wenn ich für einen Augenblick nachdenke, warum wir verachtet sind und warum — um es sehr milde auszudrücken — so viel Vorurteil gegen Chinesen und Juden sich äussert, so muss ich sagen, dass dieses Vorurteil berechtigt wäre, wenn wir es uns durch Laster und Mängel zugezogen hätten: aber bei sorgfältigster Ueberlegung kann ich es nicht sehen, dass wir aus d i e s e m Grunde verachtet sind.

Nicht wegen unserer Fehler hat man Vorurteile gegen uns, sondern ich kann sagen — obwohl wir nicht zweifeln, dass auch wir keine vollkommenen Menschen sind —, dass wir wegen unserer Vorzüge gehasst werden. Ja, unsere guten Eigenschaften, unsere Geschicklichkeit, unser Fleiss, unsere Sparsamkeit, unsere Ausdauer und unser geschäftliches Genie sind der Grund des Vorurteils gegen Juden und Chinesen.

Wo immer ich hinkomme, spüre ich dieses Vorurteil, wenn man auch zu höflich ist, in meiner Gegenwart es auf m e i n Volk zu beziehen. Frage ich aber, weshalb man diesen Argwohn gegen die Juden hegt, so höre ich immer nur den Grund, dass Ihr den andern zu klug seid. ....

Ich gebe zu, dass wir gute Geschäftsleute sind, aber das ist kein Grund zum Hass. Schliesslich aber, und in gewissem Sinne sollten wir für dieses Vorurteil dankbar sein. Es liegt darin eine Anerkennung unserer besseren Eigenschaften und ein Ansporn zur Vorsicht und zur Energie. Diejenigen, denen es gut geht, werden leicht faul und nachlässig, ein Volk aber, gegen welches Vorurteile existieren und welches zerstreut ist, wird gezwungen, alle Kräfte anzuwenden, um sich seinen Weg zu bahnen, und wenn die Zeit kommt, wird es das erste Volk der Welt sein.

Das ist nicht meine persönliche Meinung, sondern ein Bestandteil der chinesischen Doktrin, für die viele unserer Klassiker Beispiele anführen. .....

Es giebt Leute, welche alle, die nicht zu ihrem Glauben gehören, Heiden nennen. Aber es giebt Heiden und Heiden. Es giebt solche die sehr schlecht sind, aber es giebt auch Heiden, die besser sind als gute Juden und gute Christen. Zu dieser Klasse hoffe und wünschte ich zu gehören. .....

Vor kurzem hatte ein Geistlicher in Philadelphia mich von der Kanzel herab beschimpft. Er denunzierte mich als einen Heiden und sagte unter andern hässlichen Dingen, dass ich nicht ernsthaft wäre, dass ich im Grunde meiner Seele den Amerikanern feindlich sei, wenn ich auch in der Oeffentlichkeit freundschaftlich spräche. — Ich weiss nicht, wie dieser Geistliche dazu kommt mein innerstes Herz zu kennen. Aber solche Christen giebt es in diesem Lande, und ich muss mit Bedauern sagen, dass sie nicht in der Minorität sind. ..... Kein g u t e r Christ würde das thun, aber auch kein guter Jude und kein guter Heide. Nun, ich sagte, dass ich den Ehrgeiz habe, ein guter Heide zu sein. Ich hege keinen Unwillen gegen den ehrwürdigen Herrn, der mich aus irgend einem mir unbekannten Grunde nicht leiden mag. Ich erkläre ernsthaft, dass wenn ich mit ihm zusammenträfe, ich ihn anreden würde. Wenn er zu mir in die Gesandtschaft käme, so würde ich ihn höflich empfangen, und nicht nur das: ich würde ihm eine Tasse guten Thee geben. Ich bin nicht engherzig. .... Der beste Mensch in der Welt hat Feinde — wie kann ich als ein armer, guter Heide erwarten, keine Feinde zu haben. ...

Was sollen die Religionsstreitigkeiten .... lasst uns zusammenarbeiten zum Besten der Menschheit, wie verschieden auch unsere Religionen und Prinzipien sein mögen. Lasst uns handeln nach dem grossen Worte des Confucius: „Seid gegen jedermann gerecht und gut, so werden innerhalb der vier Weltmeere alle Menschen Brüder und Schwestern sein."

(Nach Jewish Exponent.)

MISCELLEN.

Die Zweifel des Rabbi.

Bei Gelegenheit der Zweihundertjahrfeier der sephardischen Gemeinde in London gab Rev. S. Singer in einer Predigt bangen Zweifeln Ausdruck: „Wie manche Familie ist in dieser Zeit ausgestorben oder — was für das Judentum dasselbe sagen will — ist schwach geworden in ihrer Treue und hat dem Judentum den Rücken gewendet, ohne sich eine Spur von Liebe oder Interesse für den alten Glauben zu bewahren. Wie wenigen von den ehrwürdigen und klangvollen Namen, welche die Gründer der Synagoge waren, begegnen wir heute noch! Aber auch wie wenige sind uns geblieben von den Familien der ersten deutschen und polnischen Gemeinden, obwohl diese viel jünger sind als die sephardische!

Der Genealoge, der eifrig die Geschlechter der Menschen bis zur Quelle zurück verfolgt, mag uns zeigen, wie dieser und jener jüdisches Blut in seinen Adern hat, obgleich er nicht länger zu Israel gehört. Aber das ist ein schwacher Trost und eine zweifelhafte Ehre für uns!

Warum müssen wir als Juden immer verlieren, wenn unser Fortschritt als Menschen der grösste war? Warum muss Israel immer klagen: Ich habe Kinder geboren und auferzogen, aber sie haben sich von mir gewendet? Sind unsere Methoden falsch? Fehlt uns das Verständnis für uns selbst, die wir sonst so verständig sind und zeigen, wie wir andere verstehen? Sind wir unfähig uns selbst zu lehren, die wir die ältesten Lehrer der Welt sind?"



Rabbiner in Jerusalem.

*

Der Prozess des „Dreschgrafen" Pückler hat dem Reichsgericht Veranlassung zu recht interessanten Ausführungen gegeben. Es heisst da bei der Begründung der Verurteilung des germanischen Aristokraten:

Allerdings werde in erster Linie der normal veranlagte Mensch als Hörer ins Auge zu fassen und zu prüfen sein, ob die Aeusserung geeignet sei, den Frieden eines solchen normal veranlagten Menschen zu gefährden, weiter sei zu prüfen, ob angesichts des konkreten Publikums diese normale Wirkung erzielt worden ist. Es könne sich hier ereignen, dass mit Rücksicht auf ein gewisses Publikum die sonst eintretende normale Wirkung nicht entsteht und dass das Publikum so kühl denkend und verständig ist, dass eine unter anderen Verhältnissen aufreizend wirkende

Kundgebung diese Wirkung, d. h. die Besorgnis, dass eine Störung des öffentlichen Friedens eintritt, nicht hervorruft.

Weiter heisst es dann: Der Fehler des landgerichtlichen Urteils besteht darin, dass der verständig denkende Mensch als Hörer angenommen wird. Verständige Menschen und Publikum sind keine sich deckenden Begriffe. Zu erwägen ist auch, dass nicht die Hörer allein in Betracht kommen, sondern die Leser der Berichte über die Reden. Dass alle Zeitungsleser den Kreisen der gebildeten und verständigen Menschen angehören, kann auch nicht ohne weiteres angenommen werden. Mit der Möglichkeit, dass die Presse über seine Reden berichten werde, musste der Angeklagte rechnen. Endlich ist auch noch zu prüfen, welche Wirkung die Reden des Grafen auf die jüdische Bevölkerungsklasse ausüben konnte.

*

Der Einfluss der Bibel. In dem Aufsatz „Hutten“ der Serie „Helden der Menschheit“[1]) findet sich der charakteristische Satz:

„Die deutsche Sprache war noch sehr wenig entwickelt: war doch Luther's Bibel-Uebersetzung noch nicht erschienen.

*

Jetzt, wo ich durch das Land zwischen Tigris und Dschagdschatsch (Mygdonius, der Fluss von Nisibis) geritten bin, begreife ich das zweihundertfünfzigjährige erbitterte Blutvergiessen von beiden Seiten um dieses Gebiet. Schwere tiefbraune Ackererde bedeckt es, so weit das Auge reicht: Tell reiht sich an Tell von Tur Abdin bis an den fernen Südhorizont, und selbst wo sich schwarze Lavafelder streckenweise durch das fruchtbare Erdreich ziehen, sieht man, wie in früheren Zeiten die Steine in Haufen und Reihen zusammengetragen worden sind, um eine Möglichkeit des Anbaues zu schaffen. Hier ist einst dichtbevölkertes, reiches Land gewesen, ein Kleinod für das Diadem des östlichen wie des westlichen Reiches; wären Anbau und Volksmenge damals auch nur annähernd auf derselben niedrigen Stufe gewesen wie heute, so hätten weder Römer noch Perser das Blut ihrer tapfersten Truppen so unausgesetzt darum vergossen!

Mich haben diese Gedanken unausgesetzt bewegt, namentlich seit ich den Tigris überschritten habe und sehe, dass westlich vom Strom der alte Kultur- und Bevölkerungsstand noch zur byzantinischen Zeit mindestens derselbe gewesen ist, wie in dem alten kraftstrotzenden assyrischen Kernlande im Osten. So viele auch schon vor mir diese Strasse gezogen sind: jedesmal wenn ich morgens nach dem Ausreiten die Sonne aufgehen und die zahllosen Tells beleuchten sehe, und jedesmal, wenn sie untergeht und die blauen Silhouetten der nahen und fernen Hügel sich gegen den Horizont abheben, will es mir vorkommen, als ob es eine Erkundungs- und Entdeckungsreise im unbekannten Lande ist, auf die ich ausgezogen bin, eine Reise, von der ich heimbringe, was noch kein anderer hier so gesehen hat, wie ich es sehe — sehe mit den Augen eines Mannes, der in die Fremde gegangen ist, Brot für die Seinen zu suchen, und der nun die Stelle gefunden hat, wo das Erdreich den nährenden Segen birgt und nur auf die Hände wartet, die ihn ans Licht fördern. Ich kann gar nicht sagen, wie ich diese reiche Erde unter den Füssen meines Pferdes liebe, die tausend Jahre verzaubert geschlafen hat; ich kann nicht sagen, mit welchen Farben der Sehnsucht und der Hoffnung ich mir die Zeit male, da hier sich wieder Dorf an Dorf reiht . . . . .

Paul Rohrbach.

(„Von Mossul nach Urfa, Ober-Mesopotamien.“)

[1]) Verlag Aufklärung, Berlin.



APHORISMEN.

Jenes Volk wird ein Kulturvolk, bei dem, während grosse schaffende Geister erstehen, auch die Vielen intensiv leben.

Ellen Key („Die Wenigen und die Vielen“).

+

Jede um ihres Glaubens willen in die Fremde vertriebene und zerstreute Genossenschaft ist darauf hingewiesen, über alle Nationalität immer die Einheit der Menschheit im Auge zu behalten und mit aller Kraft gegen jeden Formalismus und jede Ausschliesslichkeit zu wirken. Es giebt keine allein seligmachende Religion und keine allein menschlich schön machende Nationalität.

Berthold Auerbach.

Luftschlösser zu bauen kostet nicht viel, aber es kann sehr viel kosten sie niederzureissen.

*

Gerade weil so viele Juden Freunde, Verwandte und Familien-Erinnerungen in mehr als einem Lande und Weltteile haben, ist die Liebe der Juden zu ihrem Geburtslande — ohne weniger tief zu sein — doch weniger exklusiv, weniger ungerecht. Wie die Heldin des antiken Theaters kann er sagen: „Mein Herz ist geboren um zu lieben und nicht zum Hassen.“

Théodore Reinach,
(Histoire des Israélites.)

*

REVUE DER PRESSE.



„The American Israelite" rügt das Vorgehen des New-Yorker Zweiges der Alliance Israelite Universelle. welche kürzlich proklamiert hat. dass auch Nicht-Juden ihr als Mitglieder angehören können. Das Blatt nennt dies Verfahren eine jener „Vorstellungen" (im theatralischen Sinne), welche den Vorwurf begründen helfen. dass viele Juden sich im Herauskehren eines übertriebenen Liberalismus gar nicht genug thun können. Jüdische Gesellschaften für jüdische Zwecke sollen von Juden unterhalten werden. Wenn eine solche ihren Kreis auch Nicht-Juden öffnet, so ist das kein Akt des Liberalismus, sondern ein Armutszeugnis.

Eine niedliche Geschichte erzählt die **„Wiener Extrapost":**

„Bei der Nussdorfer Spar- und Vorschusskasse hatte seiner Zeit der Jude Philipp B. Löw um die Mitgliedschaft angesucht und war aus Versehen angenommen worden. Der streng antisemitische Sekretär des Vereins kam aber hinter diesen „jüdischen Schwindel" und rief in gerechtem Unwillen: „Der Jud muss hinaus." Da man den Statuten nach keine Handhabe hatte, Löw auszuschliessen, entzog man ihm den Kredit. „Aushungern" ist ja ein probates Mittel, die lästigen Juden aus irgend einer Erwerbsstelle herauszubringen. Als also der Löw „draussen" war, kam der Krach in der Sparkasse und nun siehe da, erinnerte man sich mit einem Male des Herrn Löw und lud ihn ein, mit an dem Defizit zu zahlen. Natürlich wunderte sich Herr Löw ob dieser plötzlichen Liebe und erzwang ein gerichtliches Urteil. dass er dem Spar- und Vorschussverein zu Nussdorf anzugehören nicht mehr die Ehre habe."

Das wundert uns gar nicht. Wenn's zum Zahlen kommt, so machen die Antisemiten eben keinen Unterschied in der Rasse.

Harper's Weekly (13. Juli) berichtet: Die zionistische Bewegung hält sich sehr gut. . . . . Die Juden, welche die Idee aufgegriffen haben, scheinen ihr treu zu bleiben. Der Plan ist bekanntlich der, in Palästina osteuropäische Juden anzusiedeln und vom Sultan einen Charter zu bekommen, welcher die Anerkennung der Grossmächte finden würde und den Kolonisten Schutz gewährt. . . . . . . Gegenwärtig umfassen die jüdischen Kolonien in Palästina ungefähr 60 Quadratmeilen (englische) in Judaea, Galilaea und Baschan. Die meisten Kolonisten beschäftigen sich mit Weinbau, Seidenzucht und mit dem Anbau von Orangen, Citronen und Parfümpflanzen. . . . . Die Jüdische Kolonialbank hat ein nominelles Kapital von 10 Millionen Dollars, wovon ungefähr eine Million bereits eingezahlt ist. Der Erfolg der Bewegung wird schliesslich davon abhängen, ob man in Palästina gute Erwerbs- und Lebensmöglichkeiten wird schaffen können.

Kapitän G. King Hall, Generalstabschef der Mittelmeerflotte, hat an den **„Jewish Chronicle"** nachstehendes Schreiben gerichtet:

„Als einer, der sich stets eifrig mit der Judenfrage befasst und weder die Vergangenheit des jüdischen Volkes vergessen, noch dessen ihm noch bevorstehende glänzende Zukunft jemals ausser acht gelassen hat, hatte ich kürzlich mit einigen Offizieren ein Gespräch über die Juden als Soldaten. Als ich behauptete, dass die englischen Juden ihren reichlichen Anteil an dem Kriege in Südafrika genommen haben, wurde ich von meinen Gegnern aufgefordert, nur einen einzigen jüdischen Offizier namhaft zu machen, der in Südafrika aktiven Dienst mit der Waffe geleistet hat. Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir einige darauf bezügliche Informationen geben würden." Dieser Brief wurde dem jüdischen Feldprediger, Rev. F. L. Cohen, zugestellt, welcher Kapitän King Hall ein Verzeichnis von nicht weniger als 80 jüdischen Offizieren übersandte, die in der regulären Armee, in der Miliz, in der Yeomanry, unter den Freiwilligen, sowie unter den Hilfstruppen der Kolonien in Südafrika für England die Waffen ergriffen haben. Rev. Cohen fügte noch ergänzend hinzu: „Jetzt sind in der englischen Armee in Südafrika 1200 Juden identifiziert, und es ist ausser Zweifel, dass nicht weniger als 1500 daselbst auf Seiten der Engländer fechten. Da die Zahl der Juden in allen Teilen des britischen Reiches, Indien, Kanada und Australien eingeschlossen 220 000 nicht übersteigt und in England selbst höchstens 140 000 beträgt, so werden selbst Ihre wenig judenfreundlichen Kameraden zugeben müssen, dass der Anteil der Juden am südafrikanischen Kriege unverhältnismässig gross ist."

Juden in China. Zu der Nachricht aus Shanghai, wonach die Kaiserin-Witwe dem Grossen Rat mitgeteilt hat, dass Kaifongfu in der Provinz Honan die künftige Landeshauptstadt sein werde, erhält die **„Vossische Zeitung"** eine interessante Zuschrift über diese Stadt, in der sich noch heute ein Bruchteil der verlorenen zehn Stämme Israels befinden soll.

Von dem Sitze einer alten jüdischen Gemeinde in Kaifongfu berichtet zuerst Trgialtin's „De expeditione Sinica" im Jahre 1617. Aus diesem Berichte geht hervor, dass in der Provinz Honan eine beträchtliche Anzahl Juden wohnte, die vor der Ankunft der ersten Missionäre niemals von dem Stifter der christlichen Religion etwas gehört hatten, ja nicht einmal seinen Namen kannten und darum nach der Ansicht dieser Missionäre und Reisenden Abkömmlinge der zehn Stämme sein müssen. James Finn hat dagegen in seinem Werke „Die Juden in China und ihre Handschriften" behauptet, dass die Juden in Kaifongfu dem Stamme Juda angehören, was er namentlich daraus folgert, „dass in ihren

Schriften von Esra die Rede ist, dass sie das Buch Esther besitzen, und dass die seleucidische Zeitrechnung bei ihnen gilt". Indes ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass diese Kenntnis ihnen durch spätere Nachzügler überliefert wurde. In der That berichtet Moses de Pereyra Pavia in seinen portugiesischen Nachrichten über die zehn Stämme, „dass unter Titus Vespasianus Juden aus Persien an die malabarischen Küsten gewandert seien, von dort aus China erreichten und sich in der Hauptstadt der Provinz Honan, die jetzt Kaifongfu heisst, niedergelassen haben". — Nach Koegler, Notitiae circa sancta Biblia in Caifung metropoli provinciae Honàn, haben die Juden in Kaifong die Bücher Josua und Richter nicht vollständig. Ebenso fehlen ihnen die Sprüche Hiob, das Hohelied und der Prediger ganz. Der Anhang einer Gesetzesrolle hatte nach Olav Gerhard Tychsen's Uebersetzung folgenden Wortlaut: „In der Stadt, welche anfangs Pien-lang hiess, in der heiligen Stadt Kaiongfu, durch Hilfe des Himmels ist das Gesetz. Der Anfang des Gesetzes ist abgeschrieben im Jahre 193 3 . . . *) Auf deine Hilfe vertraue ich, o Herr!" — Die Synagoge in Kaifong, die noch Delitzsch in seiner Geschichte der nachbiblischen Poesie, S. 58, ausführlich beschreibt, ist während des Taiping-Aufstandes 1843 zerstört worden. Die Anzahl der noch heute in China lebenden Juden veranschlagt man auf eine halbe Million.

„Leipziger Tageblatt" Leipzig, den 25. Juli 1901: Eine jüdische Plantagengesellschaft für Palästina soll ins Leben gerufen werden. In dem betreffenden Aufrufe heisst es u. a.: „Jüdisches Kapital muss ins Land gebracht werden, jüdische Intelligenz soll ihre Verwendung finden, jüdische Arbeiter sollen ihr Brot erwerben und dem Lande erhalten bleiben. Das Land selbst soll in den Besitz von Juden geraten. Alles dieses zusammengenommen ist wohl jüdisch-nationale Kolonialpolitik zu nennen. Ein ganzes Netz solcher Plantagengesellschaften soll in Zukunft Palästina umspannen."

*) 1622 nach unserer Zeitrechnung. Die chinesischen Juden haben die seleucidische Zeitrechnung

„Freisinnige Zeitung," Berlin, den 28. Juli 1901: Ein uraltes Schriftstück, welches für die Geschichte Alt-Berlins von bedeutendem Werte ist, wurde kürzlich bei Bauarbeiten in der Jüdenstrasse in einer Art Grundstein gefunden. Das eigenartige, mit nach Mönchsschriftsart gemalten Buchstaben versehene Dokument besagt, dass die Häuser 46 bis 49 im 14. Jahrhundert den Jüdenhof bildeten und dass dieser Hof schon am Ende des 13. Jahrhunderts zum verschliessbaren Wohnsitze der Juden in Berlin eingerichtet war und sich in demselben eine Synagoge — jedenfalls die älteste in Berlin — befand. Als unter Ludwig dem Römer die Juden vertrieben wurden, verlor der Jüdenhof zwar seine Bestimmung, aber nicht seinen Namen. Im Jahre 1354 schenkte der genannte Fürst den Hof dem Probst Mörner, der die darauf stehenden Häuser einzeln veräusserte. Als die Juden wieder Aufnahme fanden, aber der alte Jüdenhof ihnen nicht mehr eingeräumt werden konnte, legte man in der Nachbarschaft ein anderes Judenquartier an. — Das Schriftstück, eine Pergamentrolle, enthält auch noch Nachrichten in hebräischen Lettern, die einem Gelehrten zur Entzifferung übergeben worden sind.

Im Briefkasten eines antisemitischen Blattes war zu lesen: „Wir ersuchen unsere freundlichen Leser um Angabe einer christlichen Pappschachtelfabrik, die einfache Falt- oder Schiebeschachteln in kleinen Grössen fabrizirt."

Die „Volkszeitung" bemerkt hierzu:

„Die Anfrage ist nicht genau genug. Es geht nicht daraus hervor, ob evangelische, lutherische, reformierte, methodistische, baptische oder katholische Pappschachteln gemeint sind."

Abonnementspreis für das Halbjahr in Deutschland und Oesterreich Mark 3,50, für das Ausland Mark 4,— für Russland ganzjährig 4 Rubel, halbjährlich 2 Rubel. Einzelhefte à 35 Kop.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes, durch alle Postämter des Deutschen Reiches unter No. 5785a der Postzeitungsliste und durch die Expedition dieser Zeitschrift.

Anzeigen 50 Pfg. die viergespaltene Nonpareillezeile, grössere Anzeigen nach Tarif, bei Wiederholungen Rabatt. Stellen-Gesuche und -Angebote zum halben Preise.

Adresse für die gesamte Korrespondenz: S. CALVARY & Co. (Inh. HUGO BLOCH)
Verlagsbuchhandlung und Antiquariat, Berlin NW., Neue Wilhelmstrasse 1.

Verantwortlicher Redakteur: Leo Winz, Berlin W., Wilmersdorferstr. 117. — Verlag von S. Calvary & Co., Berlin NW. 7.
Für den Anzeigenteil verantwortlich: Hugo Bloch, Berlin. — Druck von Pass & Garleb, Berlin W 35.



Wollen Sie etwas Feines rauchen?

Dann empfehlen wir Ihnen

„Salem Aleikum“

Garantiert naturelle türkische Handarbeits-Cigarette.

Diese Cigarette wird nur lose, ohne Kork, ohne Goldmundstück verkauft. — Bei diesem Fabrikat sind Sie sicher, daß Sie Qualität nicht Konfektion bezahlen. — Die Nummer auf der Cigarette deutet den Preis an.
Nr. 3 kostet 3 Pf. Nr. 4: 4 Pf. Nr. 5: 5 Pf. Nr. 6: 6 Pf. Nr. 8: 8 Pf. Nr. 10: 10 Pf. pro Stück.
Nur echt, wenn auf jeder Cigarette die volle Firma steht.

Orientalische Tabak- und Cigaretten-Fabrik „Yenidze“, Dresden.

„Salem Aleikum“ ist gesetzlich geschützt. ■ **Zu haben in den Cigarren-Geschäften.** ■ Vor Nachahmungen wird gewarnt

1. Dezember 1900 Arbeiterzahl: 530.

Gesellschaft „Carmel“, Warschau.



Alleinvertrieb der **palästinensischen Natur-Weine** und **Cognacs** (aus den Rothschild'schen Kellereien) für Russland.

Diese von den jüdischen Kolonisten Palästinas erzeugten Weine und Cognacs sind **weltberühmt** und erfreuen sich grosser Beliebtheit bei Juden und Nichtjuden.

Von den auf der Pariser Weltausstellung vertretenen Weinen wurden **unsere Weine allein mit der grossen goldenen Medaille preisgekrönt.** Der beste Beweis für ihre Vorzüge.

Alleinige Bezugsquellen: Unsere **Hauptgeschäfte** in **Warschau** und **Odessa,** sowie Verkaufsstellen in allen Städten Russlands.

Sorten: 1. St. Julien, 2. Medoc I, 3 Medoc II, 4. Alicante, 5. Haut Saut. I, 6 Haut Saut. II, 7. Sauternes I, 8. Sauternes, 9. Carmel, 10. Carmel B. R. P., 11. Cremieux I, 12 Cremieux II, 13. Netter, 14. Esra, 15. Muscat, 16. Vermuth, 17. Bitter, 18 Chartreuse, 19. Cacao, 20 Margaux, 21. Muscat Gederah, 22 Muscatel, 23 Vermuth-Zichron, 24. Cognac I. V., 25. En-Gedi I, 26. En-Gedi II. Cognac Extra.



Adresse: **Gesellschaft „Carmel“ Warschau** oder **Odessa.**

[K]auft Neokosmos-Sprachbücher!



Bisher erschienen:

Sprachführer für Deutsche (mit Uebersetzung und Original-Speise- und Weinkarten).

1. Nach Mailand, Genua, Rom, Neapel — einsteigen!
2. Nach Brüssel, Paris, Lyon, Nizza — einsteigen!
3. Nach Dover, London, Southampton, Newyork — einsteigen!
4. Nach Barcelona, Madrid, Sevilla — einsteigen!
5. Nach Petersburg, Moskau, Odessa — einsteigen!

Lehrbücher (mit Anleitung und Schlüssel zum Selbstunterricht).

Neokosmos-Methode — Italienisch für Anfänger.
" " — Französisch " "
" " — Englisch " "
" " — Spanisch " "

[V]orstehende Bücher sind in allen besseren Buch[handl]ungen zum Preise von **Mk. 1,50** erhältlich, sonst durch [di]rekt. Bei Voreinsendung des Betrages durch Post[anweis]ung liefern wir **franko** aller Spesen.

Neokosmos-Verlag

München, Galeriestrasse 13.



Das Entzücken der Frauen

ist **„Dalli“**, die selbstheizende **Patent-Plätt- und Bügelmaschine.** Preis compl. 5 Mark. Doppelte Leistung in halber Zeit bei geringsten Heizkosten mit Dalli-Glühstoff. Keine Ofengluth, kein Kohlendunst, kein Rauch, kein Geruch, kein Wechseln von Stählen und Bolzen! An jedem Ort ununterbrochen zu benutzen! Käuflich in allen gröss. Eisenwaarenhdlg., jedoch nur echt mit **Schutzwort „Dalli“** im Deckel, sonst direct franco für 5½ Mk., ebenso Prospecte gratis durch

Deutsche Glühstoff-Gesellschaft, Dresden.



Einem Siegeszuge

gleich haben sich die berühmten **Victoria-Zwieback** in wenigen Jahren die ganze Welt erobert, durch ihren lieblichen Buttergeschmack, grosse Haltbarkeit und billigen Preis sind sie das Lieblingsgebäck geworden für Jung und Alt. Elegante, lackirte Blechdose, hochfein decorirt, enth. ca. 260 Stück, kostet franco ohne alle weiteren Unkosten 4 Mk. geg. Nachnahme. **Harry Trüller, Celle,** grösste **Zwiebackfabrik Europas.** 12 mal präm.

Dieser Raum ist zu vergeben.



Vorbei sind die Mühen und Schrecken des Plätttags, vorbei für die geplagte Hausfrau, vorbei auch für den an solchen Tagen oft noch mehr geplagten Ehemann! Die neue Plätt- und Bügelmaschine „Dalli" spart der Hausfrau viel Zeit, spart ihr enorm viel Arbeit und Kraft, arbeitet thatsächlich spielend, denn sie heizt sich selbst, ununterbrochen, stundenlang und so intensiv, dass selbst nasse und Stärkewäsche mit wenig Strichen tadellos geplättet wird. Jeder Plättstrich „sitzt"! — Durch Dalli sind aber auch alle anderen bisher mit dem Plätten verbundenen Uebelstände behoben, denn es giebt keine überhitzte Plättstube, keinen Kohlendunst, kein lästiges Auswechseln von Stählen, keinen Kopfschmerz, keine körperliche und geistige Abspannung beim Plätten mehr; Dalli arbeitet sicher, ruhig, gleichmässig, ohne jedwede Belästigung und ununterbrochen wie eine wirkliche Maschine, bis sie der Maschinist, in diesem Fall die Hausfrau, hoch befriedigt über die glänzende Leistung, ausser Betrieb setzt. — Plättmaschine Dalli ist eine reizende, originelle Erfindung der bekannten Deutschen Glühstoff-Gesellschaft in Dresden, das muss jedermann zugeben. Wenn wir nun noch verraten, dass so viel Gutes für den geringen Betrag von 5 Mark geboten wird und in allen besseren Eisenwaren- und Küchengeräthandlungen zu haben ist, dann wird jede Dame freudig ausrufen: „Diese Sorgenbrecherin, diese Freudenspenderin, diese Stütze der Hausfrau muss ich unbedingt haben, und zwar — dalli, dalli!" (= schnell, schnell).



Vereinigte Fabriken **C. Maquet,**
Heidelberg und Berlin NW.,
Karlstrasse 27.

Krankenfahrstühle
für Zimmer und Strasse.

Universalstühle, Ruhestühle, Tragestühle, Betttische, Lesepulte, verstellb. Kopfkissen, Zimmerklosets und Bidets.



Kataloge gratis und franko.

Zahnarzt Dr. dent. chir. Balcke
Berlin, Mauer-Strasse No. 17
(gegenüber Hôtel Kaiserhof).
Fernsprecher: Amt I, 3014.
Zahnersatz in höchster Vollendung. Sorgfältigste Behandlung. — Vertrauenszahnarzt erster Kreise.

Haschiloach.

Monatsschrift für Wissenschaft, Litteratur und sämmtliche Interessen des Judentums.

Einziges Journal in hebr. Sprache.

Herausgegeben vom

„Verlag Achiasaf" in Warschau

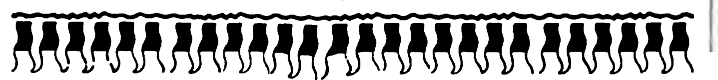
unter Redaction des Herrn U. Ginsberg (Achad Haam) und Mitwirkung der hervorragendsten Schriftsteller.

Bezugspreis:
Deutschland jährlich M. 13.—, halbjährlich M. 6.50; Oesterreich-Ungarn jährlich F. 8. halbjährlich F. 4; Russland jährlich R. 6, halbjährlich R. 3: in den übrigen Ländern jährlich Fr. 17, halbjährlich Fr. 8.50.

Zu beziehen bei „Verlag Achiasaf" in Warschau.

Ebenso sind alle Werke der neuhebräischen Litteratur, wie alle unsere Verlagswerke von uns zu beziehen.

Kataloge gratis.



Für unsere Kind[er]

Abonniert auf den

Israelitischen Jugendfre[und]

VII. Jahrgang
herausgegeben von **E. Flanter.**

Erscheint zweimal monatlich und kostet 1 Mk. viertel[jährlich]
Zu beziehen durch die Post (3705), durch die Buchh[andlungen]
sowie von der Expedition **Berlin W., Körners[tr.]**
Probehefte gratis.

Dieser Raum ist zu vergeben.

Touristen-Magazin H. Mues
Berlin W., Friedrichstr. 183
(Ecke der Mohrenstr., zwisch. Leipziger Strasse und Unter d. Linden).
Erstes Geschäft Berlins in Reisebüchern, Ansichten u. Ansichten-Albums aus allen Gegenden.
Niederlage der Photochroms u. Photocols
Photographien n. klassischen Gemälden u. Skulpt.
Stereoskop-Ansichten u. Apparate.
Photographie-Albums zum **Einkleben** und **Einstecken**
Postkarten-Albums in **grösster Auswahl** von 1 bis 20 Mk.



Hallesche Nähr-Zwieback-Fabrik
Carl Koch, Halle a. Saale

Nähr-Zwieback

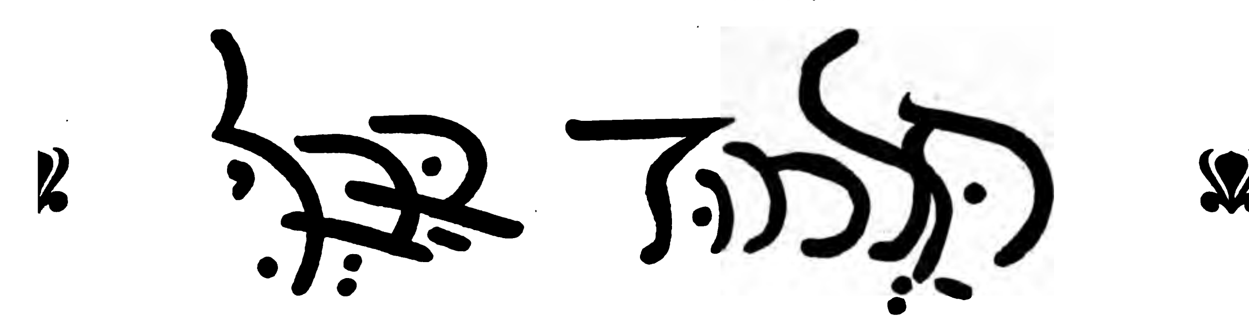
bestes, nach **ärztlicher** Vorschrift angefertigtes kalkphosphathaltiges Muskel und Knochen bildendes Nahrungsmittel

für Kinder

mehrfach prämiiert, versendet von **3 Mark** an franko inkl. Verpackung.



Patent-Bur[eau]
Dagobert [...]
Berlin NW., Luisen[str.]



Der Babylonische Talmud

Hebräisch und Deutsch.

xt nach der uncensierten editio princeps (Venezia 23) mit Varianten aus Handschriften und Druckwerken Jebersetzung und kurzen Erklärungen.

Herausgegeben und übersetzt von

Lazarus Goldschmidt.

llständig in 9 systematisch geteilten Bänden von je über ;en gr. 4⁰ nebst einem Einleitungs- und Ergänzungsband. and erscheint in abgeschlossenen, vollständige Traktate ınden Lieferungen, die auch einzeln käuflich sind.

Subskribenten bezw. Käufer einer
ändigen Sektion (2—3 Bde.) . 50 Pf. pro Druckbogen
ir den einzelnen Traktat . . . 60 „ „ „

(Bd. I ist jedoch nur vollständig zu haben.)

Bereits erschienen:

ollst.): Berochoth, Sabbath, Mišnat Zeraim Preis M. 50.—
vollständig): Erubin, Pessachim, Joma . „ „ 48,50
vollständig): Sukkah, Beça, Roš-hašanah,
h, Megilla, Moêd-qatan, Hagiga, Šeqalim „ „ 58.50
is für die einzelnen Traktate: Erubin M. 25.80, Pessachim), Sukkah M. 12.—, Beça M. 9.60, Roš-hašanah M. 9.—, M. 9,60, Megilla M. 10.80, Moêd-qatan M. 8.40, und Šeqalim M. 9.60.

r **Traktat** Joma, der mit dem Bd. II abschliesst, befindet ter der Presse.

ie zensurfreie, vollständige, mit kritischem Apparat vernd für die Wissenschaft brauchbare Ausgabe war ein oft rochener Wunsch vieler Gelehrten; eine wirklich voll- und zuverlässige Uebersetzung dieses hervorragendsten enkmals der gesamten jüdischen Litteratur ist ein seit ahrhunderten wiederholt ausgesprochener Wunsch der civilisierten Welt; diese beiden Wünsche zu erfüllen ist gabe des von uns herausgegebenen Werkes.

Stimmen der Kritik:

.. Wir wünschen seiner sehr fleissigen Arbeit Fortgang und entgegenkommende Aufnahme. ssere Ausstattung ist recht gut.
(Prof. C. Siegfried in der Deutschen Litteraturz.)

.... La traduzione tedesca fatta, per quanto è possibile, seguendo la lettera è buonissima e, date le difficoltà che presenta lo stile e la lingua del Talmud, abbastanza chiara. **Corriere Israelitico.**

Herr Dr. J. St. in Berlin schreibt: Ihre Herausgabe des Talmuds in deutscher Sprache halte ich für ein hochverdienstliches Unternehmen. . . . . Die Uebersetzung ist wohllautend und klar, und um so mehr ist eine treffliche Behandlung der deutschen Sprache hervorzuheben, als der Dolmetscher streng an den Text gebunden ist. . . . . Diese Ausgabe des Talmud darf in keiner Bibliothek fehlen, die Anspruch darauf macht, die notwendigsten Stammwerke zu besitzen und mit den zum Studium der Religions- und Altertumswissenschaften erforderlichen unerlässlichen Hilfsmitteln versehen zu sein.

Herr Dr. A. W. in Dresden schreibt: Goldschmidt leistet mit seiner Uebersetzung, was irgend eine Einzelperson auf diesem Gebiete leisten kann.

Herr M. S—ger in Philadelphia schreibt: In my judgment your work is of the first importance. The adoption of the text of the Venice edition is a wise measure. The translation and explanations are enormous helps to every student who approaches the subject. Such an investigation conducted with the intelligence and zeal already devoted to the study of the Bible will in the next fifty years lead to a larger understanding of religious development . . . . You are entitled to the good wishes and encouragement of every lover of learning . . . And although many criticisms of an unfavorable sort may be levelled at you, this fact ought not to swerve you from your purpose.

Herr Baron v. R—r in London schreibt: I can gratefully testify to the excellence of the gigantic undertaking in every respect as to translation and edition. Mr. Goldschmidt is another striking example of German erudition and intelligent industry; moreover the publisher deserves the warm acknowledgment of his clients for the handsome manner in which this monumental work is produced.

Wir machen noch besonders darauf aufmerksam, dass die Auflage des Werkes eine sehr kleine, und es daher wahrscheinlich ist, dass nach einiger Zeit der Preis desselben erhöht wird.

Ausführlicher Prospekt und Probebogen stehen auf Verlangen gratis und franko zur Verfügung.

Spinoza in Deutschland.

Gekrönte Preisschrift.

Von

Dr. Max Grunwald.

IV, 380 S. **Mk. 7,20.**

Der mit Glück erfasste und durchgeführte Gedanke, **Wandlungen** in der Erkenntnis und Auffassung Spinozas **ngem Zusammenhange** mit dem Umänderungsprozesse **modernen** Weltanschauung selbst in Verbindung zu **gen,** hebt die Arbeit über das Durchschnittsmass **arhistorischer** Leistungen hinaus und gewährt ihr die Bedeutung eines Beitrages zur modernen Kulturgeschichte.

„Ich weiss nicht was ich mehr bewundern soll, die ungeheuere Gelehrsamkeit, die das gigantische Material zusammenbrachte, oder die Klarheit, mit der es verarbeitet ist. Ich, der Ungelehrte, würde da an ein Wunder glauben, wenn ich es als Spinozist dürfte. Und wie viele ausser mir sind Ihnen für die gewaltige Arbeit zu innigstem Danke verbunden.“

(Aus einem Briefe Spielhagen's an den Verfasser.)

Ueberall ist ein wertvolles und umfangreiches Material zusammengestellt; man wird durch das Buch Grunwald's förmlich den grossen Einfluss Spinoza's in Deutschland erst recht inne. (Blätter für litterarische Unterhaltung.)

OST UND WEST.

ILLUSTRIERTE MONATSSCHRIFT FÜR MODERNES JUDENTUM.

Bezugs- und Insertions-Bedingungen auf der letzten Textseite.

Heft 9 **September** **1901**

EIN LETZTES WORT ZUR JUDENFRAGE.

Von S. Lublinski.

Rasse? Damit wäre also das Problem wirklich erklärt, so meinen die neunzigmal Weisen, denen die Worte niemals fehlen und auch nicht die Begriffe, die sie nur leider nicht, nach gutem alten Brauch der Wissenschaft, scharf und sauber abgrenzen und darstellen und erklären — diese Herren machen aus wissenschaftlichen Begriffen mythische Ungeheuer, dämonisch-mystische Mächte, die irgendwo aus einem unbekannten Jenseits mit unsichtbarer Hand in dieses Erdenleben hineingreifen.

Und doch wären so viele Fragen zu beantworten, so viel Neugierde zu befriedigen. Wenn ich auch reichlich zugeben würde, dass Mephistopheles recht hätte mit seiner, von unseren Alldeutschen acceptierten, so tiefsinnigen Bemerkung: „Blut ist ein besonderer Saft", selbst dann noch darf man fragen: warum? woher? in welcher Richtung? Vielleicht wirkt die Abstammung nur auf das äussere Temperament, auf gewisse Nüancen und Ausdrucksformen, während das tiefere Seelenleben, gemeinhin „Gemüt" genannt, mehr durch das Land, die Kultur und Kindheit bedingt wird, durch die Bedingungen und Lebenskreise, in denen wir aufwuchsen. Oder etwa umgekehrt? Oder muss dafür eine allgemeine Antwort abgelehnt werden: ist dieser Seelenzustand etwas Individuelles, so dass bei dem einen die Rassenabstammung und bei einem zweiten die Kulturherkunft überwiegt? Dann ferner: haben Kultur und Rasse etwas Gemeinsames? Sind Rasse und Nation Gegensätze oder Gleichheiten oder Kreise, die sich nur teilweise schneiden? Kurz ein ganzer Bienenstock vorwitziger Fragen schwärmt da vor uns aus, und wenn man wissen will, was über diese Probleme als allgemeingültig wissenschaftliches Urteil bisher ausgemacht und anerkannt wurde, so kann die Antwort darauf nur lauten: nichts, gar nichts. Hier ist noch immer der Tummelplatz wildester und phantastischer subjektiver Hypothesen, und ein jeglicher beantwortet sich diese Fragen ganz und gar nach seinem Herzensbedürfnis. Es giebt Juden, die sich für semitisches Vollblut halten, und andere Juden, die auf ihr Deutschtum schwören, während man die Internationalen und Sozialdemokraten aller Schattierungen doch auch nicht vergessen darf.

Wo viel Rauch und Lärm ist, da ist freilich auch Feuer, und etwas wird an dem Rassenproblem wohl daran sein. Bisher ist aber das Wort Rasse eben nur — ein Wort. Noch Unerklärtes wird dadurch nicht erklärt und ergründet, sondern nur verhüllt und zugedeckt, unter dem Vorgeben, es wäre nun alles offenbar und klar. Das sind Taschenspielereien, und manchmal ist die Wissenschaft in der traurigen Zwangslage, sich mit solcher ärmlichen Aushilfe begnügen zu müssen und abzuwarten, bis irgendwann einmal, oft erst nach Jahrhunderten, das Problem genügend ergründet und geklärt erscheint.

Vielleicht aber befindet sich die „Judenfrage" nicht in dieser traurigen Zwangslage. Vielleicht

lässt sie sich deutlich formulieren und darstellen auch ohne die kompromittierende Beihilfe des noch so wenig geklärten Begriffes „Rasse". Nous verrons . . .

* * *

Unser altes Europa — man hört so oft diese veraltete Redensart, die man herumrollen lässt wie eine abgegriffene Münze — ist thatsächlich noch sehr jung. Wenigstens unser heutiges Europa, in dem wir atmen und leiden. Es ist kaum erst etwas über hundert Jahre alt und wurde geboren anno 1789 und hatte sich im Jahre des Heils 1848 die Kinderschuhe noch lange nicht ausgetreten. Und ob es jetzt schon in das Jünglingsalter eingetreten ist, könnte immerhin fraglich erscheinen. Jedenfalls hat es die revolutionären Kämpfe und Krämpfe, mit denen und durch die es auf die Welt kam, immer noch nicht überwunden und bedroht seine eigenen Schöpfungen und imposanten Bauwerke, an die es doch so viel Herzblut hingegeben hat, fortwährend mit dem Untergang. Eines der imposantesten und am meisten gefährdeten Bauwerke dieses neuen Europa ist der nationale Staat.

So viele Täuschungen und Wolken und Nebel lagern oft um ein Wort herum, weil dieses Wort, als es in die Welt trat, noch zart und schwach war und fror und zu jeder wärmenden Hülle griff und sich in sie so dicht hineinwickelte, dass man vermeinte, diese Hülle wäre mit seinem Körper verwachsen. Die nationale Bewegung, die sieben Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts ganz und gar erfüllte, hat in dieser Weise an mittelalterlich-romantisch-mystische Stimmungen angeknüpft, so dass die schroffen Revolutionäre sie als ihren vollkommensten Gegensatz empfanden. Und sie war dennoch ein legitimes Kind der Revolution. Man musste die politischen Privilegien einzelner Stände, wie Geistlichkeit und Adel, beseitigen und zertrümmern, die Schlagbäume und Zollschranken niederreissen, die selbst noch im Frankreich des vierzehnten Ludwig Provinz von Provinz hermetisch absperrten, und musste Teilnahme und Ehrgeiz für den Staat in das Herz des einfachsten Mannes pflanzen, der bisher von politischer Bethätigung ausgeschlossen war. Nur dadurch entstanden nationale Strömungen und Leidenschaften, welche nichts sind als Massengefühle und Massenteilnahme für den Staat, in welchem man lebt. Mit Rasse und Blut und selbst mit der Sprache hat das alles noch sehr wenig zu schaffen. Es giebt eine schweizerische Nation, die sich aus den Splittern von drei grossen Kulturvölkern, von denen jedes seine Zunge redet, organisch zusammenfügt, und die nordamerikanische Nation, die sich zumeist des angelsächsischen Idioms bedient, unterscheidet sich sehr scharf gerade auch von der englischen *Nation.*

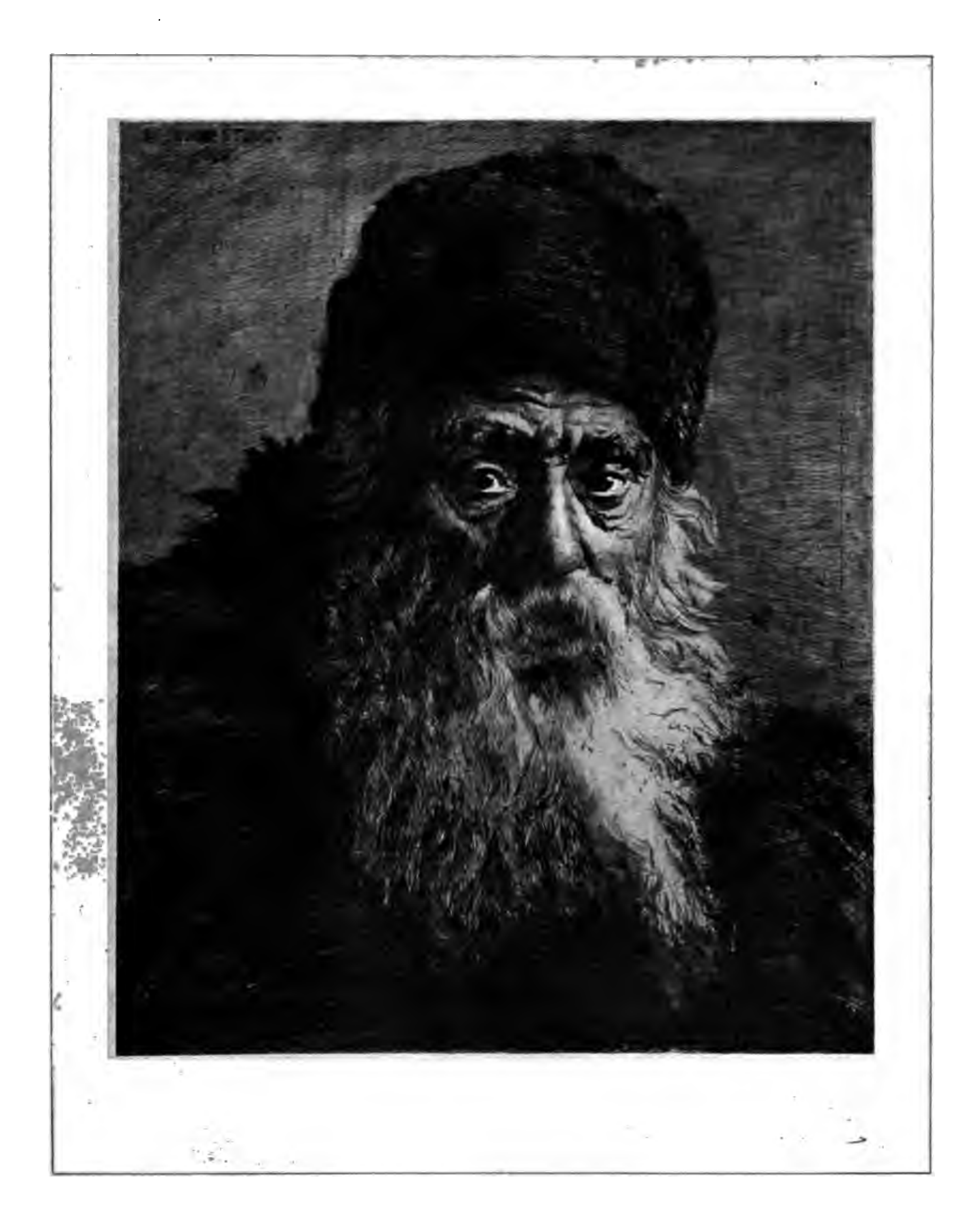
Dennoch aber hat sich der nationale Begriff mit Stimmungen und Bundesgenossen vermengt, die nicht zu ihm gehören, sondern aus dem Mittelalter und aus der Mystik stammen. Denn immer noch ist der nationale Staat, dieses wundervolle Bauwerk, den heftigsten Angriffen der Dynamitarden ausgesetzt, und manchmal konnte man fürchten, dass die Revolution, die immer ihre eigenen Kinder verschlingt, in Europa noch nicht zum Abschluss gekommen wäre.

Der nationale Staat, der alle Klassen zur Mitarbeit aufruft, erhält natürlich auch von allen Seiten Wunschzettel ausgestellt: er soll jedem helfen von Grund aus, alle materiellen und sozialen Bedürfnisse befriedigen. Das kann er nicht und wird er nie können, weil diese Bedürfnisse und Wünsche sich gegenseitig ausschliessen. Er vermag nur zu lindern, die hadernden Klassen auf manches Gemeinsame ihrer Interessen eindringlich hinzuweisen und den schliesslich unvermeidlichen sozialen Kampf innerhalb gesetzlicher Schranken zu organisieren, zu verfeinern und zu versittlichen. Solange aber diese Erkenntnis noch nicht Gemeingut und Gemeinempfindung geworden ist, solange wird es auch revolutionäre Parteien geben, die diesen Staat im denkbar einseitigsten Interesse für sich verwerten oder gar ihn zerstören wollen. Solange noch ist auch der nationale Staat im hohen Grade gefährdet und muss um sein Dasein kämpfen.

* * *

Und nun versetze man sich tief und gründlich in die innere Empfindung eines jener enttäuschten Liberalen hinein, die in schweren Kämpfen und in gewaltiger Seelenspannung den modernen nationalen Staat emporbauten. Mit ihrem Werk hofften sie zugleich auch dem Freiheitsbedürfnis genügt zu haben, und es war als die Krönung und der Abschluss eines revolutionären Jahrhunderts gedacht gewesen. Diese Männer konnten sich schlechterdings nicht vorstellen, und es war ihnen unfassbar, dass jemals die Revolution ein anderes Ziel begehrt haben sollte als eben den nationalen Staat. Es war viel messianischer Aberglaube in jenem Glauben, ein fanatischer Idealismus, der sich der ewigen Unvollkommenheit auch der vollendetsten menschlichen Erzeugnisse ganz und gar nicht bewusst zu werden schien. Man würde mit Fug, wie Arthur Schopenhauer, von einem „ruchlosen" Optimismus sprechen können, wenn nicht die stählerne Kraft und konzentrierte Energie der nationalen Baumeister ohne diese frische Freudigkeit unmöglich gewesen wäre. Aber strafbar war dieser Optimismus doch, und die Strafe blieb auch nicht aus: die Freudigkeit wurde zu Hass und Verbitterung.

Jene Männer waren Glaubensnaturen, Künstlermenschen, und der nationale Staat, der ihnen



POLNISCHER JUDE.

Original-Radierung von Hermann Struck.

Ausgestellt auf der „Grossen Berliner Kunstausstellung“.

vorschwebte, war keine Forderung ihres Verstandes, sondern ein Gebilde ihrer Phantasie und ein tiefes Bedürfnis ihres Herzens. Und als nun ihr vollendetes Werk befehdet, angefeindet und gefährdet wurde, da brüteten sie mit Ingrimm über die Ursachen dieser Erscheinung und gelangten zu einer Erklärung, die ihrem Künstlertemperament entsprach und eben deshalb allgemeinen Beifall fand und vor dem Forum der Wissenschaft auch nicht einen Schuss Pulver wert erscheint.

Es war eben keine Wissenschaft und Methode in diesen Erklärungsversuchen: keine Soziologie und Psychologie. Denn dann hätte man erkannt, dass der Ursprung, die „Erbsünde" einer neuen Institution, in diesem Fall das revolutionäre Prinzip, niemals von heute auf morgen zu überwinden und umzubilden ist. Die Menschennatur ist zugleich zu primitiv und zu verwickelt, um schnell aus einer Richtung ganz und gar heraus- und in die entgegengesetzte Richtung hineingeschleudert zu werden. Vorurteile, Dogmen, Glaubenssätze und Instinkte müssen in einem gewissen Sinne zu Ende gedacht und zu Ende gefühlt werden, bevor sie sich zu ihrem Gegensatz herumbiegen. Das gilt vom einzelnen und noch mehr von ganzen Völkern und ist ein Grundgesetz der Menschennatur überhaupt, ganz unabhängig von Rasse, Zeit, Milieu, und so wird es bleiben, so lange es einen Menschensinn und eine Menschenerde giebt.

Es war also für jeden, der die Krankheit der Zeit in wissenschaftlichem Sinne erklären wollte, gar keine Frage, wie er vorzugehen hatte. Er musste alle psychologischen Bedingungen sorgsam aufsuchen, die das revolutionäre Prinzip, nachdem es einmal erweckt war, noch nicht zur Ruhe kommen liessen: psychologische Bedingungen allgemein menschlicher Art. Damit wäre aber nur einer Forderung des Verstandes genügt gewesen, und man hätte dann allerdings eine Fülle von Einzelursachen gefunden, die in ihrer Summe das Resultat ergaben. Weiter in den Erklärungen menschlicher Phänomene kommt niemals ein Sterblicher, wie jeder Theoretiker der Erkenntnis mir ohne weiteres zugeben wird. Eine erste Ursache, aus der alles erschöpfend herzuleiten wäre, eine causa prima, giebt es nicht, sie ist nur eine Fiktion, ein menschlicher Notbehelf, eine künstliche und willkürliche Kategorie, weil man zu einer ungefähren Uebersicht gelangen will.

Gegen diese unbestreitbare Wahrheit werden sich immer wieder temperamentvolle und schöpferische Naturen leidenschaftlich auflehnen, und in ihnen lebt, um mit Nietzsche zu reden, der philosophische Wille zur Macht, der Wille zur causa prima. Man hat also gar keine Veranlassung, sich bass zu verwundern, wenn sich jene Männer, die den nationalen Staat getürmt haben, mit einer besonnenen und wissenschaftlichen Diagnose nicht abgaben. Sie wollten ein Prinzip haben, eine erste Ursache, gemäss ihrem philosophischen Machtwillen. Und da sie zugleich Künstlernaturen waren, so wollten sie auch noch fühlen und schauen. Nicht nur das böse Prinzip an sich sollte da sein, sondern der „Böse" ganz leibhaftig, mit Hörnern und Klauen und Pferdefuss in all seiner teuflichen Scheusslichkeit. Und man machte die Entdeckung, die man machen wollte. Die Entdeckung von der Mensch- und Fleischwerdung des Bösen. Und siehe, der Teufel wurde — Jude.

Wie man auf die Juden verfiel, ist ja erklärlich. Religiöse Vorurteile vergangener Jahrhunderte lebten als Instinkte noch fort, gemäss einem bekannten psychologischen Gesetz, auch als die Grundlagen und Bedingungen dieser Vorurteile längst zerstört waren. Man suchte also hinterdrein nach neuen Begründungen und Bedingungen für den uralten Instinkt, und auch dieser Vorfall, der alle Tage vorkommt, wird keinen Psychologen und Psychiater überraschen. Kein Zweifel, die Juden, nachdem sie am politischen Kampf erst einmal teilnehmen lernten, strömten massenhaft in das revolutionäre Lager hinüber, und auch die Besonneneren unter ihnen hielten fast alle zu den links stehenden, radikalbürgerlichen Parteien, die wohl auch Patriotismus nicht vermissen liessen, wohl aber das tiefere Verständnis für die Bedingungen eines modernen Staates und einer modernen Grossmacht: sie bewilligten keine Soldaten, keine Flotte, keinen Groschen. Es ist keine Frage, die Juden stellten ein beträchtliches Kontingent zu diesen Parteien, nicht etwa aus namenlos teuflischer Bosheit, sondern aus politischem Unverstand. Aus dem gleichen Grund, aus dem auch die Arbeiter es thun. Man versteht nichts von Staatsnotwendigkeiten und betrachtet die Politik lediglich aus dem Gesichtswinkel des naiven Privatlebens: man hat noch keine Herreninstinkte und keinen weiten Blick. Wo sollten denn auch die Juden Verständnis für die Politik und das geschichtliche Leben erlernen: im Ghetto?

Natürlich sind die antirevolutionär gearteten Naturen empört ob dieser Parteinahme der Juden. Und ausserdem, es ist keine Frage, haben die Juden auch Fehler und bedenkliche Eigenschaften in Hülle und Fülle. Das ist schmutzige Wäsche, die freilich in jeder Gruppe und Gemeinschaft vorzufinden ist, aber dennoch gerade auch die Juden selbst nicht von der Pflicht entbindet, dagegen energisch einzuschreiten und an das Geschwür das Messer anzusetzen, wenn es sein muss. Mit der „Judenfrage" als solcher hat das alles nicht das geringste zu schaffen. Sie wird auch nicht durch Rassenabneigung bedingt — das ist erst ein späterer Vorwand —, sondern lediglich durch den noch nicht überwundenen Gegensatz zwischen revolutionären und erhaltenden Parteien. Dieser Gegensatz, das muss mit Schärfe betont werden, bestände aber auch dann

noch, wenn es keine Juden und kein Judentum geben würde und nie gegeben hätte. Auch dann würde das moderne Europa die Entwickelung genommen haben, die es genommen hat, und die immer noch nicht überwunden ist. Die Juden sind höchstens ein paar Farbentöne mehr in diesem Gemälde, dessen Umriss und Zeichnung auch ohne sie nicht anders ausgefallen wäre.

Mit dieser Erkenntnis ist die „Judenfrage" beseitigt, ganz gleichgültig, ob die Juden voller Tugenden sind oder voller Laster, ob sie minderwertige oder gute Rasse repräsentieren — Dinge, um die sich sonst nur die Nächstbeteiligten bekümmert hätten. Eine vernünftige Abwehrpolitik sollte vor allem immer wieder diese Erkenntnis zu wecken suchen, anstatt sich von gewissenlosen antisemitischen Agitatoren in jeden Busch und Hinterhalt und Sumpf der Polemik hinein verlocken zu lassen. Freilich, es wird ungeheure Mühe kosten, dieser besonnenen und wissenschaftlichen und einzig richtigen Anschauung zum Sieg zu verhelfen. Und es wird immer nur ein teilweiser Sieg sein, so lange das revolutionäre Ideal lebendig bleibt. Im Kampf der Parteien und Leidenschaften haben gerade die schöpferischen und führenden Naturen keine Zeit zu ruhiger Betrachtung: ihre Stärke liegt nicht in der Kritik, sondern im raschen Vorstoss, und da müssen sie sich oft genug impulsiven und unklaren Instinkten überlassen. So lange das revolutionäre Prinzip bei gewissen Parteien nicht von der Tagesordnung verschwindet, so lange auch nicht die Judenfrage: darüber darf man sich nicht täuschen.

Es kann aber noch sehr lange dauern: wie sollen sich die Juden inzwischen verhalten?

* * *

Die Juden haben sich darauf eingerichtet, dass sie von allen Seiten mit Kanonen beschossen werden, und für absehbare Zeit ist das Ende dieser Metzelei nicht anzunehmen. So ist man auf drei Aushilfen verfallen, die ihre leidenschaftlichen Anhänger haben und sich wechselweis befehden: Taufe, Assimilation, Zionismus. Ich halte jede dieser Aushilfen für berechtigt, es ist das alles forum internum, inneres individuelles Bedürfnis — mehr nicht, am wenigsten eine Lösung der „Judenfrage".

Ich vermag mich schlechterdings nicht über die „Apostaten" moralisch zu entrüsten. Zum mindesten soll und muss man sich die Leute genau ansehen, einen jeden solchen Fall ganz individuell beurteilen. Zuweilen sind es skrupellose Streber oder eitle Ehrgeizlinge, die sich taufen lassen, oft genug aber auch sensible und werkthätige Naturen, die durch ihre ganze Erziehung vom Judentum innerlich losgelöst sind und die ewige gehässige Spannung länger nicht vertragen. Keine Kampfnaturen, gewiss nicht. Aber es giebt noch etwas Höheres als Kampf: positives Ausleben der Persönlichkeit und dadurch die Schöpfung von seelischen und kulturellen Werten in einem kleinen oder grossen Umkreis. Eine edle, aber sensible Natur nützt mehr, wenn sie sich seelisch entfaltet, als wenn sie im Kampf zerbrochen wird. Und sie kann reiner und vornehmer sein, als mancher wütige und unbeugsame Fanatiker.

Nun aber die Assimilation. Dieses Kapitel ist voller Schwierigkeiten und Dornen, und für den Mann der Logik ohne Psychologie auch voller Widersprüche. Immerhin, ich bekenne mich zur Assimilation, von der vor Jahren mein Schiff abstiess, um nach langer Irrfahrt wieder bei ihr zu landen. Es sind freilich zwei Klippen zu umschiffen, die Rassenfrage und die Frage der Solidarität. Dieses letzte Problem ist für den Wissenden bedeutsamer als das erste. Mit der Rassentheorie kann man nur den Unwissenden zur Verzweiflung bringen, der den wirklichen Grund der Judenfrage, den Kampf zwischen revolutionären und erhaltenden Kräften, nicht kennt und auch nicht weiss, wie wenig Sicheres die Wissenschaft bisher über den Rassenbegriff ausgemacht hat, wie da das meiste noch Mythologie ist und subjektive Vermutung. Nun gut: Gefühl denn gegen Gefühl. Ein einzelner kann sehr wohl herausfühlen, dass die Kultur, die Kindheitseindrücke und die Umgebung ihn stärker und dauernder und tiefer beeinflussten als die dunklen Mächte des Temperamentes und der Rasse. Das ist ganz und gar sein Innenerlebnis, und die Bannflüche der Fanatiker und ihre unwissenschaftlichen Theorien können ihn in dieser Empfindung nicht beirren. Und wenn die Herren Adolf Bartels und Konsorten die innere Wahrhaftigkeit unserer Empfindung zu verdächtigen wagen, so hat man dafür nur eines übrig: Ekel und Verachtung. Aus seiner inneren Erfahrung, sowie auch aus historischer und psychologischer Beobachtung heraus gelangt ein solcher Jude zu der Erkenntnis, dass Rasse und Nation, Blut und Kultur nicht Begriffe sind, die sich decken, sondern höchstens schneiden. Wer deutsche Kultur ganz und gar in seiner Seele trägt, der ist auch ein Deutscher und hat ein völliges Recht dazu, durch sein „angemasstes Deutschtum" irgend einen rüden und ungebildeten brutalen Gesellen zu ärgern, der seiner Bildung nach noch lange kein Deutscher ist, obgleich er in gerader Linie von Hermann dem Cherusker abzustammen sich einbildet. Ueberdies ist und soll es eine Aufgabe des nationalen Staates sein, die verschiedenen Klassen, Religionen und Temperamente und Stämme zu einem höheren Ganzen organisch zusammenzufassen. Der Jude kann innerhalb dieses grossen Umkreises und dieser Gesamtseele ebenso gut seine Eigentümlichkeiten geltend machen wie der Katholik oder der Bajuvare. Wer könnte sich nicht mit einigem Recht den Scherz erlauben, dass die Süddeutschen und ein Teil der Rheinländer gar keine Germanen wären, sondern nur deutsch

*

redende Kelten? Trotzdem aber ganz und gar Deutsche ihrer Kultur nach! Und die Kultur ist mehr als das Blut.

Diese Erkenntnis giebt uns das gute Gewissen und beruhigt unsere Psyche, ohne dass dadurch die grossen objektiven Schwierigkeiten unserer Lage überwunden werden. Der Antisemitismus ist nun eben doch vorhanden und nicht weniger die Rassentheorie, die zwar keine wissenschaftliche Thatsache ist, wohl aber ein religiöses Wahngebilde und als solches eine objektive Macht. Wie soll sich der deutsche Jude, der, ohne sich taufen zu lassen, als Deutscher empfindet, dazu verhalten? Das Schlimmste ist, dass ihm durch diesen Antisemitismus ein Solidaritätsgefühl mit den Juden anderer Länder und Nationen geradezu aufgezwungen wird. Natürlich, dass ihm die Gegner daraus wieder einen Strick drehen: er habe kein deutsches, sondern eben ein jüdisches Nationalgefühl, und so ganz ähnlich argumentiert ja wohl auch der Zionismus. Vielleicht giebt es aber eine viel einfachere Erklärung: Notwehr. Wenn der Antisemitismus in einem Lande siegt, so werden dadurch die Antisemiten anderer Länder zu erneuerten Angriffen ermutigt. Der deutsche Jude muss zittern, dass der Antisemitismus in Russland, Oesterreich oder Frankreich Erfolge gewinnt, weil das für seine Feinde in Deutschland die Ermutigung zu erneuerter Judenhetze wäre. Dieser Vorgang hat nichts Mystisches an sich, und den heimtückischen Adolf Bartels möchte ich daran erinnern, dass im 16. und 17. Jahrhundert die deutschen Protestanten in viel bedenklicherer Weise über die Grenze hinübergeschielt haben. Für den deutschen Juden ist dieser Konflikt freilich unsäglich schwerer zu ertragen, als er seiner Zeit für die deutschen Protestanten zu ertragen war. Er fühlt sich ja doch eben als Deutscher, er hält fest daran trotz aller Rassentheorien: es ist eine Qual, dass er dennoch, um seine Bürgerrechte zu behaupten, oft mit Menschen jenseits der Grenze solidarisch empfinden muss gegen seine eigenen Landsleute. Während er mit der einen Hand am nationalen Kulturbau mitzuschaffen sucht, muss er in der anderen Hand die Waffe schwingen — gegen Deutsche. Es ist eine tragische Konstellation und nur, wer diesen Zwiespalt mit voller Wucht durchempfindet und dennoch sich kurzweg entscheidet: trotz alledem! — der allein hat das Recht, sich einen Assimilierten zu nennen. Denn der allein hat bewiesen, dass die Liebe zu seiner Kulturnation als stärkste Lebensmacht in seiner Seele wirkt. Aber eben deshalb muss ich bekennen, dass ich einen Ekel empfinde vor gewissen seichten und oberflächlichen Bundesgenossen, die sich gleichfalls Assimilierte nennen und vor dem Ernst der Lage die Augen verschliessen. Mit der Thatsache des Antisemitismus finden sie sich durch sentimentalisches Moralisieren und durch Prophezeiungen vom baldigen Ende schlecht und recht ab und bilden sich allen Ernstes ein, die wuchtigen Argumentationen eines Benediktus Levita durch das Gewäsche eines Rabbiners Vogelstein widerlegt zu haben. Solche Seichtlinge haben über die Judenfrage überhaupt nicht mitzureden, weil sie sie gar nicht durchempfinden. Da schätze ich meine einstigen Freunde, die Zionisten, mit denen ich kurze Zeit zusammenging, denn doch beträchtlich höher ein.

Für jeden, der die Schwere der Lage nicht zu ertragen vermag und sich nicht taufen lassen will, ist der Zionismus die einzige Auskunft. Ein kleines jüdisches Gemeinwesen, etwa in der Grösse der Schweiz, würde vier bis fünf Millionen Menschen eine ganz direkte Hilfe bieten und auch die wahrhaft Assimilierten seelisch entlasten, indem es sie von der Sorge für die verfolgten Juden anderer Länder befreit und dadurch den ungeheuren Zwiespalt zwischen Solidaritäts- und Nationalgefühl von Grund aus heilt. Nur müssten dann die Zionisten die Berechtigung der Assimilation für gewisse Kulturen und Naturen unbedingt anerkennen und sie als Gewissenssache und forum internum jedes einzelnen gelten lassen. Das thun aber nur die wenigsten von ihnen, weil auch sie das Nationalgefühl nur in physiologisch-romantischer Weise durchzuempfinden vermögen und die ganze noch so wenig geklärte Rassenfrage aufrollen. Von diesem Standpunkt aus muss die Möglichkeit der Assimilation natürlich geleugnet werden. Das Blut ist alles, und die Kultur, die Kindheit, die sonstigen Traditionen einer Familie — das ist alles ein Nichts, ein Hauch für das Empfinden eines fanatischen Zionisten, wie eines fanatischen Antisemiten. Ich beklage diesen Zustand der Dinge, weil ich meine, dass Zionismus und Assimilation nicht durchaus Gegner zu sein brauchten, sondern auf verschiedenen Gebieten an einer gemeinsamen Aufgabe mitarbeiten könnten. Als ich noch Zionist war, da wurde ein von mir in der „Neuen deutschen Rundschau“ publizierter Aufsatz über den Antisemitismus von einem neuhebräischen Blatt kurzerhand also interpretiert: Zionismus im Namen der Assimilation! Das traf den Nagel auf den Kopf; und auch heute, wo ich längst im anderen Lager stehe, hätte ich noch immer nichts gegen diese Formulierung einzuwenden: Zionismus im Namen der Assimilation. Wenn nämlich die Zionisten wollen!

Das sind drei Wege nicht zur Lösung, wohl aber zur Linderung der Judenfrage. Endgültig wird sie erst von der Bildfläche verschwinden, wenn auch die revolutionäre Frage verschwunden sein wird. Das aber hängt am wenigsten von den Juden ab, sondern wird bedingt durch die allgemeine Entwickelung Europas und der Weltgeschichte.



POLNISCHE JUDEN.

Wenn einer sagen wollte, der polnische Jude sei der Jude überhaupt, so wäre das sicherlich eine Uebertreibung. So wie es auch eine Uebertreibung ist, zu sagen, „man schlage 20 000 oder 30 000 Menschen in Europa die Köpfe ab, — natürlich mit geeigneter Auswahl — und das Denken hört von selber auf“. Oder wie es übertrieben ist, zu sagen, „wenn Amerika keine Einwanderung hätte, so ginge es einer geistigen Versumpfung entgegen“ — — — Aber beim näheren Zusehen findet man doch, dass diese Uebertreibungen nicht nur viel Wahres enthalten, sondern vielleicht am besten den zu Grunde liegenden Gedanken darstellen.

Mit dieser Einschränkung wird man also wohl sagen können, der polnische Jude ist der Jude überhaupt. Denn mindestens in dem Sinne, in welchem man Central-Asien gern als die grosse Völkerwiege bezeichnet, verdient das Gebiet des ehemaligen Königreichs Polen die grosse Judenwiege genannt zu werden, — das Gebiet, in welches die verfolgten Juden von ganz Europa zusammenströmten, in welchem sie den Winterschlaf des Mittelalters überdauerten, um dann von dort aus aufs neue in alle die Länder zurückzuströmen.

Wir wissen, dass mit den verschwindenden Ausnahmen der sephardischen Juden die gesamte europäische und amerikanische Judenheit Polen als ihre jüngste gemeinsame Heimat zu betrachten hat mit dem eigentlich doch wenig ins Gewicht fallenden Unterschiede, dass die Väter der einen vielleicht vor zwei, die der anderen vor sechs Generationen Polen verlassen haben, welches heute noch die Hälfte aller Juden beherbergt.

. . . . Der polnische Jude als Typus des Juden überhaupt, diese Vorstellung drängt sich uns auf, wenn wir den Kopf betrachten, den Hermann Struck uns in seiner meisterhaften Radierung vorführt. (Siehe S. 645). Das ganze Schicksal des Judenvolkes in dem einen Kopf! Unterdrückung, Ausdauer, Trotz, Geduld und eine hohe Geistigkeit sprechen aus diesen massigen Zügen. Es ist der echte Typus des Juden, der alle Leiden mit ungebrochener Kraft überdauert und in kommenden Tagen das durch tausendjährige Unterdrückungen unterbrochene Werk vollenden wird: die Menschheit zu den höchsten Höhen emporzuführen.



Polnischer Rabbiner.

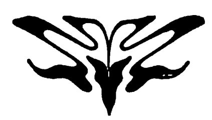
Original-Radierung von Hermann Struck.

Es ist der echte und rechte „Ewige Jude“ — —, nicht der Ahasver der christlichen Auffassung, der seinem Tod entgegenirrt, sondern ein jüdischer „Ewiger Jude“, das Sinnbild des ewigen Volkes, das unter Foltern ausharrt — dem Leben, einem neuen Frühling, entgegen.

• • •

Die Freunde der jungen jüdischen Kunst dürfen auf Hermann Struck grosse Hoffnungen setzen. Der erst 25jährige Künstler, welcher übrigens ursprünglich zur Rabbinerlaufbahn bestimmt gewesen war, hat seine Ausbildung hauptsächlich auf der Berliner Kunst-Akademie genossen, wo er zumeist unter Max Koner's Leitung thätig war. Sein Hauptgebiet ist die Darstellung charakteristischer Köpfe in Malerei und Radierung. In einer Kollektiv-Ausstellung bei Schulte sowie seit Jahren regelmässig in den Berliner Kunstausstellungen waren seine Original-Radierungen zu sehen. Drei der letzteren, darunter der polnische Rabbiner, wurden kürzlich vom Staate für das Berliner Museum angekauft.

Wir hoffen, dem aufstrebenden Künstler noch recht oft auf jüdischem Gebiete zu begegnen.



DER BERG ARARAT.



VON DEN JUDEN DES ARARATGEBIETES.

Von Arthur Osten.

Der gewaltige Gebirgsstock des Ararat ist die Grenzscheide Russlands, Persiens und der Türkei. Während es mir gelang, eine genaue Statistik der Juden des Kaukasus bei meinem letzten Besuche des herrlichen Kaukasus- und Araratgebietes im Jahre 1897 festzustellen,*) existieren über die Anzahl der Juden in den Ländern um den Ararat bis jetzt keine zuverlässigen Nachrichten. Während die Juden des Kaukasus teils einen Dialekt, dessen Grundlage azerbeidschantürkisch ist, sprechen und teils sich eines mit hebräischen Brocken untermischten Grusinisch bedienen, ist die Familien- und Umgangssprache der Juden der Araratgebiete aramäisch. Einerseits steht sie dem Talmudischen nahe, und andererseits ist sie dem Dialekt der Syrer des Urmiagebietes nahe verwandt.

Die eingeborenen Juden der jetzt zu Russland gehörigen persischen Distrikte erfreuen sich schon seit Jahrzehnten völliger Ruhe, im eigentlichen Persien dagegen erheben sich alle paar Jahre grössere oder kleinere Krawalle gegen die Juden, die nicht selten einen blutigen Verlauf nehmen. Im Sommer 1897 wurde infolge der blutigen Judenverfolgung in Teheran, deren Wirkungen sich blitzschnell nach Nordpersien fortpflanzte, von der Regierung die alte Bestimmung erneuert, dass alle Juden einen gelben Lappen als Erkennungszeichen an dem Obergewand tragen mussten. Nach wenigen Wochen verschwanden diese mittelalterlichen Abzeichen wieder, ohne dass die persischen Behörden irgend etwas dagegen gehabt hätten.



Jüdische Mädchen aus Kurdistan.

Merkwürdigerweise erleiden die Juden im wilden Kurdistan weniger Verfolgungen als unter den schiitischen Persern. Wie viele Bergjuden des Kaukasus, sind die jüdischen Bewohner Kurdistans äusserst tapfere, in Waffen gewandte Leute. Man sieht herkulische Gestalten unter ihnen. Die äussere Erscheinung der Juden Kurdistans gleicht in der Kleidung sehr der der Kurden. Das diesem Artikel beigegebene Originalbild zweier kurdischer jüdischer Mädchen giebt davon einen deutlichen Eindruck. Wir trafen in der Hauptstadt des persischen Kurdistan eine grosse jüdische Gemeinde. Die Chachams, wie die Rabbiner dort heissen, sprechen ein ausgezeichnetes klassisches Hebräisch, natürlich in der sogenannten spanischen Aussprache.

Die jüdische Schule, welche das zweite Bild darstellt, ist die zu Eriwan. Während die Kinder, auf einem zerrissenen Teppich sitzend, in schaukelnder Bewegung, laut durcheinander schreiend, lernten, sahen wir auf einer tatarischen Lagerstatt eine malerisch gekleidete Gruppe von Frauen sitzen; zum Teil die Mütter der Kinder. Die Stelle unserer Schiefertafeln vertraten bei diesen jüdischen Kindern viereckige Holzbretter von spatenförmiger Gestalt. Dieselben sind mit Papier beklebt und mit dem Aleph Beth oder bei den grösseren Kindern mit einzelnen hebräischen Sätzen beschrieben, welche dieselben mit persischen Holzfedern (Kalams) sorgsam nachmalen. Der lange Stock des greisen Lehrers reichte über die ganze Schülergruppe hin und war ziemlich häufig in Bewegung. Die Schriftzüge der Juden des Araratgebietes sind etwas verschiedenen Charakters von denen der westeuropäischen Juden und stehen den jüdisch-persischen Schriftzügen nahe. Merkwürdigerweise übergab uns der alte jüdische Lehrer einen langen, sorgsam geschriebenen Brief an Rothschild, jedoch mit dem ausdrücklichen Bemerken, dass wir ihn nur abzugeben brauchten, wenn wir ihn persönlich zu sehen bekämen.

Da der Frankfurter Rothschild, welcher ja bekanntlich ein tüchtiger Talmudforscher war, nicht mehr unter den Lebenden weilt, haben wir den Brief im Original der Redaktion von „Ost und West“ für ihre Kuriositätenmappe übergeben.

In den mohammedanischen Städten des Araratgebietes wohnen die Juden, wie auch die christlichen Armenier und Syrer, stets in besonderen Vierteln. Auch in den Bazaren sind die Verkaufsstätten der Juden stets nebeneinander. Unter den jüdischen Frauen

*) Bei den vielfach ungenauen Nachrichten über die Kaukasusjuden ist diese Statistik vielleicht nicht ohne Interesse und sei deshalb hier mitgeteilt. Die Zahl der Juden im Kaukasus war 1897 folgende: Tiflis 1575, Achalkalaki 62, Achalzig 2639, Gori und Umgegend 3311, Duschet 26, Telao 9, Kutais 3828, Poti 54, Letschchum 467, Ratschi 618, Senaki 267, Schoropan 668, Batum 850, Nucha 1749, Baku 391, Kuba 6247, Lenkoran 12, Geokschai 699, Schemacha 958, Derbent 2000, Petrowsk 172, Kuri 2629, Schura 911, Dörfer bei Schura 976, Kailago 1925, Kuri 2829, Jeka Harinodar 874, Anapa 75, Maikef 420, Jeisk 233. In Summa über 37 000.

sieht man zarte, edle Gestalten von märchenhafter Schönheit, welche durch die äusserst malerische Landestracht noch besonders gehoben wird.



Eine jüdische Schule zu Eriwan.

Infolge des russischen Zonentarifes ist eine Reise an den Ararat ein verhältnismässig leicht ausführbares Sommervergnügen geworden. Möchten diese Zeilen Anlass dazu geben, dass hin und her, namentlich solche Reisende, welche der hebräischen Sprache gründlich kundig sind, die Juden des Araratgebietes besuchen. Zwar hängen noch heute die Harfen trauernd an den Wassern Babylons, es ist aber rührend zu beobachten, wie eine heisse, glühende Liebe zum Lande Israel und zu der heiligen Stadt Jeruschalajim in den Herzen dieser versprengten Reste der jüdischen Nation wohnt.



Lieder eines Juden

von Theodor Zlocisti.

I.

Festgefesselt an die Frohnde
Schleichen meine dunklen Tage.
An mein Lebensschiffchen prasseln
Immer neue Sorg und Plage.
Doch wie Noahtauben flattern
Meine Träume durch die Nächte.
Dass mir von der Heimatscholle
Einer doch ein Grüsschen brächte! . . .

II.

Ueber unserer Kindheit
Da lag eine drohende Faust.
Ach! unsere stillen Freuden
Haben sie zerzaust.

Das gab so tiefe Wunden,
Wie nie ein Dolch sie sticht.
Man kann sie vergessen . . verträumen —
Heilen kann man sie nicht . . . . .

Berlin.

„ELEAZAR", „SHYLOCK" UND „NATHAN DER WEISE".

Von Leo Winz.



Vor einigen Jahren wurde aus Anlass der Erstaufführung der „Jüdin" von Halevy im Berliner Opernhause, die vor mehr als 50 Jahren stattgefunden hat, eine Jubiläumsfeier veranstaltet. Ludwig Pietsch veröffentlichte bei dieser Gelegenheit in der „Vossischen Zeitung" einen Artikel, in welchem er jene Erstaufführung ungefähr folgenderweise charakterisiert: „Keiner anderen Oper war bis dahin eine solche Ehre zuteil geworden, wie die, welcher „Die Jüdin" sich erfreuen durfte, denn die Erstaufführung dieser Oper auf der königlichen Bühne zu Berlin geschah auf höchsteigenen Befehl des Königs. Die szenische Ausstattung des Stückes, namentlich im ersten Akte, war blendend und von geradezu verschwenderischer Pracht. Der ungeheure Erfolg, den die Oper bei ihrer ersten Aufführung hatte, ist freilich nicht nur dem dekorativen Elemente beizumessen; das Stück wirkte an und für sich durch seinen dramatischen und musikalischen Gehalt. Den Eleazar sang der berühmte Tenor Kraus, vorzüglich. Nach dem Schlusse des letzten Aktes begegnete ich zufällig dem damals in Berlin weilenden russischen Dichter Turgenjeff, der mir folgende Worte zurief: „Eleazar ist unübertrefflich. Sein Gesang erschütterte meine Seele und übte auf mich einen gewaltigen Eindruck aus." Eleazar-Kraus — der schon seit vielen Jahren tot ist — lebt noch in meinem Gedächtnisse fort, als hätte ich ihn eben heute gesehen und seinem Gesange soeben gelauscht. Die berühmte Arie:

„Recha, als Gott Dich einst zur Tochter mir gegeben
Und zitternd diese Hand dem Kinde Nahrung bot,
That ich den heil'gen Eid, zu wachen für Dein Leben,
Und ich gebe selbst Dir nun den Tod."

die mein Herz so tief bewegte und schmerzliche Wehegefühle in mir hervorrief, hallt mir noch heute mit unwiderstehlichem Zauber entgegen. Nie, nie werde ich sie vergessen."

Pietsch giebt seinen Erinnerungen einen satirischen Schluss: „Ich hoffe," schliesst er, „dass die Jüdin noch sehr lange ihren Ehrenplatz auf unserer Bühne behaupten wird. Gefällt sie doch Judenfreunden wie Judenfeinden. Jene freuen sich über die Oper, weil die darin vorkommenden jüdischen Gestalten durch ihre guten Eigenschaften so sympathisch wirken. Die anderen haben wiederum Ursache entzückt zu sein über das herrliche Schauspiel, in welchem eine Jüdin vor den Augen des Publikums lebend in einen Kessel siedenden Oeles hineingeworfen wird."

In dieser Satire ist ein grosser Teil Wahrheit. Man wird nicht allen Judenfeinden ein solches Empfinden zumuten dürfen; für die Besseren unter ihnen bleibt aber die Genugthuung, dass sie in dem Juden Eleazar, der in seinem Hass gegen die Christen sich so unmenschlich zeigt, einen Glaubensgenossen des Shakespeare'schen Juden Shylock entdecken. Ihre Abneigung gegen Eleazar wird um so grösser und entschiedener, wenn sie erfahren, dass Recha, die Eleazar's grausamem Trotze zum Opfer fällt, eine geborene Christin und die Tochter des Kardinals Brogni ist.

Die Erfahrung lehrt, dass Nichtjuden, die den Judenhass schon mit der Muttermilch eingesogen haben, von Stücken, in denen ein Jude auftritt, schon im voraus annehmen, dass dieser entweder eine lächerliche oder abscheuerregende Erscheinung sein müsse. Ihr Urteil ist eben nicht die Frucht reiflicher, objektiver Erwägungen, sondern lediglich durch vorgefasste Meinungen und äussere Eindrücke hervorgerufen. In ihrem blinden Hasse gegen die Juden gehen sie an den psychologischen und historischen Voraussetzungen unseres Lebens blind vorbei. Daher ist Eleazar in ihren Augen wirklich ein grausamer Rächer, ein mit Hass und Groll gegen die Christen erfüllter Bösewicht.

Man sieht im ersten Akte, wie der Kardinal Brogni Eleazar und seine Tochter vor den Ausschreitungen des Pöbels schützt. Man hört den Kardinal freundliche Worte des Friedens an sie richten. Eleazar aber denkt auch in diesem Momente an das Unheil, das ihm Brogni ehedem als Statthalter von Rom zugefügt hatte und meint es nie vergessen zu können.

Brogni: Und doch erlasse beiden ich die Strafe.
Sei frei, Eleazar, und sei mein Freund, mein Bruder!
Hab' ich Dich je gekränkt, nun, so verzeih'.
Eleazar: Nimmermehr!

Brogni betet zu Gott für Eleazar, er möge diesem verzeihen, dass er mit seinem Hasse die Christenpflicht, den Feinden zu vergeben, unerfüllt lasse.

Recha: Gross ist die Huld, Duldung und Güte,
Die Israels Stamm er beweist!
Minder verhasst sind mir die Christen,
Wenn dies Greisenhaupt Friede verheisst.

Aber Eleazar erwidert darauf:

Eleazar: Nicht seine Duldung, seine Güte
Versöhnet meinen Rachegeist,
Hass und Verderben jedem Christen,
Wenn er auch Duldung uns verheisst.

Allein was die Judengegner in ihrer Verblendung nicht sehen oder sehen wollen, ist eine gewisse seelische Gemeinschaft zwischen dem Helden der „Jüdin" und Lessing's „Nathan der Weise".

Wie dieser besitzt Eleazar eine Reihe edler Charakterzüge, die ihn aus dem Rahmen einer echt antisemitischen Be- und Verurteilung vollständig heraus-

heben, die ihn in einem viel besseren Lichte als alle anderen Personen der Oper erscheinen lassen, und die ihn nie dem Shylock'schen Typus an die Seite stellen, der — wenn auch fälschlicherweise — zu einem Scheusal gestempelt ist.

Es steht ausser allem Zweifel, dass Charakter und Handlungsweise Elcasar's in vielen Beziehungen an Shylock erinnern. Allein er verdient trotzdem nach wie vor unsere volle Sympathie, weil eben Shylock selbst nicht das ist, wofür man ihn jahrhundertelang böswillig oder aus Unwissenheit gehalten hat. Er ist nicht „ein Auswurf der Menschheit“, für den er bei solchen gilt, die in seiner Seele nicht zu lesen vermögen, sondern ein Produkt der Lebensverhältnisse, die ihn mit Naturnotwendigkeit zu dem machen mussten, was er wirklich ist. Schon in der Gestalt, in welcher Shakespeare ihn uns vorführt, ist Shylock hoch erhaben über die anderen Personen des Stückes, über die Christen, die ihn grausam verfolgen und mit Schimpf und Schmach überhäufen, und zwar nur aus dem Grunde, weil er Jude ist. Shylock erregt nicht nur als Märtyrer unser Mitleid, sondern seine ganze Persönlichkeit beansprucht unser Interesse und verdient unsere Sympathie in hohem Maasse. Wir lernen bewundernd seine Charakterstärke und sein Selbstgefühl kennen. Wir sehen, wie mutvoll er seine Ehre verteidigt, ohne Ueberhebung, aber auch ohne Unterschätzung seines Wertes. Ja, sogar das Rachegefühl, das ihn ganz und gar beherrscht, erscheint uns berechtigt in Anbetracht der gehässigen Angriffe seiner Gegner, unter denen er und seine Glaubensgenossen so viel zu leiden haben.

Auch Eleasar in der „Jüdin“ dürstet nach Rache. Auch seine Sprache ist hasserfüllt. Auch aus seinem Wesen spricht Erbitterung und Groll. Allein sein innerer Wert wird dadurch nicht geschmälert. Im Gegenteil, er erscheint umso erhabener, sympathischer, je stärker in ihm das Gefühl der Rache zum Ausdruck kommt, weil diese Empfindung nicht im Wesen seiner Person liegt, sondern die natürliche Folge äusserer Einflüsse ist. Sie bildet den energischen Protest eines starken Geistes gegen schmähliche Ungerechtigkeit, sie ist nichts anderes als die sittliche Entrüstung einer grossen Seele. Sie giebt ihm erst die Kraft, die ihm von gegnerischer Seite zugefügte Unbill zu ertragen, ohne dass dadurch sein Ehrgefühl und sein Selbstbewusstsein Einbusse erfahren.

Shylock's Hass gegen den Christen Antonio und dessen Freunde entspringt ebenfalls der berechtigten Auflehnung einer noch nicht im Schlamme dauernder Knechtschaft verkümmerten Seele. Sein unbesiegliches Rachegefühl lebt in einem Herzen, das noch von Wunden blutet, die ihm von feindlicher Hand geschlagen worden.

Sehr treffend ist Heinrich Heine's Urteil über Shylock (Shakespeare's Mädchen und Frauen: Jessika): „Wahrlich, mit Ausnahme Porzia's ist Shylock die respektabelste Person im ganzen Stücke. Er liebt das Geld, er verschweigt nicht diese Liebe . . . Aber es giebt etwas, das er dennoch höher schätzt als Geld, nämlich die Genugthuung für sein beleidigtes Herz, die gerechte Wiedervergeltung unsäglicher Schmähungen.“ Und weiter heisst es dort: „Nein, Shylok liebt zwar das Geld, aber es giebt Dinge, die er noch weit mehr liebt, unter anderen auch seine Tochter, ‚Jessika, mein Kind.‘“

Berthold Auerbach findet in Shylock die tragische Sympathie des Judenschmerzes (Dramaturgische Aufzeichnungen 1856). Gleich Heine erscheint ihm Shylok „grösser als die ganze maskenspielende, leichtfertige Christenheit des Stückes“.

Bei aller Achtung für Shylock kann ich ihn dennoch nicht als den vollkommenen Typus eines Juden ansehen, und zwar aus demselben Grunde, aus welchem auch Nathan dem Weisen das typisch Jüdische, wie es sich uns in der Wirklichkeit darbietet, abgesprochen werden muss.

Man behauptet gewöhnlich, diese beiden Gestalten seien aus zwei diametral entgegengesetzten Anschauungen über den jüdischen Volkscharakter hervorgegangen. Nathan der Weise sei eine Schöpfung des judenfreundlichen Standpunktes, Shylock dagegen die Frucht der judenfeindlichen Richtung. Bei oberflächlicher Betrachtung scheint vieles zu Gunsten dieser Ansicht zu sprechen. Bei tieferem Nachdenken aber findet man bei Nathan ebenso wie bei Shylock gar manchen dem echt jüdischen Typus fremden Zug.

Wie weit ist die Kluft zwischen Nathan und Shylock! Was dem einen völlig zu eigen ist, das wird dem andern gänzlich abgesprochen. In der Wirklichkeit aber existiert weder der eine noch der andere, denn das Leben kennt solche Extreme nicht. Lessing hat seinen Nathan mit dem absolut Guten ausgestattet und ihn jenseits aller auf den Charakter einwirkenden äusseren Lebensbedingungen gestellt. Shylock dagegen steht dem absolut Guten gänzlich fern, und sein ganzes Denken und Fühlen steht unter der völligen Herrschaft des durch die Verhältnisse bedingten Bösen.

Gestaltet sich aber je das Leben eines Menschen (und sei er auch Jude, dessen Lebensbedingungen ganz andere sind als die eines Nichtjuden) so einseitig? In Nathan's Persönlichkeit strahlt uns übermässige Toleranz und Liebe entgegen. Shylock's Charakter ist durch Unduldsamkeit und Hass zum Zerrbilde geworden. Nur Eleazar ist auf realem Boden gewachsen, er hält die Mitte zwischen beiden Polen, denn er besitzt ebenso die Eigenschaften, die uns bei Nathan so erhaben erscheinen, wie diejenigen die auf uns bei Shylock so versöhnend wirken.

* * *

Den Grund dieser Erscheinung finden wir in der dichterischen Veranlagung der Verfasser. Lessing ist in erster Reihe Moralphilosoph, Shakespeare dagegen

— Psychologe. Lessing's Drama ist ein Tendenzstück, in dem eine bestimmte Richtung zum Ausdruck kommen soll. Shakespeare's Schauspiel entbehrt ebenso jeder Tendenz wie alle seine anderen Dramen. Jener stellt die Kunst in den Dienst der Moral. Bei diesem ist sie Selbstzweck, dem die Moral untergeordnet ist.

Nathan ist bloss ein Vorbild, welches den Menschen lehren soll, wie er den Forderungen der Moral und Sitte gemäss handeln soll. Shakespeare zeigt uns an seinen Gestalten, wie der Mensch unter dem Drucke der Verhältnisse nach den psychologischen Gesetzen handeln muss.



Richard Kahle als Nathan der Weise.

Beide Dichter haben den Juden zum Mittelpunkt ihres Stückes gemacht. Das ist aber alles, was sie miteinander gemein haben. Grundverschieden ist das, was ihnen die Anregung zu diesen Schöpfungen gegeben, und was sie mit ihnen bezwecken.

Eine mit allen Waffen des Geistes ausgerüstete, mit den reinsten ethischen Grundsätzen geschmückte Persönlichkeit, die nach Herkunft, Stand und Erziehung berufen wäre, Duldung, Brüderlichkeit und Liebe zu predigen, eine Persönlichkeit, die solchen Idealen nachstrebte, war es, deren Lessing, der so arg befehdete Vorkämpfer der Humanität, bedurfte. Welches Volk anders als das jüdische sollte aber eine solche Persönlichkeit sein eigen nennen? Wo sonst sollte man einen so würdigen Vertreter jener Ideale wie Nathan finden, als in dem Volke, aus dessen Mitte die Gesetzgeber und die Propheten hervorgegangen sind?

Lessing war der Sohn eines Pastors, und er selbst war für den Stand des Geistlichen bestimmt, deshalb hatte er schon in seiner frühesten Jugend sich mit der Bibel bekannt gemacht und wusste, in welchem Verhältnis diese zu anderen Glaubenslehren steht. Grössere Vertrautheit mit dem Inhalte der Bibel und dem Wesen des Judentums erwarb er später im freundschaftlichen Verkehre mit Moses Mendelsohn, in dessen Wirken wir praktische Lebensweisheit und die rein jüdische Sittenlehre harmonisch vereint sehen. Er gewann dadurch die feste Ueberzeugung, dass die jüdischen Lehren von Toleranz und Liebe nicht nur leere Worte sind, sondern dass sie immer, auch in den schwersten Zeiten, von ihren Anhängern treu befolgt wurden. Er erkannte deutlicher als je zuvor, dass diese Lehren wirklich stets eine wesentliche Rolle gespielt haben im Leben des Volkes, das ihretwegen so oft verfolgt wurde. Das jüdische Volk ist mit der Fahne der Humanität aller Welt vorangegangen, und deswegen wurde es so stark befehdet, wie es Lessing selbst und alle anderen Prediger der wahren Liebe an sich selbst erfahren mussten. — Wenn indess Lessing seine Lehren einem Sohne des von ihm besonders geschätzten Volkes in den Mund legt, so ist das nicht nur dem Einfluss seines jüdischen Freundes zu verdanken, sondern auch der Erkenntnis, dass diese Lehren dem Geiste des Judentums ganz entsprechen und dass daher auch ihr Ursprung bei diesem Volke zu suchen sei. Nathan's Reden tragen vielfach den Charakter der Aussprüche, welche die jüdischen Volksweisen zu verschiedenen Zeiten gethan haben. Es kann dies ein Zufall sein, es ist aber auch wohl denkbar, dass Lessing es mit Absicht geschehen liess. Hat er ja auch Nathan die Fabel von den drei Ringen erfinden lassen, obwohl,



Friedrich Haase als Shylock.

wie ihm bekannt sein musste, bei Boccaccio der Jude Malkizedek dem Sultan während einer Disputation jene Fabel erzählt und dadurch dessen Freundschaft gewinnt.

Lessing war es hauptsächlich darum zu thun, in seinem Nathan die jüdische Lehre zu verkörpern, womit er seine Mission, die Predigt der Toleranz, der Liebe und der Brüderlichkeit am schönsten zu erfüllen meinte. Er behandelte daher nur die ethische Seite des Judentums, schenkte aber dem kausalen Zusammenhang der Dinge, dem naturnotwendigen Geschehen, keine Beachtung. Er giebt daher dem Leben eine Gestalt, wie sie die Lehre erheischt. Nathan verkörpert bloss das theoretische Judentum. Das wirkliche, durch die Verhältnisse bedingte Leben der Juden, die natürlichen Neigungen des menschlichen Herzens, die zuweilen stärker sind als die Gebote der Sittlichkeit, und die Forderungen der philosophischen Systeme bleiben einfach, was Nathan betrifft, bei Lessing unberücksichtigt. Die übrigen Personen des Stückes hingegen (die mit Ausnahme des Kardinals zu den Guten dieser Welt gehören) sind im wesentlichen dem Leben entnommen. Wenn ihr Gemütsleben durch Erziehung oder durch besondere Ereignisse beeinflusst wird, so sind sie gezwungen, in ihrem Handeln und Denken von den Grundsätzen der Weltanschauung, die sie sich zu eigen gemacht haben, abzuweichen. Selbst Lessing sagt: „Doch was man ist und was man sein muss in der Welt, das passt ja wohl nicht immer“ (Nathan der Weise. Akt V, Auftritt IV). Wie ganz anders Nathan? Nichts kann sein Blut schneller fliessen, nichts sein Herz stärker pochen machen. Er wurde wie ein Wild verfolgt und gehetzt, seine Frau und seine sieben Kinder, seine Freunde und Gemeindebrüder wurden vor seinen Augen schuldlos niedergemetzelt oder den Flammen übergeben. Und diesem so arg heimgesuchten Manne leiht Lessing die Kraft, Toleranz zu üben.

Ja, selbst in dem Augenblicke, wo äusserste Erbitterung, Wut und Verzweiflung einen Sturm von Leidenschaften in Nathan's Herzen hätten entfachen müssen, bleibt er ruhig und spricht gelassen die bemerkenswerten Worte: „Die Patriarchen und Tempelherren vermögen des Bösen nicht so viel zu thun, dass irgend was mich reuen könnte.“

Bei Nathan äussert sich die Toleranz und die Liebe in einer unnatürlichen Uebertreibung, denn er soll bloss den Juden darstellen, der die biblische Lehre in ihrer vollkommensten und reinsten Gestalt ins öffentliche Leben hinauszutragen berufen sei. Der Mensch aber tritt bei ihm gänzlich in den Hintergrund.

Bei Shylock überschreiten die Intoleranz und der Hass alle Grenzen, da Shakespeare im Gegensatz zu Lessing vom Judentum keine Ahnung hatte. In Shylock wird daher das rein menschliche Triebleben zu sehr hervorgekehrt. Wir sehen in ihm lediglich eine physiologische Erscheinung, ein Wesen, in dem der unwiderstehliche Einfluss der Verhältnisse sich im höchsten Grade wirksam zeigt. Seine Handlungen sind ausschliesslich nach psychologischen Gesetzen bestimmt, deren Herrschaft kein Mensch, so lange er im vollen Besitze seiner Sinne und seiner Empfindungen ist, sich entziehen kann.

Shakespeare hat nie unter Juden gelebt und höchst wahrscheinlich nie einen Juden gesehen, denn es war ihnen seit dem Jahre 1290 (also ungefähr 300 Jahre vor Shakespeare's litterarischem Wirken) bei Strafe verboten gewesen, sich in England niederzulassen, und dieses Verbot ist erst nach Tode des Dichters aufgehoben worden.

Gleichwohl dürften ihm das Leben der Juden, ihre Leiden, die Verfolgungen, denen sie seitens der Christen überall ausgesetzt waren, nicht unbekannt geblieben sein.

In seiner Zeit wurde das Urteil viel besprochen, das der Papst Sixtus V. (1585—1590) im Prozesse des Christen Paulo Maria Secchi aus Rom gegen den Juden Simson gefällt hatte.

Es handelte sich um eine von Simson im Scherze unterzeichnete schriftliche Verpflichtung, ein Pfund von seinem eigenen Fleische dem Christen Secchi zur Verfügung zu stellen. Der Prozess hatte grosses Aufsehen erregt, und die Kunde davon hatte sich in verschiedensten Modifikationen allerorten verbreitet.

Die Litteraturhistoriker sind darin einig, dass Shakespeare's erste Anregung zu seinem Stücke „Der Kaufmann von Venedig“ (zuerst aufgeführt 1594, veröffentlicht 1600) dem erwähnten Vorfalle zuzuschreiben sei. Der Dichter hat aber einen Rollenwechsel vollzogen. Der Christ Secchi wurde bei ihm zum Juden Shylock und der Jude Simson verwandelte sich in den Christen Antonio. Das geschah aber nicht in böswilliger Absicht, sondern im Interesse der Kunst, da die Handlungsweise des Christen Secchi ihm nicht psychologisch notwendig, mithin auch nicht ein passendes Kunstobjekt zu sein schien. Er fand die Gier Secchi's nach Judenblut abnorm, denn psychologisch betrachtet, kann der Starke, in dessen Macht es steht, den Schwachen nach Herzenslust zu drücken, sich nie zu einer so grausamen That, die nur als Racheakt möglich ist, erniedrigen. Wohl kann der Christ den ihm gegenüber ohnmächtigen Juden verachten und verfolgen, er würde aber eine so schimpfliche Rache verschmähen. Ganz besonders schwerwiegende Verhältnisse sind erforderlich, um einen Menschen, wenn er nicht von Natur ein Scheusal ist, zu solcher That zu veranlassen. In dem von ohnmächtigem Hass gequälten Herzen des Schwächeren kann ein so unüberwindliches Rachegefühl gegen den Starken, von dem er unverdienterweise viel grausames Unrecht erlitten hat, erzeugt werden.

Secchi hatte gar keinen Grund, sich an Simson zu rächen, denn sie waren nie miteinander verfeindet,

ı Streit geraten. Er konnte ihn daher bloss als verachten und ihm den üblichen Hass entgegen-ı, nicht aber ein so grässliches subjektives ;efühl gegen ihn hegen.

:r grösste psychologische Dichter aller Zeiten :ine genaue Vorstellung von jenen tiefen und ıschlichen Spuren, die Schmach und Verfol-, Groll und Erbitterung in das Herz der Juden en haben. Aus dieser Vorstellung heraus ist die Shylock's entstanden. Und das Bild, welches den höchsten Mitteln seiner Kunst vom Seelen-Shylock's entwirft, ist so vollkommen, dass uns lden Denk- und Handlungsweise, dass uns so-: unmenschliche Racheakt, zu dem das glühendste ;en ihn treibt, menschlich nahegeführt wird. ler Dichter selbst unter Juden gelebt und wäre Zeitgenosse Heinrich III., unter dem die Juden-ungen bis zum Wahnwitz ausarteten, er könnte : wahrlich nicht andere Worte in den Mund ıls die, welche er ihn zur Rechtfertigung seines gegen die Christen sagen lässt.

ignor Antonio,“ so spricht Shylock vorwurfs-riel und oftermals habt Ihr auf dem Rialto mich ıäht, um meine Gelder und um meine Zinsen; :ug ich's mit geduld'gem Achselzucken, denn ist das Erbteil unsres Stammes. Ihr scheltet btrünnig, einen Bluthund, und speit auf meinen en Rockelor . . .“ (Akt I, Auftritt III.) Shylock det seinen bitteren Hass gegen Antonio mit en treffenden Worten:

:r hat mich beschimpft, mir 'ne halbe Million :rt, meinen Verlust belacht, meinen Gewinn be-mein Volk geschmäht, meinen Handel ge-meine Freunde verleitet, meine Feinde ge-Und was hat er für Grund? Ich bin ein Jude. :ht ein Jude Hände, Gliedmassen, Werkzeuge, Neigungen, Leidenschaften? mit derselben genährt, mit denselben Waffen verletzt, den-Krankheiten unterworfen, mit denselben Mitteln gewärmt und gekältet von eben dem Winter mmer, als ein Christ? Wenn Ihr uns stecht, wir nicht? Wenn Ihr uns kitzelt, lachen wir Wenn Ihr uns vergiftet, sterben wir nicht? 'enn Ihr uns beleidigt, sollen wir uns nicht ' Sind wir Euch in allen Dingen ähnlich, so wir's Euch auch darin gleichthun. Wenn ein inen Christen beleidigt, was ist seine Demut? Wenn ein Christ einen Juden beleidigt, was eine Geduld sein nach christlichem Vorbild? ıche.“ (Akt III.) Er schliesst seine bitteren mit dem wohlberechtigten Vorwurfe: „Die Bos-ie Ihr mich lehrt, die will ich ausüben, und es ;chlimm hergehen, oder ich will es meinen ı zuvorthun.“

:ser Schrei der Verzweiflung, der sich nur :errissenen Herzen entringen konnte, zeigt uns, :it Shakespeare sich Mühe gegeben hat, Shylock's Rachegefühl darzustellen als einen natürlichen Ausfluss unerhörter Leiden und dessen Hass als den Reflex jener feindseligen Stimmung, welche die Christen ihn im Verkehr immerfort merken liessen. Der Dichter lässt uns keinen Augenblick im Zweifel darüber, dass Hass und Rache nicht die wesentlichsten Merkmale Shylock's Charakter bilden, sondern dass sie erst später unter dem Drucke der Verhältnisse in seiner Seele platzgegriffen haben. Shylock empfindet es selbst mit Grausen, dass die Rachegefühle, die er im Herzen trägt, verabscheuungswürdig sind. Gegen seine Dränger ist er doppelt erbittert, einmal weil sie ihm materiell geschadet, und dann, was noch viel schlimmer ist, weil sie seine Seele vergiftet haben.

Indem also Shakespeare vornehmlich darauf bedacht war, zu zeigen, wie Shylock der in der eben beschriebenen Weise materiell und seelisch leidet, nach den psychologischen Gesetzen handeln muss, begeht er den Fehler, dass er in ihm lediglich den Menschen vor Augen hat, den Juden aber ganz aus dem Spiele lässt, dass ihn also das im rein Menschlichen bedingte Müssen interessiert, ohne dass er beachtet, wie die jüdische ethische Lehre das Thun ihrer Anhänger zu beeinflussen vermag. Indes dieser Irrtum ist begreiflich; hatte doch Shakespeare von den sittlichen Lehren der jüdischen Religion und ihrem mächtigen Einfluss auf die Juden keine Ahnung; hatte er doch nicht die geringste Vorstellung von der Duldekraft der Juden, die sie seit Jahrtausenden daran gewöhnt hat, so manches Leid über sich ergehen zu lassen, ohne dass Wut und Verzweiflung sie zu blutdürstigen Raubtieren gemacht hätten.

Da nun nach dem Gesagten der Dichter nicht den Juden Shylock geschaffen hat, so ist es kein Wunder, dass in diesem das Böse als der Grundzug seines Charakters erscheint, und dass infolgedessen so geringe Aehnlichkeit besteht zwischen der Schöpfung des grossen Britten und dem echt jüdischen Typus, in welchem das Gute überwiegt. Ein Volk, zu dessen charakteristischen Merkmalen Barmherzigkeit, Mitleid und Güte gehören, kann nie einen Shylock hervorbringen.

So kann denn Shylock ebensowenig wie Nathan für den vollkommenen Typus eines Juden gelten. Die Vorstellung des echt Jüdischen muss gewonnen werden durch Zusammensetzung von Merkmalen, die teils der einen, teils der anderen von den beiden dichterischen Gestalten zu entlehnen sind.

Einen solchen Juden par excellence bietet uns Scribe. Es ist vielleicht mehr als Zufall, dass einerseits in Eleazar's Leben Ereignisse eingreifen, die manche Aehnlichkeit mit den Lebensschicksalen Nathan's haben, und dass andererseits mancher Zug in Eleazar's Persönlichkeit an Shylock erinnert. Gleich Nathan hat Eleazar ein verwaistes, heimatloses Christenmädchen an Kindesstatt angenommen (übrigens tragen beide Mädchen auch den gleichen Namen Recha). Aus Nathan's Mund erfahren wir, dass seine Frau und seine Kinder schuldlos den

Tod in den Flammen gefunden haben. Aehnliches erzählt Eleazar.

Gereiztheit und glühender Hass sind es, die Shylock's Charakter ein eigentümliches Gepräge verleihen. Sie sind aber auch bei Eleazar in hohem Maasse vorhanden. Die Reden dieser beiden atmen vielfach denselben Geist, so mancher Ansschauung und Empfindung, die in den Worten des einen zum Ausdruck kommt, begegnet man auch in dem Gespräche des andern. Trotz alledem gleicht Eleazar weder Nathan noch Shylock. Im Gegensatz zu Nathan schwur er am Tage, als seine Kinder im Feuer umkamen, der christlichen Kirche ewigen Hass. Nathan erzählt, dass er zwar am Tage, wo seine Frau und seine Kinder durch Christenhand umkamen, der Christenheit den unversöhnlichsten Hass zugeschworen hatte, dass jedoch die Vernunft ihn bald zur Besonnenheit brachte. Sie sprach mit sanfter Stimme: „Und doch ist Gott! Doch war auch Gottes Ratschluss das! Wohlan! Komm! Uebe, was Du längt begriffen hast." (Akt IV, Auftritt VII.) Eleazar aber ruft erbittert: „Soll vielleicht ich sie lieben? Zum Flammentod verdammt, sah schuldlos angeklagt ich meine Söhne sterben."

Er vergisst keinen Augenblick seines Volkes und seines Glaubens. Wie er seinem tiefen Hass gegen die Christen die volle Wucht seiner Sprache leiht, so weiss er auch erhabene Worte des Mitleids zu finden für sein gehetztes und geplagtes Volk. Rache schwört er seinen Bedrängern nicht nur seinetwegen, sondern auch um seines Volkes und seines Glaubens willen.

Nathan der Weise aber denkt und empfindet ganz anders. Er sagt zum Tempelherrn: „Kommt, wir müssen Freunde sein! Verachtet mein Volk so viel Ihr wollt, wir haben beide unser Volk nicht auserlesen." . . . (Akt II, Auftr. V.)

Nathan liebt seine Pflegetochter nicht weniger als Eleazar die seine, und doch will Nathan sie leichten Herzens ihren christlichen Verwandten anvertrauen, bevor er noch diese näher kennen gelernt hat, während der andere sich auf keine Weise zur Trennung von seinem Pflegekinde entschliessen kann. Nathan ist den Christen gegenüber freigebig bis zum Leichtsinn (Akt III, Auftritt VIII). Eleazar ist dessen nicht fähig.

Gewisse Unterschiede finden sich aber auch zwischen Shylock und Eleazar. Gleich Shylock liebt Eleazar das Geld, aber er steht nicht wie dieser gänzlich in dessen Banne. Er liebt das Geld, weil er dessen bedarf, weil es ihm als Schutzmittel dient in Zeiten der Not und der Gefahr, aber er ist nicht geizig, wie Shylock es ist. Eleazar verhehlt nicht seinen Durst nach Rache, als er in die Versuchung gerät, am Kardinal Brogni furchtbare Vergeltung zu üben. Allein wie ganz verschieden von den brutalen Rachegefühlen Shylock's ist die Art, wie in ihm das Verlangen nach Rache sich äussert.

Er ist kein „toleranter Schwätzer", wie Nathan vom Tempelherrn mit Recht genannt wird, er kann seinem Feinde das ihm zugefügte Unrecht nicht verzeihen. Er muss sich rächen. Allein sein Verhalten als Rächer ist über alle Kritik erhaben. Mit dem Augenblicke, wo er siegesgewiss dem Erzbischof v. Brogni die Worte entgegenschleudert: „Kardinal, das ist Deine Tochter!" schwindet all sein Hass aus seinem Herzen und ruhig besteigt er den Scheiterhaufen, um als Märtyrer seines Glaubens sein Leben hinzugeben. Eleazar stirbt und hinterlässt den Eindruck, als hätte der Racheakt sich ohne sein Zuthun vollzogen.

Eleazar liebt wie ein Jude und hasst wie ein Mensch. Er vermag nicht, wie Nathan, seine Gefühle zu beherrschen, aber auch nicht so grausam zu sein, wie Shylock in seinem Hass. Ein Jude, der im Geiste des Judentums durchs Leben wandelt und der die Perlen der jüdischen Ethik wie ein Kleinod in seinem Herzen trägt, sollte der sich je in einen blutgierigen Mordgesellen verwandeln, sollte der Freude am Blutvergiessen empfinden, wie Shylock? Shakespeare lässt Shylock über die elementarsten Forderungen der jedem brutalen Empfinden abholden jüdischen Ethik leichten Herzens hinweggehen. Lässt er doch auch seinen Shylock nicht rituell zubereitete Speisen im Hause Bassanio's geniessen und damit einem religiösen Verbote öffentlich zuwiderhandeln, dessen Uebertretung in damaliger Zeit kein Jude gewagt hätte.

Die litterarische Kritik verwendet dreierlei Maassstäbe in ihrer Behandlung der Frage, wie dramatische Gestalten sich zum wirklichen Leben verhalten: so müssen sie sein, so können sie sein, so sind sie. Wollen wir an Shylock, Nathan und Eleazar diese drei Maassstäbe anlegen, so können wir, ohne fehlzugehen, behaupten: Der Jude nur als Mensch musste wie Shylock handeln, der Jude bloss als Jude könnte zu einem Nathan werden, der Jude als Mensch und Jude ist und bleibt ein Eleazar.



DIE TRANSFORMATION DER RUSSISCHEN JUDEN.

Vier Generationen.



Talmud-Gelehrter Ahron G . . . . .
geboren 1795 zu Minsk
gestorben 1881.



Rechtsanwalt Saul G . . . . .
geboren 1866 zu Minsk.



Kaufmann Moses G . . . . .
geboren 1814 zu Minsk
gestorben 1882.

Unsere Bilder geben eine gute Illustration für die Wandlung im Habitus der russischen Juden ab. Sie stellen vier Glieder einer und derselben Familie dar und dürften manchen unserer westeuropäischen Leser in Erstaunen versetzen, die erfahrungsgemäss häufig eine recht karikierte Vorstellung vom Aeusseren unserer Brüder im Osten haben.

Es ist eine der wesentlichsten Aufgaben unserer Zeitschrift, zwischen dem jüdischen Osten und dem westlichen Judentum Brücken zu schlagen und dem einen das Verständnis für das Wesen der anderen zu erleichtern. Selten ist es uns möglich, wie im gegenwärtigen Fall, durch die Liebenswürdigkeit eines Petersburger Freundes, die Wandlungen in der äusseren Erscheinung einer bestimmten Kategorie von Juden auch im Bilde vorzuführen, und wir benutzen die Gelegenheit mit Freuden. Welche prächtigen Typen sind diese beiden alter Juden ...



Michael G . . . . .
geboren 1895 zu St. Petersburg.

sie sich von der gewohnten Vor[...]stellung.

Es ist zu bedauern, dass nu[r] wenige Bilder von Juden frühere[r] Generationen existieren, besonde[rs] von solchen der Urgrossväter un[d] Grossväter der jetzigen Generatio[n]. Ihre Existenz würde uns eine würdiger[e] Vorstellung auch von unsere[n] direkteren Vorfahren gebe[n] als die, welche nur zu viele von un[s] aus volkstümlichen Vorstellunge[n] unserer „Wirtsvölker“ geschöp[ft] haben.

Wir haben mit Unrecht unsere[n] Ahnenstolz auf die Judengeschlechte[r] unserer historischen Zeiten beschränk[t] und der Auffassung unserer Feinde — die zwar bei jedem anderen Volk zutreffen würde — Recht gegebe[n], wonach eine Unterdrückung, wie di[e] Juden durch viele Jahrhunderte si[e] erduldet haben, achtunggebietende Ge[-]stalten unmöglich macht.

ZU ABDUL HAMID'S JUBILÄUM.

Am 31. August waren 25 Jahre seit der Thronbesteigung des jetzigen Sultans vergangen, des vierunddreissigsten Herrschers aus dem Hause Osmans.

Unter seinen übrigen Unterthanen haben die Juden des Osmanischen Reiches besonders Grund den Tag festlich zu begehen und auch in der übrigen Welt findet ihre Festesfreude begreiflichen Widerhall.

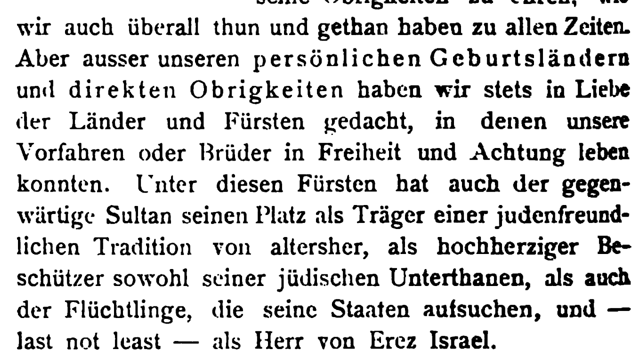
Denn erstens ist das Schicksal der im türkischen Reiche lebenden Juden einer der wenigen Lichtpunkte in der neueren Geschichte der Diaspora. In keinem anderen Lande der Welt haben die Juden während der letzten Jahrhunderte auch nur annähernd so viel Freiheit genossen als im osmanischen Reiche — in keinem anderen Lande haben sie, ohne dem Judentum den Rücken kehren zu müssen, die höchsten Staatsämter bekleiden dürfen — in keinem anderen Lande sind sie der unwandelbar freundlichen Gesinnung aller Bevölkerungsschichten so sicher als in der Türkei. Wo immer sich hier Ausnahmen zeigten, da waren es niemals die Mohammedaner, sondern die Griechen, Armenier, Maroniten, die, selbst fremd und in der Minorität, den Geist der Unduldsamkeit und des religiösen Fanatismus in beklagenswerter Weise ausgebildet haben.



Abdul Hamid II.

Dann aber sehen wir in der Türkei dasjenige Land, welches nicht nur in der Vergangenheit den verfolgten Juden ein Asyl bot — Länder, die das vorübergehend thaten, giebt es viele — sondern bis in unsere Zeit, für die traurige Gegenwart und die noch dunkle Zukunft ist das Land des Grossherrn das gewaltige Gebiet, das bestimmt zu sein scheint, die unterdrückten und vertriebenen Juden des Ostens aufzunehmen. — Die übrige Welt verschliefst sich vor ihnen immer mehr und mehr, während gleichzeitig der schlafende Orient erwacht, seine Glieder dehnt und sich seiner Kräfte und Hilfsmittel bewusst zu werden anfängt — — — — und dem erwachenden Orient fehlen die Menschen, — arbeitswillige, intelligente, unternehmungslustige Menschen ebenso sehr, wie den Wanderjuden ein Land fehlt, wo sie ihre Fähigkeiten zur Geltung bringen können. Und bei der grossen Nähe der türkischen Einwanderungsgebiete zu den jüdischen Auswanderungsgebieten wird es unmöglich viele Jahre dauern können, bis der jüdische „Zug nach dem Westen" diese Richtung mit der natürlicheren nach den Ländern des Islam vertauscht haben wird.

Schliesslich aber ist die Türkei diejenige Macht, welcher ein Land gehört, und welche über die Geschicke eines Stückes Erde zu entscheiden hat, das jedem Juden teuer ist: Palästina. Dieses Land, unsere körperliche Heimat zu den Zeiten unserer nationalen Selbständigkeit, und seither bis auf diesen Tag unsere geistige Heimat, beginnt wieder uns in ganz realer Weise zu interessieren — verwandelt sich — vor den Augen aller, die da sehen wollen — aus einem „heiligen Lande" in ein Land voller wirtschaftlicher Interessen, aus einem Lande, wohin gute Juden gingen, um dort in Frieden zu sterben, in eines, wohin gute Juden gehen, um dort in Frieden zu arbeiten und zu leben. — Das jüdische Gesetz schreibt uns vor, zu beten und zu arbeiten für das Wohl des Landes, in das wir gekommen sind, und seine Obrigkeiten zu ehren, wie



wir auch überall thun und gethan haben zu allen Zeiten. Aber ausser unseren persönlichen Geburtsländern und direkten Obrigkeiten haben wir stets in Liebe der Länder und Fürsten gedacht, in denen unsere Vorfahren oder Brüder in Freiheit und Achtung leben konnten. Unter diesen Fürsten hat auch der gegenwärtige Sultan seinen Platz als Träger einer judenfreundlichen Tradition von altersher, als hochherziger Beschützer sowohl seiner jüdischen Unterthanen, als auch der Flüchtlinge, die seine Staaten aufsuchen, und — last not least — als Herr von Erez Israel.

O . . .





Schopin. Die Königin von Saba bei Salomo.

Judenlieder*)

von Adolph Donath.

Mirjam.

„Mirjam, hast Du die Mutter gesehen?“
— Mutter weint in der Kammer. —
„Mirjam, lass Deine Träume gehn,
„Schau, wie die Bäume Dich lachend umstehn,
„Wie sie Dir Blüten herunterwehn“ — —
— Mutter weint in der Kammer. —

„Mirjam, kennst Du der Mutter Leid?“ — —
— Mutter drücken die Sorgen,
— Mutter fürchtet des Nachbars Neid
— Wenn in der Wiege mein Brüderchen schreit,
— Mutter fürchtet die fiebernde Zeit.
— Mutter drücken die Sorgen. — —

War ein kleines, stilles Haus . . .

War ein kleines, stilles Haus,
Drin ein Jude wohnte.
Sabbath wars. Ein Kerzenpaar
Auf dem Tische thronte.

Und der alte Jude sang
Eine Zauberweise.
Und die Mutter und das Kind
Sangen mit ganz leise:

„Alle Sterne trauern hier,
Und die Rosen weinen.
Alle Vögel schweigen hier
In den fremden Hainen.

Fliege, fliege mein Gebet,
Zu den fernen Weiten,
Wo der Tempel Zions steht,
Lass die Sehnsucht breiten.“ — —

— — — — — — — — — — — —

Und das Zauberlied erklingt,
Weckt aus allen Träumen,
Und des Kindes Sehnsucht singt
Von den Cederbäumen.

*) Aus dem Cyclus „Judenlieder“ des Donath'schen Gedichtbuches „Tage und Nächte“.

BLUETENFALL.

Von Israel Abrahamsohn.

Ein Frühsommertag im Berliner Tiergarten. —

Der herrliche Park prangt in dunklem Grün; in den Linden-, Ahorn- und Ellernwipfeln singen Finken und Drosseln; über die zitternden Rasenflächen streichen flügelschlagend und lockend Amseln und Ringeltauben; Wildenten erheben sich schnatternd aus schwäneglänzenden Teichen und Flüsschen, und auf allen Wegen spielen und zanken piepsende Sperlinge und ergehen sich plaudernde oder einsame Menschen in hellen Kleidern oder schmierigen Lumpen.

In der Siegesallee führen alte Damen ihre asthmatischen Möpse oder keifenden Spitze spazieren, und schnaufende, schwitzende, bierdunstende Philister aus der Provinz trapsen, Regenschirm, Hut, Bädeker unterm Arm und das Taschentuch in der Hand, von einem Denkmal zum andern und beglotzen kritisch den gespreizten Lohengrin mit der Gänsebrust oder den Markgrafen mit den Waden eines Weltmeisters im Radfahren.

Am Floraplatz, dem weiten Rondel in der Nähe der Via triumphalis von Charlottenburg zum Brandenburger Thor sitzen auf sonnendurchwärmten Bänken Bürger und Studenten, Bonnen, Frauen und Jungfräulein, passen auf kleine Schützlinge auf, lesen eine furchtbar interessante Liebesgeschichte oder agieren eine Szene einer nicht mehr neuen, aber immer wieder reizvollen Komödie.

Um die so friedlich Sinnenden und Minnenden geht's: Hop! hop! Offiziere, Damen der Halbwelt, jüdische Handelsherren nähern und entfernen sich trabend, galoppierend von rechts und von links und tänzeln ein Stück auf dem von hohen Linden beschatteten Reitweg einher, der das Rondel umzieht.

In der Mitte des Rasenplatzes steht auf schlankem, von Vergissmeinnicht und Tulpen umgebenem Sockel Flora und schüttet lächelnd aus ihrem Füllhorn Blumen und Schmetterlinge herab, deren wirbelndem Niedergleiten sie schalkhaft nachblickt.

Schon hat der Tod mit unsichtbarer Hand dies hastende Spiel gestreift. Auf den Wegen liegen mit zerknitterten Käferflügeln und zertretenen Schmetterlingsleibern tausend und abertausend weisse Faulbaumblüten, dem Flieder, dessen süsser Duft die bläulich wallende Luft erfüllt, entsinkt der welkende Schmuck, und aus einer ganz kleinen Bodenspalte quillt ein endloses Heer winziger Ameisen hervor und bemüht sich eifrig, eine im Staube liegende Libelle fortzuschleifen.

Ich suche einen Platz. Alles besetzt! Da, auf einer Bank in der Nähe der ruhenden Auerochsen, deren widerlicher Protzenausdruck von einem antisemitische Scherze liebenden Künstler entworfen scheint, steht ein alter Mann auf. Er hält den Hut in der Hand und geht humpelnd und das lange weisse Haar hin- und herschüttelnd, davon. Sein Gesicht kann ich nicht sehen. Wie er die Hände im Selbstgespräch bewegend mit eingezogenem Rücken langsam und doch plötzlich im Dickicht verschwindet, gemahnt er an den menschlich und doch gespenstisch wandelnden Ahasver.

Schnell, ehe ein anderer mir zuvorkommt, nehme ich den freigewordenen Platz ein.

Die Bank ist nun wieder ganz gefüllt.

Mir zur Linken sitzen zunächst zwei alte Knasterbärte mit Orden auf dem schwarzen Gehrock, langausgestreckten steifen Beinen, mit altmodischen Stiefeln an den Füssen und einem feierlichen Krückstock in den runzligen, zusammengefalteten Händen.

Die Wackeren schwelgen in Kriegserinnerungen. In breitem Ostpreussisch, dessen Worte langsam und bedächtig und in höchstem Falset empordringen, tauschen sie Rede und Gegenrede aus. Beide scheinen vom Lande zu stammen, alte Unteroffiziere und Söhne von Soldaten zu sein. Der Vater des einen hat, wie ich höre, unter Blücher an der Katzbach mitgekämpft, die Mutter hat als Mädchen die verhungerten Franzosen, die aus Russland zurückkamen und immer „quel malheur, quel malheur!" schrien, gepflegt.

„Wie alt waren denn Ihre Eltern, als Sie ankamen?" fragt der andere.

„Na, der Vater 64 und die Mutterchen 49."

„Donnerschlag! Ja, ja die alten Zeiten!"

„Ja, so war der Vaterchen! Immer Soldat. 14 Jahre bei der Fahne gewesen, und nachher, wenn einer auf unsern Hof kam, fragt ihn der Vater: ‚Bist Soldat gewesen?' Wenn ja, war alles gut, konnt er essen und trinken so viel er wollte, wenn nicht, dann war er mit ihm böse."

„Ganz wie meiner. Der liess sich mit dem silbernen Portepee begraben. Anno 48 fragt ihn der Oberst: ‚Ebernickel,' sagt er zum Vater, ‚wollen Sie Geld oder das silberne Portepee?' ‚Ich bitte um das silberne Portepee!' sagt er." —

An der linken Ecke der Bank sitzt ein näselnder junger Mann, dessen nachdrückliche Beredsamkeit ein rotbäckiges deutsches Mädchen in die heiterste Stimmung versetzt.

„Aber Du kannst mir glauben, Anna! Das merkt mir niemand an. Vorgestern, ja, Sonnabend, bin ich um $^3/_4$4 nach Hause gekommen. Wieviel ich intus hatte, wusste ich nicht, wusste überhaupt von nichts. Na, und Sonntag um 9 kam ich zu Frühstück, Mama und Clara sind noch nicht da, als sie angetanzt kommen, fragt Mama, wann ich nach Hause bin. Ich sage, nach elf, hä hä. Wieviel ich getrunken habe? — Ungefähr fünf Glas und paar Cognacs. — Dabei hatte ich einen Brand, sage ich Dir, dass ich ein Dutzend Heringe lebendig hätte fressen mögen. Hat aber keiner was gemerkt. Abends war ich im Theater und bin erst um 2 in die Klappe gegangen."

„Du Bummelfritze! Dich holt noch gewiss der Teufel.“ Sie zupft ihn verliebt am Ohr; er schnappt nach ihrem Finger wie ein Pudel nach einem Stück Kalbfleisch. Sie stellt sich sehr entrüstet, denkt aber, ein tüchtiger Bursche, der einen Stiebel vertragen und sein Glück wagen kann.

An der rechten Bankecke starrt ein glattrasiertes Bedientengesicht gedankenlos geradeaus, neben der Bank steht ein Krankenstuhl, in dem ein alter, halbgelähmter Jude sitzt; sein linker Arm ruht steif auf dem Plaid, das die Beine und den Unterkörper bedeckt: in der rechten Hand hält er ein aufgeschlagenes Buch, in das er zuweilen mit traurigem, blinzelndem Ausdruck hineinsieht. Sein Hut hängt an der Rücklehne des Rollstuhls, sein Kopf ist kahl und spitz, an der Seite und hinten ein paar weisse Haare, das Gesicht gelb und von bläulichen Adern durchzogen, das bartlose Kinn hängt herab, ein buschiger weisser Schnurrbart bedeckt die Oberlippe. Die Schläfen der gefurchten Stirn sind tief eingesunken und die Lippen des geöffneten Mundes bleich und schlaff.

Ab und zu bewegt er den Kopf hin und her, lehnt ihn auch tief zurück und trinkt mit halbgeschlossenen Lidern und tiefatmender Brust Luft und Sonnenschein mit der Gier eines Verschmachteten.

Mein Nachbar zur Rechten ist ein grosser, kräftiger deutscher Landbewohner, Gutsbesitzer oder Inspektor, dessen Atem wie das Knarren einer schlechtgeölten Thüre rasselt und ein Parfüm von Grogk und Tabak verbreitet. Auf seinem dicken Bauch, der sich hebt und senkt wie der Busen eines fetten Frauenzimmers, baumelt an einer gewaltigen Uhrkette eine Kollektion von Petschaften, Pfeifen, Eberzähnen und ähnlichen Chosen: von seinem roten, aufgedunsenen Gesicht, das eine faustbreite Nase nicht gerade verschönt, fällt ihm ein pfauenschweifförmiger, strohfarbiger Bart, dessen Ausläufer dicht unterhalb der runden, hartblickenden Augen beginnen, bis über die Brust herab.

In der Rechten, an deren klobigen Fingern mit schwarzen Nägeln mehrere Ringe prangen, hält er einen Knüppel, an dessen Hirschgriff eine weisse Mütze baumelt, mit der Linken führt er fleissig eine Meerschaumspitze zum Munde, um einem stinkenden Cigarrenstümpfchen Wolken von Dampf zu entziehen.

Den dicken Kopf, dessen Stirn von des Gedankens Blässe nicht angekränkelt ist, bedecken einige Strähnen angeklatschter Haare, die vom Genick und vom linken behaarten Ohre aus über die glänzende Platte arrangiert sind.

Der Herr hört interessiert seinem Nebenmanne zu und zieht zu dessen Seemannsgeschichten die Nase in vergnügte Falten.

„Ja,“ sagt der Seemann, und die Betonung dieses einen Wortes charakterisiert ihn als Nordwestdeutschen, „ja, so'n Seefahrer erlebt eben Angenehmes und Unangenehmes.

Einmal brachten wir von Südamerika Pferde nach England. Sobald wir Montevideo verlassen haben, kommen wir in den Sturm rein und kommen acht Tage da nicht mehr raus. Es war ein Wetter, dass wir vom Schiff uns die Seele aus dem Leibe spuckten. Drei Tage konnten wir nicht zu den Pferden ran. War das ein Gestank! Die Hälfte hatte sich die Beine oder das Genick gebrochen, und wir konnten keines rauswerfen. Alles war losgerissen, ging drunter und drüber, und wären wir den Tieren, die wie Löwen brüllten, vor die Mäuler gefallen, so wären wir nicht ganz aufgestanden.“

Ein scharfgeschnittener Seemannskopf. Kurzer, blonder Knebelbart am energischen Kinn, zerzauster Schnurrbart, schmale Lippen, kühn vorspringende Nase, braune Wangen, und unter dunklen Brauen, zwischen denen eine tiefe Falte, helle Geieraugen.

Seine mittelgrosse Gestalt war fast knabenhaft schlank. Er war höchstens 35 Jahre alt, schien aber schon einen ganzen Posten erlebt zu haben.

„Das tollste, was ich aber mitgemacht habe, passierte mir vor drei Jahren.

Ich war zweiter Steuermann auf einem holländischen Schiff, das zwischen Rotterdam und Buenos Aires hin- und herging.

Als wir damals, es war im Herbst, von Holland in See gingen, hatten wir 500 Passagiere an Bord, darunter im Zwischendeck gut 200 Juden — diese polnischen Juden mit langen Bärten und langen Locken, ein Lumpengesindel, von denen jeder mehr Flöhe haben mochte als zwei Schäferhunde.

Die Bande war mit Sack und Pack grün und gelb vor Seekrankheit mit einem dänischen Segler von Libau gekommen und wollte nach Argentinien auf die Kolonie von dem reichen Gauner Hirsch oder was beisst mich da?“

„Hahaha,“ die Uhrkette mit sämtlichen Berloques auf dem Bauche des Schlots tanzte.

„Die übrigen Zwischendeckpassagiere waren Deutsche, Schweizer, Italiener, Franzosen und Böhmen.

In der ersten Kajüte hatten wir eine französische Operettengesellschaft mit Kapellmeister und Orchester, im ganzen 60 Köpfe, darunter paar allerliebste Weiberchen, die einem den Kopf verdrehen konnten. Die Leute hatten Europa abgegrast und wollten nun eine Tournée durch Südamerika machen.

Ich war von der Mannschaft der einzige Deutsche und wurde deshalb von den Juden als so eine Art Oberrabbiner verehrt, denn holländisch oder englisch verstanden die Luders natürlich nicht, und so musste ich Dolmetsch spielen.

Also gut. Wir haben die Kap Verdischen Inseln umschifft und die Hälfte der Fahrt hinter uns.

Ich hatte eben von zwölf bis zwei Nacht-

dienst geschafft, um sechs kam ich wieder ran; ich lag nun angezogen in meiner Kajüte und schlief wie ein Murmeltier.

Mit einemmale würgt mich was am Halse, presst mir die Brust und leuchtet mir ins Gesicht. Es saust mir in den Ohren, es dröhnt mir im Kopf, es kratzt mir in der Kehle, ich muss husten, ich schreie, oder wer schreit da? Schreit da nicht eine ganze Rotte? Was ist das für ein Geheul und ein Gestampfe? Ich schlage die Augen auf, die ganze Kajüte voll Qualm, und an Deck ein Getrappel wie von einem Regiment Dragoner, und ein Gekreisch und Geschrei, als ob die ganze Hölle Jagd mache.

Ich nach oben! Ich taumele mehr wie ich gehe, denn ich war vom Dunst schon halb beduselt.

Ich kriege einen Anblick, den ich nicht vergessen werde. Das Schiff brennt! Hui, hast du nicht gesehen! Ballen von Tuch und Seide, die wir mitführten, flogen wie Raketen durch die Luft; das Achterdeck, die Kommandobrücke, das Kartenhaus, die Takellage, die Masten, die Segel, alles brennt lichterloh. Das knistert und prasselt an allen Ecken und Enden! Die Feuer springen wie Kobolde von Raae zu Raae, der Wind pfeift, und die Balken ächzen; die Maschine steht still; an die Pumpen kann niemand an; es würde auch nichts mehr nützen; das Schiff ist verloren. Aus dem Kesselraume stürzt eine rote Flamme und eine schwarze Rauchsäule zum ausgestirnten Tropenhimmel, die Wellen leuchten wie Blut, und wenn ein paar Spritzer an Bord kommen, giebt's ein Gezisch, als ob sich Bestien um Beute streiten.

Ist das ein Gewüte und Getobe! Alles will zu den Booten. Dabei brennt ein Boot lichterloh! Der Kapitän, der erste Steuermann, die Maschinisten, die Matrosen stehen auf Tauen und Tonnen, gestikulieren und schreien. Der Kapitän droht mit dem Revolver und brüllt auf Holländisch Englisch und Französisch: Geduld, Geduld.

Hu, ist das ein Gezeter und Gejammer. Niemand hört, was der andere schreit, keiner versteht, was der andere will. Die Italiener haben blank gezogen und stossen um sich. Kinder und Frauen werden zertrampelt wie Maikäfer, Männer beissen wie wilde Tiere, und schon fliesst Blut in Strömen und liegen Tote und Verwundete und werden Lebende unter Leichen erstickt.

Die Juden stehen abseits. Sie sind natürlich die Schwächsten. Kerle wie ausgenommene Heringe, dazu die Seekrankheit, ausserdem frassen sie nur, was sie in ihren Töpfen mit hatten, solche Männerchen können natürlich nicht mit einem wilden Italiener oder Czechen ringen.

Sie stehen im Kreise zusammengedrängt wie eine Herde Schafe, die laut weinenden Weiber und piependen Kinder in der Mitte, die Männer ringsherum. Sie murmeln und schaukeln sich hin und her, pressen die Augen zusammen und wackeln mit den Köpfen. Sie beten offenbar.

Wie das Feuer ausgebrochen ist, darüber mache ich mir keine Gedanken, ich sehe nur, dass wir alle geliefert sind, wenn es nicht gelingt, Ordnung in die Sache zu bringen.

Eine Sängerin kommt mir, nur im Hemde steckend, einen Fächer in der Hand, entgegengerannt, umklammert mich mit ihren bepuderten Armen, küsst mich wie wahnsinnig und gellt wie ein übergeschnapptes Hühnchen. Ich schüttele sie ab, packe einen Bootshaken, haue damit rechts und links um mich und bahne mir glücklich einen Weg zum Kapitän.

Nun schreie ich, was ich kann und fuchtele mit beiden Armen wie ein Auktionator.

„Alle werden gerettet, alle, alle. Aber nur einer nach dem andern darf in die Boote. Wer Gewalt braucht, wird niedergeschossen oder niedergeschlagen."

Allmählich trat nun doch so 'ne Art Ruhe ein. Wir hatten noch drei Boote. Darin konnten wir an 600 Menschen aufnehmen. Es war also keine Not.

Der Kapitän übernahm das kleinste Boot, das zuletzt abgehen sollte, das zweite Boot nimmt der Obermaschinist und das grösste Boot der erste Steuermann.

Ich stand im zweiten Boot.

Ins grosse Boot kam die Operettengesellschaft und die Deutschen, Schweizer und Franzosen vom Zwischendeck.

Im Nu war das Boot voll und setzte die Segel auf, um abzufahren. Wir wollten so schnell wie möglich vom Schiff fort, um nicht vom Strudel erfasst zu werden, da der Kasten höchtens noch eine Stunde über Wasser bleiben konnte.

Das zweite Boot ist runtergelassen. Die Italiener und Böhmaken sind wie der Blitz drin. Da, ein Gewinsel wie von einem kranken Tier, das grosse Boot ist 30 m vom Schiff umgeschlagen und 250 Menschen kämpfen mit den Wellen, aber nicht lange; die meisten gehen unter, 20 Stück aber werden an unser Boot rangetrieben, klammern sich an und kriechen herein.

Der erste Steuermann ist auch dabei, spuckt wie ein Seehund, ist nass wie eine Katze, übernimmt aber sofort das Kommando. Noch 30 Juden sind zugekommen, das Boot ist mit 200 Menschen voll.

Das dritte Boot hat Platz für höchstens 150 Menschen, es sind aber noch 170 Juden an Bord.

Der Kapitän befiehlt mir auszusteigen und übergiebt mir das Kommando des letzten Bootes.

Er sagt mir auf Holländisch, dass er auf dem Schiff bleiben werde.

Ich sehe, dass sein Entschluss gefasst ist, drücke ihm die Hand und denke: Nun kalt Blut! Vor allem nichts merken lassen, wie die Sache steht.

Da hätten Sie sehen sollen, wie die Juden umständlich runterzottelten. Erst gaben sie die Kinder, dann die Weiber, dann ihre Bündel, dann kamen sie selbst.

Allmählich aber sehen sie, wie die Kommerzien stehen. Die Backen und die Augen fangen ihnen an zu glühen, sie betrachten sich stumm. Wer wird es sein?

Schliesslich gehen doch mehr rein, als ich angenommen hatte. Es sind noch 10 Plätze frei, und 26 Personen stehen an Bord, davon 20 Kinder. Die drei Ehepaare, denen die Kinder gehören, sind zwischen 25 und 30 Jahren und so ausgehungert und ausgemergelt, dass man ihnen nicht ein Kind hätte zutrauen mögen; von den Kindern ist noch keins 10 Jahre alt.

Ich musste nun ein Wort reden.

„Leute“, sag' ich, und mauschele dabei, so viel ich kann, „Leute. Alle könnt Ihr leider nicht mitkommen. Wir haben noch Platz für 10 Erwachsene. Ihr aber seid mit Euren Kindern 26, und wenn wir Euch alle aufnehmen, müssen wir alle ertrinken. Es giebt nur ein Mittel. Ihr müsst losen, wer von Euch mit ins Boot darf“.

Leicht wurde es mir nicht, das zu sagen. Das können Sie mir glauben. Aber Mitleid darf man in solch verantwortlicher Situation nicht haben.

Die Weiber weinten und streckten die Hände zum Himmel, die Kinder, die noch nicht recht wussten, was vorging, lamentierten trotzdem; im Boot fingen alle an zu schluchzen und zu stöhnen, so etwa oi, oi, na schön war anders. Der Kapitän stand abgewandt, unter seiner Brusttasche zeichneten sich die Umrisse des Revolvers ab.

Die drei Juden waren totenbleich und sahen mich mit Augen an, die mir wie Dolche ins Herz gingen. Sie bewegten die blutlosen Lippen, ohne ein Wort zu sprechen, strichen sich mit den zitternden Händen nervös die schwarzen Bärte und flatterten am ganzen Körper.

„Gnädiger Herr“, sagte der eine, ein ziemlich grosser Mensch, mit ganz heiserer Stimme, „wir sollen hier verbrennen! Unsere Weiber, unsere Kinderleben, sollen hier umkommen? Das kann der gnädige Herr nicht wollen!“

Ich machte ihm noch einmal klar, dass ich hier ein Amt hatte, dass ich für das Leben aller verantwortlich wäre und darum das Leben einiger opfern müsste.

„Oi“, seufzte er, „oi.“

Ich sah nun, wie sie die Köpfe zusammensteckten und zusammen murmelten, wie sie dann ihre Weiber umfassten und ihnen etwas ins Ohr sagten, wie die Weiber die Hände vor's Gesicht schlugen und mit den Köpfen nickten.

Der Lange kam wieder zu mir heran. Ich stand so, dass niemand wider meinen Willen ins Boot herein konnte. Er krümmte sich wie ein Wurm, haschte nach meinem Rocksaum und küsste ihn.

„Gnädiger Herr“, flüsterte er und schloss die Augen, „gnädiger Herr, gehts nit vielleicht, dass die 20 Kinderleben herein können?“

Ich sah ihn an: „Und Ihr?“ fragte ich.

Er senkte den Kopf tief. „Wenn nur die Kinderleben gerettet werden.“

Na, wir können die Juden ja alle nicht leiden. In diesem Augenblicke aber drehte sich mir das Herz rum. In solcher Lage fühlt man erst, dass wir alle Brüder sind. Ich musste mich zusammennehmen, diesem polnischen Isaak nicht um den Hals zu fallen.

„Ich nehme es auf mich“, sagte ich und reichte ihm die Hand, was ich sonst nie gethan hätte, und wischte sie nachher nicht einmal ab.

Er klettert also an Bord zurück, und nun wird ein Kind nach dem andern heruntergereicht.

War das eine Szene! Die Mütter sogen sich an den Dingern fest und wollten sie nicht freigeben, und warfen sie dann schliesslich hastig ihren Männern zu und wandten sich ab, und rissen die Scheitel runter und die Haare vom Kopfe und die Kleider vom Leibe.

Die Männer drückten und herzten die Kinder und schrien: „Mein Gold, mein Leben.“ Der Kapitän stand wie eine Statue. Im Boote schrien sie: „Brüder, Brüder, wir werden für Eure Kinder sorgen!“ Und die Kinder, die anfingen, zu verstehen, wehrten sich, wollten nicht runter, streckten die Arme aus und riefen: „Mammele, Tatele, mitkommen, mitkommen!“

Fertig ist die Geschichte. Nun Segel klar, Ruder eingelegt, ade Phönix, ade Kapitän, ade brave Juden, ade, ade.

Der Kapitän winkt, giebt den Juden die Hand und — heidi, blitzt der Revolver, ein Knall und der Kapitän fällt über einen Böhmen, den ein Italiener im Wirrwarr erstochen hatte.

Die sechs Menschen haben sich niedergekauert. Die Männer haben die Mützen über die Augen gezogen und die Gesichter auf die Knie gelegt. Die Weiber hocken ebenso und haben die Köpfe mit Tüchern verhüllt. Sie geben keinen Laut von sich, und hinter und über ihnen steigt Rauch, und näher und näher kommende Flammen zum nächtigen Himmel, an dem die Sterne verlöschen.“ —

Der Erzähler hatte allmählich immer lauter und erregter gesprochen, die Erinnerung an jene Nacht hatte ihn gewiss nicht zum erstenmal überwältigt. Die Unterhaltung der andern war verstummt, alles hörte ihm zu.

„Nun, und die gingen unter?“ fragte sein Begleiter, der sich durch diese allgemeine Aufmerksamkeit selbst sehr geschmeichelt fühlte.

„Wir waren eine halbe Stunde gefahren und kaum von der Stelle gekommmen. Ich sah noch immer das brennende Schiff. Da hörten wir einen dumpfen Knall. Wir sahen eine Fäuersäule wie von einem Vulkan und eine schwarze Wolke aufsteigen, die das Feuer und alles verhüllte: und da packt's uns wie mit eisernen Klammern und reisst uns zurück und rüttelt und schüttelt das Boot, als wollte es uns in die Tiefe hinabreissen, und als die Wolke fällt, sehen wir nichts, nichts, nicht einmal Trümmer, — die Wogen tragen uns fort, und wo das

brennende Schiff sank, steigt die Morgenröte aus dem Meere auf."

— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Der Erzähler schilderte dann in derselben derben Weise, wie sie fünf Tage auf dem Meere herumvagabondierten, wie die Juden vom Corned Beef nichts geniessen wollten und nur Rum und Zwieback zu sich nahmen, wie allen die Nahrung bald ausging, wie sie vom andern Boot nichts erspähten und wie sie schliesslich gänzlich erschöpft von einem englischen Schiff aufgenommen wurden.

Die beiden alten Knasterbärte schauten versonnen vor sich hin. Das Grässliche, das sie vernommen hatten, mochte ihnen eigene Erlebnisse wieder vor die Seele führen. Der Lakai, der das Lied des Juden sang, dessen Brot er ass, hatte ein heiteres und ein nasses Auge, dies war das seinem Herrn zugekehrte. Der Jude hatte den Kopf tief auf sein Buch gesenkt, eine flammende Röte bedeckte seine Wangen, und sein gelähmter Arm zitterte. Das deutsche Mädchen zeichnete mit dem Sonnenschirm Figuren in den Sand und sah unter gesenkten Lidern verstohlen nach dem interessanten Fremden. Der trinkfeste Jüngling, der den Blick bemerkte, begann eifersüchtig wieder zu versichern, man merke ihm am nächsten Morgen wirklich nichts an, und wenn er 30 Glas getrunken habe.

Ich stand auf und ging davon, wohin, achtete ich nicht. In meinen Ohren gellte der Jammerruf verlorener Wesen, dröhnten und donnerten die Wogen des dunklen Meeres, prasselten die Flammen des versinkenden, blutbespritzten, leichenbedeckten Schiffes.

Ehe ich mich dessen versah, war ich am Goldfischteich. Auf dem trüben, gelben Wasser schwammen wie blutige Thränen unzählige rote Blüten, und immer neue glitten von den alten Kastanienbäumen hernieder, am Ufer aber, am weinumrankten Standbild der Göttin der Liebe, die mit ausgestreckten Armen winkt: Kommt, lebet, freuet Euch der Schönheit! deren Händen die klingende Leier entfallen ist, klang Vogelgezwitscher und Gelächter und Jauchzen aus hundert und aberhundert Kinderkehlen.

Hunderte herrlicher, entzückender jüdischer Kinder spielten und jagten in überschäumender Kraft und Jugendlust, und in ihren dunklen Augen spiegelte sich die Sonne wieder, die von der Siegessäule herübergleisste.

Hoch auf dem ragenden Postament des trophäengeschmückten dunklen Säulenschafts weilte der schwebende Engel des Lichtes, in den segnenden Händen einen Lorbeerkranz; seine ausgebreiteten Flügel bewegten sich, seine Lippen waren geöffnet, und durch Vogelsang und Kinderjubel, über fallenden Blüten und trübem Gewässer schauert es wie ein sphärischer Ruf.





A. van Diepenbeeck.

Abraham bewirtet die drei Engel.

DIE MOSESGRUPPE AM GRABE DES KAISERS UND DER KAISERIN FRIEDRICH.

Von C. V.

An den lieblichen Havelseen, umrauscht von märkischen Wäldern, liegt die Königsresidenz Potsdam. Reich an herrlichen Aussichtspunkten und prunkenden Kunstwerken, welche die königlichen Beschützer durch zwei Jahrhunderte hier geschaffen, zieht sie während der Sommerpracht Tausende von Besuchern aus der nahen Reichshauptstadt an. Aber von all' ihren herrlichen Stätten ist keine dem Herzen des Besuchers verehrungswürdiger, füllt keine sein Gemüt mit tieferer Andacht, als die Stelle, wo der edle Dulder, der grosse, vorurteilsfreie Menschenfreund Kaiser Friedrich und seine erhabene Gemahlin ihre friedvolle Ruhestätte gefunden. Anschliessend an die Friedenskirche, in welcher Friedrich Wilhelm IV. und seine Gemahlin ruhen, schuf hier die trauernde, edle Kaiserin Friedrich ihrem so furchtbar dem Leben und seinem hohen Wirkungskreise Entrissenen ein harmonisch schönes Mausoleum, in seiner schlichten Einfachheit und Erhabenheit, in seiner idealen Kunstform dem Charakter des Heimgegangenen entsprechend. In dem Säulenhof, welcher diesem Mausoleum zur Vorhalle dient, hat die herrliche Mosesgruppe, die grossartige Schöpfung Christian Rauchs, Aufstellung gefunden.

Moses im Gebet während der Schlacht gegen die Amalekiter, unterstützt von Aaron uud Chur.

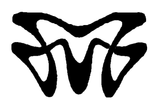
Gruppe von Christian Rauch.

Die Auffassung dieser Gruppe ist ihrem durchgreifenden Charakter nach eine Verkörperung des Geistigen in antiker Bildung: Moses erscheint uns hiernach nicht als der greise Heerführer, der Weltweise, der Gesetzgeber seiner Nation, wir erblicken ihn als einen Heroen seines Volkes und zwar in dem erhabensten Moment, welcher seine göttlichen Eigenschaften am massgebendsten in ihm vereinigt, im Gebete mit Jehova, ringend im Geiste für den Sieg seines Volkes, im Begriff, den Arm Gottes segnend auf dasselbe herabzuziehen. Wenngleich der Heroismus durchaus nur Handlungen bedingt, so giebt auch diese Auffassung des Moses der Wahrheit im weitesten Sinne die Ehre, indem hier der Prophet nach einem ergreifenden, tagelangen Gebete zur Lenkung einer Schlacht seinen Beruf thatsächlich vollzieht. Die originale Intention, nach welcher Rauch die Aufgabe des Religiösen in seiner Kunst löst, nämlich den gewaltigen Propheten heroisch darzustellen, erscheint uns als Vorwurf für die Kunst, einen mythologischen Typus der historischen Figur anzulegen, genügend gerechtfertigt.

Die Gruppe basiert sich in ihrer Anordnung, dem geschichtlichen Hergange gemäss, auf einem Hügel. Moses sitzt, wie bereits oben angedeutet, zwischen Aaron und Chur, welche neben ihm stehen, auf einem Felsen, sein Oberkörper ist etwas vorgebeugt, der Kopf emporgerichtet, die vom Gewande

entblössten Arme sind ausgebreitet erhoben. Die linke Hand umfasst einen kurzen Stab, den Stab Gottes. Die Hingebung im inbrünstigsten Gebete, das glühende Erflehen eines gnadenreichen sichtbaren Eingreifens der göttlichen Macht in den irdischen Kampf, erfüllt sich für die Anschauung in dieser Bewegung des Oberkörpers in ergreifender Darstellung; das nach oben gekehrte Haupt strahlt in seinen begeisterten Gesichtszügen von dem Geiste des Betenden, von dem gewaltigen Seelenschwunge zu Gott, welchem sich Moses in diesem Moment völlig hingegeben fühlt. Auge und Lippe bebt und atmet des himmlischen Dranges voll, mit welchem Moses im höheren Vertrauen zum Heile seines Volkes in das Auge des Allerhöchsten schaut. Die strahlenartige Aureole ist auf seinem Haupte versinnbildlicht, wallendes langes Haar umkränzt das leuchtende Antlitz in den lebendigsten Formen. Die Schulter der Gestalt schleierartig drapierend, fällt vom Haupte der Mantel herab, der sich an der linken Hüfte nach vorn durchzieht und in schönem Faltenwurf hingleitend das Untergewand und die mit Sandalen bekleideten Füsse sichtbar werden lässt. Zur linken Seite Mosis' am Hügel, auf dem linken Knie ruhend, steht der Priester Aaron. Seine Rechte dient dem Arme des Bruders zur sicheren Stütze; der andere Arm Aaron's, des Priesters geistige Spannung durch eine psychologische Bewegung sehr fein nüancierend, streift den Körper des Betenden. Der Kopf Aarons erscheint im Profil, geneigt, seinem Ausdrucke nach im Anschauen des Betenden versunken. Die hohe Stirn ist von einem Faltenpaar durchzogen, der Scheitel vom Haar entblösst. Die Anlage dieser Figur ist von ausserordentlicher plastischer Wirkung durch ihre Naturwahrheit, durch die feine Charakteristik des am Gebete hängenden Priesters. Von dem erhabenen Einflusse des Gebetes durchdrungen, tragen die Züge Aaron's den Ausdruck der Sorge um das Gelingen. Das geschichtliche Interesse ist durch die Haltung des Priesters, welche auf den Zweck der Darstellung hinweist, wieder lebhaft hervorgerufen. Die dritte Figur zur rechten Seite ist die des Chur, im Untergewand und Mantel, ausserdem mit einem Panzerhemd bekleidet. Die Erscheinung dieser Gestalt vervollständigt den historischen Eindruck. Chur, im prüfenden Ausschauen dem Kampfgewühl zugewendet, hat sein Haupt von dem Betenden abgerichtet und blickt über den rechten Arm, mit welchem er den erhobenen des Moses stützt, in das Thal hinab. Er dient in der geistigen Harmonie der Gruppe, seinen persönlichen Eigenschaften nach, als das handelnde Prinzip, neben welchem sich das moralische und seelische in dem Priester und im Gipfelpunkte durch den Propheten rhythmisch szenieren. Chur ist durch männliche Kraft charakterisiert, sein herrlicher muskulöser Brustbau hebt sich hervor, er stützt das linke Knie gegen den Fels, der rechte Fuss steht im Schritte zurück und durch dieses Motiv ist seine Gestalt in einer markierenden Bewegung erhalten; hierzu fügt sich die lebendige Draperie des Mantels, welcher vom Winde bewegt ist. Mit dem linken Arme unter den Mantel Moses' greifend, hat er den Betenden, ihn umschlingend, in seinen Schutz genommen.

Die Gestalten des Aaron und des Chur sind die Träger eines begeisterten Propheten, beide stehen mit den Füssen im irdischen Kampfe der Welt, aus welcher der Wehruf erschallt, den Moses im heiligsten Eifer, als der Held eines religiösen Epos, gleichsam als Gebet in sich verkörpert, vor dem Allerhöchsten erhebt. In der Gesamtmasse der Gruppe überragt die Gestalt Mosis, der künstlerischen Abstufung gemäss, die beiden anderen Glieder. Jede der Gestalten trägt im Geiste der Auffassung das individuelle Gepräge an sich. Die schwierige Kreuzung der sechs Arme über dem Auge des Beschauers ist durch ihre Gliederung so glücklich komponiert, dass die Wirkung derselben an sich ein imposantes, architektonisches Lineament bildet. Wenngleich in der Figürlichkeit des Moses bei einem mächtigeren Brustbau die Gestalt äusserlich noch an Majestät gewinnen dürfte, so waltet die Meisterhand so sichtbar in allen Situationen, Bewegungen und Formen, dass dem Auge des Beschauers die technische Schwierigkeiten ganz entrückt werden, indem Auge und Gefühl das vorschwebende Natürliche, Schöne und Empfundene als selbstverständlich in sich aufnehmen.





Horace Vernet.

Judith mit dem Haupte des Holofernes.

Judith.

Aus dem Cyklus „Frauen des alten Testaments“ von Luise von Ploennies.

In Bethulia herrschet Trauer,
Tief verhüllt ist der Altar,
Siegesdurstig vor der Mauer
Lagert der Assyrer Schar.
Drinnen sollen sie verdürsten,
Weil gehemmt des Wassers Fluss,
Und sie treten vor den Fürsten,
Dass er beuge seinen Schluss.
Und der Fürst Osias weinet,
Spricht darauf mit sanftem Ton:
So uns Gnade nicht erscheinet
Droben von Jehovah's Thron,
Will ich traurig übergeben
Unsre Stadt des Feindes Huld;
Fünf der Tage lasst entschweben,
Harrt und betet in Geduld!
Darauf geh'n sie leiderfüllet,
Jeder Hoffnung fast beraubt,
Und die Priester tief verhüllet
Streu'n sich Asche auf das Haupt.
Aber in der stillen Kammer
Kniet ein frommes, schönes Weib,
Ihres Volkes heisser Jammer
Beugt in Staub den edlen Leib.
Tiefe Trauer um den Gatten
Trug sie nun drei Jahre lang.
Aber tiefrer Trauerschatten
Liegt auf ihrer Seele bang.



H. Schopin.

Toilette der Judith.

Doch der heissen Angst entringet
Sich ihr Flehen siegesklar,
So aus dunklen Wettern schwinget
Sich zum Sonnenlicht ein Aar:
„Grosser Gott! Du meiner Väter
Starker und gewalt'ger Gott,
Der von jeher die Verräter
Niederwarf in Schmach und Spott:
Du allein kannst Hilfe schaffen,
Der bezwang Aegyptens Heer,
Und mit Wagen, Rossen, Waffen
Es begrub im Roten Meer.
Du, der gnädig stets geneiget
Sich zur Demut, die da fleht,
Der erbarmend sich gezeiget
Deiner Gläubigen Gebet,
Lass' zu Dir mein Fleh'n sich ringen,
Herr, ich bin ein schwaches Weib,
Wolle Du mit Kraft durchdringen
Und mit Mut den Frauenleib.
Lass' Dein Werkzeug, Herr, mich werden,
Gieb in meine Hand Dein Schwert,
Dass es blitzend hier auf Erden
Wie ein Strahl des Himmels fährt!"
Sie durchströmten heil'ge Schauer,
Von dem Herzen fiel der Druck,
Abgestreift das Kleid der Trauer,
Legt sie an den Hochzeitsschmuck.
Von den duft'gen Oelen glänzen
Ihrer Haare dunkle Nacht,
Ihre weissen Arme kränzet
Breiter Spangen goldne Pracht.
Wie aus dunkler Sturmeswolke
Plötzlich auf die Sonne geht,
Also Judith vor dem Volke
In der Schönheit Majestät.
Und sie spricht: „Nun betet alle,
Dass der Herr mir gnädig sei,
Forschet nicht, wohin ich walle,
Doch mit Gott mach' ich Euch frei!"

Und sie tritt vor Holofernes,
Des Assyrers Kriegesheld,
Vor den Feldherrn jenes Sternes,
Der da sprach von Stolz geschwellt,
Dass er sei der Herr der Welt.
Klugen Wortes weiss die Frau
Ihm die Seele zu berücken,
Ihn besticht die Rede schlau,
Weil die Reize ihn entzücken.
Als vorbei das prächtge Mahl,
Sie mit ihm allein im Zelt,
Schwingt sie seinen eignen Stahl,
Und enthauptet stürzt der Held.
Mit dem Haupte eilt sie fort
Zum geliebten Heimatsort.



Horace Vernet.

Judith und Holofernes.

„Oeffnet die Thore weit,
Mit mir war Gott,
Singt seine Herrlichkeit,
Ehre sei Gott!
Lobt ihn mit Paukenklang,
Singt einen neuen Sang.
Vor dem Allmächtigen
Sinken die Prächtigen.

Krieger, noch starker Mann
Hat dieses Werk gethan.
Judith auf sein' Befehl
Rettete Israel.
Wem Du giebst Kraft und Mut,
Der ist's, der Thaten thut.
Herr Gott, vor Deinem Wort
Floh der Assyrer fort.

Berge erzittern Dir,
Felsen zersplittern Dir,
Opfer sind nichtig bloss,
Gottesfurcht nur ist gross.
Lobt ihn mit Paukenklang,
Singt einen neuen Sang,
Mich schirmte sein Befehl,
Rein grüss ich Israel."



Léon Glaize. Judith's Rückkehr.

VIER TESTAMENTE.*)

Von J. L. Perez (Warschau.)

I.

Nach dem Tode des Rebb Elieser Hajkel fand man unter seinem Kopfkissen einen hebräisch geschriebenen Zettel folgenden Inhalts: „Ich wünsche, dass meine Hinterbliebenen das Holzgeschäft gemeinschaftlich weiterführen. Ferner sollen sie nach meinem Tode eine Einfassungsmauer um den Friedhof errichten und ein neues Dach auf der Synagoge herstellen lassen. Alle meine Bücher soll bekommen mein Sohn Benjamin, der jetzt verlobt ist, — er soll leben und gesund sein — da meine anderen Söhne und Schwiegersöhne — lang sollen sie leben — die ihnen zukommenden Bücher am Tage ihrer Hochzeit erhalten haben.

Meine Frau — lang soll sie leben — bitte ich, in derselben Wohnung zu verbleiben und eine arme Waise zu sich ins Haus zu nehmen. Sie soll in Zukunft allein für sich „Kiddusch" und „Hawdalah" machen. Lebenslänglich soll sie ihren Teil des Einkommens erhalten, geradeso wie meine übrigen Erben.

Ferner . . ." Das übrige war unlesbar.

II.

Rebb Benjamin, der Sohn des Rebb Elieser Hajkel, hinterliess nach seinem Hinscheiden — ebenfalls hebräisch abgefasst — folgendes Schreiben:

„Nun ist meine Stunde gekommen, die Stunde der grossen Wiedervereinigung; und bald muss ich die schöne, hohe Gabe, welche mir als Pfand verliehen worden, ihrem Eigentümer und Gebieter zurückgeben.

Es zittert jeder Sterbliche vor dem Allschöpfer, heisst es. Und doch trete ich den grossen Weg nicht in Angst an, sondern mit ruhiger, fester Zuversicht in Gottes Gnade und Erbarmen. Denn der Allvater ist gross und voller Güte. Zwar weiss ich, dass die mir anvertraute Seele verkrüppelt worden ist infolge zahlreicher materieller Sorgen und vieler anderer Schicksalsschläge . . ."

(Hier folgen Ideen über die menschliche Seele wie die von ihm fixierten moralischen Grundsätze, die wir fortlassen.)

„Meine Beine werden nun starr", heisst es sodann weiter, „und die Gedanken verwirren sich".

Gestern ging etwas ganz Wunderbares in

---

* aus dem Neuhebräischen übersetzt von Frl. A. Brümann.

mir vor: Während des Gebetes schlief ich ein und hatte ungewöhnliche Visionen. Da fiel das Buch mir aus den Händen, und ich erwachte . . .

Was in Wirklichkeit hienieden mein war, das wird mir ja nach 120 Jahren folgen; und dann werden wir alle zu einer ewiglebendigen Kette vereinigt werden. Dasjenige aber, was mir ins Jenseits nicht nachkommen wird, dies hat mir auch nie angehört.

Ich erachte mich nicht für berechtigt, über das mir vom Allerhöchsten geschenkte Vermögen ganz nach meinem Ermessen zu verfügen; hoffe aber, dass meine Erben auch nach meinem Tode in Frieden, Eintracht und Gerechtigkeit zusammenleben werden. Sollte es jedoch infolge irgend welcher ernsten Motive zur Teilung meines Nachlasses unter die Kinder kommen, so hoffe ich, dass es auf eine rechtmässige, redliche Art geschehen wird.

Ich bitte meine Angehörigen, zwei Zehntel meines Vermögens — und zwar den Teil baren Geldes, welcher durch den gleich nach meinem Tode erfolgten Verkauf der Mobilien und Immobilien, der Schuldscheine und persönlichen Verpflichtungen eingeflossen sein wird — folgendermassen zu verwenden: ein Zehntel gebe man zu wohlthätigen Zwecken für meine Seelenruhe hin. Das zweite Zehntel soll man denselben Zwecken widmen, für welche immer ein Zehntel meines Einkommens bestimmt war, nämlich: der Unterstützung der Armen. Ferner soll man dem ersten, wie dem zweiten Zehntel 3% hinzufügen für den Fall eines Versehens in der Rechnung. Beide Zehntel sollen meine Hinterbliebenen den Armen unserer Ortschaft spenden, und zwar nur solchen, die nicht in unseren Verwandtenkreis gehören; denn man darf von seiner eigenen Wohlthätigkeit keinen Nutzen ziehen, und unsere Verwandten gehören ja mit zu uns. Letzteren bitte ich die weitgehendste Hilfe zuteil werden zu lassen.

Auf meinen Grabstein sollen nur mein Name, der meines Vaters und mein Sterbetag kommen.

Jetzt will ich an meine Söhne und Schwiegersöhne die inständige Bitte richten: Gebet euch nicht zuviel den irdischen Genüssen hin, trachtet nicht stets nach grossen Handelsunternehmungen; denn in demselben Maasse, wie der „Kaufmann“ in uns zunimmt, nimmt der „Jude“ in uns ab. Verlasset euren Geburtsort nicht und lasset euch von der Gewinnsucht nicht in fremde Länder verlocken. Der Allmächtige vermag überall seinen Segen zu verleihen. Ganz besonders möchte ich dies meinem teuren Sohne Jechiel ans Herz legen, da ich in ihm das Streben nach Geld bemerkt habe.

Ferner bitte ich meine Hinterlassenen dringend, jedes Jahr vor „Rosch Haschanah,“ so wie ich es zu thun pflegte, ein Zehntel des Einkommens den Armen zu spenden und verschiedene Geschenke unter unsere notleidenden Verwandten zu verteilen.

Und wenn unsere Geschäfte einmal keinen Ertrag zeitigen, und selbst wenn sie auch — was Gott behüte — Verlust erleiden, so sollen meine Erben dessen ungeachtet doch Wohlthat üben; denn wir müssen die uns zustossenden Unannehmlichkeiten als eine vom Allvater gekommene Versuchung hinnehmen, und in Gott ist unser Heil.

Meine grösste Bitte jedoch besteht darin dass meine Söhne täglich mindestens ein Blatt „Gemara“ und ein halbes Blatt „Reschith Chachmah“ lernen und wenigstens einmal jährlich zum „Zaddik“ fahren sollen.

Die weiblichen Personen in meinem Hause sollen an Sonnabenden und Feiertagen „Kaw-Hajaschar“ und „Zeeno Ureno“ im Jargon lesen.

Ferner sollen meine Söhne an jeder „Jahrzeit“ den ganzen Tag dem Studium der heiligen „Thora“ widmen, und die Frauen sollen Gutes thun und Almosen spenden. Alles jedoch im Geheimen und ohne Aufsehen.“

III.

Als Moritz Bendetsohn — der Sohn des Rebb Benjamin — gestorben war, fand man folgende Zeilen, in der Landessprache abgefasst, vor:

„Man depeschiere meinem Sohne nach Paris, dass er zu meinem Begräbnis kommen soll.

Einen Teil meines Vermögens, etwa 10000 Rbl., stelle ich als Fonds der jüdischen Gemeinde zur Verfügung, wovon ein gewisser Prozentsatz zu jeder „Jahrzeit“ unter Arme verteilt werden soll; die übrigen Zinsen sollen folgendermassen vergeben werden: zunächst an meine Verwandten, dann an die Verwandten meiner seligen Frau, ferner an verarmte Kaufleute, und endlich an die vom Aeltesten der Familie Empfohlenen.

Für 10000 R. errichte man im Hospital ein Krankenbett auf meinen Namen.

Bei meinem Begräbnisse soll mein Sohn grössere Summen der Armenunterstützung zu-

und der Gemeinde den für die Aufsicht altung meines Grabsteins nötigen Betrag ı.

Grabstein soll der Bildhauer Wojcie-nach den von mir hinterlassenen Vor-ausführen.

ıer bitte ich meinen Sohn, eine grössere Geldes den Lehrern und Schülern der : Thora", welche an meiner Totenfeier en werden, auszuhändigen.

soll auch einen „Dajan" oder einen ı" bestellen, um nach mir „Kaddisch" ı.

Geschäftsfirma soll lauten: Moritz ›hn Nachfolger.

; mein sonstiges Vermögen und Ver-gen betrifft, so . . ."

r lassen die nun folgende Reihe von .nd Namen aus.)

IV.

der Nachfolger von Moritz Bendetsohn, meine Rechnung mit dem Leben weder ıoch wehmütig ab. Ich thue es vielmehr er Verachtung seiner Zweck- und Ziel-

.

ıtoteles war ein grosser Weiser, — er ıagt: Die Natur duldet keine Leere.

ere ganze Welt ist ein schauderhafter smus, wo jede kleinste Schraube ihre estimmung, ihre von vornherein be-e Aufgabe zu erfüllen hat. Wird sie un-oder hat sie ihre Bestimmung vorzeitig ırt, so muss sie, als ein überflüssiges eseitigt werden oder, besser gesagt, sie ; Nichts wieder zurückkehren.

kann nicht länger leben, denn ich er-ɜn Lebensinhalt nicht mehr; ich habe ıt- und Lebenskraft verloren.

habe in kurzer Zeit alles durchlebt, — .es genossen.

war für mich zu viel des Guten. Was :h alles studiert habe, eine Kenntnis mir meine Professoren nicht beibringen: ıst zu leben, ohne das Leben zu ver-d. h. auf eine gesunde, naturgemässe leben.

liebe nichts, und es giebt nichts auf was im stande wäre, mich ans Leben zu weil ich schon alles gesehen, alles durch-.abe.

Ich habe viele Frauen geküsst, und doch war mir keine besonders teuer.

Die grosse Erbschaft, die mir zuteil wurde, vergrösserte sich fortwährend, ohne die geringste Mitwirkung meinerseits; auch ist das viele Geld mir ganz gleichgültig.

Meine Seele lechzte nach dem Empfinden eines unbefriedigten Bedürfnisses, sie wollte sich selber fühlen. Da hiessen mich die Aerzte auf Reisen gehen, Zerstreuungen suchen, Sport treiben. Mir wurden immer die Surrogate des Lebens und der Arbeit zu teil, ohne dass ich je weder das wahre Leben, noch die echte Arbeit gekannt hätte.

Ich besuchte viele Weltgegenden und fühlte mich zu keiner hingezogen; ich verständigte mich in vielen Sprachen und keine ward mir einverleibt. Ich wechselte Wohnort und Gesellschaftskreis, wie man etwa Gummischuhe wechselt. Die ganze Welt stand zu meinen Diensten, und doch behielt ich von ihr keinen Flecken, bis sie mir am Ende nun ganz zur öden Wüste geworden ist.

Alles, alles erhielt ich für Geld: sowohl das wohlwollende Lächeln des Freundes, als die Küsse des Weibes; alles, sogar den „Kaddisch" für meinen seligen Vater.

Mein Tod hat nichts Rätselhaftes: ich bin einfach ausgelebt, verödet, sowohl physisch als moralisch; und habe nichts Gesundes, Lebendiges mehr in mir. Ich habe überhaupt schon aufgehört, zu den Lebendigen zu zählen. Der Kelch der Genüsse ist bis zur Neige geleert; zu etwas anderem tauge ich nicht.

Die Natur verhielt sich mir gegenüber, wie der Bauer gegen sein Vieh: sie hat mich nämlich reichlich gefüttert. Jetzt aber ist sie gegen mich grausamer als jener; denn während der Bauer dem Leben des gemästeten Tieres mit eigener Hand ein Ende macht, befiehlt die Natur mir — es selber zu thun!

Ich schreibe kein Testament, denn ich möchte über das Vermögen, welches mir so viel Unheil verursacht hat, keine Verfügungen treffen. Möge man damit machen, was man wolle; man vernichte und zerstöre es!

. . . Und . . . Giebt es jemanden auf Erden, dem ich in meiner letzten Stunde zu Dank verpflichtet wäre?!? . . .

Nein . . . ich habe ja für alles bezahlt, für alles, sogar für dieses Glas Gift . . .

MISCELLEN UND APHORISMEN.





Das Laubhüttenfest bei den Juden des 18. Jahrhunderts.
Verkleinerte Abbildung aus „Aufrichtig Deutsch Redender Hebräer"
von Bodenschatz (Bamberg 1756).

Das Verbrechen der Juden.

„Und was war das Verbrechen des Juden, das eine so grausame Strafe zur Folge hatte, was war seine Schuld? Er ist schuldig des Verbrechens, der Welt einen Gott gegeben zu haben, vor deren die Hälfte der ganzen Menschheit heute ihre Knie beugt. Er ist schuldig des Verbrechens, der halben civilisierten Menschheit einen Heiland gegeben zu haben, sammt den ersten, die ihn anerkannten, die ihm huldigten, die ihm folgten, die seine Lehre niederschrieben und Länder und Meere durchschritten, um sie zu verbreiten. Er ist schuldig des Verbrechens, Propheten, Sänger und Gesetzgeber hervorgebracht zu haben, vor denen die ganze civilisierte Welt in Demut sich neigt. Er ist schuldig des Verbrechens, der Welt die Bibel, den Sabbath, die zehn Gebote gegeben zu haben, der erste gewesen zu sein, die Vaterschaft Gottes und die Brüderlichkeit der Menschen auszusprechen. Er ist schuldig des Verbrechens, für die Ruhmeshalle der grossen Geister der Welt die grösste Anzahl beigetragen zu haben. Er ist schuldig des Verbrechens, zu den friedlichsten, gesetzlichsten, fleissigsten, mässigsten, loyalsten und patriotischsten Völkern zu gehören. Das Gefängnis kennt ihn kaum, das Schaffot spricht von ihm als einem Fremden, das Ehescheidungsgericht hört selten von ihm, das Trinker-Asyl weiss kaum, dass er existiert, das Armenhaus braucht für ihn nicht zu sorgen.

Die Schulen rechnen ihn zu den Begabtesten, die Universitäten zu den Gelehrtesten, die freien Berufe zu den Fähigsten, die Künste zu den Geschicktesten, die Wissenschaften zu den Fortgeschrittensten. Nennt die Führer der Parlamente und der Völker, die Avant-Garden des Gedankens und des Fortschritts, die Helden und Götzen der Masse, und ihr könnt nicht umhin, eine überwältigende Anzahl von Juden unter ihnen zu nennen. Ihr müsst die Spinoza und Mendelsohn nennen, die Disraeli, Gambetta und Lasker, die Ricardo, Marx und Lassalle, die Heine und Börne, die Lazarus und Steinthal, die Meyerbeer und Halévy, die Rachel und Bernhard. —

Er ist schuldig des Verbrechens, die Seele, die Gott ihm gegeben, und den Verstand, mit dem Gott ihn begabt hat, zur höchsten Entwickelung ausgestaltet zu haben, und er hat den Neid und Hass der Welt zu erleiden für die geistige Ueberlegenheit, welche das natürliche Resultat einer solchen jahrtausendelangen Entwickelung sind.

Aber er ist noch grösserer Verbrechen schuldig.

Er hat einen zu ausgeprägten Familiensinn, für welchen aber nicht er zu tadeln ist, sondern die jahrhundertelange zwangsweise und ausschliessliche Isolation. Er ist habgierig und monopolisiert die vorteilhaftesten Geschäftszweige, — aber nicht er ist dafür zu tadeln, sondern der jahrhundertelange grausame Ausschluss von Landwirtschaft und Handwerk, sowie die alte Erfahrung, dass das Geld seine einzige Waffe ist, mit der er gegen die numerische und physische Uebermacht seiner Feinde aufkommen kann. Er liebt es, seinen Reichtum zu zeigen, ihm fehlt der gesellschaftliche Schliff und die Reserve — aber dies ist natürlich bei einem Stadium des Uebergangs von äusserster Unterdrückung zur Gleichheit mit seinen Mitbürgern. Er legt sich den Titel eines „auserwählten Volkes" bei und hält sich für besser als andere Rassen und Religionen, aber hierfür



Jos. Ant. Koch.

Das Opfer Noah's.

sind die Bibel, die ihn dies lehrt, und das unmenschliche Verhalten der vielen Völker, unter denen er lebte, wahrscheinlich mehr zu tadeln als er.

Joseph Krauskopf.

✣

„Die Versicherung der fremden Juden.“ The Times (London) berichten unter diesem Titel über eine Gerichtsverhandlung, aus welcher hervorgeht, dass nur eine Londoner Versicherungsgesellschaft (North British and Mercantile) Juden fremder Herkunft versichert und auch diese zu stark erhöhten Sätzen. Der Einzelfall war der, dass ein gewisser Joseph Palkowski sich weigerte, $7\frac{1}{2}\%$ für eine Versicherung zu bezahlen, nachdem er sich überzeugt hatte, dass ein bei der gleichen Agentur versicherter Nachbar nur 3% zu zahlen hatte. Der als Kläger auftretende Agent gab offen zu, dass der Name des Versicherten die Ursache der Preiserhöhung war. Und als der Richter sagte, dass unter solchen Umständen die eingewanderten Juden wohl bald als „Smith, Brown, Jones oder Robinson“ ihre Geschäfte betreiben würden, erwiderte der Versicherungsmann, dass der inspizierende Beamte der Gesellschaft sofort sehen würde, das Palkowski kein Brown oder Smith sei. Der in den „Times“ besprochene Fall, in welchem übrigens das Urteil zu Gunsten des Juden ausfiel, gewinnt an Interesse durch das eigentümliche Verhältnis zwischen Versicherungswesen und Juden überhaupt, und besonders in England und Amerika. Da giebt es Gesellschaften, welche Juden prinzipiell nicht anstellen, gleichviel wie gross die jüdische Kapitalbeteiligung bei ihnen sei. (Da es sich in diesen Ländern um sehr gewaltige Organisationen handelt, so macht sich diese Privat-Juden-Massregel recht bemerkbar.) Ausserdem denkt keine Gesellschaft daran, ihnen auf Grund der statistisch feststehenden längeren Lebensdauer, der geringen Kindersterblichkeit etc. irgendwie günstigere Bedingungen für die Lebensversicherung zu bieten, während andererseits die grössere Feuergefährlichkeit der meist engen, übervölkerten und baufälligen Quartiere der eingewanderten Juden in unerhört übertriebener und verallgemeinerter Form in Anrechnung gebracht wird. — Interessant ist auch, dass in den letzten Wochen durch eine gewisse Kategorie von Blättern die folgende Nachricht ging: „Die Lebensversicherung sämtlicher Juden der Welt will sich, Warschauer Blättern zufolge, die zionistische Nationalbank zur Aufgabe machen. Dieses Projekt rührt von Dr. Harzl her, der dazu nicht weniger als 150 Millionen Rubel zu brauchen erklärt . . . . . .“ Jüdischerseits ist von solchen Absichten nichts bekannt, doch scheint es fast, dass die Nachricht, wenn sie auch nicht stimmt, doch eine sehr gesunde Anregung enthält!

Eine illustrierte Bibel kommt soeben auf den englischen Büchermarkt. Die neue Ausgabe dürfte von allen existierenden die schönste und kostbarste sein. An ihrem Bilderschmuck, welcher aus hundert ganzseitigen Stichen besteht, haben eine Reihe von Künstlern mitgearbeitet, wie man sie selten in einer der grossen Kunst-Ausstellungen, aber noch nie wohl an einem einzelnen Werke vereinigt fand. Wir finden unter ihnen Alma-Tadema, Benjamin Constant, Burne-Jones, Walter Crane, Brozik, Joseph Israels, Max Liebermann, Puris de Chavannes, Segantini, Sascha Schneider, Fritz von Uhde, José Villégas und andere. Die ersten 1000 Abzüge der neuen Bibel (welche nebenbei gesagt über 300 Mk. kostet) werden von dem Verlage der bekannten Zeitschrift „Illustrated London News" auf den Markt gebracht. Die Originale zu dem monumentalen Werke werden zur Zeit in London ausgestellt.

*

Vom Mittelmeer her sind die Samen aller Bildung, Freiheit und Menschlichkeit, bis in den äussersten Westen Europas und bis in den Osten der Neuen Welt hinübergeweht. Hier beginnt Leben, Freiheit, Sittlichkeit, Wissenschaft, Kunst im höheren Stil. Hier finden wir zuerst und vor allen anderen die Hebräer oder die Kinder Israel, einst der Hass des Menschengeschlechts und noch jetzt der Spott der Völker und in manchen Ländern als der Auswurf und Abscheu der Sterblichen betrachtet, und doch welche Wohlthäter unser aller, gleichsam ein grosses, blutiges, historisches Opfer, welches Gott in seiner unerforschlichen Weisheit als solches aufbewahrt und zum Heil des Geschlechts hingegeben hat. Wenn in Asien in den Sagen und Urgeschichten der Chinesen, Indier und Perser einzelne Personen erscheinen, so erscheinen sie fast immer nur als Gesamtheit des Gedankens, als mythische, mit Uebermenschlichkeit und mit übermenschlichen Kräften und Eigenschaften begabte und gerüstete Wesen; sie erscheinen und verschwinden uns endlich gleich wie leere und glänzende Götterträume der Phantasie. Wie gar anders alles bei dem Hebräer! Sein Adam und Adam's Söhne und Urenkel, sein Seth und sein Noah, seine Patriarchen Abraham, Isaak, Jacob, Melchisedek, Moses sind wahre Menschen, mit menschlichen Trieben und Begierden gerüstete, mit menschlichen Gebrechen und Mängeln behaftete Menschen, sie sind von unserem Blut und Gebein. So geht es fort durch die Reihe der Richter, Helden, Könige und Propheten . . . .

Wir erblicken hier das Urleben und das schöne Urbild, wo der sterbliche Mensch noch unmittelbar mit Gott und Gottes Engeln verkehrt, aber die begabtesten, die begnadetsten Menschen, ein Abraham, ein Moses, ein David, ein Jesaiah, bleiben mit festen und sicheren Füssen auf der Erde stehen, nicht als schwimmende Nebelgestalten der Phantasie, sondern in voller leiblichster Wirklichkeit auf dem festen Boden der Erde. Hier haben wir in der Geschichte zuerst (denn weiter hin nach Osten, selbst nach Aegypten hin, ist alles in jenen Zeiten für uns kaum Dämmerung) die Persönlichkeit dem Himmel und Gott gegenüber in ihre heiligen Rechte eingesetzt, eine volle Menschengestalt, volle und echte Triebe im Guten und Bösen; hier thut sich die erste Erscheinung der Majestät der sittlichen Welt auf.

Ernst Moritz Arndt, Versuch in vergleichender Völkergeschichte. Leipzig. Weidmann. 1844. S. 19 ff.

Die Mosaischen Schriften sind eine Urkunde von dem Ursprunge und Emporblühen eines Volkes, welches in jedem Zeitalter seiner Geschichte merkwürdig und durch den Willen der Vorsehung hervorragend in seinem Einflusse auf die Menschenrasse gewesen ist. Alles, was uns, abgesehen von diesem Hauptpunkte (im alten Testamente), überliefert worden, ist zufällig, kurz und dunkel.

Sir Henry Holland: Essais, Band III, S. 333. Hamburg, M. H. W. Lühsen, 1864.

Zwei Religionen, welche den grössten Teil der bewohnten Erde beherrschen, das Christentum und der Islamismus, stützen sich beide auf die Religion der Hebräer, und ohne diese würde es niemals weder ein Christentum noch einen Koran gegeben haben. Ja, in einem gewissen Sinne ist es unwiderleglich wahr, dass wir der mosaischen Religion einen grossen Teil der Aufklärung danken, deren wir uns heutiges Tags erfreuen.

Schiller: Die Sendung Moses.

Es giebt kein Volk in der Welt, das ein so sehr in die Augen springendes Beispiel von zäher Ausdauer und unerschütterlicher Glaubenstreue abgegeben hätte, als das jüdische Volk; es giebt keine Nation, die einen so mächtigen, religiösen Einfluss auf die Menschheit ausgeübt hätte, wie Israel. Ihre Bibel mit der Genesis und den Psalmen ist bei weitem das grösste Buch unter den heiligen Büchern der Nationen, und sie ist es, die das jüdische Volk zum „Volke Gottes" macht. — Das Verschwinden des jüdischen Glaubens wäre gerade heute um so trauriger, als die Gottesidee, zumindestens vorübergehend, in sehr vielen Geistern, die sich für aufgeklärt und gelehrt dünken, bis zum Verschwinden abgeschwächt ist. Das menschliche Gewissen bedarf des ewig lebendigen Protestes Israels und der unerschütterlichen Stütze, die es dort gegen seine eigenen Schwächen und gegen die Zweifel findet, welche das Christentum bedrohen.

Barthélemy Saint-Hilaire
in „Briefe berühmter christlicher Zeitgenossen",
herausgegeben von J. Singer. Wien 1885.



REVUE DER PRESSE.



e **„Welt"** (Wien) kündigt die Einberufung des fünften en-Kongresses an. Derselbe soll in der Zeit vom '. Dezember in Basel abgehalten werden. — Wir n noch ausführlicher auf das Thema zurück.

n Jude gegen die Juden.

ıter diesem Titel bringen die antisemitischen Zeitungen ı gleichlautend folgende Notiz: „Bekanntlich befand der Deputation, die die Stadt London zu Lord Salisıtsandte, um gegen die Einwanderung polnischer und scher Juden zu protestieren, auch das jüdische Parlaitglied Samuel. Darob wurde Mr. Samuel in den en Blättern ungemein heftig angegriffen. Er veröffentınmehr diesen Angriffen gegenüber eine Erklärung, in sagt: „Ich bin allerdings ein Jude, aber ich bin zuauch ein Engländer und muss als solcher die Interneiner Wähler vertreten. Mein Wahlbezirk ist Eastend-. Dieser Teil der Hauptstadt leidet an Ueberng, und einem weiteren Zuströmen von „Einwohnern" vorgebeugt werden. Dies liegt auch im Interesse der weil sonst deren Gegnerschaft schreckliche Ausdehnung ıen könnte. Es handelt sich bei der Einwanderung lnischen und rumänischen Juden um eine Frage der ölkerung, und eine Fernhaltung der fremden Juden ist um nicht auch in England jene Abneigung gegen die hervorzurufen, die wir in anderen Ländern wahr-n." Dass der Antisemitismus auch in den grossen Schichten des englischen Volkes bereits durchdringt, hon seit längerer Zeit bemerkt; die englische Grosshaft ist nun ängstlich bemüht, wenigstens das Hervortreten des Antisemitismus in England hintann."

'ossische Zeitung": Während des Kaiseraufentin Salzburg hat sich ein peinlicher Zwischenfall t, der viel besprochen wird. Zur Besichtigung der St. Pfarrkirche und des Elisabeth-Sühnaltars durch den Kaiser sich die Vertreter zahlreicher Journale eingefunden ıter dem Damenkomitee des Elisabethaltars aufgestellt. h trat ein Priester an die Vertreter des Salzburger bl." und der Münchener „Allg. Zeitung" heran und e sie im Namen des Erzbischofs auf, ihre vom Landesım ausgestellten Legitimationen vorzuweisen. Die thaten dies, und der Priester ging zum Fürst-Erz-, um ihm anzuzeigen, dass alles in Ordnung sei. Trotzss der Fürst-Erzbischof die beiden Journalisten durch eistlichen auffordern, die Kirche augenblicklich eine Seitenthür zu verlassen. Es ist wohl ıötig, zu sagen, dass die beiden Herren Juden waren.

Die **„Oesterreichische Wochenschrift"** erzählt folgende amüsante Episode:

Der Photograph B. J. aus Fogaros, welcher trotz seiner christlichen Glaubensangehörigkeit durch sein Exterieur einem Juden ähnlich zu sein scheint, reiste dieser Tage nach dem romantisch gelegenen Zernest, um dort photographische Aufnahmen für Ansichtskarten zu machen. Die weisen Insassen der Ortschaft vermuteten in diesem unheimlichen Fremden, der mit seinem schwarz bedeckten Apparate herumzog — einen Juden vor sich zu haben, welcher behufs Auffangung von christlichen Kindern erschienen sei, die zur Einweihung irgend einer Synagoge geopfert werden sollten. Der Pöbel hat deshalb den Photographen in solch unmenschlicher Art misshandelt, dass er kaum aus der Rotte davonkam um nach Fogaras zurückzukehren ist. Kraftlos schleppte er sich bis zur Wohnung des jüdischen Arztes Dr. L., den er bat, ihm ein Visum repertum auszustellen. Der Arzt stellte ihm das gewünschte Dokument aus und er frug um die Taxe. „Vier Kronen," war die Antwort. „Das ist viel," erwiderte hierauf der Photograph, „da ich doch eigentlich für Ihre Glaubensgenossen leiden musste." „O nein," antwortete der Arzt, „Sie fielen der Dummheit der Ihrigen zum Opfer."

Vom alten Prager Judenfriedhof.

Die **„Bohemia"** schreibt: Der langjährige Kampf um die möglichst unveränderte Erhaltung des alten jüdischen Friedhofes — ein Kampf, den die israelitische Beerdigungs-Brüderschaft gegen die Prager Stadtgemeinde, beziehungsweise gegen die seither von allen Instanzen genehmigte Regulierungslinie führte, ist gestern endgültig zu Ungunsten der unveränderten Erhaltung des Friedhofes entschieden worden. Das Stadtverordneten-Kollegium beschloss mit allen gegen sieben Stimmen, dem Friedhofe rund 2000 Quadratmeter der Assanierung zuliebe wegzunehmen. Der Stadtrat hatte wiederholt diesen Beschluss gefasst und die schweren Opfer, zu denen sich die Beerdigungs-Brüderschaft entschlossen hatte, waren vergeblich angeboten. Sie bot die Abtretung einer Fläche von 450 Quadratmetern, die Zahlung einer Summe von 60 000 Kr. und die Tragung aller mit der Aenderung des Lagerplanes verbundenen Kosten an, sie legte mehrere Pläne vor, wie die Regulierungslinie ohne Beeinträchtigung des Gesamtplanes abgeändert werden könnte. Nichts nutzten die Eingaben, die alle tschechischen Künstler- und Schriftsteller-Vereinigungen Prags an die Kommune richteten, um den alten jüdischen Friedhof, eine der grössten Sehenswürdigkeiten der Landeshauptstadt, intakt zu erhalten.

Da entschloss sich die Beerdigungs-Brüderschaft, direkt an die Stadtverordneten zu appellieren, und dieser Appell kam in der gestrigen Sitzung des Stadtverordneten-Kollegiums zur Verhandlung. Der Referent brachte das Ansuchen der Brüderschaft zur Verlesung, das aus religiösen, historischen, künstlerischen und hygienischen Gründen — der alte Judenfriedhof bildet inmitten der Stadt einen grossen Garten — auf die möglichste Erhaltung des Friedhofs in seiner Gänze lautete, gab bekannt, welche Opfer die Brüderschaft dafür auf sich nehmen wolle, und fügte bei, dass der Stadtrat auf seinen ursprünglichen Beschlüssen beharre, umsomehr, als nach der genehmigten Regulierungslinie in der Nähe des Friedhofes vom Staate bereits mit dem Baue des neuen Gebäudes für das tschechische akademische Gymnasium begonnen worden sei. In die Debatte griff als erster Herr Dr. Jerábek ein. Er führte aus, dass in Prag assaniert werde, wie nicht assaniert werden solle. Wenn an Stelle des Judenfriedhofes nur ein gewöhnlicher Garten stehen würde, müsste man aus hygienischen Gründen für die Erhaltung dieses Gartens eintreten. So aber handle es sich um mehr als einen Garten, um ein grosses, altes Denkmal eines Volkes. Die tschechische Toleranz habe, trotzdem die Juden gegen die Tschechen gewesen seien, dieses Denkmal stehen lassen, selbst ein Erzbischof, Chlumcansky, sei als Anwalt für diesen Friedhof aufgetreten. Erst dem 20. Jahrhundert sei es vorbehalten gewesen, mit seinen schönen „Assanierungsplänen" zu kommen. Das Gefühl für Schönheit, Geschichte und Hygiene verlange, dass der Friedhof unverändert bleibe. Darum beantrage Redner, der Lageplan möge in diesem Sinne abgeändert werden. Bei der Abstimmung stimmten, wie schon erwähnt, nur sieben Stadtverordnete für den Antrag des Dr. Jerábek, worauf der Antrag des Stadtrates zum Beschlusse erhoben wurde.

„Die Deborah" (Cincinnati):

Das englische Parlaments-Komitee, welches sich mit der Einwanderungsfrage zu beschäftigen hat, wird nun doch Vorschläge zur Beschränkung der Einwanderung machen, publiziert aber ausdrücklich ein Dementi aller antisemitischen Absichten. Unsere Volkswirtschaft ist auf dem Prinzipe der Selbstsucht aufgebaut. Die Zeiten Cromwells und des Grossen Kurfürsten, da man es sich zur Ehre anrechnete, den Opfern religiöser Intoleranz eine Heimat zu bieten, sind vorüber. Das Ideal ist Narrheit. Niemand fragt danach, ob Talente, wie Zangwill, verkümmern, niemand kümmert sich darum, was aus den russischen und rumänischen Juden werden soll, die man aus ihrer Heimat durch systematischen Druck verjagt und auswärts nicht duldet. . . . . .

In der **„Zeit"** (Wien) sagt Curt Wigand: „Man sagt, jedes Land hat die Juden, die es verdient. Dies bedarf eines Kommentars. Abgesehen von der anthropologischen Antipathie, handelt es sich darum, festzustellen, warum die Juden auf gewissen Gebieten ein unzweifelhaftes Uebergewicht über die Deutschen gewinnen konnten. . . . . Wir haben es in erster Linie mit der schnelleren Auffassungsgabe, mit einer grösseren Beweglichkeit, einer überlegenen Schnelligkeit des Handelns, einer mehr auf das Zunächstliegende, das Praktische gerichteten Intelligenz zu thun. Es springt dies sofort in die Augen, wenn man sieht, wie in Ländern, in denen diese Bedingungen von der arischen Bevölkerung selbst erfüllt werden, die Juden gar keine Rolle spielen, d. h. dass man dort eine antisemitische Bewegung nicht kennt. Man kann mit Sicherheit verfolgen, wie die Juden dort das grösste wirtschaftliche Uebergewicht erlangen, wo die ihnen eigentümlichen Qualitäten im grössten Gegensatze stehen zu den Eigenschaften der Arier, unter denen sie leben.

Abonnementspreis für das Halbjahr in Deutschland und Oesterreich Mark 3,50, für das Ausland Mark 4,— für Russland ganzjährig 4 Rubel, halbjährlich 2 Rubel. Einzelhefte à 35 Kop.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes, durch alle Postämter des Deutschen Reiches unter No. 5785a der Postzeitungsliste und durch die Expedition dieser Zeitschrift.

Anzeigen 50 Pfg. die viergespaltene Nonpareillezeile, grössere Anzeigen nach Tarif, bei Wiederholungen Rabatt. Stelen-Gesuche und -Angebote zum halben Preise.

Adresse für die gesamte Korrespondenz: S. CALVARY & Co. (Inh. HUGO BLOCH)

Verlagsbuchhandlung und Antiquariat, Berlin NW., Neue Wilhelmstrasse 1.

Verantwortlicher Redakteur: Leo Winz, Berlin W., Wilmersdorferstr. 117. — Verlag von S. Calvary & Co., **Berlin NW. 7.**
Für den Anzeigenteil verantwortlich: Hugo Bloch, Berlin. — Druck von Pass & Garleb, **Berlin W 35.**

Verlag von S. Calvary & Co., Berlin NW. 7.

In unserem Verlage erschien das nachstehende hochbedeutende Werk:

Das Wesen des Antisemitismus

von Dr. Heinrich Graf Coudenhove.

Umfang 528 Seiten. Preis 5 Mark 50 Pfennig.

Das Werk bringt eine wissenschaftlich kritische Darstellung des Antisemitismus in durchaus objektiver Form; es sucht die Ursachen desselben namentlich vom religiösen Standpunkte aus zu erforschen, seine Haltlosigkeit nachzuweisen und die Bewegung als eine des wahren Christentums unwürdige energisch zu bekämpfen.

Mit Rücksicht auf die hohe soziale Stellung des Verfassers wird das spannend geschriebene Werk Freunde und Feinde interessieren und auch wegen seiner wissenschaftlichen Gründlichkeit allgemeine Beachtung finden.

Stimmen der Presse.

. . . Wer dieses Buch zur Seite schöbe, würde sich um eine überaus fesselnde „Lektüre bringen . . . .
. . . . . Coudenhoves Buch gemahnt wie eine den grossen Horizonten der Gegenwart entsprechend erweiterte Umarbeitung der Parabel von Nathans Ringen. Er schreibt die ganze Menschheit vor Augen und auf dem Herzen, als ein Bürger der Jahrhunderte, die da kommen werden, und wenn in uns beim Lesen wohl einmal ein Einwand auftaucht, so haben wir ein Gefühl, als müssten wir uns unseres Kleinglaubens schämen. (Vossische Zeitung.)

. . . . . Vielleicht wäre es richtiger gewesen, wenn er zum Titel „Geschichte des Antisemitismus“ gewählt hätte, ... Als endgültige Lösung der Judenfrage erscheint dem Verfasser die durch die zionistische Bewegung in Anregung gebrachte Auswanderung der Juden nach Palästina oder Argentinien. (Die Hilfe.)

. . . . . . Der Verfasser geht auf die Urgeschichte der Semiten zurück und bringt in anregender und erschöpfender Form eine wissenschaftlich kritische Darstellung des christlichen Antisemitismus. . . . .
(Pester Lloyd.)

. . . . . . Graf Coudenhove sucht die Ursachen des Antisemitismus namentlich vom religiösen Standpunkt aus zu erforschen, seine Haltlosigkeit nachzuweisen und die Bewegung als eine des wahren Christentums unwürdige, energisch zu bekämpfen. (Kleine Presse, Fkf. a. M.)

. . . . . . Ein so umfassendes und gründliches Werk …er diese Materie ist unseres Wissens bisher noch nicht …schienen. (Hannoverscher Courier.)

. . . . . . Als ein Ereignis auf dem deutschen Büchermarkte muss das von Graf Coudenhove erschienene Werk …r „Das Wesen des Antisemitismus“ bezeichnet werden.
(Königsberger Allgem. Ztg.)

Verlag von S. Calvary & Co., Berlin NW. 7.

Predigten

aus dem Nachlass von Dr. M. Joël,

Rabbiner der israel. Gemeinde zu Breslau.

Herausgegeben von

Dr. A. Eckstein und **Dr. B. Ziemlich,**
Rabbiner zu Bamberg. Rabbiner zu Nürnberg.

Band III: Sabbathpredigten.

296 Seiten. **Preis Mk. 6,—, gebunden Mk. 7,—.**

Die klassischen Leistungen des heimgegangenen Meisters der Kanzelberedsamkeit bedürfen keines Wortes der Empfehlung. Die Tiefe und Fülle der Gedanken und Anschauungen, die in diesen Reden niedergelegt sind, sowie die meisterhafte und geistvolle Darstellung jüdischer Lehre und jüdischen Lebens, die sie enthalten, weisen dieser Sammlung ohnehin einen der ersten Plätze in der jüdischen Erbauungslitteratur an.

. . . Das wusste auch das Laienpublikum zu schätzen, welches jedesmal in Scharen herbeiströmte, um Joël zu hören. Der Gewinn und Genuss dürfte aber kaum geringer sein, Joël zu lesen, da der Wert seiner Rede einzig und allein in ihrem Inhalt liegt. Und es wird jeder, ob Fachmann oder Laie, den Herausgebern der Joël'schen Predigten Dank wissen, dass sie ihm diesen unvergleichlichen Geistesschatz zugänglich gemacht . . . (Neuzeit.)

. . . gehören unbedingt zu dem Besten und Vorzüglichsten, was auf diesem Gebiete erschienen ist. Die klassische Sprache, der Reichtum der Gedanken, die geistreiche Verwendung der Midrasch-Litteratur, alles ist hier in harmonischer Weise vereinigt, und bieten daher diese Predigten den schönsten Genuss, den eine gedruckte Predigt je zu bieten vermag. Namentlich wird jeder Fachmann diese Predigten mit Freuden begrüssen. (Oesterr. Cantoren-Zeitung.)

Verlag von S. Calvary & Co., Berlin NW. 7.

Griechische und lateinische Lehnwörter

im

Talmud, Midrasch und Targum

von

Dr. Samuel Krauss.

Mit Bemerkungen von **Immanuel Löw.**

Preisgekrönte Lösung der Lattes'schen Preisfrage.

2 Teile.

XLI, 349 Seiten u. X, 687 Seiten. **Preis des kompl. Werkes Mk. 40,—.**
Preis des I. Teiles Mk. 12,—.
Preis des II. Teiles Mk. 28,—.

Erste, wissenschaftliche Darstellung der phonologischen und morphologischen Gesetze, welche bei der Aufnahme der im Talmud, Midrasch und Targum vorkommenden griechischen und lateinischen Lehnwörter massgebend waren.

Stimmen der Kritik:

„In Hinsicht auf den Reichtum der leitenden Gesichtspunkte, die fruchtbare, in der Auffindung von Hilfsmitteln besonders glückliche Methode, die zahlreichen sicheren neuen Ergebnisse muss dieser Arbeit nicht nur der volle Preis zuerkannt, sondern auch das Verdienst zugesprochen werden, ein Desideratum der Wissenschaft in wahrhaft befriedigender Weise gelöst zu haben“ **(Aus dem Urteil der Preisrichter, der Herren Professoren Dr. David Kaufmann, Dr. Wilhelm Bacher und Salomon Schill in Budapest.)**

„Ein inhaltreiches und förderndes Werk“ (Litterar. Centralblatt.)

„Sehr fleissig gearbeitet.“ (Berliner philolog. Wochenschrift.)

„Ein wichtiger Beitrag zur talmudischen und zur klassischen Philologie, der das wissenschaftliche Studium der alten jüdischen Litteratur auf die dankenswerteste Weise gefördert hat.
(Prof. Bacher in der Deutschen Litteraturzeitung.)

„Es ist höchst erfreulich, dass die dringend nötige, umfassende Bearbeitung der griechischen und lateinischen Fremdwörter in der älteren rabbinischen Litteratur endlich unternommen und mit solcher Sachkunde ausgeführt wurde, wie es in dem vorliegenden Bande der Arbeit von S. Krauss geschieht.
(Theol. Litteraturzeitung.)

Alphonse Lewy

Geschichte der Juden in Sachsen.

120 Druckseiten. Gr. 8⁰. **Preis Mk. 2,40.**

Die Arbeit ist bestimmt, die Forschungen Sidori's und Emil Lehmann's zu ergänzen und das Interesse für das Schicksal der jüdischen Bevölkerung des Königreichs Sachsen in weiteren Kreisen wachzurufen.

. . . . ein sehr verdienstlicher Beitrag zur Geschichte der deutschen Juden.
(Israelitische Wochenschrift.)

Seine Königliche Hoheit Prinz Georg, Herzog zu Sachsen, lässt für das überreichte Druckwerk Höchstseinen verbindlichsten Dank aussprechen.
Dresden, am 6. Mai 1901.
Das Hofmarschallamt Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Georg.

Seine Majestät der König haben das von Ihnen eingesendete Exemplar Ihrer Druckschrift: „Die Geschichte der Juden in Sachsen" huldvoll entgegenzunehmen geruht und lassen Ihnen für deren Mitteilung Allerhöchstihren Dank hierdurch ausdrücken.
Dresden, am 25. Januar 1901.
Seiner Majestät des Königs von Sachsen Kämmerer-Amt
von Schimpff.

„nicht. Aber es giebt noch etwas Höheres als „Kampf: positives Ausleben der Persönlichkeit „und dadurch die Schöpfung von seelischen und „kulturellen Werten in einem kleinen oder grossen „Umkreis. Eine edle, aber sensible Natur nutzt „mehr, wenn sie sich seelisch entfaltet, als wenn „sie im Kampfe zerbrochen wird. Und sie kann „reiner und vornehmer sein, als mancher wütige „und unbeugsame Fanatiker."

In Dingsda herrscht die Cholera. Herr X lässt nahe Angehörige dort zurück und begiebt sich auf die Reise. Die Handlung des Herrn X lässt sich mit denselben Worten rechtfertigen, mit denen Herr Lublinski die Täuflinge in Schutz nimmt. Die Cholera ist für die Betroffenen viel gefährlicher als der Antisemitismus, und der Mann, der in seiner Umgebung seelische und kulturelle Werte schaffen will, handelt daher gewiss richtig, wenn er, um dieses „Ausleben der Persönlichkeit" zu ermöglichen, das Ausleben durch die Cholera möglichst zu verhindern sucht. Der Flüchtling handelt also subjektiv ebenso recht, wie der Täufling. Subjektiv ist überhaupt jede menschliche Handlung berechtigt, denn sie ist jedesmal das Ergebnis des durch Anlage und Milieu bedingten Empfindens und Wollens des Handelnden. Deshalb ist auch nicht der einzelne Täufling zu richten; dass der Neurastheniker, um Angriffen zu entgehen, sich taufen lässt, ist ebenso natürlich, wie dass er aus Orten entflieht, an denen die Cholera herrscht.

„Neurasthenie" ist eventuell nur der physiologische Aspekt der litterarisch als edel aber sensibel erscheinenden Natur.

Wenn der Neurastheniker aber zur Feder greift, so ruft er selbst das öffentliche Urteil an.

Hier gilt das Wort: Qui s'excuse s'accuse. Wer die Notwendigkeit fühlt, seine Taufe in einer Broschüre zu rechtfertigen, der hat, wenn auch vielleicht nicht das Bewusstsein, so doch den Instinkt gehabt, etwas gethan zu haben, was er nicht hätte thun sollen. In der bekannten Schrift von Benedictus Levita war diese Schwäche deutlich ersichtlich, schon das Ergebnis, zu dem er gelangte, zeigte, dass ihm bei der Sache nicht wohl war. Denn er kam zu dem Ergebnis, die Juden sollten ihre Kinder taufen lassen, nicht aber, dass sie selbst übertreten sollten. Unzweifelhaft eine Halbheit. Dabei fanden sich darin einige für die Hauptgrundsätze der jüdischen Religion so anerkennende und warme Worte, dass sehr gescheite Leser darin eine versteckte Rechtfertigung der jüdischen Religion sehen wollten. Und trotz dieser Zwiespältigkeit höhnt Herr Lublinski die Leute, die sich einbilden, „die wuchtigen Argu„mentationen eines Benedictus Levita durch das „Gewäsche eines Rabbiners Vogelstein widerlegt „zu haben. Solche Seichtlinge, meint er, haben „über die Judenfrage gar nicht mitzureden." Levita, der Lublinski sympathisch ist, wird als wuchtig bezeichnet. Vogelstein's Ausführungen sind Gewäsche, weil sie ihm nicht gefallen. Levita kann ja nun ein ganz sympathischer Mann sein, ein zärtlicher Papa, der seinen Kindern, wenn auch wohl vergeblich und unklugerweise, Kampf zu ersparen sucht und sie deshalb taufen lässt, während er selbst Jude bleibt. Aber wuchtig kann der Mann nicht sein, und es ist nicht einzusehen, wie weit dieser zärtliche Vater zum Ausleben seiner Persönlichkeit und zum Schaffen neuer Kulturwerte dadurch beiträgt, dass er seine Kinder taufen lässt, während er selbst Jude bleibt. Jedenfalls hat Levita mit dem, was Lublinski zu Gunsten der Taufe anführt, nichts zu thun.

Was Lublinski über „Assimilation" sagt, zeigt deutlich den Aerger, den er empfunden hat, weil Bartels und andere kleine Litteraturgrössen den deutschen Juden ihr Deutschtum absprechen. Diese seelischen Leibschmerzen darf man nicht allzu tragisch nehmen. Die Judenfrage besteht in den zu Tausenden vernichteten wirtschaftlichen Existenzen, in Mord und Rechtsbruch, aber „die Tragik", die darin liegen soll, „dass wir, um unsere Bürgerrechte zu be„haupten, mit Menschen jenseits der Grenzen „uns solidarisch fühlen müssen", — ist doch einigermassen erträglich. Dieser innere Konflikt trifft nicht einmal besonders jüdische Kreise, jeder Bürger darf ihn empfinden, sobald sein Land Unrecht thut, beziehentlich eine Handlung vornimmt, die seinen Idealen widerspricht.

Unsere Solidarität mit Menschen jenseits der Grenze ist, wegen unserer Stellung als eine kleine Minorität, schwächer als zum Beispiel die Solidarität alldeutscher oder kirchlicher Kreise mit Menschen jenseits der Grenze. Kirchliche Kreise gelangen in Bezug auf das Missionswesen in China häufig zu wesentlich anderer Stellung als andere deutsche Patrioten. Die Alldeutschen sind für ihre Konnationalen jenseits der Grenze häufig auch da eingetreten, wo diese sich im Unrecht befanden, oder wo unsere Regierung im Interesse des Deutschen Reiches die Thätigkeit der österreichischen Alldeutschen nicht gern sah. Also ob da ein Thatbestand gegeben ist, besonders geeignet, tragisches Empfinden zu wecken, dürfte sehr zweifelhaft sein. Das hindert allerdings niemand, die Sache tragisch zu nehmen, und es scheint allerdings, dass dies häufiger bei Personen geschieht, die sich als Autodidakten oder Ausländer zur deutschen Kultur hindurchgearbeitet haben. Diese Parvenus der Kultur, diese self made men des Deutschtums fühlen sich in ihrem Herzen getroffen, wenn man ihr Deutschtum anzweifelt; wer in deutscher Kultur aufgewachsen ist, den lässt dies viel kälter. Ganz naturgemäss — wie überhaupt der Parvenu nervös wird, wenn man seinen neuerrungenen Besitz anzweifelt, während dem Erben alten Besitzes der gleiche Zweifel völlig gleichgültig ist.



G. Landelle.

RUTH.

Wie ersichtlich, haben Lublinski's Ausführungen mit der Linderung der Judenfrage nichts zu thun, sondern nur mit der Linderung einer durch diese Frage bei einzelnen Juden erregten Seelenstimmung. Aber es ist klar, dass es ausser den angegebenen Mitteln: Taufe, Assimilation und Zionismus noch andere Wege giebt, ins seelische Gleichgewicht zu gelangen. Zum Beispiel etwas ruhig Blut und hausbackener Verstand. Ueberhaupt alles, was einem Freude macht, zum Beispiel das grosse Los, eine gute Flasche Wein, eine glückliche Ehe, ein paar sonnige Tage. Das alles kann den Judenschmerz lindern, den man, wie bemerkt, nicht allzu tragisch nehmen darf, aber nicht die Judenfrage. Aber wenigstens verschärfen diese erfreulichen Umstände auch die Judenfrage nicht, während von den durch Lublinski angepriesenen Linderungsmitteln: Taufe, Assimilation und Zionismus die beiden ersten unbedingt zur Verschärfung der Frage beitragen. Wie bemerkt, hat Lublinski die Wirkung seiner Linderungsmittel auf die Gesamtheit überhaupt nicht untersucht, gerade sie ist das wesentliche.

Ob eine Handlung als Akt einer Assimilation anzusehen ist, ergiebt sich aus den Beweggründen, die für die Handlung bestimmend gewesen sind. Wenn beispielsweise jemand zum Vergnügen trinkt, so ist das Vergnügen, wenn jemand aber säuft, um den Befähigungsnachweis als Germane zu erbringen, trotzdem ihm dabei spottübel wird, so ist das Assimilation. Stets kann man als Akt der Assimilation nur die Vornahme einer nicht kongenialen Handlung ansehen. Kommt man nach Prüfung dazu, eine Sitte der Umgebung für besser zu halten und diese Sitte anzunehmen, so hat man sie eben angenommen, weil sie gut, und nicht weil sie deutsch ist. Und der Fehler der kritiklosen Assimilation besteht darin, von vornherein alles Fremde für besser zu halten und deshalb alles Eigne aufzugeben.

Insofern ist die Assimilation ein unnatürlicher Akt, denn jedes Geschöpf hat den natürlichen Trieb, seine Eigenart zur Geltung zu bringen. Der Europäer behandelt denn auch die Assimilation nicht als eine Frage der Sittlichkeit, sondern als Machtfrage. Derselbe Mann, der in Deutschland an einem polnischen Juden Anstoss nimmt, wenn er einen Kaftan trägt, wird niemals auf den Gedanken kommen, in China chinesische Kleidung anzulegen, und derselbe Mann, der es empörend finden würde, wenn in Deutschland ein Jude nicht die Sonntagsruhe hält, wird sich niemals gefallen lassen, dass man ihm in türkischen Ländern die Arbeit am Freitag verbietet.

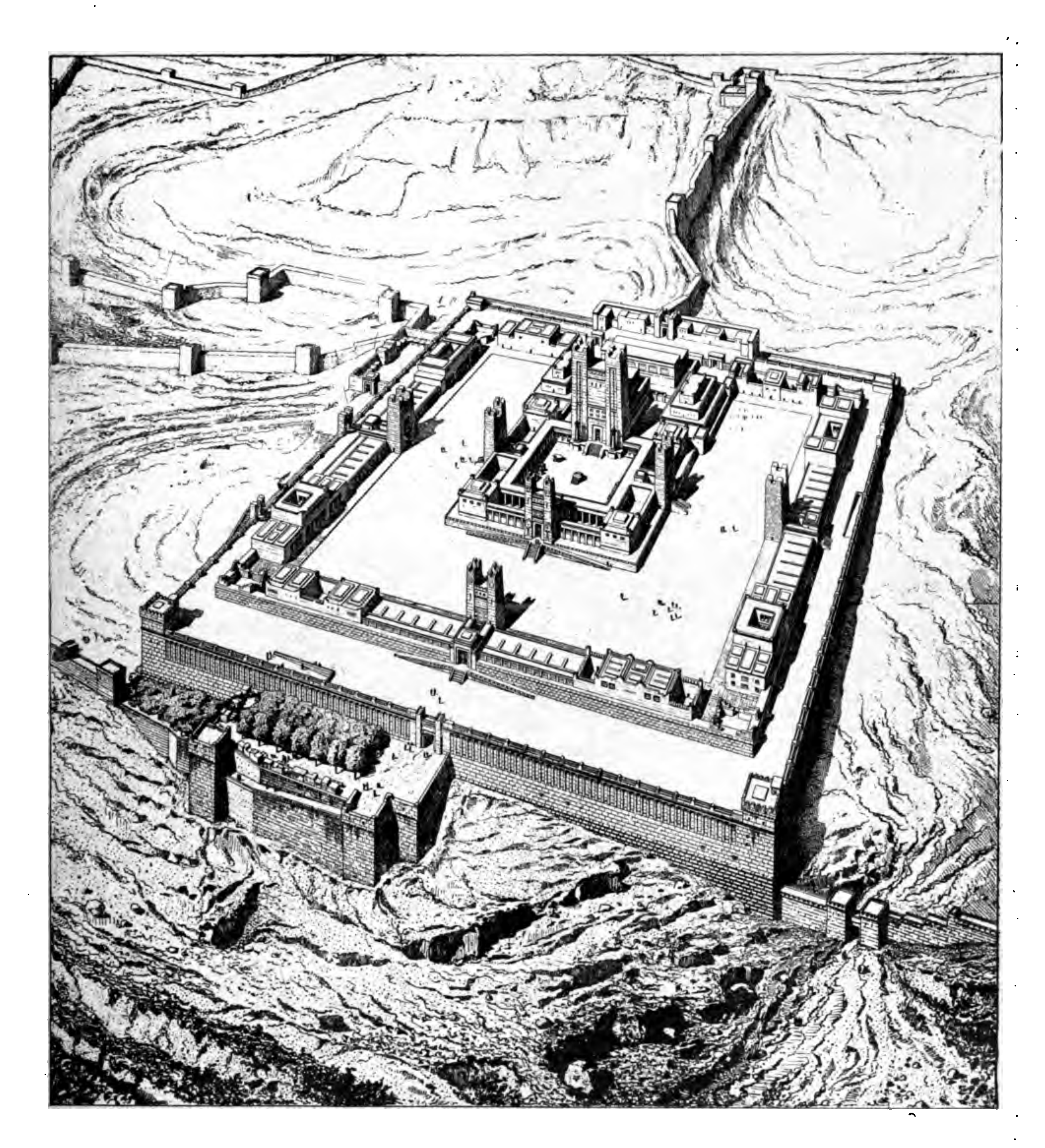
Soweit es sich um Aeusserlichkeiten handelt, hat sich die Assimilation der deutschen Juden im wesentlichen vollzogen. Für eine geistige Hingabe liegen die Verhältnisse jetzt ungünstig. Unsere Väter hatten es darin weit besser, da sie mit allen gebildeten Kreisen des Vaterlands die Ideale der Freiheit und Einheit Deutschlands teilten. Sie hatten eben das Glück, schöne fertige Ideale vorzufinden. Wo sind aber jetzt solche Ideale? Die deutsche Einheit kann kein Ideal sein, da sie eine Thatsache geworden ist. Ueber die Freiheit aber und andere innerpolitische Aufgaben wie auch über die verschiedenen Kulturideale gehen auch die Meinungen der gebildeten Kreise jetzt ausserordentlich weit auseinander. Wo ist eine Assimilation möglich, wenn jede Stellungnahme uns in Gegensatz zu einer Hälfte der Bevölkerung bringen muss? Es heisst die Frage doch zu eng und klein fassen, wenn man den Widerwillen gegen das so oft ausgesprochene Schlagwort von der „Assimilation" lediglich auf die Verärgerung durch die Judenfrage zurückführt. Weitaus abträglicher ist dieser Bestrebung, dass es an einem gemeinsamen Ideal der gebildeten Kreise in Europa fehlt, wie solches früher in dem altliberalen Gedanken bestanden hat. Man kann doch schliesslich niemand folgen, der nicht führen will und der sich selbst noch nicht klar geworden ist, wohin er geht. Und sicherlich ist die Aera moralischen Katers, in der sich Europa zur Zeit befindet, nicht der geeignete Zeitpunkt, moralische Eroberungen zu machen.

Somit bleibt als das Gebiet, auf welchem sich eine Assimilation vollziehen kann, im wesentlichen nur das konfessionelle (kirchliche) Gebiet übrig. Die Taufe ist ein besonderer Fall von Assimilation, ihr stärkster Ausdruck. Es handelt sich natürlich nicht um Leute, die sich aus christlicher Frömmigkeit taufen lassen, sondern um solche, welche die Taufe nehmen, weil sie nun einmal in einem christlichen Lande leben. Auf religiösem Gebiet ist aber schon der erste Schritt der Assimilation zu verdammen. Man hat oft von den Juden verlangt, sie sollten das Schächten aufgeben, es komme dabei gar nicht darauf an, ob diese Art der Tötung human sei, sie sei orientalisch und deshalb abzuschaffen. Ebenso hat man als einen Akt der Assimilation verlangt, dass die Juden den Sonntag anstatt des Sabbaths feiern sollen*). Ganz logischerweise fordern dann die konsequenten Befürworter der Assimilation, dass die Juden sich taufen lassen. Daher war Gabriel Riesser, gewiss ein guter Deutscher, leidenschaftlicher Gegner jeder Assimilation auf religiösem Gebiet.

„Jede religiöse Reform muss," wie er trefflich ausführt (Ges. Schriften II S. 539), „von innen herauskommen, sie muss einzig „und allein aus der Ueberzeugung der „Bekenner der Religion hervorgehen, und es „darf keinerlei Nebenrücksicht dabei stattfinden . . . . ."

„Dass mit dem Judentum Radikalreformen „vorgenommen werden, von denen auf dem Gebiet des herrschenden Glaubens keine Rede ist,

*) Es soll hier nicht von den Bestrebungen gesprochen werden, am Sonntag einen Gottesdienst abzuhalten, sondern der Verlegung, d. h. der Abschaffung des Sabbaths.



Der Tempel Salomons. (Rekonstruktion.)

(Fig. 14.)

„wird von der öffentlichen Meinung keineswegs „dem Umstande zugeschrieben werden, dass hier „gestattet, was dort unthunlich, sondern es wird „auf Rechnung einer wesentlichen Unterordnung, „eines entschiedenen Zurückstehens des Juden- „tums geschrieben werden, und auf solche Weise „wird die vornehme Geringschätzung gegen das- „selbe neue Nahrung erhalten . . . . ."

Von den Getauften sagt Riesser: „Von jeher „viel mit getauften Juden und oft mit den besten „von ihnen verkehrend, habe ich in dieser Hin- „sicht mannigfache Erfahrungen gemacht. Wie „bald habe ich diesen Vernunftstolz, so über- „mütig dem Judentum gegenüber, sich beugen „sehen vor der imponierenden Gewalt des „Christentums. Bei wie sehr, sehr wenigen hat „er Stich gehalten . . . . ."

Es ist nicht nötig, an Stahl zu erinnern und an so viele Täuflinge, welche als Feinde sich soviel zuverlässiger gezeigt haben, wie als Freunde. Ganz abgesehen von dem Verlust auf unserer Seite und dem Gewinn auf der anderen, glaubt Lublinski wirklich, dass die Verfolgungssucht dadurch vermindert wird, dass aus den Reihen der Verfolgten Ueberläufer zu den Verfolgern übergehen, oder Schwachherzige ihnen nachgeben? Deshalb haben auch gerade weitsichtige Liberale (dies Wort als Weltanschauung im älteren Sinne gebraucht), wie Alexander von Humboldt, Geh.-Rat Berner und andere Taufen nicht gern gesehen, wie denn überhaupt die Forderung der Assimilation der magna charta des Liberalismus widerspricht, dass jeder nach seiner Façon selig werden soll. Was Lublinski unter „Zionismus im Namen der Assimilation" versteht, ist vielleicht sehr geistvoll, aber ich habe es nicht verstanden. Im Zionismus wie in den verwandten nationaljüdischen Bestrebungen ist, was man sonst daran aussetzen kann, die Grundanschauung bedeutsam, dass wir eigene Gedanken und Ideale zu vertreten haben, gerade der Gegensatz zur Assimilation. Nachdem das naive religiöse Gefühl abgeschwächt war, hat gerade dieses Bewusstsein uns die geistige Freiheit gegeben.

Als die judenfeindliche Bewegung begann, waren wir von der Vortrefflichkeit Europas überzeugt. Gleich unseren nicht judenfeindlichen christlichen Mitbürgern wunderten wir uns, dass die so vortrefflichen Europäer, die sonst von Liebe und Güte überfliessen, gerade von uns nichts wissen wollten. Diesem Gefühl gab das bekannte Wort von der „Schmach des Jahrhunderts" Ausdruck. Es ist kein glücklicher Ausdruck, es passiert doch schliesslich in einem Jahrhundert nichts, was dem Jahrhundert nicht mehr oder weniger kongenial ist. — Seither hat die politische Entwickelung uns genügend gezeigt, dass der Hass nicht etwa eine Ausnahme zu unseren Ungunsten ist, sondern eine recht verbreitete Eigenschaft, von welcher meist nur aus bestimmten Gründen, sei es eines rein materiellen Interesses, sei es mehr ideeller Ziele wegen, Ausnahmen stattfinden. Dies war für unseren Seelenfrieden sehr erfreulich. Denn liegt es in der Natur meines Nachbars, dass er nicht immer ein angenehmer Mitbürger ist, so darf ich mich nicht beklagen, dass er es nicht gegen mich ist, und seine Unfreundlichkeit gegen mich beweist nichts. Sahen wir, wie gelegentlich die Neger in Amerika behandelt werden, in manchen Ländern Europas die Sozialisten, in Frankreich gelegentlich Italiener, in Böhmen Deutsche etc. etc., so mussten wir gestehen, dass wir es auch meist nicht schlechter hatten. Und hierbei war deutlich zu beobachten, dass gerade unsere Hasser überhaupt Hasser waren.

So die Nationalisten, von denen zum Beispiel ein Treitschke mit gleichem Hass wie die Juden auch die Engländer bedachte, die Alldeutschen gegen Czechen und Römlinge beinahe ebenso wütig sind, wie gegen uns. So die „frommen" Katholiken Rohling und Deckert, die gegen den Protestantismus denselben Hass empfanden wie gegen die Juden. Schliesslich brachten uns die kolonialen Brutalitäten und Rechtswidrigkeiten von dem Götzendienst zurück, den wir mit Europa getrieben hatten. Und wenn wir auch die glänzenden Leistungen bewundern, deren sich Europa auf dem Gebiet der Kultur zu erfreuen hatte, Leistungen, an denen wir ja auch unseren Anteil hatten, so mussten wir gestehen, dass die Civilisation mit der Kultur nicht immer gleichen Schritt gehalten hat. Aber vorwärts gekommen ist sie trotzdem ein gutes Stück. Wir sind empfindlicher geworden, so manches Ereignis mag uns bitter kränken, das unsere Vorväter als natürlich hingenommen hätten. Gewiss mag das prekäre Recht gelegentlich peinlicher sein, als das ehrliche Unrecht, das darf uns nicht blind machen für die Fortschritte, die doch alles in allem der Gedanke der Humanität in Gesetzen und Sitten gemacht hat.

Unsere Dankbarkeit aber für den Staat, unter dessen gerechteren Gesetzen wir leben, werden wir nicht dadurch zu erweisen suchen, dass wir den absterbenden schlechten Eigenschaften unserer Mitbürger schmeicheln oder Einflüssen nachgeben, die man im bürgerlichen Leben vielleicht als Erpressung bezeichnen würde, sondern dadurch, dass wir neben den Pflichten gegenüber dem Staat und unseren Mitbürgern unsere Pflichten erfüllen gegenüber der eigenen Gemeinschaft, und dass wir der Civilisation den Dienst thun, zu welchem jeder Minorität vom Schicksal die Gelegenheit geboten wird, nämlich Widerstand zu leisten gegen Verfolgung und Unterdrückung.



STIFTSHUETTE, TEMPEL- UND SYNAGOGENBAUTEN.

Von Professor Dr. D. Joseph.

(Fortsetzung.)

der stilistischen Einzelausbildung vollends ıt, wie schon angedeutet, der Tempelbau ›hängig vom Osten. Abgesehen von Ab- ıgen, die aus einer andersgearteten Auf- des Grundplanes herrühren, kann ich n ganzen und grossen dem Wiederher- sversuche, der in der beiliegenden Zeich- 'ig. 14)[23]) zum Ausdruck gebracht worden :hliessen.

llen wir uns hiernach mit einiger Phan- lie Gesamtwirkung der gewaltigen Bau- geistig vor Augen, so ist nicht zu leugnen, :h der andächtige Beschauer einer solchen ;en Architekturmasse in eine höhere, sozu- göttliche Sphäre versetzt fühlen musste. ‹am das Fesselnde des Mysteriösen, das geflissentlichen Fernhaltung des Volkes ıllerheiligsten lag und das dadurch das e Gemüt für sich gewann.

ıs der Geschichte des Salomonischen :s mögen noch einige Daten hinzugefügt . Die Anlage selbst, die im Jahre 1015 , wurde im Jahre 1008 nach siebenein- riger Bauzeit vollendet. Unter feierlichem ge nahm König Salomo die Einweihnng Ěr leitete dieselbe, indem er die für ihn ester-Vorhofe hergerichtete Königstribüne n.[24])

ıs prächtige Heiligtum, der Wohnsitz der en Majestät, wurde so zum geistigen ınkt des jüdischen Volkes, bis Jerobeam ısehen des Tempels zu schwächen ver- indem er in seinem Partikularstaate Israel ere Heiligtümer in Bethel und Dan be- te. In den nun folgenden Jahrhunderten er Tempel nicht selten der Schauplatz cher Vielgötterei, und mehr noch wie von randschatzungen fremder Eroberer hatte ndervolle Gotteshaus von Greueln zu leiden, ı gerade durch diejenigen zugefügt wurden, dazu auserlesen sein sollten, es zu ›n.

ıar unternahmen es mehrere Propheten, ers Ezechiel und Josias, das Geschehene gutzumachen —, umsonst, das Unheil nahm seinen Verlauf, und unter der Brandfackel Nebukadnezars sank der Tempel, der vielgerühmte, in Trümmer und Asche; die Schätze wurden, ebenso wie der Ueberrest der Juden, nach Babylon geführt. Das göttliche Strafgericht hatte sich vollzogen. Im Jahre 586, also nach einer Lebenszeit von über 4 Jahrhunderten, war das Zerstörungswerk am Tempel vollendet. Nur die alte Bundeslade mit anderen Ueberresten aus dem heiligen Zelt Mosis wurde durch Jeremias in einer Bergeshöhle verborgen gehalten[25]) und entging so der Ausfuhr in fremdes Land. Aber auch sie ist verschwunden; nicht verschwunden jedoch ist die tiefergreifende und erschütternde Klage Jeremiae, und sie mehr wie jede detaillierte Beschreibung lässt uns ahnen, was damals verloren gegangen ist. Das unnennbare Weh klingt wieder in den Worten, die an tragischer Grösse unerreicht sind, in den Worten, die der Psalmist dem verbannten Volke in den Mund legt: An den Flüssen Babylons sassen wir und weinten, wenn wir Zions gedachten.[26])

Der Tempel Serubabels.

Nachdem die Not das religiöse Bewusstsein der Juden in Babylon geläutert, wurden sie aus der Gefangenschaft erlöst. König Cyrus war es, der ihnen noch im Jahre 536 v. Chr. nicht nur die Rückkehr nach Palästina gestattete, sondern ihnen auch, ein seltener Akt der Grossmut, die vorhandenen Tempelgeräte herausgab und auch sonst Unterstützungen zuwies. Serubabel, ein Abkömmling König Davids und der Hohepriester Josua betrieben sodann bald darauf den Wiederaufbau des Tempels, der, oft durch die Eifersüchteleien und Anfeindungen der benachbarten Völker behindert, endlich im Jahre 515 vollendet war.

Im wesentlichen war dieser zweite Tempel das Abbild des ersten Salomonischen Gotteshauses, selbst alle Maasse waren in gleicher Uebereinstimmung, so dass sich eine Beschreibung desselben erübrigt. Nur das Allerheiligste hatte nicht mehr die hohe Bedeutung wie ehedem, als noch

---

Nach Perrot et Chipiez, Le temple de Jérusalem,

[I. Par. 5; 6, 13; 7, 7; III. Reg. 8; IV. Reg. 11, 14.

25) II. Macc. 2, 2—8.

26) Ps. 136.

die heilige Bundeslade den vornehmsten Platz des Tempels einnahm.

Während mehrerer Jahrhunderte wurde nun der regelrechte Gottesdienst im Tempel abgehalten, bis der Syrerkönig Antiochus Epiphanes (175—164 v. Chr.) das Gebäude schändete, die Schätze raubte und dasselbe dem Zeus Olympios weihte. Ueber das Schicksal des entwendeten wertvollen Vorhangs am Allerheiligsten, eine Arbeit aus orientalischem, in phönizischem Purpur gefärbten Byssus, werden wir durch den griechischen Periegeten (Reisenden) Pausanias unterrichtet. Dieser erzählt, dass Antiochus einen kostbaren Vorhang dem Tempel des Zeus in Olympia als Weihegeschenk dargebracht habe. Es lässt sich wohl mit ziemlicher Sicherheit annehmen, dass es sich hier um den Vorhang im Heiligtum Jerusalems handelte.

Wie dann der Priester Mathatias und seine Söhne, unter welchen sich besonders Judas auszeichnete, i. J. 164 v. Chr. die Fremdherrschaft abwarfen, ist aus der Makkabäergeschichte zu bekannt, als dass ich nötig hätte, darauf näher einzugehen, es mag nur hier gesagt sein, dass die Makkabäer den verwüsteten Tempel wieder in Stand setzten und den Gottesdienst einrichteten. Und wiederum waren die Makkabäer die rettenden Erlöser, als Antiochus Eupator, der Nachfolger des Epiphanes in der Regierung über Syrien, auch dessen Nachfolger in der Tempelzerstörung wurde.

Die Plünderungen des Pompejus am 10. Tischri i. J. 63 (oder 62) v. Chr., des Crassus i. J. 56, des Herodes i. J. 37 v. Chr. (oder 35) wiederum am 10. Tischri will ich nur einer gewissen Vollständigkeit wegen notieren.

Der Herodianische Tempel.

Derselbe Herodes, der die Zerstörung des Tempels betrieben hatte, wurde auch der Wiedererbauer des Gotteshauses. Nach ausgedehnten Vorarbeiten wurde der Bau, wohl i. J. 18 v. Chr., begonnen, doch sei schon hier bemerkt, dass von der bisherigen Disposition im allgemeinen nicht abgewichen wurde, nur gestaltete man die neue Anlage umfangreicher und glänzender, als dies beim Salomonischen Tempel der Fall gewesen war. Was dem Tempel aber nach aussen hin ein ganz verändertes Aussehen gab, war der Umstand, dass nunmehr an den Fassaden und dem Innern griechisch-römische Formen zur Anwendung gelangten.

Im Jahre 10 v. Chr. war das Werk so weit gefördert, dass die Weihe vorgenommen werden konnte, doch brauchte man zur vollkommenen Wiederherstellung noch 74 Jahre. Primäre Quellen sind vornehmlich Josephus[27]) und Tractat Middoth.[28])

Die wesentlichsten Veränderungen des Herodes gegenüber dem alten Tempel bestehen kurz in folgendem:[29])

Der grosse Vorhof wurde hinsichtlich des Flächeninhalts um etwa das doppelte vergrössert. Er fällt ungefähr mit der Hochfläche des heutigen Haram-esch-Scherif überein. Die geringe Ausdehnung des Hügels machte riesige Substruktionen notwendig, die sich zum Teil bis zum heutigen Tage erhalten haben, so namentlich im Südwesten des Haram.

Die Umfassungsmauern bestanden aus gewaltigen Felsblöcken, den grossen Vorhof selbst aber zierten prächtige Säulenhallen. Am prunkvollsten war die Südseite ausgestattet, da hier die glanzvolle „Königliche Halle“ angeordnet war, ein Bau, der eine Grundfläche von 270 m Länge und 35 m Breite aufwies und dessen Architektur in korinthischer Ordnung prangte. Dieser Halle, welche durch vier Reihen Säulen in drei Gänge geteilt war, entsprachen darunter die Thoraufgänge. Der Umstand, dass diese unterirdischen Gänge mit den zugehörigen Pfeilersubstruktionen sich noch erhalten haben, gestatten im Verein mit den Schriftquellen die Rekonstruktion der Halle selbst.

An allen Seiten befanden sich Thore, an manchen sogar deren mehrere; sie vermittelten den Zugang zur Stadt, der Burg Antonia, dem Hasmonäerpalast, dem sog. Xystos-Platz u. s. w. Soweit das äussere Heiligtum.

Das innere Heiligtum mit seinen Vorhöfen hat in den Grundmaassen nur geringe Veränderungen gegen früher erfahren, ja es wird uns berichtet, dass das Tempelhaus selbst sich wieder auf den alten Fundamenten aufbaute.[30]) Die Höhenmaasse des Gebäudes haben zu vielen Vermutungen Anlass gegeben. Nach Josephus steigern sich dieselben ins Ungeheuerliche,

[27]) Jos. Antq. XV, 11, 3—5; Bell jud. V, 5, 1—6.

[28]) Vgl. hierzu die scharfsinnigen Ausführungen des Dr. J. Hildesheimer, Beschreibung des Herodianischen Tempels im Tractate Middoth und bei Flavius Josephus, Programm des Rabbiner-Seminars pro 1876/77.

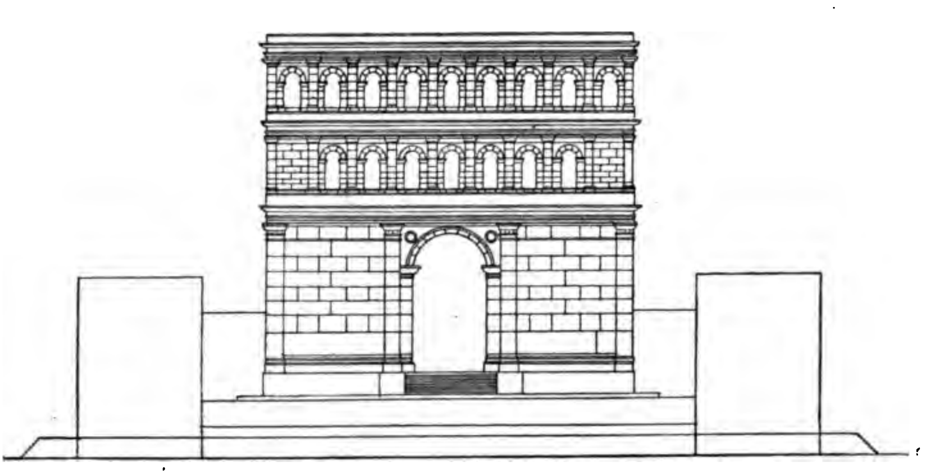
[29]) Cfr. Odilo Wolff, Der Tempel von Jerusalem und seine Maasse, Graz 1887, S. 68.

[30]) Joseph., Antt. XV, 11. 3.

während der Talmud hier mehr das Richtige zu treffen scheint. Auf jeden Fall hat die Gesamthöhe des Tempelhauses die des alten Gebäudes um vieles übertroffen, als solche kann man 60 Ellen annehmen. Die Höhe der Vorhalle belief sich auf 100 Ellen. (Fig. 15.)

Am Thore dieser Vorhalle sah sich Herodes gemüssigt, den Namen Agrippas und einen goldenen Adler anzubringen. Ein anderes Thor, 20 Ellen hoch und 10 Ellen breit, führte von der Vorhalle in das Heilige, wo auch im Herodianischen Tempel die oben genannten Utensilien, als Leuchter, Schaubrottisch, Rauchopferaltar, aufgestellt wurden.

Das Allerheiligste enthielt nur den drei Zoll aus dem Boden hervorragenden Stein, der die Stelle angab, wo ehedem die Bundeslade gestanden hatte. Zwei Vorhänge schieden den Raum vom Heiligen. Darüber befand sich ein Oberraum, der eigentlich nur angelegt war, um die Höhe des Ganzen im äusseren respektabler erscheinen zu lassen.


Fig. 15. Fassade des Herodianischen Tempels (nach O. Wolff).

Während der grosse äussere Vorhof auch den Fremden zugänglich war, durften in das innere Heiligtum nur die Israeliten selbst eintreten. Ein drei Ellen hoher Zaun bezeichnete die Scheidegrenze, Soreg oder Tryphaktos; an den den Thoren gegenüberliegenden Eingängen befanden sich Warnungstafeln, deren eine wieder aufgefunden wurde. Der griechische Text lautet übersetzt: Kein Fremder möge sich unterstehen, über den Tryphaktos und die Einfassung, welche das Heiligtum umgeben, hinaus vorzudringen. Derjenige, der innerhalb desselben betroffen wird, ist der Todesstrafe verfallen.

Der Brandopferaltar hatte an seiner Basis 32 Ellen. An der Nordseite befand sich der Platz zum Schlachten der Opfertiere.

Priestervorhof und Frauenhof waren gleichfalls wie der äussere Vorhof mit Säulenhallen und Galerien umgeben. Von den letzteren aus wohnten die Frauen den Opferhandlungen bei, soweit dies durch das an Sonn- und Festtagen geöffnete grosse Nikanor-Thor möglich war.

Von der glanzvollen inneren Ausstattung giebt uns gleichfalls Josephus[31]) in seinem Werke über den jüdischen Krieg eine anschauliche Schilderung. Wie Poesie klingt der Bericht, „dass das gesamte Aeussere in reichster Vergoldung strahlte und Auge und Herz zur Bewunderung hinriss. Wenn die aufgehende Sonne über den Oelberg her ihre Strahlen auf die weissen Marmorhallen und die reich mit Gold verzierte Front des Tempels warf, konnte das Auge, geblendet von dem Glanze, nicht hinschauen. Von weitem aber glaubte man einen mit Schnee bedeckten Berg zu sehen“.[32]) Doch auch dieser wundervolle Bau sollte nur zu bald in Trümmer sinken. Wenige Jahre nach seiner vollständigen Wiederherstellung wurde die Tempelburg Antonia und wenige Wochen später der Tempel selbst von Titus erobert. Der 10. Ab des Jahres 70 n. Chr. ist das Denkwürdigste des schwarzen Blattes in der Geschichte des Volkes Israel, das noch heute um den Verlust des Nationalheiligtums in Wehmut klagt.

Wir werden in weiterer Folge die späteren Gotteshäuser der Juden, darunter recht beachtenswerte Werke, besprechen, die Schönheit des alten Tempels hat bisher noch keines erreicht, und sie wird, wie es scheint, auch nicht erreicht werden.

Andere jüdische Gotteshäuser im Orient.

Nach dem glänzenden Vorbilde des Tempels von Jerusalem wurde der Onias-Tempel zu Leontopolis bei Heliopolis in Aegypten i. J. 164 v. Chr. errichtet: derselbe war aber nur von

[31]) Joseph, Bell. jud. V. 11, 3.

[32]) Wolff, a. a. O., S. 93.

kurzer Dauer, da Kaiser Vespasian ihn bereits i. J. 73 n. Chr. dem jüdischen Gottesdienst entzog. Das merkwürdige Gotteshaus hatte mit dem in Jerusalem gemeinsam, dass die Andächtigen von nah und fern an den hohen Festtagen sich in Prozession dorthin begaben. Wir haben es hier also mit einem Pilger-Tempel zu thun. Berühmt waren auch die mit Säulenhallen umgebenen Synagogen zu Antiochien und Alexandrien, welch' letztere als basilikale Anlage bekannt ist.

In Palästina selbst hatte sich das System des Bedürfnisbaues bereits derart ausgebildet, dass je nach Maassgabe der Seelenzahl eine oder mehrere Synagogen in den Städten errichtet wurden, so z. B. die Synagoge des Rabbi Meir in Tiberias. Entsprechend den gegen Jerusalem veränderten Einrichtungen wurden hier die gottesdienstlichen Handlungen umgestaltet. Das Vorlesen der Thora trat solchergestalt in den Vordergrund und beherrschte den Charakter des Gottesdienstes.

Während nun die verschiedenen Tempel zu Jerusalem mit ihrem Tieropferdienst nur sehr schwache Beziehungen zu unseren heutigen Synagogen aufweisen, erkennen wir, namentlich was die Gestaltung des jüdischen Gotteshauses im Mittelalter und des heutigen orthodoxen Judentums anbetrifft, manche Anknüpfungspunkte hinsichtlich derjenigen Gebetstätten der Israeliten, in denen das bereits erwähnte Vorlesen aus der Thora einen wesentlichen Bestandteil bildet.

Es ist gewiss zu bedauern, dass sich von jenen ersten Gotteshäusern nur sehr unbedeutende Reste bis auf unsere Tage erhalten haben, zu ihnen gehört die Synagoge in Kefer-Birim in Obergaliläa, ein Werk aus dem zweiten nachchristlichen Jahrhundert. Es ist nur ein kleines Gebäude von 14 m Länge und 18 m Breite. Die vorhandenen Reste der südlichen Front (Fig. 16 nach Zeitschr. d. Oesterr. Ing. u. Arch. Ver. a. a. O.) lassen erkennen, dass die römische Baukunst ihre Formen hergeliehen hat. Die Einfassungen der Eingänge erscheinen recht plump. Davor legte sich eine kleine Säulenhalle, deren Formen, nach den vorhandenen Resten zu urteilen, gleichfalls schwere Profile aufweisen. Immerhin ist dies Vorhandensein jüdischer Gebethäuser aus jener Zeit von höchstem Interesse. Hier müssen auch die Karäersynagoge in Jerusalem, die sog. Eliassynagoge in Damaskus, die Grabessynagoge des Rabbi Simeon ben Jochai in Meron bei Safed, ferner die Synagogen zu Nebratein und Tell Hum genannt werden.

Das Mittelalter.

Wie gesagt, es sind weniger die Tempel Jerusalems als die zuletzt genannten Gottesgebäude, welche den Synagogenbau des Mittelalters beeinflusst haben. Schon der bereits erwähnte Umstand, dass Tieropfer ausgeschlossen waren, erforderte eine andere, sozusagen mehr populäre Grundrissgestaltung.

Wenn wir uns nun aber nach Synagogenbauten des Mittelalters in Deutschland und anderwärts umschauen, so ist die Ausbeute nur ganz gering. Aus dem oesterr.-ungarschen



Fig. 16. Die Reste der Synagoge in Kefer Birim. (Nach Fleischer.)

Ländergebiet erwähnen wir die Synagoge zu Nikolsburg[33]). Dieselbe zeichnet sich gerade nicht hinsichtlich einer harmonischen Grundrisslösung besonders aus, aber sie bleibt doch immerhin als ein seltenes Beispiel älteren Synagogenstils bemerkenswert. Die künstlerische Ausbildung des Männerraumes erscheint mehr abgerundet, während die Frauensynagoge höchst ungleich und winkelig entwickelt ist.

Es mag gleich hier bemerkt werden, dass die Scheidung der Männer und Frauen, wie schon im Salomonischen Tempel, durchweg auch im Synagogenbau der Neuzeit durchgeführt ist, abge-

[33]) Zeitschrift des Oester. Ingenieur- und Architekten-Vereins 1894, S. 255.

sehen von der Synagoge der jüdischen Reformgemeinde in Berlin, die dem christlichen Brauch, wie in anderen Dingen, so auch hierin Folge gegeben hat

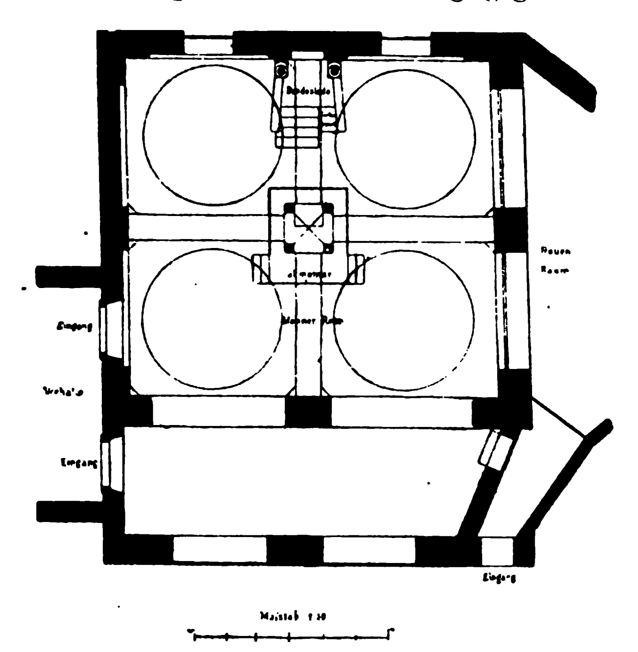


Fig. 17. Grundriss des Tempels in Nikolsburg. (Nach Fleischer.)

Man hat ferner zu unterscheiden zwischen Synagogen, in denen der Frauenraum über gleichem Terrainniveau wie der Raum für die Männer entwickelt ist, und solchen, in denen den Frauen Emporen zugewiesen werden. Es ist klar, dass die ganze fernere Gestaltung in dem einen oder anderen Sinne von dieser Grundbedingung abhängt. Wir finden, dass das Mittelalter, welches noch nicht so mit dem Raume zu geizen brauchte, sich vornehmlich dem ersten Typus zugewendet hat, mit ihm vielfach auch eine Anzahl Synagogen späteren Datums, die dem orthodoxen Ritus huldigen. Doch finden sich auch Verbindungen beider Systeme.

Die Synagoge von Nikolsburg nun gehört dem letztgenannten Typus an. Der Grundriss der Männersynagoge, Fig. 17, stellt als Hauptkern einen nahezu quadratischen Raum dar, der sich an der einen Seite durch einen vorgelegten Appendix erweitert, an einer anderen Stelle schliesst sich der Frauenraum an. Ein unscheinbarer Eingang führt in diesen, während der Männerraum eine Vorhalle besitzt, aus welcher man vermöge zweier Eingänge in das Innere gelangt. Genau in der Mitte desselben befindet sich der Almemor, auf einer Estrade, die umgittert und von zwei Seiten zugänglich ist.

Diese Stelle, von der aus die Thora verlesen wird, möchte ich als eine Reminiscenz an das Heilige des Tempels in Jerusalem auffassen, während der Oraun hakaudesch die heilige Lade vertritt. In dieser werden die Thorarollen aufbewahrt. Das Herausnehmen und Hineinstellen derselben bildet im Gottesdienste jedesmal eine der feierlichsten Handlungen.

Der Oraun hakaudesch wird denn auch künstlerisch am meisten mit Ausstattung bedacht. Man gelangt zu ihm, der etwas höher angeordnet ist, vermittelst einer mässig breiten Treppe, so auch in Nikolsburg. Daneben steht hier, wie noch heute in den Synagogen kleinerer Gemeinden, das Pult, das bei der Absingung der liturgisch weniger bedeutsamen Gesänge des Vorbeters gebraucht wird.

Die Pulte der Gemeindemitglieder sind im Mittelalter noch beweglich, um dieselben je nach Bedürfnis mit Rücksicht auf die Vorschriften der Gebetsordnung mit Leichtigkeit dirigieren zu können. Die Sitze selbst sind meist nach dem Almemor orientiert, was ebenso in Nikolsburg der Fall ist. Auch diese Anordnung ist von den

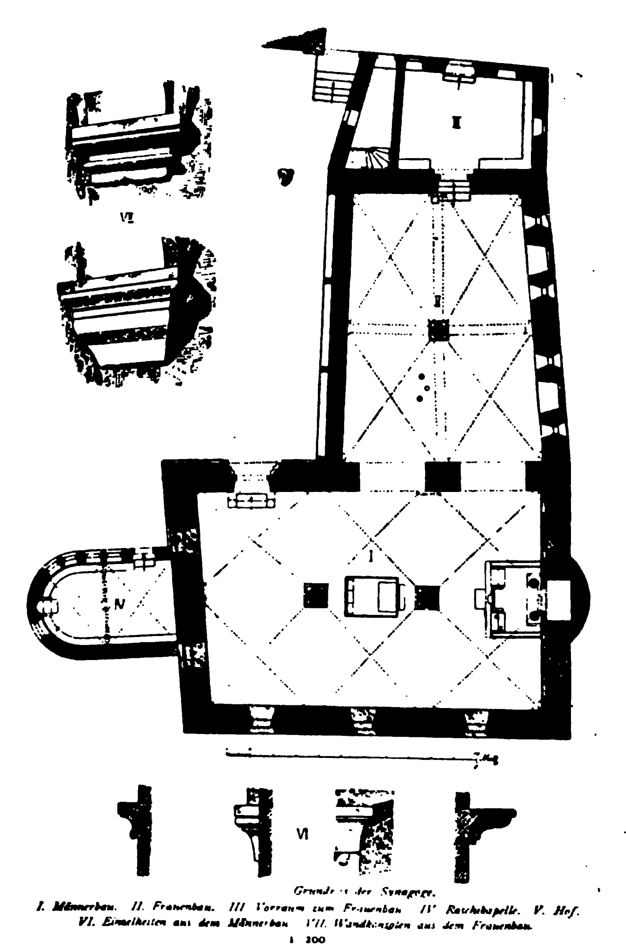


Fig. 18. Synagoge zu Worms.

kleineren Gemeinden unserer Zeit angenommen worden; doch findet sie in der Regel keine Beachtung mehr, wo es sich um Neubauten handelt.

Die Oeffnungen zwischen dem Frauen- und Männerraum sind entweder vergittert oder verhängt, eine in kleineren Städten noch heute anzutreffende Anordnung.

Ein Hauptdenkmal mittelalterlichen Synagogenbaues und das älteste in Deutschland überhaupt ist die Synagoge zu Worms.[34]) (Fig. 18.)

Wir haben hierzu unterscheiden den älteren Männerbau, den jüngeren Frauenbau und die noch jüngere Raschikapelle.

Der eigentliche Synagogenbau (Fig. 19), ausschliesslich zum Gebrauche für die männlichen Mitglieder der Gemeinde eingerichtet, wird durch zwei Säulen in zwei Schiffe geteilt, die durch je drei Kreuzgewölbe überdeckt werden. Im Aeussern der östlichen Seite ist ein rundlicher Anbau sichtbar.

Dieser seiner ganzen Anlage nach romanische Bau zeigt im Süden drei im Spitzbogen abgeschlossene Fenster mit geraden Laibungen, im Osten gleichfalls zwei spitzbogige Fenster und

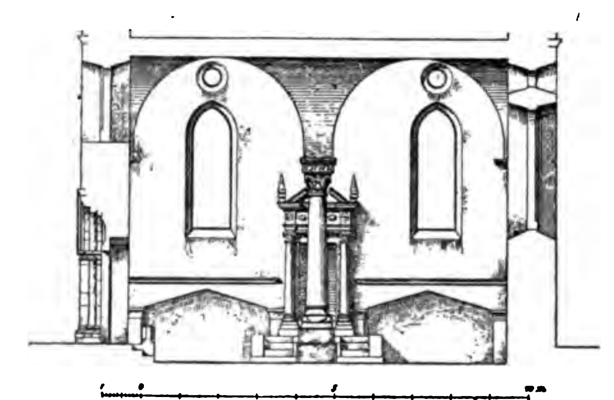


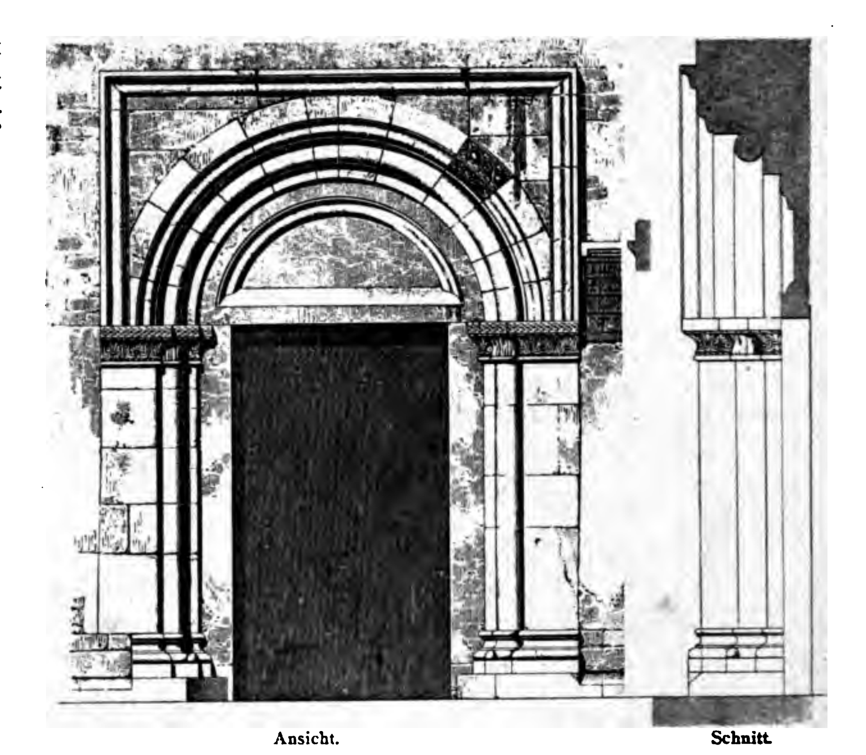
Fig. 19. Querschnitt des Männerhauses der Synagoge zu Worms.

[34]) Die Juden in Worms, von M. Mannheimer. Frankfurt a. M. 1842.

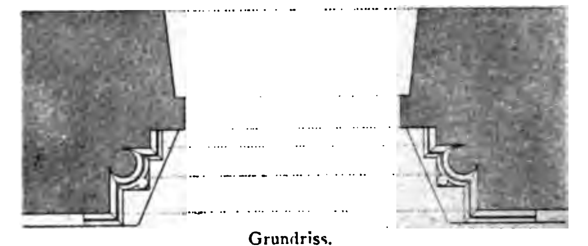
Denkmäler der deutschen Baukunst herausgeb. Abb. vom Verein für die Aufnahme mittelalterlicher Kunstwerke. Darmstadt I. 1856. Taf. 9—11.

Kunstdenkmäler im Grossherzogtum Hessen. Darmstadt 1887. Kreis Worms. S. 258 ff.

Kirchliche Baukunst des Mittelalters. Von A. Hartel und D. Joseph. Berlin 1896. S. 3 ff.



Ansicht. Schnitt.



Grundriss.

Fig. 20. Portal des Männerhauses zu Worms.

dazwischen das Allerheiligste, ausgebildet als halbrunde Nische, mit Rundbogen auf Wandpilastern, gegenüber im Westen entsprechen den obengenannten Fenstern zwei spitzbogige Fenster von einfacherer Gestaltung, dieselben beginnen erst hoch oben und zeigen noch den Einschnitt des Daches der sich an diese Seite anlegenden Raschikapelle. Im Norden öffnet sich das bemerkenswerte romanische Portal (Fig. 20). Die Wandungen werden jederseits durch Rundsäule und Pilasterbildung geziert, deren Kapitelle mit Kelch und Palmette dekoriert sind. Darüber erhebt sich in rechteckiger Umrahmung ein kräftig profilierter Rundbogen. Hebräische Inschriften bedecken die Bauteile allenthalben, so auch das aus verschiedenen Sandsteinsorten hergestellte Hauptportal. Ein anderes Portal (Fig. 21) ist noch im Süden vorhanden, ein drittes in der Wand nach der Raschikapelle zu wurde vermauert, als diese angebaut wurde.

Die Kreuzgewölbe setzen sich einerseits auf

Wandkonsole (Fig. 18, VI), andererseits auf die genannten beiden Säulen auf. Fig. 19, welche einen Blick in das Innere gewährt, zeigt den Säulenfuss auf mehrfachem Aufbau, Eckblätter

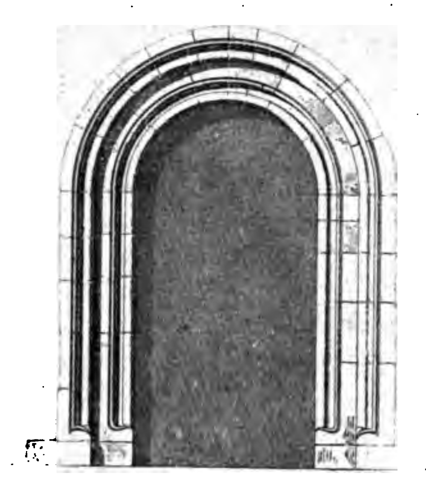


Fig. 21. Portal des Frauenhauses der Synagoge zu Worms.

vermitteln den Uebergang zum Säulenstamm und auf diesen setzt sich das reichornamentierte Kapitell, dessen Dekoration aus der hier beigegebenen Abbildung (Fig. 22) klar ersichtlich ist. Diese Kelchkapitelle haben über sich die



Fig. 22. Worm's Säulenkapitell des Männerbaues. (Nach Hartel-Joseph).

palmettenverzierten Kämpfergehäuse mit Deckplatten. Die östliche Deckplatte hat eine an allen vier Seiten gleichlautende Inschrift, die westliche begnügt sich mit einem geradlinigen Flechtband.

Der Zugang zu dem Oraun hakaudesch, der heiligen Lade, wird durch einen mehrstufigen Vorbau vermittelt, in dessen vorderer Seite das Pult für den Cantor angeordnet ist. In der Mitte des Männerbaus aber befindet sich der Almemor in kunstvollem Aufbau, der jedoch nicht mehr der alte im 17. Jahrhundert entstandene und durch Feuer und Schwert vernichtete ist. Jener ältere Werk verdankte seine Entstehung des Munificenz des Vorstehers David Oppenheim, von dem das Memorialbuch erwähnt, dass er ausser dem Almemor auch die Jeschiba (Schule) hinter der Synagoge, sowie das Haus auf dem Friedhof habe erbauen lassen, ferner schenkte er der Synagoge eine wertvolle Thorarolle mit allen dazugehörigen silbernen Geräten. Auch zum Synagogenbau selbst gab er 100 Königsthaler. Der wohlthätige Mann starb 1642.

Uralt wie die jüdische Gemeinde in Worms ist auch die Synagoge daselbst, und unmöglich ist es, beide Daten genau zu bestimmen. Zur Baugeschichte der Synagoge muss eine Inschrift von Wichtigkeit herbeigezogen werden. Dieselbe lautet in der etwas schwerfälligen Uebersetzung:[35]) „Von der Sehnsucht nach dem Vorhof des Tempels errichtet, stehe das Zeugnis da in Joseph! Gottesfürchtige Ihr, schaut aufwärts zum Felsen, zur Schrift ihm eingegraben. Den Inhalt beweist, ruft und bezeugt der Stein aus der Wand, der Balken aus dem Gehölz. Tief grub er bis zum Grunde und führte aufwärts das Gewölbe, einwärts führt ein gerader Weg und die Wand erhebt sich aus früheren Trümmern. Dieses Alles auf Kosten seines Geldes, auf dass er im Schatten der Weisheit eine Hütte sich schaffe, unter dem ästigen Baum, in jener Höhe errichtet —, dort wo beim Aufgang der Sonne das Licht ihm schön erglänzt, dass Schatten ihm werde in der Hütte, von der Hand dessen, über welchen die Freunde die Lose werfend, würdig zur Teilung im Kreise sich setzen. Geniessen wird er der Freuden Fülle; einem Gurte gleich wird Tugend um seine Lenden, Treue um seine Hüften sich schliessen. Gepriesen in Ewigkeit der, welcher das Flehen erhöret! Denn erfüllet

[35]) Dr. L. Levysohn, Sechzig Epitaphien von Grabsteinen des israel. Friedhofes zu Worms. 1855. S. 104.

hat er mit Glauben das Herz seines Dieners, des Jakob, eines Sohnes Davids, auf dass dieser, mit Einsicht begabt, seinem erhabenen Namen einen Tempel errichte, und mit ihm seine Gattin Rahel, hochgeachtet zwischen den Glücklichen. Ihr Vermögen diente zur Ehre, zur Freude Gottes; ausschmückend, verschönerten sie den Tempel, der im Elul 794 seine Vollendung erreichte. Lieblicher denn Opfer gefiel es dem Schöpfer, lieblicher als Söhne und Töchter empfingen sie ewigen Ruf, Denkmal und freudigen Glückwunsch. Gesegnet sei ihr Andenken, und wer dies liest, der spreche: Amen!"

Aus dieser Inschrift erfahren wir, dass der Tempel 1060 n. Chr. vollendet wurde, zugleich aber wird uns bekannt, dass es sich hier im wesentlichen um den Wiederaufbau einer älteren Anlage handelt, die im Jahre 1034 errichtet worden sein mag.[36]) Mar Jacob, der Sohn Davids, und seine Frau Rahel sind die Stifter. Dass aber auch dieser Bau sehr bald, wenigstens architektonisch, umgebildet wurde, erkennen wir an der tektonischen Formgebung der heute noch vorhandenen Teile, die ins Ende der romanischen Periode zu setzen sind. Nur die Steine an der Ostwand zeigen die dem frühen Mittelalter eigentümliche Bearbeitung. Das Andenken des Stifters wird noch heutzutage jeden Sonnabend in der Wormser Gemeinde durch ein besonderes Gebet geehrt.

Das Aeussere des schmucklosen Männerbaus giebt, abgesehen von dem bereits beschriebenen Hauptportal und der karniesgeschmückten, im Osten hervortretenden Nische, keine Veranlassung zur Begeisterung in künstlerischer Hinsicht.

Der Frauenbau schliesst sich im Norden an den Männerbau unter rechtem Winkel an (Fig. 18, II). Vier durch Gurtbogen getrennte Kreuzgewölbe überdecken den Raum und stützen sich einerseits auf eine einzige Mittelsäule, andererseits auf Wandkonsole (Fig. 18, VII). An seiner Südseite öffnet sich der Bau in zwei Spitzbogen nach der Männersynagoge, während der Eingang (Fig. 21) in entgegengesetzter Richtung sich befindet, von der Strasse aus zugänglich ist und einer kleinen Vorhalle angehört. Da die Formen der Architektur dieses Portals in den Uebergangsstil passen, so muss man annehmen, dass wir es hier mit den ältesten Resten des Frauenbaus zu thun haben. Ueber dieser Vorhalle befindet sich ein zweiter Stock, dessen Fenster aus der Zeit des 17. Jahrhunderts stammen. Aelter aber wie diese sind die spitzbogigen Fenster des Hauptraumes.

Im Westen befindet sich eine Blendarkadenstellung mit drei Bogen auf gotischen Pilastern. Steinerne Bänke schmiegen sich in die Blenden ein. Diese unscheinbaren Bänke hatten ehedem eine gewisse Bedeutung, so waren die Gemeindemitglieder angewiesen, am Sabbat nach dem Gebet von hier aus gegebenenfalls Leidtragenden Trost zuzusprechen, auch wurden hier gewisse Akte vorgenommen, wenn es sich um Ehescheidungen handelte.

Von einem Frauenbau und seinen Stiftern Meïr und dessen Ehefrau Judith spricht eine im äusseren Vorhofe vorhandene lädierte Inschrift. Danach ist das Gebäude 1213 erbaut worden, doch wurde die Synagoge 1349 zerstört, so dass es fraglich bleibt, wieviel sich von dem ursprünglichen Bau bis auf unsere Zeit hinübergerettet hat. Die Vorhalle stammt etwa aus dem 17. Jahrhundert.

Die Raschikapelle schliesst sich, wie bereits erwähnt, westlich an den Männerbau an. Dieselbe ist verhältnismässig spät, erst im Jahre 1624 durch David ben Josua Joseph Oppenheim errichtet. Der Grundriss (Fig. 18, IV) zeigt uns einen rechteckigen, westlich halbrund geschlossenen Raum, der mit zwei spätgotischen Kreuzgewölben überdeckt ist. Eine einfache, mit einem Schlussstein versehene Rippe (Fig. 23) trennt beide Gewölbe. An den Wänden ziehen sich steinerne Bänke entlang. Fünf Fenster tragen dem Raume, dessen Längs- (Fig. 23) und Querschnitt (Fig. 24) wir darstellen, genügendes Licht zu. Die Gestalt

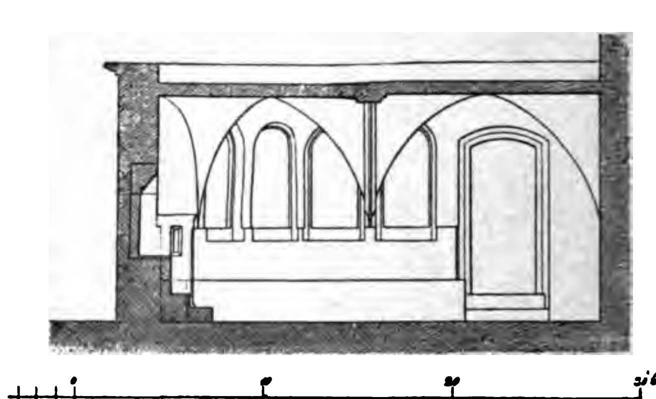


Fig. 23. Längsschnitt durch die Raschikapelle zu Worms.

[36]) Monatsschrift für die Geschichte und Wissenschaft des Judentums. Breslau 1896. S. 512. In dieser Abhandlung werden die Inschriften einer erneuten Korrektur unterzogen und vieles richtig gestellt.

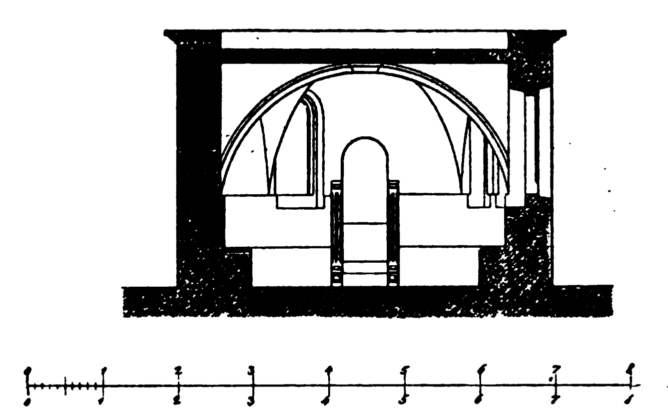


Fig. 24. Querschnitt durch die Raschikapelle zu Worms.

der Rundbogenfenster ist vollkommen aus den Abbildungen ersichtlich. Genau in der Mitte der Peripherie des Halbrunds befindet sich der Stuhl, von dem aus der berühmte Rabbi Raschi gelehrt haben soll[37]) (Fig 25.) Der Sitz selbst, auf den zwei Stufen hinanführen, ist in die halbrund vertiefte Mauernische eingelassen und mit verzierten Wangen versehen. Diese Stätte wird als besonders weihevoll angesehen.

Das Aeussere (Fig. 26) des nur aus einem Erdgeschoss bestehenden und mit Ziegelsteindach abgedeckten Gebäudes ist sehr kahl gehalten; nur die Eingangsthür hat eine architektonische Umrahmung, die auf besondere Schönheit keinen Anspruch zu erheben vermag.

Von nennenswerten Kunstobjekten führen wir auf: die zehn Messingleuchter der Männersynagoge und die sechs der Frauensynagoge, welche etwa in die Zeit des 17. Jahrhunderts fallen mögen. Von diesen Leuchtern sagt Wörner:[38]) „Als Bekrönung tragen sie meistens den Reichsadler; einer der grösseren hat an dessen Stelle einen altertümlichen Adler, sitzend, auf dem eine männliche Figur mit dem Blitzstrahl in der Rechten reitet." An anderen Leuchtern ist manches ergänzt und neueren Datums, namentlich die Adler mit den ausgebreiteten Flügeln und einer reitenden Figur in der Männersynagoge und ein Adler in der Frauensynagoge. Besonders hübsch ist der Kandelaber rechts von der Lade, er wurde 1656 geweiht.

Die Gemeinde von Worms ist auch im Besitze mehrerer merkwürdiger Vorhänge (Paroches)

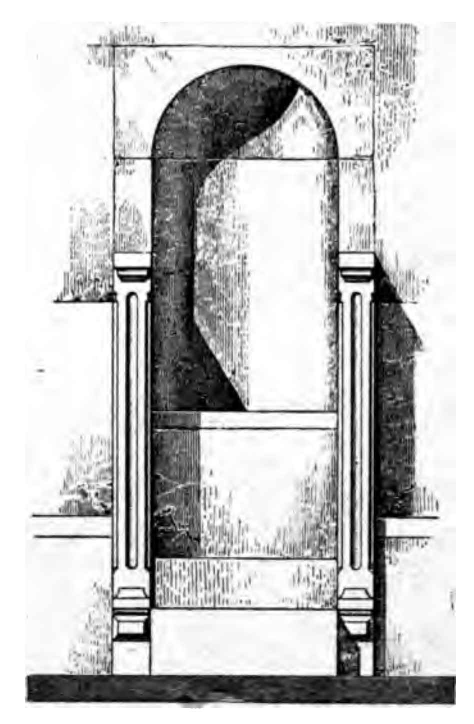


Fig. 25. Sog. Stuhl Raschi's zu Worms.

für die heilige Lade und von Bekleidungen für die Thorarollen, die mehrfach auf ein hohes Alter zurückblicken können. Sehr berühmt ist die Thorarolle, von der erklärt wird, dass sie



Fig. 26. Raschikapelle zu Worms.

[37]) Die Beweise für die Anwesenheit Raschi's, eigentlich Rabbi Salomo Jizchaki, geb. 1105, gestorb. 1180 zu Troyes in Frankreich, hat Dr. Lewysohn a. a. O. S. 100 f. zusammengestellt. Dagegen Monatsschrift für die Wissenschaft des Judentums, 1896, S. 513. Hiernach hätte die Raschikapelle nichts mit Raschi zu thun, was ja mit dem Entstehungs-Datum des vorhandenen Baues übereinstimmen würde. Vielleicht klingt in der Sage die Erinnerung an ein älteres Gebäude wieder. Auf eine soeben erschienene Schrift Abr. Epsteins „Die nach Raschi benannten Gebäude in Worms" Wien, 1901, kann nur hingewiesen werden.

[38]) Kunstdenkmäler im Grossherzogtum Hessen, a. a. O. S. 263.

vom Rabbi Meier aus Rothenburg geschrieben worden ist und die etwa nach den Schriftzügen zu urteilen, vierhundert Jahre alt sein dürfte.

Der romanischen Zeit noch gehören zwei Machsorim (Gebetbücher für die Festtage) an, dieselben sind auf Pergament in hebräischer Quadratschrift geschrieben und zeigen Miniaturmalereien. Dieselben befinden sich in Aufbewahrung in der Raschikapelle. Auch ein geschriebener Siddur (Gebetbuch für die alltäglichen Gebete), der noch heute benutzt wird, weist ein hohes Alter auf, das aber über die Grenze des Mittelalters nicht zurückdatiert, und der Rabbiner hat noch jetzt in Gebrauch ein in Kursivschrift abgefasstes Minhagim-Buch aus dem 17. Jahrhundert. Dieses Buch enthält die Gebräuche im Gottesdienste der Gemeinde Worms, der in vielfacher Beziehung von dem anderer deutschen Gemeinden abweicht. (Schluss folgt.)



DIE DARSTELLUNG DER OPFERUNG ISAAKS IN DER BILDENDEN KUNST.

Von A. Palmoni.

Die Opferung Isaaks gehört zu den beliebtesten Motiven in der bildenden Kunst. Zwar von irgend einer Darstellung aus dem Altertum ist uns nichts bekannt, wie sich das ja leicht begreift. Aber die neuere Kunst hat das Thema aufgenommen und es seit den ersten Jahrhunderten mit Eifer und Vorliebe dargestellt. Schon in Wandgemälden der Katakomben Roms aus dem zweiten Jahrhundert erblickt man dieses Bild; an Särgen, auf geschnittenen Steinen und an anderen Werken, besonders der Kleinkunst, trifft man es. Aus fast allen Jahrhunderten lassen sich Denkmäler nachweisen, welche diesen Gegenstand darstellen. Es sei nur an den berühmten Verduner Altar vom Jahre 1181 zu Klosterneuburg erinnert, der so merkwürdig durch die Art seiner Herstellung, in Schmelzgruben nämlich, ist. Die Bedeutung des Stoffes für die Kunst schien am Ausgange des Mittelalters ganz besonders hoch geschätzt zu werden, denn als im Jahre 1401 ein Wettbewerb um den Auftrag für die nördliche Thür der Taufkirche zu Florenz ausgeschrieben wurde, wurde eben dieser Gegenstand zur Darstellung in erhabener Arbeit als Preisaufgabe gewählt. Lorenzo Ghiberti erhielt den Preis und den Auftrag; aber auch die Arbeit des Filippo Brunelleschi wurde bewundert. In allen diesen Darstellungen ist der Vorgang einfach und sachgemäss nach den biblischen Worten aufgefasst. Isaak befindet sich auf dem Altare, Abraham steht dabei mit gezücktem Opfermesser, in der Luft erscheint die Hand Gottes oder der Engel, und im Gebüsch zeigt sich der Widder. In den Einzelheiten finden natürlich Abweichungen statt. Das bis ins hohe Altertum hinaufreichende „Handbuch der Malerei vom Berge Athos“, welches unter anderem Vorschriften für die Darstellung aller Gegenstände der kirchlichen Kunst giebt, fügt noch hinzu, dass auch der Berg und an dessen Fusse die beiden Knaben Abrahams samt dem Esel abzubilden seien. Auf diese Weise, enger oder weiter ausgedehnt, ist der Gegenstand das ganze Mittelalter hindurch dargestellt worden, und auch die Meister des 16. und 17. Jahrhunderts schlossen sich dieser Auffassung an. So Rafael in dem schönen Deckengemälde der Stanza dell' Eliodoro im Vatikane, so Tizian in einem der Zwickelbilder der Kuppel von S. Maria della Salute zu Venedig, so Andrea del Sarto in dem grossen Oelgemälde zu Dresden, und Rembrandt in seinem berühmten Gemälde zu St. Petersburg. Auch G. Reutern ist mit seinem grossartigen Kunstwerk (ebenfalls zu St. Petersburg), dessen Abbildung wir hier bringen, hervorzuheben. In allen diesen, sowie in verschiedenen Darstellungen anderer Meister jener Zeit ist der Gegenstand zu dramatischer, in sich geschlossener Handlung entwickelt und dadurch zu höherer, künstlerischer Vollendung geführt worden. Unter den Werken neuerer Künstler mag das Blatt der Schnorr'schen Bilderbibel als ein Beispiel genannt werden. In der That lässt sich die „Opferung“ auch nicht wohl anders auffassen. Aber schon in Malereien der Katakomben findet man den Augenblick dargestellt, wo Vater und Sohn, unmittelbar nach der Rettung Isaaks und nach der Opferung des Widders, sich im Dankgebete, dass sie einander wieder geschenkt worden sind, vereinigen. Auch in den folgenden und späteren



OPFERUNG ISAAKS.

Von G. R. Reutern.

(Museum Kaiser Alexander III., Petersburg)

Zeiten ist der Vorgang in dieser erweiterten oder veränderten Auffassung dargestellt worden, unter andern noch von dem jüngeren Teniers in einem anziehenden Gemälde von 1653 zu Wien. Die Auffassung in allen diesen Darstellungen ist eine streng religiöse, indem sie die Beziehung zu Gott ausschliesslich betont und in einer rituellen Handlung zum Ausdruck bringt. Sie wird aber nicht als ein erschöpfender Ausdruck der Empfindungen gelten können, welche in dem Augenblicke der Rettung die Herzen der beiden erfüllen mussten. Und doch liegen diese Empfindungen menschlich so nahe! Und doch ist dieser Augenblick für die künstlerische Wiedergabe so dankbar! Schon Flavius Josephus giebt für die Auffassung desselben einen entscheidenden Fingerzeig, indem er in seinen „Altertümern" erzählt, dass, nachdem Gott seine Verheissung dem Abraham verkündigt hatte, Vater und Sohn, die „sich wider ihr Verhoffen einander zurückgegeben sahen und der Verheissung solcher Güter gewürdigt worden waren, einander in die Arme fielen". Dann erst vollbrachten sie das Opfer des Widders. Diese natürliche und menschlich so schöne Auffassung ist jedoch äusserst selten künstlerisch gestaltet worden. Das bedeutendste Werk, in welchem dies geschehen, mag das grosse Gemälde von Jan Lievensz, aus der Zeit um 1640, im Museum zu Braunschweig sein. Vater und Sohn knieen, sich umarmend, neben dem Altar und schauen beglückt und dankbar zum Himmel empor, doch scheint auf ihren Angesichtern noch die eben überstandene Seelenpein nachzuzittern. Das Opfer ist hier als eben vollzogen gedacht. Dieses auch ausgezeichnet gemalte Bild ist schon bald nach seinem Entstehen vielfach gepriesen und gerühmt worden, und es hat auch in einem Gedichte von Philipp Angels ein Denkmal gefunden.

(Das Bild von Lievensz s. Seite 780.)

„Dein Volk ist mein Volk."

Ruth I, 16. 17.

Das war der grosse Sabbath meines Lebens,
An dem ich staunend sah das heil'ge Land,
Als ich nach Jahren unerfüllten Strebens
Durch dich den Weg zu deinem Volke fand.

Mit deinem Volk verband ich mein Geschick,
Aus seiner Sehnsucht sang ich meine Lieder,
Und was dein Volk bewegt an Schmerz und Glück,
Klang frühlingsstark in meiner Seele wieder.

So konnt' ich ganz dein Volk und dich verstehen
Und deines Volkes treu'ste Tochter sein.
Wo du nun hingehst, da will ich auch gehen,
Und wo du bleibst, da ist die Heimat mein.

Wir beten, du und ich, zu einem Gott,
Es ruht sein Auge segnend auf uns beiden . . .
Und nichts auf Erden kann, als nur der Tod,
Dich und dein Volk von meiner Liebe scheiden.

Berlin. Dolorosa.

(Aus der „Welt".)



JUEDISCHE THESEN.

Von Rabbiner Dr. Felsenthal, Chicago.

1. „Judentum“ und „jüdische Religion“ sind nicht gleichwertige Begriffe. „Judentum“ ist viel umfassender als „jüdische Religion“, und die jüdische Religion ist bloss ein Teil des Judentums. „Judentum“ ist die Zusammenfassung des gesamten Denkens, Empfindens und Strebens des jüdischen Volkes. Mit anderen Worten: Judentum ist die Summe aller volkspsychologischen Eigentümlichkeiten, die in der jüdisch-nationalen Geistesveranlagung ihre Wurzeln haben.

2. Die jüdische Religion ist, wie gesagt, nur ein Teil des Judentums, aber allerdings ist sie ein sehr überwiegender Teil desselben. Bei keinem Volke der Erde nahm je die Religion einen solchen breiten und tiefgehenden Raum im geistigen Leben ein, wie es bei den Juden der Fall war. Doch neben der Religion gab es und giebt es noch andere Elemente im Judentum.

3. Wäre „Judentum“ bloss so viel als „jüdische Religion“ und nichts mehr, und wäre der Begriff „Jude“ bloss dahin zu fassen, dass er ein Bekenner der jüdischen Religion sei, und dass ihn weiter nichts als seine Religion von den Nichtjuden scheide, dann hätte kein Geschichtschreiber des Judentums als solcher das Recht, die reiche mittelalterliche Litteratur der Juden über Medizin, Astronomie, Mathematik, Schachspiel u. s. w. zum Gegenstand seiner Forschungen und seiner litterarischen Behandlung zu machen. Süsskind von Trimberg würde, unter dieser Voraussetzung, ebensowenig in einer Geschichte des Judentums einen Platz verdienen, wie Walther von der Vogelweide in einer Geschichte der christlichen Religion oder der christlichen Kirche. In irgend einem Werke über Juden und Judentum dürfte dann der Bildhauer Antokolsky ebensowenig genannt werden, wie der Bildhauer Thorwaldsen in einem Werke über Christentum und Kirche, und es wäre selbst fraglich, ob man berechtigt wäre, Moses ben Maimons Milloth ha-Higgajon oder die von einem unbekannten Mathematiker herrührende und aus dem neunten oder zehnten Jahrhundert stammende geometrische Schrift Mischnath ha-Middoth in einer jüdischen Litteraturgeschichte zu nennen.

4. Und wieso kämen — wenn es richtig wäre, dass die Juden bloss eine Religionsgenossenschaft oder eine Kirche bildeten, und nicht in erster Linie ein Volk, einen Stamm, oder eine Nation, oder wie man es sonst heissen wolle — wieso kämen die Juden, die in der Geschichte der Entdeckung von Amerika genannt werden, oder die in der neueren Zeit als Staatsmänner sich Ruf und Namen erworben haben, oder die als Musiker oder als ausgezeichnet auf anderen künstlerischen und wissenschaftlichen Gebieten Ruhm sich errangen, in eine Geschichte der Juden und des Judentums? Und mit welchem Rechte könnten unsere modernen jüdischen Zeitschriften so laut und so nachdrücklich und mit solchen Jubelfanfaren es verkünden, dass ein Monarch irgend einem jüdischen Industriellen einen Orden vierter Klasse verliehen habe? oder dass er geruht habe, kund zu thun, dass irgend ein greiser und hochverdienter jüdischer Gelehrter mit dem Titel Professor bezeichnet werden dürfe? oder dass in irgend einer Stadt in den Vereinigten Staaten wieder einmal „einer von unsern Leuten“ zum Bürgermeister erwählt wurde? Was hat denn solches mit der jüdischen Religion zu thun?

5. Das jüdische Volk, der jüdische Stamm ist das Gegebene, das Bleibende, das notwendige Substrat, der substanzielle Kern. Die jüdische Religion ist ein diesem Kerne Anhaftendes, Eigenschaftliches; — ein Accidens, wie es die Logiker heissen. Der Begriff Judentum — in seinem engern Sinne, als Religion gefasst — erhält daher eine vollkommen richtige und adäquate Definition, wenn man sagt: Judentum, in diesem engern Sinn, ist die Religion der Juden. Der nähere Inhalt dieser Religion — das ist eine andere Frage.

6. Das Judentum ist nicht eine Universalreligion; es ist, richtig verstanden, eine Nationalreligion. Ohne Juden giebt's kein Judentum.

7. Aber das Judentum enthält gewisse universale Elemente, gewisse absolute und ewige Wahrheiten. Es behauptet, dass gewisse Teile der unter dem jüdischen Volke zum Ausspruch und zur Herrschaft gelangten metaphysischen Sätze und gewisse ethische Prinzipien desselben zum Gemeingut der Welt bestimmt seien, und es hofft, dass sie einst Gemeinbesitz aller Völker sein werden.

8. Auf diese universalen Elemente, die, zum Teile wenigstens, heute schon unter anderen Völkern anerkannt sind, beschränkt sich das Judentum nicht. Wollte es in die Erscheinung treten, so bedurfte es der Manifestationen nach aussen hin, — eines gewissen eigentümlichen Kultus, einiger national festgesetzter Tage der Weihe, einiger bestimmter nationaler Symbole und Ceremonien. Die Wahl des siebenten Wochentages als eines geheiligten Tages der Ruhe und der Seelenerhebung, die jüdischen Festtage, der jüdische Kalender, und dergleichen mehr, sind bloss national-jüdisch, haben keinen universalen Charakter, und es wäre mehr als thöricht, für derartiges einen Anspruch auf universale Anerkennung erheben zu wollen.

9. Wollte man aus dem Judentum alles Nationaljüdische ausscheiden, den herkömmlichen Sabbat, die überlieferten Feste, die in ganz Israel noch bestehenden gemeinsamen Elemente im Kultus u. s. w., und wollte man sich auf das beschränken, was man das Ewige, das Bleibende, das Universale im Judentum nennt, dann hätte man freilich eine Kirche oder eine Religionsgenossenschaft, die auf der Basis des Theismus ruhen und eine sehr sublime Ethik lehren und fordern würde. Dann hätte man eine Weltreligion, wie sie diejenigen anstreben, welche den Satz bestreiten, das Judentum sei zu allernächst eine Stammesgemeinschaft, und welche statt dessen es als einen Fundamentalsatz hinstellen möchten, das Judentum sei eine Religion und nichts weiter als eine Religion.

10. Aber wird man unter der Herrschaft solcher Gedankengänge nicht dazu getrieben werden, die Konsequenzen zu ziehen? — Bereits giebt es ungemein viele jüdische Stammesangehörige, die keiner jüdischen Gemeinde sich angeschlossen haben und keiner solchen sich anzuschliessen gewillt sind, oder die bereits solchen freireligiösen Genossenschaften beigetreten sind, deren Mitglieder nicht ausschliesslich dem jüdischen Stamme angehören. Hört man auf die Reden dieser, so sagen sie, es sei für solche Juden, in deren Kreisen der Gedanke an einen Rassenzusammenhang mit den übrigen Juden gänzlich geleugnet und ein Rassenunterschied zwischen Juden und arischen Volksstämmen entschieden in Abrede gestellt wird, oder auch für solche, bei denen der nationale Gedanke gänzlich erstorben ist, auch nicht der allergeringste Grund vorhanden, die Schranken zwischen jüdischen Theisten und nichtjüdischen Theisten aufrecht zu erhalten, und man möge, ja man solle diese Schranken fallen lassen und zur Niederbrechung derselben voranschreiten.

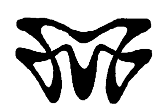
11. Das Judentum in seiner Selbstbeschränkung und als eine Nationalkirche ruht auf einem viel vernünftigeren und gesunderen Fundamente, als es der Fall sein könnte, wenn es sich zu einer sogenannten Weltreligion ausweiten würde. In der jüdischen Nationalreligion ist die natürlich gegebene Zugehörigkeit zum jüdischen Stamm das alle zusammenhaltende und einigende Band, und innerhalb derselben kann für den einzelnen die unbeschränkteste Gedanken- und Forschungsfreiheit und für die Gesamtkirche die unbeschränkteste Entwickelungsfreiheit bestehen. Es braucht innerhalb einer Nationalkirche keine Dogmenstarrheit zu existieren. Auch in der altgriechischen Nationalreligion gab es keine erstarrte und fest formulierte Dogmatik. Auch in der altgermanischen Religion gab es kein Kredo und keinen Katechismus. Wären diese alten Nationalreligionen nicht durch die christliche Weltreligion und die sie begleitenden Dogmen verdrängt worden, so hätte die fortschreitende Kultur und die wachsende Erkenntnis auch hier befreiend gewirkt und anhaftende zeitliche Irrtümer und Unhaltbarkeiten ausgeschaltet, und auch diese alten Religionen wären zu klareren Höhen emporgestiegen.

12. Auch nichtjüdische religiöse Gemeinschaften, welche von Dogmenzwang vollkommen frei sind, werden in der Gestaltung ihrer Kulte und ihrer sonstigen Formen sich von den geographischen und geschichtlichen Bedingungen desjenigen Volkes bestimmen lassen müssen, in dessen Mitte sie existieren. Eine solche Religionsgemeinschaft im hohen Norden wird nicht den Palmzweig, wohl aber den Tannenbaum zu kulturellen Zwecken verwerten; in einem Lande mit der Vegetation einer wärmeren Zone wird es sich umgekehrt verhalten. In Nordamerika wird man ein Herbstfest im Oktober oder November feiern, in Argentinien oder Brasilien dagegen im März oder April. In den Vereinigten Staaten wird man am 4., und in Frankreich am 14. Juli nach wie vor ein dem Gedanken der Freiheit geweihtes Fest feiern; unter den Juden dagegen, und bloss unter den Juden, am 15. Nisan. Solche verschiedene und doch innerlich verwandte freie

und nationale Religionsgenossenschaften können und werden freundschaftlich und sich gegenseitig fördernd neben einander hergehen. „Indem die Rose selbst sich schmückt, schmückt sie auch den Garten.“ Und indem jede nationale Religion selbst immer wächst in Licht und Wahrheit und immer mehr fördersam einwirkt auf die betreffende Nation, trägt sie zur Schmückung der ganzen Menschheit bei.

13. Durch eine sogenannte Universalreligion ist die Menschheit immer der grossen Gefahr ausgesetzt, dass für sie Geistesketten geschmiedet und dadurch freies Denken und Streben und Sichentwickeln vielfach gehemmt werden könnte. Denn die Bekenner einer solchen Religion müssen doch jedenfalls irgend etwas Gemeinsames haben. Und was könnte dieses Gemeinsame sein? Was anders als eine verpflichtende Dogmatik? Aber wo es bindende Dogmen giebt, da giebt es auch Ketzer, und wo es Ketzer giebt, da giebt es auch Ketzergerichte, eventuell: Entsetzung von religiösen Lehrämtern. Exkommunikationen u. s. w. Und der Boden ist dann dazu vorbereitet, dass auf ihm Intoleranz, Fanatismus und andere Giftblumen erblühen können.

14. Der schliessliche Sieg des Judentums besteht nicht darin, dass alle Menschen Juden werden — das ist auch unmöglich, und in aller Ewigkeit wird die Menschheit in verschiedene Rassen und Stämme geteilt sein —, sondern darin, dass man die ewigen Wahrheiten des Theismus und die hohe sittliche Forderung der Heiligung des Lebens allgemein anerkennen wird, und dass man sie allgemein als ideale Mächte preisen wird, die alles Leben beherrschen müssen.



JUEDISCHE JUGEND-ZEITSCHRIFTEN.

Als eine bemerkenswerte Eigentümlichkeit verdient es verzeichnet zu werden, dass ein Volk, dessen vornehmste Aufgabe seit seinem Bestande es ist, seine Jugend volkstümlich zu erziehen, so wenig seine Aufmerksamkeit der Jugendlitteratur und deren Bedeutung zuwendet. Für die acht Millionen Juden Europas bestehen im ganzen drei Jugendzeitschriften, von denen zwei erst das letzte Jahr ins Leben gerufen worden sind.

Es gehört zu unserer Aufgabe, sie einer kurzen Besprechung zu unterziehen und die Aufmerksamkeit unseres Leserkreises auf sie zu lenken. Der Vorrang gehört unstreitig der prächtigen hebräischen Halbmonatsschrift „Olam-Katan“, welche im Verlage „Tuschijah“ in Warschau erscheint. Unsere besten hebräischen Schriftsteller beteiligen sich mit guten Beiträgen daran. Die Redaktion ist eine vorzügliche, die Sprache leicht fasslich und modern. Für jene Jugend, welche des Hebräischen mächtig ist, bietet sie eine wertvolle Quelle der Unterhaltung und Belehrung. Die reiche Illustration könnte mitunter besser durchgeführt sein. Es ist das einzige, was wir daran auszusetzen haben.

Eine weitere Zeitschrift zur Belehrung und Unterhaltung der israelitischen Jugend ist der von Herrn E. Flanter in Berlin herausgegebene „Israelitische Jugendfreund“.

Dieses Blatt, das einzige dieser Art in Deutschland, erscheint seit 1895 (halbmonatlich), steht somit jetzt im siebenten Jahrgang. Der Zweck dieser Zeitschrift ist: unsere Kinder mit dem Wesen und den Lehren des Judentums bekannt zu machen und die Kenntnis der jüdischen Geschichte und Litteratur zu verbreiten. Wir halten das Blatt für das geeignetste Mittel zur Ergänzung und Unterstützung des Religionsunterrichtes. Diesen Zweck sucht das Blatt zu erreichen durch Gedichte (meistens religiösen Inhalts), durch Abhandlungen über jüdisch-religiöse Stoffe, Beschreibungen jüdischer Altertümer aller Art und durch Erzählungen aus jüdischer Geschichte und jüdischem Familienleben. Für die

Unterhaltung der jugendlichen Leser wird durch Veröffentlichung von Spielen, Handarbeiten, Rätseln u. s. w. hinlänglich gesorgt. Der Reichhaltigkeit des Blattes entspricht die Form, in der der Lesestoff dargeboten wird. Der kindliche Ton ist meistens glücklich getroffen. Das Blatt wird mit grossem Geschick und feinem Takt geleitet, wie es von einem gewiegten Schulmann, wie Herr Flanter, auch nicht anders zu erwarten ist.

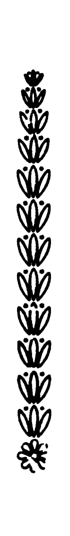
Eine ganz eigenartige Stellung nimmt jedoch die in Prag erscheinende Jugendzeitschrift „Jüdisches Gefühl" ein. Die Anfänge dieser Zeitschrift haben ihrer Verbreitung sehr geschadet, was daran liegt, dass die Unternehmer ganz unvorbereitet die Sache in die Hand genommen haben. Sehr viel anders präsentiert sich das Blatt neuerdings. Es ist zumeist ernst gehalten, in seinem ganzen Inhalte kehrt es den jüdischen Standpunkt hervor und bestrebt sich, unserer Jugend die Geschichte ihres Volkes beizubringen.

Endlich ist es die einzige deutsch geschriebene Zeitschrift, welche der Pflege der hebräischen Sprache einen besonderen Raum widmet. Dies verdient nachgeahmt zu werden.

Das „Jüdische Gefühl" erscheint seit diesem Quartal in schönerer Ausstattung und unter dem neuen Titel „Jung Juda". Neben diesem mehr äusserlichen Veränderungen ist noch hervorzuheben, dass das Blatt in letzter Zeit sich mehr und mehr von seiner früher etwas lokal gefärbten Schreibweise freimacht und dadurch immer mehr Aussicht auf grössere Verbreitung gewinnt die ihm in Anbetracht seiner kräftig-jüdischen Tendenz nur zu wünschen ist.

L.









„AN DER WESTMAUER."



Bida. **Betende Juden an der Klagemauer.**

Viele Völker sind in Jerusalems Mauern gewesen . . . . enes Volk aber, das diese Stadt zum Zentrum eines gen Gottesdienstes machte, jenes Muttervolk aller hohen ion und reinen Gottesanschauung, es hat, da es wieder nmen ist und gesucht hat nach den Stätten seiner Väter, gefunden, das es sein eigen nennen dürfte von den ihten Plätzen, nichts denn jenen engen Mauerwinkel Tempelplatz in der schmutzigsten und erbärmlichsten nd, in der Nähe von auf Schuttboden wildwucherndem elfeigenkaktus und von dem Mistthor. Laut klagend n und knieen seine Gerechten hier voll aufrichtigen erzes über die verflossene Grösse.

Tief hat es mich ergriffen, als ich gestern abend diesen betrat. Ja, ich möchte fragen: wer überhaupt kann, von wehmütigem Mitgefühl ergriffen zu sein, die Kinder s des Freitags gegen Abend an dieser ihrer „Klage-r" sehen, wo selbst die halb oder ganz verschleierten n ihrem Jammer Ausdruck verleihen, wo die Männer üschenen Kaftan und mit den langen, über die Schläfe fallenden Seitenlocken sich zu Gruppen um einen Vorscharen, um den Beginn des Sabbats zu feiern?

Der Vorbeter und wer sonst noch einen Platz an der r sich gesichert hat, legt die flache Hand beim Gebete e alten Steine der äusseren Wandung, im Gefühl des besitzes und froh, wenigstens hierbei nicht gestört zu n. Welch trauriger Ueberrest vom einstigen Besitze lerges Morija!

Einmal im Jahr findet noch heute eine grosse Klage-ie statt über den Untergang des jüdischen Königreichs. st im Monat Ab (August). Eine ausgearbeitete Klage-i wird abgebetet, in der man jammert über „den Tempel, erstört ist, die Mauern, die zerrissen sind, des Volkes ichkeit, die entschwunden, die Priester, welche gestrauchelt haben, und die Könige, welche Jehova verachteten". Wie tief werden da einige das Leid empfinden, das über die Urväter kam! Das Land, das dies Volk sein eigen nannte, bewohnt es als ein Fremdling, kaum geduldet, vom Grundbesitz gesetzlich ausgeschlossen.

Was ist es denn, das sie zurücktreibt ins alte Vaterland, diese vielen, denen man den weissen, zarten Teint des Nordeuropäers noch ansieht selbst in ihren Kindeskindern?

Manche freilich werden keine gute Erinnerung an den Norden mitgenommen haben, diejenigen nämlich, welche auch dort nichts als Hass zu spüren bekamen. Da mag dann die Aussicht verlockend gewesen sein, hier ein einigermassen ruhiges Leben zu verbringen. Sehr viele erhalten von Europa eine Unterstützung, die sie nur zu einem Gebet für die Glaubensgenossen verpflichtet, das an dem Klageplatze gesprochen werden soll — denn ein Gebet an dieser Stelle halten die Israeliten vielfach für wirkungskräftiger.

Aber sicherlich steht es nicht so, wie man vielfach hört, dass dies der Hauptgrund ihrer Rückkehr sei. Mir scheint, dass das kameradschaftliche Verhältnis zu den Türken sicher kein besseres ist, als dasjenige zu den Deutschen in Deutschland, sondern vielleicht ein schlechteres. Bedenkt man zudem, dass seit Jahren jene Unterstützung, die Chaluka, nicht sehr gestiegen, dagegen die Zahl der Reflektanten mehr denn ums Doppelte angewachsen ist, so verliert auch dieser Grund seine Zugkraft.

Vielmehr scheint mir ein innerlicher religiöser Zug nach dem Stammland ihrer Religion in diesen zurückgekehrten Israeliten überaus mächtig zu sein. Ideale sind es, denen sie folgen, wenn sie aus der Kultur der gemässigten Zone in die orientalische Einfachheit zurückkehren, um in den vor den Thoren der Stadt in langer Häuserflucht angelegten Judenkolonien zu wohnen. . . . Carl Beth. (Voss. Ztg.)

DIE UNTERWELT.

Bilder aus meiner Praxis.

Von Dr. Wilhelm Perlmann (Wilna).

„Unten".

Unschlüssig blieb ich stehen. Ich fürchtete mich hinabzusteigen. Allein mein Führer bat mich in flehendem Tone, ihm schnell zu folgen, und ich stellte meinen Fuss schüchtern auf die vom Regen durchnässte Treppe, deren Stufen sich im Dunkel eines Abgrundes verloren. Noch einmal sah ich zum Himmel empor und sättigte mich am Sonnenlichte, dann zog ich tief Atem, um mich gleichsam mit einem genügenden Luftvorrat für die Reise zu versorgen, und bückte mich hinab, um mich in der Finsternis, die zu meinen Füssen ausgebreitet lag, zurechtzufinden. Mein linker Fuss war in dem aufgeweichten, graugelben Schlamme, der das Holz der Stufen zolldick überzog, festgeklebt, und es kostete mich Mühe, ihn zu befreien. Während ich nun das rechte Bein in die Tiefe senkte und mit der Hand eine Stütze am Geländer suchte, geriet dies und mit ihm mein Körper ins Schwanken, und ich fiel mehr als ich ging eine halbe Elle tiefer in den Abgrund. Ich sah nichts mehr, es wurde Nacht um mich. Da fühlte ich, wie jemand noch rechtzeitig meinen linken Arm umklammerte und mich ebensosehr stützte als kräftig nach unten zog. Ich sprang mit Jankel, meinem Führer, von einer Stufe zur anderen oder vielmehr von einer zur dritten, denn zwischen zwei ganze schob sich eine halbverfaulte, zerbrochene Stufe ein, und spürte nach einigen Windungen, die mein Körper zu machen hatte, festen Boden unter mir. Ich rieb mir die Augen und suchte mich zu orientieren.

„Hier, hier, Herrele," rief Jankel und stiess eine Thür auf, die gleich einem Betrunkenen kreischend an der Diele hinscharrte und dabei einigemal vorwärts und rückwärts pendelte, ehe sie wie zum Trotze auf halbem Wege stehen blieb und nicht weiter wollte. Diese Unbotmässigkeit der in ihren Angeln unsicheren Thüre hatte zur Folge, dass nur ein schmaler Lichtstreifen die paar Schritte beleuchtete, die ich noch bis zur Wohnung Jankel's zurückzulegen hatte.

Jankel's Wohnung oder „Keller", wie er sie selbst richtiger charakterisierte, war wegen der frühen Morgenstunde, in die mein Besuch fiel, noch nicht aufgeräumt, das heisst, es waren noch alle Insassen zu Hause und zum Teil noch in den Federn. Da schlief neben der Thür Awrom, der Krüppel, auf einem „Holzrahmen", mit einem zerrissenen Pelzrock bedeckt, und da der „Rahmen" für ihn zu lang war — Awrom hatte man die Unterschenkel amputiert und „er lebte davon" —, hatte man ihm zu Füssen, wenn man sich so von einem Menschen, der keine Füsse mehr hat, ausdrücken darf, die drei kleinsten Kinder Jankel's zu Bett gelegt. Unter Awrom's Schlafstelle ruhte auf einem Strohsacke sein treuer Begleiter, seine „beseelten Beine", Chaim, der Blinde. Chaim der Blinde und Awrom der Krüppel gehörten zusammen, sie bildeten beide ein Ganzes wie die Siamesischen Zwillinge, bloss mit dem Unterschiede, dass diese vor dem Schlafe sich nicht in der eben beschriebenen Weise zu trennen pflegten. Da ich kein Herz habe, sie jetzt in ihrer wohlverdienten Ruhe zu stören, will ich sie dem Leser erst vorstellen, wenn sie auf die Arbeit gehen, und ihn vorläufig mit den andern Bewohnern des Kellers bekannt machen. Neben Chaim kauerte ein schwarzer, struppiger Köter, der, wie ich gleich verraten will, vor drei Jahren dem Tode durch Erschiessen entkommen war und hier Unterkunft gefunden hatte. Er verachtete die Welt, verliess nie sein Asyl und diente den Kindern Jankel's und seiner Aftermieter zum Gespielen. Er war der einzige „Nichtjude" in der ganzen Behausung und auch der einzige, der zuweilen in Wut geriet; Jankel's Mutter redete ihn daher immer polnisch oder russisch an.

Den Ehrenplatz an der linken Seite des breiten, russischen Ofens nahm das eiserne Bett derjenigen Person ein, deren Existenz gewissermassen von der Laune dieses breitbauchigen Lehmkolosses abhing: Braine, die Verkäuferin heisser Bohnen. Von der ganzen Gesellschaft bekümmerte sie sich allein ums Heizmaterial für den Ofen, und alle fanden es daher nur für recht und billig, wenn sie den wärmsten Winkel für sich in Anspruch nahm. Braine's Schlafstelle zeichnete sich bereits durch einen gewissen Komfort aus. Das eiserne Bett hatte an der Lehne zwei Bronzeknöpfe, auch unterschied ich deutlich eine dunkle Decke und zwei Kissen in ihm. Sie war schon auf und machte sich am Ofen zu schaffen. Auf dem Ofen entdeckte ich eine Figur, die mir schon von früher her bekannt war. Er, der immer gewohnt war, vom hohen Podium herab die Welt zu belehren und zu erheitern, Boruch, der „Batchen" (Coupletsänger), hatte sich auch hier den höchsten Punkt zur Ruhestätte ausgesucht. Er war aber auch grossmütig genug, Welwel, den Eishändler, neben sich zu dulden. Sie verhüllten beide ihr Gesicht, als sie mich eintreten sahen.

Längs der Ostwand waren zwei Strohsäcke ausgebreitet. Auf dem ersten fand eine junge Familie Raum: Berzik, der Hausierer, nebst Frau und einem kleinen Jungen von anderthalb Jahren, der gleichsam als Hüter des Anstandes in der Mitte lag und so den Vater von der Mutter isolierte. Der zweite Strohsack war für die alte „Muhme", wie die Mutter Jankel's von allen betitelt wurde, reserviert. Sie gönnte sich aber nicht den Luxus, allein zu schlafen. Sie hatte eine Tochter Basse, die eine Glückspartie gemacht. Der Schwiegersohn war nämlich das Faktotum in einem armseligen Einfahrhaus und verdiente bis 15 Rubel monatlich. Kein Wunder also, dass sie auf ihn und ihre Tochter nicht wenig eingebildet war und deren zwei Kinder ganz besonders liebte. Diese lagen nun zu beiden Seiten neben ihr. An der Nordwand endlich zog sich eine breite Bank, einer Schlafbank ähnlich, hin. Diese war das Lager von Jankel's Frau, Taube, dessen Ausstattung man schon als luxuriös bezeichnen durfte. Taube lag auf einem breiten Pfühl, das von einem Laken halb bedeckt wurde; ihr Kopf ruhte auf zwei grossen Kissen und ihre rotbraune Decke verriet sich sogar als eine wattierte, denn überall hingen schmutzige Wattefetzen an ihr. Taube war auf dies Bettzeug stolz, denn sie hatte es ihrem Manne zur Mitgift in die Ehe gebracht, und es hielt sich schon an die fünfzehn Jahre, wie wir eben gesehen haben, in gutem Zustande, obgleich es nicht nur von ihr allein, sondern zugleich auch von ihren beiden älteren Töchtern benutzt wurde. Heute waren diese infolge ganz besonderer Umstände bereits aufgestanden.

Der moderne Mensch verlangt vor allem natur-

treue Schilderung und verzeiht nichts weniger als eine Schmälerung der Wahrheit. Ich muss also nachtragen, dass noch ein Holzbett in diesem Keller vorhanden war, und zwar an der Westwand, in dem die glückliche Basse allein schlief, wenn ihr Mann im Einfahrhaus übernachten musste. Neben dem Holzbett stand ein viereckiger ungefärbter Tisch, unter den zwei gelbe Schemel geschoben waren.

Wie ich eintrat, zog Jankel geschäftig einen Sessel hervor, breitete ein Handtuch aus grobem Sackleinen über ihn und lud mich zum Sitzen ein.

„Gott erhalte Sie, bester Herr Doktor," liess sich eine schwache Stimme von der Nordwand her vernehmen, „dass Sie sich so früh zu uns bemüht haben."

„Sie sind also die Kranke?" wandte ich mich an die Sprecherin, in der ich Jankel's Frau, Taube, erkannte.

Doch Jankel winkte ihr zu schweigen und erzählte mir, wie sie die ganze Nacht hindurch kein Auge zugemacht und aus einer Ohnmacht in die andere gefallen sei. Sie hätten sich aber daraus nichts gemacht, bis gegen Morgen etwas ganz Besonderes sich ereignete: als Taube nämlich hustete und sich dabei anstrengen musste, stürzte ihr Blut in breitem Strahle aus dem Halse hervor. Alle ergriff ein jäher Schreck und Jankel verlor sich am meisten. Doch Boruch, der „Batchen", besorgte schnell ein Glas Salzwasser und schickte Jankel zu mir.

Jankel schwieg und folgte ängstlich jeder Bewegung von mir, als wolle er aus ihnen meine Prognose erraten. Die Kranke selbst war leichenblass, grosse Schweisstropfen glänzten ihr auf Stirn und Nase, sie atmete häufig und tief, während sich ihre grossen dunklen Augen bald auf die Umgebung, bald auf mich hefteten

„Ach, ich sterbe, bester Herrele, ich bin so schwach", brachte sie mühsam hervor.

Jankel wandte sich ab und fuhr mit dem Aermel über die Augen. Das gab das Signal zu einem allgemeinen Aufruhr; die älteren Töchter Jankel's, Mädchen von 14 und 13 Jahren, stürzten mit lautem Weinen aus dem Keller und weckten dadurch die anderen Nachbarn aus dem Schlafe. Im Nu sprang Boruch vom Ofen und rief sie zur Ruhe. Dann schritt er auf Jankel zu und schüttelte ihn ordentlich durch.

„Narr Du, Jüdene (Weib), was weinst Du? Hat Dir denn schon der beste Herr Doktor etwas gesagt?" Und dann mit einer Verbeugung zu mir: „Ich habe ihr ein Glas Salzwasser eingegeben und seitdem speit sie kein Blut mehr. Nicht wahr, Wirtin?"

Sie nickte still mit dem Kopfe.

„Der beste Herr Doktor ist ein guter, grosser Doktor, er wird Sie gesund machen", fuhr Boruch fort und half mir bei der Untersuchung der Kranken, indem er sie vorsichtig aufsetzte, mir mit einem Talglicht leuchtete, als ich ihren Puls zählte. „Teilen Sie Ihre Verordnung nur mir mit, Herr Doktor, denn diese sind ja Narren. Das ist ja die Herkulose, wenn man Blut speit, Herr Doktor", fügte er mit einer gewissen Würde hinzu.

„Was ist das, die Herkulose?" fragte ihn Jankel mit leiser, zitternder Stimme.

„Schweig jetzt!" fertigte ihn Boruch ab.

Er hatte recht, der Batchen. Taube hatte eine weit vorgeschrittene Lungenschwindsucht, Tuberkulose, und derartige Blutungen waren eigentlich keine Seltenheit bei ihr. Sie hustete beständig und Blut spie sie jedesmal, wenn sie schwanger war oder stillte. Bisher hat ihr „zuerst Gott und dann der Herr Doktor" immer geholfen, heute jedoch fühlte sie sich zu ermattet, um noch auf Genesung zu hoffen.

„Ein Jammer um meine armen Kinder, retten Sie mich, bester Herr Doktor!" flehte sie in leisem Tone, aus dem mehr Entsagung und Bedürfnis nach Ruhe, als Lebensfreude sprach. Sie hielt jetzt die Augen geschlossen, während der Kopf, in seiner Muskulatur erschlafft, leicht nach links zurückfiel. Die rechte Hand hatte sie auf der Decke weitab vom Körper regungslos liegen. Nur um die Lippen zuckte es bisweilen schmerzlich, wenn das unterdrückte Schluchzen der Kinder an ihr Bett drang. „Meine Kinder, meine Kinder!" seufzte sie.

Mir wurde es schwer ums Herz. Wissen ist Macht, sagt man, doch welch eine Macht, zu retten, gab mir meine Wissenschaft hier. Was konnte ich als Arzt bei diesem Elend nützen? Durfte ich so grausam sein, dem armen Jankel, dessen Verzweiflung sich in stummem Händeringen äusserte, die letzte Hoffnung zu rauben, indem ich die Genesung seiner Frau an Bedingungen knüpfte, die für ihn unerfüllbar waren? Wohl konnte ich ein Rezept verschreiben, wusste ich doch, dass jedes wohlthätige Institut, jede Apotheke mein „p. p." respektieren würde, allein Luft und Licht, durfte ich diese Worte hier aussprechen? Luft und Licht! Giebt es wohl noch etwas Wohlfeileres auf der Welt? Vierzehn Stunden täglich stand in diesem Monat die Sonne am Himmel, sie leuchtete Menschen und Tieren, Pflanzen und Steinen, ja, es war die Zeit, wo ihre Liebe zu der Erde und den Erdenkindern im Steigen begriffen war und die zartesten Geschöpfe, von ihr geküsst, sangesfroh auflebten, und von diesem Licht fiel dem armen Jankel und seiner kranken Frau nur ein schmaler Streifen zu, der sich kaum durchs kleine Fenster, das unter dem Niveau des Trottoirs lag, hindurchstahl, aber vom kalten Hauch des Kellers getötet, in der Mitte des Zimmers erlosch. Und wäre ihnen wenigstens dies bisschen Licht vom neidischen Schicksale ganz gegönnt worden. Allein alles hatte sich gegen sie verschworen. Fiel es einem Spaziergänger ein, die Stiefel auf der Strasse ein wenig säubern zu wollen, so kratzte er sie an den paar Eisenstäben ab, die um das Fenster herumliefen, und der Schmutz blieb am Glase kleben. In diesem Augenblicke dachte er natürlich nicht daran, dass er durch diese Hand voll Erde eigentlich nur das Grab verschütten half, in dem ehrliche Menschen zu leben verurteilt waren. Ebenso rücksichtslos war der Hausdiener, wenn er die Strasse reinigte; er goss und spritzte den Kot auf dies Fenster, dass es ihnen unten das Herz zerriss. Kein Wunder also, dass das Glas mit der Zeit seinen Glanz und seine Glätte verlor und der an ihm haftende Schmutz das Licht seiner blendenden Weisse beraubte, ehe es in Jankel's Keller drang. Ein rötlichgelber Schein beleuchtete matt die eine Hälfte des Kellers, die andere Hälfte erhielt von einem im Ofen brennenden Holzscheite Licht. Und nun gar die Luft! Die Wohnung Jankel's mass acht Schritte in der Länge, sechs in der Breite, und war zweieinhalb Meter hoch. In diesem Raume atmeten elf Stunden lang zwanzig Personen, und die Luft konnte nur erneuert werden, indem man die Thür, die in den Kellerflur mündete, öffnete. In diesen engen Kellerflur mündeten jedoch vier Wohnungen, in denen man ebenso dicht gedrängt lebte wie bei Jankel's. Es fand also, richtiger gesagt, keine Erneuerung der verbrauchten, mit verschiedenen Gasen gesättigten Luft statt, sondern nur ein Austausch der einen Kellerluft gegen die andere,

wodurch allerdings die Vergiftung der Körper eine mehr gleichmässige, darum aber noch lange nicht weniger intensive wurde. Die Feuchtigkeit der ungestrichenen Wände that noch das ihre, um die schon ohnehin träge Luftströmung noch mehr zu erschweren. Ein unheimliches Gefühl bemächtigte sich meiner bei dem Gedanken, dass in dieser selbstgeschaffenen Hölle eine Schwindsüchtige als Wirtin waltete, und fast unwillkürlich entschlüpfte mir die Frage, ob Jankel vielleicht doch nicht eine bessere Wohnung mieten könnte.

„Dieser Keller," antwortete er kleinlaut, „kostet uns schon sechzig Rubel jährlich, aber selbst das kann ich kaum zurücklegen. Allein wir sind an dies Leben gewöhnt, — wenn uns Gott bloss Gesundheit schenkte," fügte er hinzu.

„Wenn Sie Ihre Frau," begann ich zögernd, wenigstens auf ein paar Wochen in eine frischere Luft bringen könnten."

„Schon?!" rief Jankel erschrocken aus.

Ich schwieg.

„Vater, vielleicht kann man die Mutter zum Vetter Aben führen?" flüsterte die ältere Tochter Jankel zu.

„Ist es weit dahin?"

„Eine Meile zu Pferde."

Da der Kranken bei diesem Zustande jede Bewegung gefährlich werden konnte, musste ich Jankel und mich mit der Hoffnung vertrösten, dass seine Frau nach Unterdrückung der Blutung den Aufenthalt im Freien besser würde ausnutzen können. Bis dahin erbot sich Braine, die Bohnenverkäuferin, sie zu pflegen. Taube weigerte sich zwar, das Opfer von Brainen anzunehmen, doch diese beschwichtigte sie in der Weise, dass sie ihr das Recht einräumte, sich zu revanchieren. Sie werden mir ein andermal dafür helfen," tröstete sie und wandte sich dann zu mir, um sich nochmals meine Verordnung einschärfen zu lassen.

Als ich mich endlich verabschieden wollte, trat Jankel's Mutter mit einem zweijährigen Knäblein, dem Sohne Basse's, schüchtern vor und fragte, warum das Kind so blass und mutlos sei; es wolle immerzu schlafen, und sei doch im vorigen Sommer so entwickelt gewesen.

„In diesem Sommer wird es sich wieder erholen," antwortete ich. „Halten Sie es nur recht fleissig an der Sonne."

Ich betrachtete das abgemagerte Geschöpf mit den weichen Knochen: es schien Moderduft von ihm auszugehen. Wie sollte solch ein Kind Mut haben oder gar frisch aussehen können? Hat man denn je an einem dunkeln Orte Pflanzen mit saftigem Grün wachsen sehen?

Als ich die Treppe wieder hinaufstieg, war mir der Kopf wie von einem Reif umspannt, und mir wollten die Worte des redseligen Boruch nicht aus dem Sinne: „Für uns ist selbst das Grab ein Avancement, denn wir müssen noch zu ihm ein paar Stufen hinaufgetragen werden."

* * *

„Jankel, der Gassmensch".

Jankel, den wir eben in seinen häuslichen Verhältnissen kennen gelernt haben, war ein „Gassmensch", ein „Gassiger". Als solcher brachte er den grössten Teil seines Lebens auf der Strasse, „in Gass" zu, obgleich gerade er für das wirre Treiben des öffentlichen Lebens zu zart gebaut war und von Jugend auf eine Neigung zu ruhiger Beschäftigung hatte. Wenn er morgens auf die Arbeit ging, suchte er sich den stillsten Winkel zum Stehen aus, er mied die Marktplätze und drängte sich nie vor, wenn man nach einem Träger rief. Das Metier des Gassmenschen ist nämlich das Tragen von Lasten und Gepäcken. Aber gerade durch diese Bescheidenheit, durch die beinahe vornehme Ruhe zog sich Jankel bald das Vertrauen aller zu, und manche Hausfrau trug selbst ihre Einkäufe ein Stückchen Weges an allen schreienden Gassmenschen vorbei, um dann dem abseits vom Markte postierten Jankel die Bürde zu übergeben, denn sie wusste, dass er nicht wie seine Kameraden mit jeder Gabe unzufrieden sein werde. Er legte gewöhnlich sein Päckchen hin, wo man ihm befahl. nahm die fünf oder zehn Kopeken, die man ihm gab, verneigte sich immer gleich ehrfurchtsvoll und entfernte sich schweigend. Er verkehrte auch wenig mit seinen Berufsgenossen, weil ihn ihr gewöhnliches Wesen abstiess. Du musst nämlich wissen, Leser, dass Jankel von „Jichus" (vornehmer Herkunft) war. Sein Vater war ein Lerner, konnte hebräisch und ernährte sich und seine Familie kümmerlich mit dem Schreiben von „Mesuses". Die Erziehung der Kinder hielt er für „Weibersache", und während er tagein tagaus über den Pergamentschnitzeln kauerte und die hebräischen Lettern zirkelte, wuchsen seine Kinder auf, ohne dass er sich die Mühe nahm, ihnen selbst von seinem jüdischen Wissen etwas mehr als das Notdürftigste beizubringen. Die Kinder aber verehrten den Vater wie einen Heiligen und konnten sich, als er ihnen durch den Tod entrissen wurde, aus Respekt vor seinem Namen zu keinem einfachen Handwerk entschliessen. Jankel wurde Laufbursche in einem kleinen Heringsladen, Berzik trug Gebäck aus. Als aber Jankel, wie jeder rechtschaffene Jude, heiraten wollte, musste er daran denken, sich selbständig zu machen. Taube hatte ihm ein paar hundert Rubel versprochen, und was wäre da natürlicher gewesen, als ebenfalls einen Heringsladen aufzumachen. Allein hier machte ihm das Schicksal einen Strich durch die Rechnung. Just zur selben Zeit, wo er in seiner Taube immer mehr Schätze zu entdecken begann und dadurch seine Liebe wuchs, machte er auch die andere, folgenschwerere Erfahrung. dass nämlich die dreihundert Rubel nur im Kopfe und auf der Zunge seiner Schwiegermutter existierten. Er versöhnte sich aber schnell mit seinem Schiksale und behielt nur gegen seine Schwiegermutter einen geheimen Groll zurück. Und er grollte ihr nicht so sehr wegen der Mitgift, als wegen der Schlauheit, mit der sie ihn langsam, für ihn selbst kaum merklich, aber konsequent von seinem hohen Streben in ihre schmutzige, niedrige Sphäre hinabzog und zu dem machte, was er jetzt war, zum Gassmenschen — vom Kaufmann zum Gassmenschen. Sie dachte freilich nicht, ihn dadurch zu erniedrigen, denn ihr Mann, der Gassmensch Benjamin, war immer ein „feiner Mann", in ganz Wilna „einer", wie sie überzeugt war, und verdiente zum Leben genug. Das aber war nach ihrer Meinung die Hauptsache, und hast Du, Leser, schon je eine Schwiegermutter gesehen, die ihre Meinung nicht durchgesetzt hätte? Vielleicht irgendwo als Ausnahme. In Littauen jedoch, wo die Frau die Eischis Chajil und meistens sehr energisch ist, wo sie selbst Geschäfte führt und der Mann ihr nur zum Putz in der Wirtschaft dient. sonst aber für etwas Halbes, für einen „Bruch" oder gar für einen Narren gilt, — in Littauen, kann ich beteuern, ist selbst eine solche Ausnahme ein Unding.

Doch diese Kämpfe lagen schon weit zurück und heute dachte Jankel am allerwenigsten daran. Heute hatte er nur einen Gedanken: seine Frau war in Ge-

fahr. Und mit ihr er selbst. Denn er lebte in ihr. Sie ersetzte ihm die Welt, die Ehre, alles.

Während ich Braine über ihr freiwillig übernommenes Pflegeamt instruierte, rüstete sich Jankel zum Gehen. Ueber das warme Wollkamisol, das ursprünglich rot war, durch das Tragen von Mehlsäcken jedoch einen hauchigen Ueberzug von weissem Staube erhalten hatte, warf er einen Rock von grauem Sacktuch, während er sich vorne einen grobleinen Schurz umband, der über die Knie bis an die hohen Wasserstiefel reichte. Die Farbe dieser Stiefel, deren untere Partien so unförmlich breit wie Elefantenfüsse waren, glich genau der Erde, auf der sie tagsüber zu stehen pflegten. Ihr Besitzer hatte es wahrscheinlich schon längst aufgegeben sie zu putzen. Den Kopf bedeckte eine kleine schwarze oder vielmehr weissgraue Mütze mit einem zerbrochenen Schirm. Die Toilette vervollständigte ein grober Strick, den sich Jankel um den Leib wickelte.

Jankel zog nun eine Zwanzigkopekenmünze, sein ganzes Vermögen, aus der Hosentasche hervor, legte es vor der Braine auf den Tisch und entfernte sich aus dem Zimmer. „Habt einen guten Tag!" riefen ihm alle nach.

Jankel begab sich zum Bahnhof. Vielleicht gelang es ihm noch einen Passagier zu finden, der sein Gepäck in die Stadt befördern wollte. Der Platz vor dem Hauptportal war leer und er versuchte näher zu treten.

„Was suchst Du jetzt hier?", schrie ihn ein Bahngepäckträger an. „Hast Du zu wenig noch, Jude? Willst Du mir noch meinen Verdienst vor der Nase wegstehlen?"

„Schrei nicht so," bat Jankel dehmütig, „Du weisst doch, dass wir Juden kein Recht haben, Passagiere auf den Perron zu begleiten, und für ein paar Schritte ein Heidengeld zu verdienen wie Du."

„Aha! Wie frech die Judenfratze ist — da sagt er selbst, dass er mich beneidet." Und er fiel über ihn her.

Der Schutzmann stand daneben, lächelte vergnügt über diese Szene, rührte sich aber nicht von der Stelle. Jankel liess sich vom rohen Gepäckträger ohne Widerstreben durchkneten und bemühte sich noch gutmütig zu erscheinen, indem er immerzu rief: „Aber Herr, Herr, warum bist Du heute so lustig?" Wie ihm aber jetzt auf dem Herzen war, hätte er den Bauernschlingel lieber an die Kehle gepackt und ihn zu Boden geschleudert und Jankel hatte die Faust dazu, allein er wusste, dass eine derartige Regung des Selbstbewusstseins ihm das Recht, am Bahnhofe Passagiere zu erwarten, und einen Tag Gefängnishaft kosten konnte. Es blieb ihm also nur übrig seine Mütze aufzuheben, die ihm während des Kampfes vom Kopfe geglitten war und sich in einer zu bedenklichen Nähe von des Herrn Schutzmanns Füssen befand. Er bückte sich vorsichtig, konnte es aber nicht verhindern, dass des Schutzmanns Herrenbein sich von seinem Rücken mächtig angezogen fühlte. Der Schutzmann schien aber bald diese Voreiligkeit zu bereuen, denn es klang etwas wie Mitleid aus seiner Stimme, als er Jankel zurief: „Armer Jankel, Du hast ja schon alle Passagierzüge versäumt; gehe nach Hause und schlafe weiter."

Jankel ging aber nicht nach Hause. Er lief mehr als er ging auf den Getreidemarkt, um sich nicht auch dort zu verspäten. Denn er musste ja heute so viel verdienen. Kaum hatte er sich an die Wand einer Seltersbude neben dem Markte gelehnt, als thatsächlich ein Mann auf ihn zutrat und ihm drei Säcke Roggenmehl nach der Schlossgasse zu tragen gab. Jankel machte sich erfreut auf den anderthalb Werst langen Weg und atmete tief auf, als er die fünfzehn Kopeken in der Hand hielt. Wenn Taube doch daran dächte, jetzt eines von den Kindern zu ihm zu schicken, er hätte dann das Geld nach Hause geben können, das gerade für die seiner Frau verordnete Portion Milch und Fleisch ausreichte. Allein konnte sie, die zwischen Tod und Leben hing, daran denken? Schwerer Gram lagerte ihm ums Herz. Bei wem hatte er sie zurückgelassen? Bei seiner Mutter? Die liess sich von Basse's Kindern, die zudem auch krank waren, nicht abreissen. Braine war immerhin nur eine Fremde, und kann eine Fremde die Geduld haben, die die Pflege einer so zarten Person erheischte? Auf die Kinder vollends, die beiden Mädchen, durfte er sich nicht verlassen, denn sie waren ja zu jung. Und er — er konnte nicht nach Hause, er durfte noch nicht. In diese Gedanken versunken, bemerkte er nicht, wie er den Weg beinahe zurückgelegt hatte, als ihn nicht weit vom Getreidemarkte ein vornehmer Herr anredete, in dem Jankel sofort den Fremden erkannte. Er erkundigte sich nach der Adresse einer stadtbekannten Pianofortefabrik, in der er ein Klavier kaufen wollte. Wie ein Blitz durchfuhr Jankel der Gedanke, ihm seine Dienste für den Transport des Klaviers anzubieten, doch hielt er sich nicht für geschickt genug, ein so grosses Anliegen, bei dem er — wenn Gott wollte — einen ganzen Rubel verdienen konnte, unvorbereitet vorzubringen. Er hielt es deshalb für geraten, vorläufig den Herrn zur Fabrik zu begleiten und ihn durch seine Dienstfertigkeit für sich einzunehmen. Der Herr war ein stolzer Mann und schien Jankel gar nicht zu bemerken, wie er in respektvoller Entfernung hinter ihm herging und sich bemühte, mit den schweren Stiefeln so leise als möglich auf dem Strassenpflaster anzuschlagen. Jankel wagte nicht, den Herrn zu stören, und sprach kein Wort. Als sie ans Ziel gelangt waren, hielt ihm der Fremde ein Geldstück hin, Jankel schüttelte aber den Kopf, von dem er schnell die Mütze riss. „Nein, nein, das nicht, erlauchter Herr! Aber geben Sie mir das Klavier ins Hotel zu tragen." Die letzten Worte stiess er schnell hervor, gewaltsam, als fürchtete er, sie könnten ihm sonst im Halse stecken bleiben.

„Du selbst wolltest ein Klavier tragen können?" fragte der Fremde erstaunt.

Jankel gab ihm, nun mutiger geworden, auf alle Fragen Bescheid.

„So komm' mal hinauf!" antwortete der Herr, „doch halt! — nein, besann er sich bald eines besseren und fuhr im Selbstgespräch fort, „wenn der Fabrikant schon jetzt merkt, dass ich kaufen will — das lohnt mir nicht." Und dann zu Jankel: „Wo trifft man Dich, mein Lieber?"

„Auf dem Getreidemarkte."

„Zu jeder Zeit?"

„Fragen Sie, erlauchter Herr, nach Jankel, dem Träger. Jedes Kind kennt mich."

„Erwarte mich auf Deinem Platze. Wenn wir hier handelseins geworden, komme ich selbst zu Dir, denn ich muss gerade dort vorbei. Vorläufig jedoch nimm dies Kleingeld!"

Jankel wehrte ab und bat nur: „Vergessen Sie mich nicht, erlauchter Herr!"

Der Herr nickte sehr gnädig mit dem Kopfe, lächelte sogar und beruhigte Jankel. Als er ihm den Rücken kehrte, verbeugte sich der Träger noch einmal

und trat nun mit grossen, festen Schritten, unter denen das Pflaster wie verwundet laut aufschrie, den Rückweg an. Angelangt nahm er seinen Platz an der Seltersbude wieder ein und wartete.

Das Schindeldach, das um einen halben Arschin über die Wand, an der er lehnte, hinaussah, gewährte ihm hinreichenden Schutz vor der Sonne und erleichterte ihm das Stehen. Obgleich er wusste, dass der Fremde noch nicht kommen konnte, vermochte er doch nicht seine Augen von der Richtung abzureissen, die der Herr zu ihm nehmen musste. Er wandte sich von seinen Kameraden ab, um sich nicht durch ihre Unterhaltung ablenken zu lassen. Vom nahen Kirchturm schlug es eins. Jankel kniff die Augen zusammen und blickte in die Ferne. Sein Herz schlug stürmisch gegen die Brustwand, als wollte es diese aus Neugierde zerbrechen und Jankel helfen, nach dem reichen Fremden Ausschau zu halten.

Dieser aber kam nicht. Jankel seufzte schwer auf. Ja, nichts kommt einem leicht an. Warten, warten — das ist das ganze Geheimnis des Lebens. Und so wartete er weiter. Wie verwirrt doch die Ungeduld meinen Kopf, dachte bald darauf Jankel, ich glaubte, die paar Stunden, die er bestimmt hat, müssten schon vergangen sein. Thatsächlich stehe ich noch keine ganze Stunde hier, und kann man denn in einer Stunde so ein Klavier kaufen? Auch die reichen Leute wollen kein Vermögen leicht zum Fenster hinauswerfen. Und er wurde ruhiger. Eine Stunde — die verläuft schnell. Nur tüchtig aufpassen! Denn nun kann er ja wirklich jeden Augenblick kommen, und wer weiss, ob er mir nicht in diesem Gedränge entwischt. Jankel schärfte seinen Blick und sein Ohr. Es war mittlerweile dreiviertel zwei geworden.

Jankel rückte seine Mütze zurecht und brachte die Schürze in Ordnung. Er malte sich das Bild aus, wie er abends nach Hause kommen und seiner Taube einen Rubel aufs Bett legen werde. Den ganzen Silberrubel. Und das wird sie erst gesund machen. Ganz bestimmt! Denn er wusste doch am besten, wie nur die Sorgen seine Frau aufzehrten, keine erbliche Krankheit, wie der Doktor sagt. Wenn sie bloss keine Armut ererbt hätte! O, wie wäre sie dann schön und gesund. Da wurde er in seinen Gedanken unterbrochen: zwei Männer baten ihn, einen Schrank zum Güterbahnhof zu tragen.

„Jetzt?" rief Jankel erschrocken. „Vielleicht hat es eine halbe Stunde Geduld?"

„Wir wollen es zum Güterzuge haben."

Jankel rang mühsam nach Atem.

„Schon? Sie sehen, ich bin so müde — warten Sie noch eine Viertelstunde, gnädige Kaufleute."

„Die Uhr ist zwei, wir dürfen keine Zeit verlieren. Wie Du willst." Und sie schickten sich zum Gehen an.

Jankel sprang schnell auf, wickelte seinen Strick ab und rief ihnen nach: „Ich gehe, ich gehe."

Die Last, die unser Gassmensch jetzt zu tragen bekam, war ein altmodischer, breiter, sehr hoher Kleiderschrank, den seine Besitzer auf der Trödelabteilung des Getreidemarktes für eine junge Wirtschaft in einem kleinen Städtchen erworben hatten, und wog dreieinhalb Pud. Jankel wand das Tau um die Mitte des Schrankes, zog es nach unten und dann auf die andere Seite hinüber und fasste die Enden des Strickes über dem Rücken nach vorn zusammen. Er neigte sich tief zur Erde, und der Schrank lag ihm auf dem Rücken. Langsam bewegte er sich zur Bahn und alle, selbst die, die schon gewohnt waren, die jüdischen Gassmenschen massive Gegenstände tragen zu sehen, blieben für einen Moment stehen und schauten ihm nach. Und in der That machte der kolossale Schrank, unter dem der Träger vollständig verschwand, wie er so langsam auf dem Fahrdamm sich hinschleppte, einen unheimlichen Eindruck; er erinnerte an die römischen Mauerbrecher, die in ähnlicher Weise von einem ganzen Soldatentrupp fortbewegt wurden. Allein diese machten Roma um Städte und Provinzen reicher, Jankel aber brachte seine Last nur — fünfundzwanzig Kopeken ein. Er feilschte aber nicht, er liebte nicht zu feilschen und hatte ja auch keine Zeit dazu. Denn er musste so schnell als möglich wieder auf seinem Platze an der Seltersbude sein. Welch ein Unglück, dass er gerade jetzt seinen Posten hatte verlassen müssen, aber durfte er eine sichere Einnahme für eine Hoffnung austauschen? Mit diesen fünfundzwanzig hatte ihm der heutige Tag nur vierzig Kopeken eingetragen. Und es war bereits gegen vier.

Er redete jetzt zum erstenmal heute den langen Jossel, einen durch seine Hünengestalt stadtbekannten Gassmenschen, an. „Hat vielleicht ein Herr in meiner Abwesenheit nach mir gefragt?"

„Was für ein Herr?"

„Ein feiner, vornehmer Herr."

„Wann kommt ein feiner, vornehmer Herr auf den Getreidemarkt? Und wenn er käme, wie sollte er nach Dir fragen? Du bist verdreht, Kleiner," höhnte ihn Jossel, und alle Gassmenschen lachten aus vollem Halse.

Jankel zog sich schweigend auf seinen Posten zurück. Ein dumpfer Schmerz presste ihm die Brust zusammen. Die Hände waren ihm wie zerbrochen und anstatt der Füsse, schien ihm, habe er jetzt zwei schwere Klötze, die er nicht bewegen könne. Das Auge war zwar noch immer auf dieselbe Strasse gerichtet, wie heute morgen, allein es starrte ohne Teilnahme, müde in die Leere. Plötzlich erhob sich ein heftiger Wind, der Staub wirbelte hoch auf, weit und breit hörte man das Anschlagen von Thürschildern und Läden, und gleich darauf platzte es vom Himmel in breitem Wasserstrahle herab, — der erste Frühlingsregen in diesem Jahre. Alles stob auseinander. Im Nu war der Markt leer und auch die Gassmenschen liefen davon. Nur Jankel stand unter dem Dache der Seltersbude, die Hände ineinander geschoben, mit aufgeschlagenem Rockkragen. Er verspürte zwar Hunger, denn er hatte den ganzen Tag nichts gegessen, und wäre gern, wie die anderen, nach Hause gegangen, allein es liess ihn von diesem Orte noch nicht fort. Vielleicht doch, vielleicht doch noch — nach dem Regen! Es war ja noch weit bis zum Abend, obgleich die Sonne ebenso wie die Menschen vor dem Regen und den vielen Wolken, die noch am Himmel standen, entflohen war. Trotz des Schutzes, den das Dach ihm gewährte, waren seine Kleider ganz durchnässt und lagen ihm so schwer auf dem Leibe, dass er sich wie zur Erde hinabgezogen fühlte. Er stützte sich fester an die Wand und schloss die Augen. . . . Niemand störte seinen Schlaf. Nur wie aus weiter Ferne klang zu ihm das Rollen der daheim ziehenden Lastwagen hinüber, und ihm schien der Regen aufgehört zu haben. Hoch in der Luft hing die Sonnenkugel und warf ihre sengenden Strahlen zur Erde nieder. Jankel aber spannte sein gestern gekauftes Pferd zum ersten Male ein — vor einen saubern Lastwagen, und seine Kinder

sassen darin. Mögen sie sich freuen, die armen. Denn jetzt braucht ihr Vater nicht mehr so schwer zu arbeiten und Schränke zu tragen, er kann bequem neben seinem Wagen hergehen und dabei im Sommer spielend einen bis anderthalb Rubel täglich verdienen. Er streichelte sein Pferd und blickte vergnügt auf das Jochholz, auf dem wie an einem Transparent das stolze Wort prangte: „Lastwagen“. Und Jankel brauchte nicht mehr „unten“, im Keller, zu wohnen, er war kein unglücklicher Gassmensch mehr, sondern ein Lastkutscher. . . . Er knallte leicht mit der Peitsche. Wie das Pferd aushob. . . . Wie der Wagen rollte und wie es ringsum von ihm wiederhallte . . . . Alles lachte um ihn! Selbst die Steine lachten vor Freude. . . .





Friedr. Aug. von Kloeber.

Jubal, der Erfinder der Musik.

MISCELLEN.

„Palästina, Zeitschrift für die kulturelle und wirtschaftliche Erschliessung des Landes." . . . . . Ein Organ dieses Namens ist im Erscheinen begriffen, und nach den uns zugegangenen Mitteilungen dürfte es bestimmt sein, ein wesentlicher Faktor für die gesunde Entwickelung der Palästina-Kolonisation zu werden. Artikel über wirtschaftliche Fragen des Heiligen Landes findet man verhältnismässig selten, selbst in den jüdischen Zeitschriften, weil bisher nur ein verhältnismässig kleiner Teil des Leserkreises ein irgendwie geartetes, und ein noch kleinerer Kreis ein praktisches Palästina-Interesse hatte. Es sind aber deutliche Anzeichen vorhanden — z. B. die Gründung des „Hilfsvereins deutscher Juden", der sich mit der Lage der Juden im Orient befassen will, das sichtliche Erstarken der Kolonisationsvereine, wie des „Esra" in Deutschland, des „Odessaer Komitees zur Förderung der Palästina-Kolonisation" u. a. —, dass dieser Kreis immer grössere Dimensionen annehmen wird, so dass ein Organ, welches das hochwichtige Problem der jüdischen Orient-Kolonisation in wissenschaftlicher Weise in Angriff nimmt, nicht nur existenzberechtigt ist, sondern in hohem Grade gleichzeitig informativ und propagandistisch wirken wird. Wir denken im nächsten Hefte von „Ost und West" auf die vielversprechende Publikation zurückzukommen.

*

In Bukarest ist in diesen Tagen ein Denkmal für die Freiheitskämpfer des Jahres 1848 feierlich enthüllt worden. Die jüdischen Teilnehmer an jenem „Freiheitskampfe", welcher den Rumänen die Freiheit gegeben hat, ihre jüdischen Mitkämpfer von damals zu unterdrücken, standen beiseite und tauschten ihre Reminiscenzen aus, die ein Korrespondent des Wiener Jüdischen Volksblattes folgendermassen wiedergiebt:

„Wo sind die alten guten Zeiten?" rief einer von ihnen. „Was ist mit all jenen süssen Reden von damals? Welch eine Zukunft hat uns Bratianu, der Führer der Revolution, in Aussicht gestellt! Wir wurden als Brüder apostrophiert, ein gemeinsames Interesse hätten wir alle, und brüderlich vereint sollten wir uns die Freiheit erkämpfen. Und wer hätte gedacht, dass unsere „Brüder" uns mehr peinigen würden als die „Arnauten" und die anderen Bedrücker!"

„Ich erinnere mich noch ganz genau daran," begann ein zweiter." Es war an einem Freitag-Abend, die nationale Garde und Miliz bildeten die Wache in der Stadt. Bratianu inspizierte die Strassen und bemerkte einen alten Juden im Schabbes-Kostüm, mit Pelzmütze und mit Seitenlocken, der mit dem Gewehr in der Hand auf- und abpatroullierte. Bratianu betrachtete ihn eine Weile, dann rief er: „Er sieht mir wie der Patriarch Abraham aus!" „In der That", bemerkte ein anderer mit einem tiefen Seufzer, „es scheint der Patriarch Abraham gewesen zu sein, aber in dem Momente, als der Herrgott ihm gebot: Geh von deinem Lande, von deinem Vaterhause und von deinem Geburtsorte . . ."

*

„Sonnenkinder".

Dass die Sonnenstrahlen Leib und Seele, weit mehr noch als die Kälte, stärken und stählen, wissen die meisten Menschen nicht, meiden dieselben und schützen sich ängstlich davor. . . . . Was haben die sonnendurchglühten Völker von jeher ausgerichtet, sie, die wahre Blüte der Menschheit, die Säulen der Weltgeschichte, die Aegypter und Assyrer, die Juden und Babylonier, die Griechen und Römer mit ihren Weltreichen und Weltstädten . . . . wie Gott auch den Garten Eden und später das Gelobte Land und Jerusalem, seine geliebte Stadt, in den sonnendurchglühten Süden, nicht in die dunklen Wälder des Nordens verlegte.

(Aus: Natur und Gesetz von F. Bettex-Stuttgart.)

*



JAN LIEVENSZ. Museum Braunschweig.

Abraham und Isaak.

(Text siehe S. 756.)



Das nebenstehende Titelblatt des **„Rocznik Zydowski“** rührt von einem jüdischen Künstler, Wilhelm Wachtel, her, von welchem wir demnächst einige weitere Zeichnungen reproduzieren werden. Der noch sehr junge Künstler ist zu Lemberg als Sohn eines armen Handelsmannes geboren, besuchte die Krakauer Kunstschule und ging später nach München. Gegenwärtig findet in Lemberg eine Ausstellung seiner Werke statt, welche grossen Beifall finden.

*

Rosa Pomeranz, Im Lande der Not. Breslau (S. Schottländer). 306 S. 3 M.

Rein künstlerisch ist das vorliegende Werk — leider! — durchaus wertlos. Aus tausend Gründen. Aufzählen mag ich sie nicht. Ich würde mir selbst damit wehe thun, weil mir das Buch lieb und teuer ist. Das gute, treue jüdische Herz pocht einem aus jeder Zeile entgegen. So echter, hochaufgerichteter Judenstolz hat es geschrieben, so liebevolles, inniges Sichversenken in das stille Leiden- und Freudenleben unserer galizianischen Stammgenossen, dass mich all die Gebrechen im Grundriss und die naive Unbeholfenheit im Ausbau der Erzählung mehr rührten, als störten. Das Werk ist auf dem Boden Halbasiens gewachsen. Pomeranz sieht ihre kleine Judenwelt mit den Augen dieser Judenwelt, und ihre Wertungen seelischer Eigenheiten ergeben sich aus den Urteilen des Ghettos. Dort wo sie auf traurige Entartungsmarken hinweisen muss, wo sie verurteilt und straft, leidet sie selbst schwer. Wie eine Mutter sich selbst mehr wehe thut als ihrem Kinde, das sie züchtigt. Wenn das Buch überhaupt mit Künstlerhand geformt wäre, es wäre eine schöne Probe echter und edler Heimatkunst — im neuen Sinne. Die Richtung dorthin ist gegeben. Gewiss! Das ganze Buch klingt uns wie hilfloses Stammeln. Aber es geht uns näher und tiefer, als die bewusste, treffsichere Kraft vollendeter Rede. Wir haben die geschulten Redner gehört. Aber sie haben uns verletzt, denn sie wollten unsere galizianischen Brüder nicht heben und bessern mit ihrer Rede, sondern ändern — „entnationalisieren“ (wie sie es nannten). Als ob die Verstumpfung und Versumpfung des jüdischen Lebens in Mitteleuropa ein erstrebenswertes Ideal wäre! Darum ist mir die Erzählung der Pomeranz so vielmal lieber, als die künstlerisch mehr durchgeführten halbasiatischen Schilderungen anderer Autoren, die ihren Mund zu höhnischem Lächeln spitzend verzerren und die mit ihrer dummen Ironie einen anwidern. Ich wünschte, dass das „Land der Not“ ein Baustein würde für die Brücke, die Verständnis und Gemeinsinn fördere zwischen der deutschen und der einstdeutschen (polnisch-russischen) Judenheit.*)

Berlin. Theodor Zlocisti.

*

Mittelalterliches aus Rumänien. Dank der Entschiedenheit, mit welcher der Rabbiner Dr. Nacht aus Fokschan die ihm vom Tribunal zugemutete Anwesenheit bei einer unter der Bezeichnung „More judaico“ bekannten Eidesablegung abgelehnt hat, dürfte nun doch endlich ein schmähliches Ueberbleibsel mittelalterlichen Rassenhasses aus der rumänischen Gerichtspflege verschwinden. Bis jetzt war es nämlich im rumänischen Civilprozessverfahren zulässig, dass von einem zur Eidesablegung verhaltenen Israeliten auf Verlangen der Gegenpartei die Ablegung des Schwurs unter Formalitäten gefordert wurde, denen man ganz ohne alle Veranlassung die Bezeichnung „More judaico“ (nach jüdischer Sitte) beigelegt hatte. Dem Eidespflichtigen wurden wie einer Leiche die Fingernägel beschnitten, und dann wurde er, nachdem an ihm die rituellen Waschungen vorgenommen worden waren, in die Synagoge geführt, wo er sich, mit dem weissen Sterbehemde angethan, in einen Sarg legen und in Gegenwart des Rabbiners eine Eidesformel nachsprechen musste, die ihrem wesentlichsten Inhalte nach

*) Bei einer Neuauflage dürfte es sich empfehlen, dass die zahlreichen hebräischen Redefloskeln, die zur Anähnlichung an den Dialekt gebraucht wurden, der wirklichen Aussprache nach transskribiert würden. Jetzt ist ein wirres Gemisch halb „polnischer“, halb „portugiesischer“ Aussprache von der Verfasserin geschaffen worden.

aus einer Reihe furchtbarer Verwünschungen besteht, die der Schwörende über sich und seine ganze Familie für den Fall ausspricht, dass er nicht die reine Wahrheit sagen sollte. Wie leicht begreiflich, haben sowohl die funeralen Vorbereitungen der Eidesleistung als auch das Zeremoniell und die Selbstverfluchungen des Schwures den Schwörenden und dessen gesamte Verwandtschaft in die grösste Aufregung versetzt, und es werden auch zahlreiche Fälle erwähnt, in welchen ein vor den rumänischen Gerichten klagbar gewordener Israelit, dem von der Gegenpartei mit Zustimmung des betreffenden Richters zur Bekräftigung seiner Klage die Ablegung eines Eides „more judaico“ zugeschoben worden war, lieber auf die Geltendmachung seines guten Rechtes verzichtete, als dass er sich der oben beschriebenen schauerlichen Prozedur unterzogen hätte. Zur Steuer der Wahrheit muss allerdings bemerkt werden, dass die Fälle, in welchen ein Schwur „more judaico“ verlangt und vom kompetenten Richter auch zugelassen wurde, sehr selten geworden sind. Dass es aber doch noch Richter giebt, die eine solche erniedrigende Form der Eidesleistung für zulässig erachten, beweist der oben erwähnte Fall, welcher nun infolge der Weigerung des Rabbiners Dr. Nacht, bei der einem Glaubensgenossen vom Richter aufgetragenen Eidesleistung nach angeblich israelitischem Brauche zu funktionieren, dem Justizministerium zur Entscheidung vorliegt. Dr. Nacht hat seine Weigerung mit der Erklärung begründet, dass er als Vertreter der mosaischen Religion unmöglich einer dem Geiste der letzteren zuwiderlaufenden und ebenso inhumanen als persönlich erniedrigenden Ceremonie beiwohnen könne. Wie man glaubt, wird der Justizminister die nötigen Schritte zur endgültigen Beseitigung dieses traurigen Ueberbleibsels mittelalterlicher Gerichtsprozedur aus der Civilprozesspflege Rumäniens thun.

*



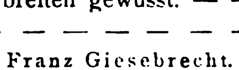
Ary Scheffer.

Ruth und Naomi.

Zum Thema: Assimilation.

Der deutsche Volkscharakter neigt zur Preisgabe der Nationalität, der englische dagegen zu ihrer Erhaltung und Förderung. So wichtig auch die wirtschaftliche Seite dieser eigenartigen Erscheinung aus dem Gebiete der Völkerpsychologie ist, so müssen wir uns doch ihre nähere Beleuchtung hier versagen; unser Interesse konzentriert sich auf ihre kulturelle Bedeutung. Ohne Frage ist es für ein Kulturvolk ein beschämendes Gefühl, wenn es sich sagen muss, dass seine Kultur sich derjenigen anderer Nationen nicht gewachsen zeigt und in den meisten Fällen unterliegt. Das deutsche Volk befindet sich in dieser traurigen Lage; im Hinblick auf das völlige Aufgehen seiner ausgewanderten Volksgenossen in fremden Nationalitäten ist das Wort vom „Kulturdünger“ geprägt worden. Dabei ist es doch keine Frage, dass wir Deutsche auf geistigem Gebiete in der allerersten Reihe der Kulturvölker marschieren und eine Nationallitteratur unser eigen nennen, wie kein anderes Volk der Erde. Aber der Gang unserer politischen Entwickelung hat es so mit sich gebracht, dass in früheren Zeiten den deutschen Stämmen jenes Zusammengehörigkeitsgefühl fehlte, das gewissermassen die Grundlage für eine von nationalen Gesichtspunkten aus geleitete Auswanderungspolitik bildet. Erst seit der Einigung Deutschlands, seit der Begründung des Deutschen Reiches, macht sich eine langsame, aber stetige Stärkung des deutschen Nationalbewusstseins bemerkbar, die uns, wenigstens für eine, wenn auch noch so entfernte Zukunft, hoffen lässt, dass die deutsche Kultur sich allmählich den Platz, der ihr in der Welt gebührt, erobern wird. In dem bevorstehenden grossen Kampf der Rassen und Kulturen wird das Deutschtum vor allem schon deshalb einen schweren Stand haben, weil es zu wenig politische und kulturelle Stützpunkte auf der Erde besitzt. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika beginnt sich allerdings seit kurzem ein gewisses Stammesbewusstsein unter den zugewanderten Deutschen

und deren Nachkömmlingen zu regen. Vorläufig ist diese Bewegung aber noch in sehr bescheidenen Grenzen geblieben. Welche Rolle hätte das Deutschtum in Nordamerika spielen können, wenn es von Anfang an sich seiner Kulturaufgabe bewusst gewesen wäre und seine Nationalität sich gewahrt hätte. Ein grosser Teil Amerikas könnte der deutschen Zunge gehören. Desto grössere Anerkennung müssen wir den Deutschen in Südamerika zollen. In Argentinien, in Brasilien, in Chile hat das Deutschtum, oft unter den schwierigsten Verhältnissen, seine Eigenart sich zu bewahren und seine Kultur zu verbreiten gewusst. — —



Franz Giesebrecht.



Schopin.

David kehrt als Sieger heim.

APHORISMEN.

„Die Semiten waren so mit ihrem leidenschaftlichen Gemüt, ihrem energischen Mut, ihrem hartnäckigen, zäh das Erworbene festhaltenden Willen, ihrem Glauben an ausschliessliche Berechtigung, ihrem harten Egoismus, ihrer scharfen Abstraktionskraft die Mauerbrecher für die höhere Kultur der abendländischen Menschheit; sie wurden in vielem die Lehrer der Indogermanen und wirken durch die Juden auch noch heute überall mehr oder weniger als ein Leben und Reibung erzeugendes, teils Fortschritt, teils Auflösung bringendes Element in den indogermanischen Staaten fort."

Prof. G. Schmoller.
Grundriss der allgem. Volkswirtschaftslehre, S. 151.

*

Bücher sind der Zeiger der Kultur. Ein Zeiger in jenem Zustande, wo er noch vage hin- und herschwankt zwischen einigen Teilstrichen, unter denen sich auch der befindet, bei dem er schliesslich zur Ruhe gelangen wird. Nicht ganz müssig mag es sein, diesen Schwingungen zu folgen, während andere sich damit abquälen, die Kultur zu definieren, zu ergrübeln, was die Zeit, die grosse Masse, ein Stamm oder der eine Mensch für Einfluss auf sie genommen; zu ermitteln, wieviel Teile Wissenschaft und Technik, wieviel Kunst im Dekokt enthalten seien. Unstreitig wichtig sind diese Untersuchungen, aber rascher und befriedigender ist der monographische Weg. Diese Flut von bedrucktem Papier muss doch einiges Kulturgold mit sich führen. Auch bei nachlässigem Baggern und Sieben muss uns hier leichter reines Gold in die Hände gelangen als im mühsamen Bergwerk oder im noch mühsameren Schmelzofen. Zumindest ist dieser Weg kein verfehlter, will man einer oder der anderen Kulturfrage rasch auf den Grund kommen.

*

Ein jüdischer Vorwurf ist oft schon Tendenz. Und Tendenz ist wie ein Mühlstein um den schlanken Hals der Kunst.

*

Eines Dichters Seele ist nie ein Ding für sich. Sie ist bloss die Frucht, die feine Frucht eines uralten Baumes, der Kultur seines Volkes, deren Geistes einen Hauch man auch im fernsten Liede verspüren wird, wenn auch noch so unmerklich.

Quaerens.

REVUE DER PRESSE.



„Die Post":

Eine Universität für die Wissenschaft des Judentums soll nach Ankündigung von kompetenter Seite in New York errichtet werden, die nicht etwa eine Rabbinerschule darstellen soll, sondern thatsächlich eine Universität ganz nach europäischem Muster. Nur die Wissenschaft des Judentums soll in ihr gepflegt, nicht der jüdische Theologe für seinen Beruf ausgebildet werden. Drei Fakultäten wird diese eigenartige Hochschule aufweisen, eine für jüdische Theologie, eine für jüdische Geschichte und die dritte für jüdische Litteratur. Mit Rücksicht auf die Verschiedenheit der an ihr studierenden Nationalitäten sollen die Dozenten — es sind hauptsächlich deutsche Gelehrte in Aussicht genommen — in englischer, deutscher, russischer und hebräischer Sprache ihre Vorlesungen halten. Alles soll in grossartigem Massstabe beschafft werden, sowohl die räumliche wie die wissenschaftliche Ausstattung. Die Mittel zur Gründung dieser Universität, die einzig in ihrer Art dastehen würde, haben einige reiche Juden Amerikas hergegeben, und schon Ende 1902 dürfte die neue Hochschule, falls sich nicht der Beschaffung geeigneter Lehrkräfte grössere Schwierigkeiten entgegenstellen sollten, eröffnet werden.

„Vossische Zeitung" (29. September 1901):

London. Die jüdische Kolonialbank der Zionisten, 1898 auf Grund einer Volkssubskription mit rund 300 000 Aktionären gegründet, wird, nachdem 6 Millionen Mark Kapital bar eingezahlt sind, in einer demnächst stattfindenden Aufsichtsratssitzung statutengemäss für aktionsfähig erklärt werden und ihre Thätigkeit eröffnen.

Unter der Rubrik „Rechtspflege" — das Wort mutet hier sehr doppeldeutig an — berichtet die Berliner **„Volkszeitung"** (29. September 1901):

Am jüdischen Versöhnungstage war ein jüdischer Kaufmann vor die Handelskammer des Landgerichts I als Zeuge geladen, aber ausgeblieben. Der Vorsitzende machte die Mitteilung, dass der Zeuge bereits vor dem Termin seine Entbindung vom Erscheinen in der Verhandlung des hohen Feiertages wegen nachgesucht hatte, aber abschlägig beschieden worden war. Darauf habe der Zeuge ein nochmaliges Gesuch mit demselben negativen Erfolge eingereicht. Der Gerichtshof erblickte mit Rücksicht auf die vorgetragenen Thatsachen in dem Nichterscheinen des Zeugen eine „schwerwiegende Renitenz" und verurteilte ihn deshalb zu der besonders hohen Strafe von 30 M. und zu den Kosten des Termins. Der Betroffene will Beschwerde gegen seine Bestrafung einlegen.

„Frankfurter Zeitung":

Ein antisemitisches Blatt macht sich seit einigen Wochen das Vergnügen, Urteile von Personen, die in den weitesten Kreisen unbekannt sind, über „jüdischen Ritualmord" und die Mittel zu seiner Bekämpfung und dergl. zu veröffentlichen. Heute liess sich der antisemitische Reichstagsabgeordnete Kunstmaler Bindewald vernehmen. Die groteske Leistung dieses Volksvertreters verdient niedriger gehängt zu werden. Der Herr schreibt nämlich:

„Um eine Ansicht kann es sich bei dieser Sache nur insofern handeln, als die Frage in Betracht kommt, wozu verwenden die Juden das abgezapfte Menschenblut? Diese Frage ist offen, wenigstens nicht so geklärt, dass eine vollkommen ausreichende Antwort gegeben werden kann. Was den Blutmord (Ritualmord) anlangt, so ist derselbe in ca. 200 Fällen geschichtlich nachgewiesen und in der jüngsten Zeit erst wieder neu beglaubigt 1. durch Geständnisse schuldiger Juden; 2. durch unanfechtbare Zeugenaussagen und sonstige Beweise: 3. durch gerichtliche Erkenntnisse. Die erwiesenen Thatsachen berechtigen vollkommen, die Blutbeschuldigung gegen die Juden zu erheben. Unsere Kinder müssen vor diesen Mördern geschützt werden. Es geht nicht an, dass Juden Mordfreiheit geniessen. Mörder müssen unschädlich gemacht werden. Da das geeignetste Radikalmittel bei unserer heutigen Verziehung zur Menschlichkeit nicht gutgeheissen würde, so ist auf Grund der erwiesenen Verbrechen von Juden und ihrer überall bethätigten Solidarität nach dem Sprichwort „Mitgegangen mitgehangen" die Landesverweisung aller Juden auf ewige Zeiten zu erstreben, damit wir wenigstens in unserem Deutschland vor dieser Mörderbande sicher sind. Bis aber das richtige Verständnis für die unbedingte Notwendigkeit mindestens dieser Massregel der Landesverweisung alle Schichten der Bevölkerung erfasst hat, muss erstrebt bezw. durchgeführt werden: 1. Polizeiaufsicht in der allerschärfsten Form für die unter uns lebenden Juden; 2. Duldung derselben nur in ganz kleiner kontrollierbarer Anzahl (kein Anhäufen der Juden in den Grossstädten): 3. Schächt- und Schlachtverbot für Juden überhaupt; 4. Isolierung in Schule und Gesellschaft, Entfernung aus Staatsämtern: 5. bei Vorkommen eines Mordes, wo, wie in Konitz und Xanten, alle Spuren auf Juden weisen, wird die Hälfte des Vermögens aller Juden Staatseigentum, entsprechend der Verbrechersolidarität der Juden; 6. hohe Kopfsteuer."

„Hamburgischer Korrespondent" (15. August 1901):

Aus Altona. Der Friedhof der portugiesisch-jüdischen Gemeinde an der Königstrasse, von dem, wie mitgeteilt, ein erhebliches Stück zur Verbreiterung der Strasse abgetreten werden muss, ist der älteste Friedhof in Altona.

Mai 1611 kauften einige aus Portugal eingewanderte ie Familien, die sich in Hamburg niedergelassen hatten, em Grafen Ernst von Schauenburg ein Stück Land, um 'oten daselbst beerdigen zu können. Das ihnen damals Privilegium ist im Jahre 1641 vom König Christian IV. änemark bestätigt worden.

us **„Oesterreichische Wochenschrift“**:

der „Deutschen Zeitung“ schreibt ein Herr F. B. er Reiseberichte aus dem Salzkammergute. Der edle vergönnt sich auf seinen Kreuz- und Querfahrten einen eigenen Genuss. Er besteigt nicht die Alpenriesen, er dert nicht die Majestät der Gletscher, er erquickt sich n dem saftigen Grün der Matten und dem tiefen Blau errlichen Seen — er sucht im Thal und auf den Höhen ach Juden und schimpft über sie wie ein Rohrspatz. gesichte des Dachsteingletschers, an dem wundervollen isseer-See sass er eines Tages mit zwei Gleichten und erwog in seiner treuen germanischen Brust age, wie denn das Salzkammergut judenrein zu machen Jnd ein zweiter des ehrsamen Kleeblattes gab darauf wahrhaft köstliche Antwort; eine Antwort, die den sinn, den Idealismus, die Selbstlosigkeit unserer en arischen Aelpler gar merkwürdig illustriert. Die einheit, meinte der „Gleichgesinnte“, sei nur dadurch elen, „dass man den Einwohnern von vornherein reich- und sicheren Ersatz für den Geldentgang (!) bieten , den sie durch das Ausbleiben der Juden zu erleiden n!“

nd weiter setzte er mit erbaulicher Naivität hinzu: politischer Aufklärung allein ist bei den Bauern des mmergutes nichts auszurichten, zu oberst steht ihnen ofit!“ „Mit den Bauern,“ meinte er schliesslich, „ist nicht allzu scharf ins Gericht zu gehen, an den wohlen Städtern wäre es, durch praktischen Antisemitismus der prächtigsten Flecken deutschen Landes von n Schmarotzern zu säubern. Aber freilich — prak- Antisemitismus! Aber ist der heute zu finden? Dass rbarm!“

ieder einmal behauptet die „Deutsche Zeitung“ den des dümmsten Blattes von Wien. Sie nennt die „fremde Schmarotzer“, obwohl der oberösterreichische durch ihr Ausbleiben den Entgang eines reichen Prorchtet. Der Bauer ist nun freilich ein Simpel, aber ei den wohlhabenden Ariern aus der Stadt sieht es m antisemitischen Opfermut sehr windig aus. Wenn auer auf den Profit schaut, so trägt dagegen der che Antisemit Bedenken, sich von seinem ländlichen ungsgenossen die Haut über die Ohren ziehen zu So dumm ist nur der „ausbeuterische“ Jude, der sein Geld zu seinen schlimmsten Feinden trägt.

ne in mehrfacher Beziehung interessante Notiz aus erg bringt das **„Deutsche Volksblatt“**, (Wien, ptember 1901), unter der Spitzmarke: „Geschäfte Rabbiners“. Der Strike der bei dem jüdischen er Rohatyn, welcher Kasernen für das Staatsärar baut, ftigten Arbeiter ist vorläufig beendet. Der Jude erlen Arbeitern den Lohn um 15 Prozent, doch mussten schriftlich verpflichten, den Schabbes zu „heiligen“, sst, am Samstag die Arbeit ruhen zu lassen und keine digung für den verlorenen Arbeitstag zu fordern.

Die **„Staatsbürger-Zeitung“**, Berlin, schreibt:

„Einspruch gegen die Annahme deutscher Familiennamen durch Juden. Der Hamburger Senat hatte dortigen Juden wiederholt gestattet, den Namen Wedekind anzunehmen. Nun veröffentlicht der Familienrat der Familie Wedekind folgende Protesterklärung: „Der Senat der Freien und Hansestadt Hamburg hat durch Verleihungen an Dritte wiederholt über den Namen Wedekind verfügt unter Nichtbeachtung derjenigen Familie, die kraft uralter niedersächsischer Abstammung diesen Namen seit Jahrhunderten führt. Derlei Vorgänge verletzen unseres Erachtens nicht bloss die einzelnen davon Betroffenen, sondern haben weit über den besonderen Fall hinaus grundsätzliche Bedeutung: Sie legen die Keime schwerster Gefahren für deutschen Familiensinn und deutsches Volkstum. Die Reichsgesetze gewähren uns keinen Schutz, und unsere Beschwerde beim Hamburger Senat ist erfolglos geblieben. Wir nehmen deshalb Veranlassung, öffentlich zu erklären, dass wir gegen die erfolgten Verleihungen unseres Namens protestieren und das Geschehene auf das tiefste beklagen. Der Familienrat der Familie Wedekind zu Horst: Landgerichtsrat E. Wedekind zu Danzig, Syndikus; Wilhelm Freiherr v. Wedekind zu Darmstadt, Senior; Professor L. Wedekind zu Karlsruhe i. B., Subsenior.“ — Bekanntlich war es in dem Falle Levy von Halle ganz ebenso; auch da nützte die Beschwerde der deutschen Familienangehörigen nichts. Nicht einmal die deutschen Namen bleiben unangetastet von der Begehrlichkeit des Judentums! In der That, das ist eine Gefahr für Deutschtum und deutsches Familienleben! Endlich wird man ja wohl einsehen, dass wir Antisemiten mit unseren Warnungen vor der jüdischen Gefahr durchaus im Rechte sind und nicht übertreiben, wenn wir sagen, dass das Judentum seine gierigen Finger nach allem ausstreckt, was uns heilig und wert ist!“ . . . . . Heilig ist gut!

„Die Deborah“ (Cincinnati):

Wie bekannt, hat die Leipziger Bank am 26. Juni Konkurs angemeldet, wobei sich herausstellte, dass die Leitung der Kasseler Trebertrocknungs-Gesellschaft 87 Millionen Mark geliehen hatte, während ihr Aktienkapital und die Reserven nur 64 Millionen betragen. Die Einleger werden jeden Pfennig verlieren. Nun war dieses Institut ganz in den Händen von guten Christen und Antisemiten; ein Jude konnte dort nicht einmal das Amt eines Boten erhalten. Da schien es denn anfangs unmöglich, den jüdischen Schacher- und Mammonsgeist für die Katastrophe verantwortlich zu machen. Nun hat die „Evangelische Kirchenzeitung“, das Organ des Ultramuckertums, die nötige Formel gefunden. Die Juden sind denn doch an der Sache schuld, denn, wenn die verbrecherischen Bankdirektoren nicht Antisemiten gewesen wären, hätten die Berliner Hochfinanziers geholfen. Das will sich die höhere Moral nennen, die das alte Testament korrigiert hat, indem sie lehrte: „Wer seinen Nebenmenschen beschimpft, ist ein Mörder“ (Matth. 5, 21).

„Die Post“, Berlin, den 8. September 1901:

Eine Jüdin auf dem Throne von Bulgarien. Dass einmal ein Jude auf dem polnischen Königsthron, wenn auch nur für eine Nacht, gesessen hat, dürfte aus der schönen Erzählung Aron Bernstein's „Mendel Gibbor“ bekannt sein. Unter den jüdischen Bewohnern Polens ist die Erinnerung an diesen König von einer Nacht, der den Namen „Saul Wahl“ führte, noch lebhaft. Dass aber auch eine Jüdin einmal Königin

von Bulgarien, und zwar während ihrer ganzen Lebenszeit gewesen ist, darüber macht die „Revue des Ecoles de l'Alliance israélite" eine interessante Mitteilung. Jene Jüdin war die Gemahlin des bulgarischen Königs Iwan Alexander, der um die Mitte des 14. Jahrhunderts regierte. Sie hiess mit ihrem Geburtsnamen Sara; sie war von ausserordentlicher Schönheit und bezauberte hierdurch den König so, dass er seine Gemahlin Theodora verstiess und die schöne Sara, die vorher ihren Glauben ablegen musste, zu seiner Gattin machte, worauf auch sie den Namen Theodora annahm. Sie wurde nun eine fanatische Christin und widersetzte sich nicht den Verfolgungen, denen die Juden ihres Landes ausgesetzt waren. Nur einmal, als drei Juden der Residenzstadt Tirnowo wegen Gotteslästerung zum Tode verurteilt wurden, gelang es ihr, die Todesstrafe in schwere Körperstrafe umzuwandeln. Aber die Bevölkerung von Tirnowo stürzte sich auf die drei Juden und misshandelte sie in der furchtbarsten Weise. Die jüdische Gemeinde in Tirnowo löste sich infolge dieser Verfolgungen auf, und es ist bemerkenswert, dass auch heute noch in der Stadt keine jüdische Gemeinde vorhanden ist, während in anderen Städten Bulgariens solche existieren. Aber der jüdische Friedhof steht noch, und er reicht bis in jene Zeit hinauf. Auch die Erinnerung an „die schöne Jüdin von Bulgarien" ist wach geblieben, und vor kurzem hat der bulgarische Professor der Theologie Popow die geschichtlichen Beweise für die Wahrheit dieser Erzählung von der „jüdischen Königin auf dem bulgarischen Thron" gesammelt.

Posener Neueste Nachrichten (Posen, 19. September 1901): Die Liquidation des Rothschild'schen Stammhauses in Frankfurt a. M. scheint in verhältnismässig kurzer Zeit ihrem Ende nahegeführt worden zu sein, denn Herr Nauheim, der Bevollmächtigte des Londoner Hauses, hat in dieser Woche Frankfurt a. M. nach mehrmonatigem Aufenthalt wieder verlassen. Das Bedauern, dass es nicht gelungen ist, der Mainstadt ihre vornehmste Firma und mit ihr eine bedeutende Tradition der deutschen Finanzen zu erhalten, wird übrigens bei dem neuen Budget der Frankfurter Kommune noch lebhaft in Ziffern zum Ausdruck kommen, denn die Rothschild's waren zwar nicht die ersten, aber doch unter den ersten Steuerzahlern der Stadt, die Firma beschäftigte sich ja unter ihrem letzten Leiter nur mit Vermögensverwaltung und war neuen Unternehmungen grundsätzlich entgegen, aber immerhin ist der Betrag, der dem Stadtsäckel und dem Fiskus verloren geht, nicht sehr weit von einer halben Million Mark pro Jahr entfernt. Als No. 1 in der Steuerrolle figuriert das Haus Casella.

Volkszeitung (Berlin, 19. September 1901): Antisemitisches aus Dresden. Gegen verschiedene Dresdener Blätter war der Vorwurf erhoben worden, dass sie bezw. einzelne ihrer Redakteure Vertuschungsgelder von der Dresdener Kredit-Anstalt angenommen hätten. Der Ortsverband Dresden der „Pensionsanstalt Deutscher Schriftsteller und Journalisten" hatte daraufhin mit unheimlicher Eile eine geharnischte Erklärung zu Gunsten der Tugendboldigkeit der Angegriffenen erlassen. Jetzt wird die Entlassung dreier Handelsredakteure von drei Dresdener Blättern gemeldet. Es handelt sich dabei um konservativ-antisemitisch-nationalliberale Organe, also Blätter, die gegen die „Korruption" der Börsen-Interessenten im Stil der antisemitischen Sittlichkeitsverfechter zu wettern pflegten. Die Reihe der plötzlich Kaltgestellten soll noch nicht erschöpft sein. Dass in Dresden, einer Hochburg des Antisemitismus und der Reaktion, so etwas passieren muss. Wir gratulieren.

Abonnementspreis für das Halbjahr in Deutschland und Oesterreich Mark 3,50, für das Ausland Mark 4,— für Russland ganzjährig 4 Rubel, halbjährlich 2 Rubel. Einzelhefte à 35 Kop.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes, durch alle Postämter des Deutschen Reiches unter No. 5785a der Postzeitungsliste und durch die Expedition dieser Zeitschrift.

Anzeigen 50 Pfg. die viergespaltene Nonpareillezeile, grössere Anzeigen nach Tarif, bei Wiederholungen Rabatt. Stelen-Gesuche und -Angebote zum halben Preise.

Adresse für die gesamte Korrespondenz: S. CALVARY & Co. (Inh. HUGO BLOCH)
Verlagsbuchhandlung und Antiquariat, Berlin NW., Neue Wilhelmstrasse 1.

Verantwortlicher Redakteur: Leo Winz, Berlin W., Wilmersdorferstr. 117. — Verlag von S. Calvary & Co., Berlin NW. 7.
Für den Anzeigenteil verantwortlich: Hugo Bloch, Berlin. — Druck von Pass & Garleb, Berlin W 35.

BERLIN C. • **N. JSRAEL** • BERLIN C.

Ausstellung der Neuheiten:

KONFEKTION * * PELZWAREN
SEIDENWAREN * KLEIDERSTOFFE

Der neue illustrierte Haupt-Katalog wird kostenfrei versandt.

Dieser Raum ist zu vergeben.

Bredow's Nährkaffee

(billigster und bester Kaffee-Ersatz, gesetzlich geschützt).

Von ärztlicher Seite begutachtet und empfohlen, besonders für Nervenleidende!

In Farbe, Aroma und Geschmack gutem Bohnenkaffee gleich, aber ohne die schädlichen Nebenwirkungen des letzteren; dabei von weit höherem eigentlichen Nährwert als Bohnenkaffee.

Ausser für Nervenleidende ist der Nährkaffee für alle schwächliche, blutarme Personen, für Kinder u. s. w. dem eigentlichen Bohnenkaffee unbedingt vorzuziehen.

I.	Qualität	à 1,— M.	pro ℔ in Dosen	in Postpaket
II.	„	à 0,75	„ „ „ „	franko
III.	„	à 0,50	„ „ „ im Paket	gegen Nachnahme.

Bredow's Nährkaffee-Fabrikat
Schiltigheim i. Els.

Einen neuen Beweis von seiner Vorzüglichkeit l

Mondamin

dessen alleinige Fabrikanten **Brown & Polson** sind, d erfahren, dass es auf der so glänzend beschickten Allge Ausstellung für Kochkunst u. s. w. zu Würzburg die l Auszeichnung **„Goldene Medaille“** erhalten hat. nehmen gern hiervon Notiz, da sich **Brown & P** angelegen sein lassen, immer dieselbe gute Qualität zu b welche ihnen einen mehr denn 40 jährigen Weltruf er hat. Mondamin ist nicht nur zu Flammeris, Puddings u vorzüglich, sondern eignet sich ganz besonders zu w Milch- und Fruchtspeisen, Soufflées Desserts u. s. w. für Kinder und Kranke ist Mondamin, mit Milch zu oder Brei gekocht, ausgezeichnet, da es diese Speisen bed leichter verdaulicher macht, und wird es von den Aerzten besonders gern empfohlen. Dass Mondamin i einschlägigen Geschäften unserer Stadt zu haben ist, wohl genügend bekannt sein.

H. MEYEN & Co.

Hof-Silberwaren-Fabrik

Berlin S., Sebastian-Strasse 20.

Fernsprecher: Amt IV, No. 835.

Inhaber der Königl. Preuss. und der Königl Sächs. **Silbernen Staatsmedaille** wie auch anderer hoher und höchster Auszeichnungen.

Fertigen und halten grosse Lager in echt silbernen

Isr. Kultusgegenständen

Gewürztürmchen, Esrogbüchsen, Chanucka-Lampen, Thorakronen, -glocken, -blechen, Händen, Szederschüsseln etc. etc. sowie **Brotkörben, Tischmessern, Löffeln, Gabeln, Theelöffeln, Jardinièren, Aufsätzen, Pokalen, Kaffee- u. Thee-Servicen, Weinkannen etc. etc.**

Gegründet 1846. **Arbeiterzahl ca. 200.**

OST UND WEST.

ILLUSTRIERTE MONATSSCHRIFT FÜR MODERNES JUDENTUM.

Herausgegeben unter Mitwirkung von
Prof. Dr. Martin Philippson * Prof. Dr. Ludwig Geiger * Prof. Dr. D. Joseph
Prof. L. Kellner * Prof. Dr. M. Lazarus * Prof. Mandelstamm * K. K. Baurat Wilhelm Stiassny (Wien) * Prof. Dr. Otto Warburg * Baron David Ginzburg * Mathias Acher (Dr. Nathan Birnbaum) * Dr. S. Bernfeld * M. Buber * Achad Ha'am * Dr. Heinrich Meyer Cohn * Dr. Moses Gaster * Robert Jaffé * S. Lublinski * Dr. Rudolph Lothar * E. M. Lilien * Dr. Max Nordau * Dr. Alfred Nossig * Nahida Remy * N. Sokolow * Dr. Ernst Tuch * Lesser Ury * Jacob Wassermann * Dr. S. Werner.

Bezugs- und Insertions-Bedingungen auf der letzten Textseite.

Heft 11 November 1901

EINE VÖLKERSPYCHOLOGISCHE BETRACHTUNG DES JUDENTUMS.

Von Bernhard Münz.

„Le peuple juif," sagt Pascal in seinen „Pensées", „n'est pas seulement considérable par son antiquité, mais il est encore singulier en sa durée, qui a toujours continué depuis son origine jusqu'à maintenant . . . Sétendant depuis les premiers temps jusqu'aux derniers, l'histoire des juifs enferme dans sa durée celle de toutes nos histoires." Die Existenz Israels ist in der That eines der merkwürdigsten, wunderbarsten Probleme der Menschengeschichte. Wir sehen, dass alle historischen Erscheinungen, die man bis jetzt hat beobachten können, nur ihrer Zeit angehören; sie treten durch das Zusammenwirken verschiedener Umstände ins Dasein und verschwinden früher oder später, der Macht anderer Umstände unterliegend. Nur eine Thatsache bildet eine Ausnahme von dieser allgemeinen Regel und will sich nicht diesem historischen Gesetze unterordnen. Ein Volk schreitet mitten durch die ganze Geschichte der Menschheit, spiegelt in sich den grössten Teil ihrer Entwickelung wieder und taucht aus allen Prüfungen und Umwälzungen der Zeit immer wieder gestählt und gefestigt empor. Ob der Methusalem unter den Völkern auch des Lebens bitteren Kelch bis auf die Neige leeren musste, ob auch sein Dasein eine kaum zu überbietende Tragödie war, so steht er doch noch heute aufrecht, ungebrochen und jugendfrisch als ein scharf ausgeprägtes, selbständiges geistiges Individuum da. Alles scheint sich gegen Israel verschworen zu haben, Himmel und Erde, aber es hört trotzdem nicht auf, sich mächtiger zu fühlen als sein Schicksal und stärker als alle irdischen Gewalten. Ja, es erreicht seinen Höhepunkt gerade zur Zeit seines Falles. Die Niederlage ist sein Triumph. Die vorher lange Zeit in enge Schranken gebannte und wie Feuer unter der Asche glimmende Triebkraft bricht nach jeder Katastrophe gleich der Lava eines Vulkans mit unwiderstehlicher Gewalt hervor, verbreitet sich ringsum wie verzehrende Flammen und erstrahlt weithin in hellerem und glänzenderem Lichte als früher. Der Fall Israels bildet im Gegensatze zu den anderen Völkern stets nur die Morgenröte einer neuen glorreichen Epoche. Wenn man sich die Weltgeschichte in Form eines Kreises denkt, so wird die jüdische Geschichte die Stelle des Durchmessers einnehmen, welcher durch den ganzen historischen Kreis geht; die Geschichte anderer Völker hingegen wird durch Sehnen dargestellt, welche nur kleinere Teile des Kreises begrenzen. Die Geschichte des jüdischen Volkes durchläuft gleich einer Centralachse die ganze Geschichte der Menschheit von deren einem Pol bis zum anderen. Einem ununterbrochenen Faden gleich zieht sie sich von den Urcivilisationen Aegyptens und Mesopotamiens bis zu den modernsten Kulturen hin. Ihre Perioden lassen sich mit Jahrtausenden messen.

Man wird dagegen einwenden wollen, dass auch andere Völkerstämme, z. B. in Indien und Amerika, die Vernichtung ihrer Selbständigkeit in gleicher Weise überlebt und überdauert haben. Es darf jedoch nicht übersehen werden, dass diese ein völlig isoliertes Dasein geführt haben und weder durch ihre Ideen noch durch ihre Thaten auf die übrige Menschheit irgend einen Einfluss ausgeübt haben. Der Jude hingegen ist den grossen geschichtlichen Vorgängen niemals fremd geblieben. Wir sehen ihn zu jeder Zeit mit seinen religiösen und moralischen Ideen, mit seiner geistigen Energie und der Zähigkeit seiner Initiative in den Entwickelungsprozess der Menschheit eingreifen. Er durch-

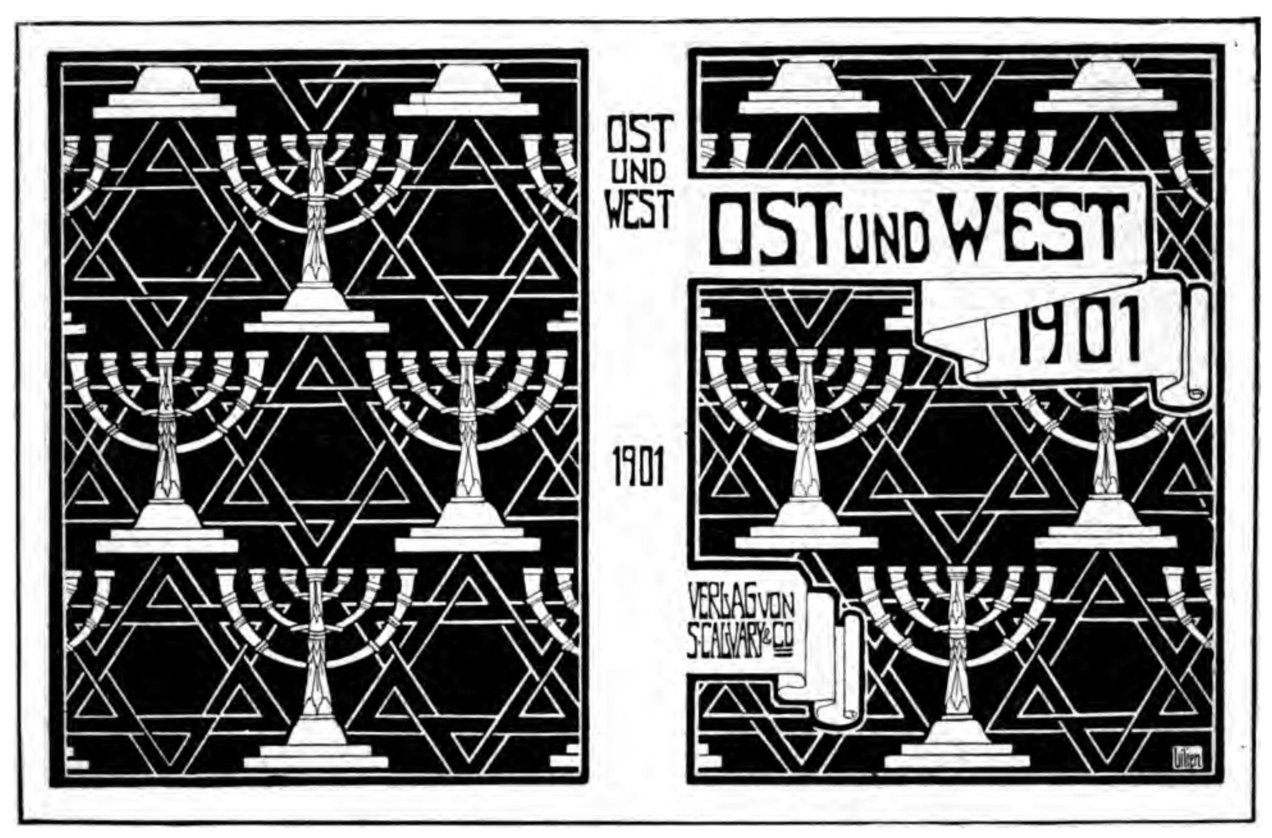
schreitet die weltbewegenden historischen Epochen des Altertums, des Mittelalters, welches jedoch für ihn keine Zeit des geistigen und sittlichen Verfalles ist, und der neueren Zeiten. Um von den mythischen und patriarchalischen Zeiten zu schweigen, begegnen wir ihm bei den geschichtlichen Umwälzungen der grossen assyrischen, babylonischen und ägyptischen Reiche, sowie später in den Zeiten Alexander's, Cäsars' und des Titus; er nimmt ebenso an der philosophischen Bewegung der alexandrinischen Schule teil, wie an der Ausgestaltung römischer Rechtssysteme; er wirkt bei der Entstehung des Christentums mit, und einige Jahrhunderte später bei der des Islams; er ist bei den Kreuzzügen, bei der religiösen Reform, bei der Renaissance und bei der französischen Revolution, bald als Besiegter, bald als Bundesgenosse beteiligt. Und während all dieser wechselvollen Zeiten hört er nicht auf zu arbeiten, zu kämpfen, zu denken, stets der Menschheit und dem Volke, unter dem er sich befindet, seinen Tribut an Gedanken, an Thaten, an Thränen und an Hoffnungen darbringend.

Woher kommt es nun aber, dass er der bleibende Pol in der Flucht der sich drängenden Erscheinungen ist? Und woraus besteht jener Cement, welcher die Juden zu einem festen, einheitlichen Organismus zusammenkittet? S. M. Dubnow sagt einmal sehr treffend: „Die materiellen Bande einer Nation, Territorium und Staatswesen, haben sie schon längst eingebüsst. An ihre Stelle sind nun abstrakte Prinzipien getreten, Religion und Abstammung. Zweifellos sind diese beiden Faktoren von der grössten Bedeutung; aber sind sie es ausschliesslich, die das Nationalband in der Judenheit spinnen? Nein, denn würden wir dies zugeben, so müssten wir folgerecht auch anerkennen, dass die Lockerung der religiösen Prinzipien bei den freidenkenden Juden und die Verwischung der Rasseneigentümlichkeiten in den sogenannten civilisierten Schichten des jüdischen Volkes eine entsprechende Lockerung, ja sogar eine völlige Zerrüttung seiner nationalen Grundlagen nach sich ziehen müssten, während es thatsächlich nicht der Fall ist. Wir können vielmehr beobachten, dass gewöhnlich gerade die freisinnigen Juden, die „libres penseurs“ und die in religiöser Beziehung Indifferenten es sind, die bei allen unseren nationalen Bewegungen im Vordertreffen stehen. Was ist es nun, das diese Juden so mächtig zu ihrem Volke hinzieht, dem anzugehören doch in den meisten Fällen eine Heldenthat, oft sogar ein Martyrium ist? Es muss also etwas geben, das allen Juden gemeinsam und so umfassend ist, dass es sie alle trotz der verschiedenartigsten Anschauungen und Bildungsgrade zu einem festen Ganzen vereinigt. Dieses Etwas besteht nun in der Gemeinsamkeit der historischen Schicksale aller von einander getrennten Teile der jüdischen Nation. Wir sind durch unsere ruhmvolle Vergangenheit innig verbunden, von einer mächtigen Kette geschichtlicher, von unseren Vorfahren empfangener gleichartiger Eindrücke umschlossen, die im Laufe der Jahrhunderte auf die jüdische Volksseele einstürmten und in ihr einen gewissen festen Niederschlag zurückliessen. Kurz gesagt, die gesamtjüdische Idee wurzelt hauptsächlich in dem geschichtlichen Bewusstsein.“

Die Geschichte der Juden ist eine vergeistigte Geschichte. Israel ist von Haus aus der Bannerträger des Menschheitsideals, welches trotz aller scheinbaren Niederlagen stetig und kontinuierlich die Welt umgestaltet. Die Ideen, zu deren Verkünder es berufen ward, sind einfach, wie alles wahrhaft Grosse und Bleibende, und lassen sich auf die drei folgenden zurückführen: 1. Gott, 2. das Gesetz und 3. die Gesellschaft. Aus dem Antagonismus, in welchem Israel durch diese Ideen zu der übrigen Welt trat, und aus dem Kampfe, den es für sie zu bestehen hatte, lernt man seine ganze Geschichte von den ältesten bis herab zu den neuesten Zeiten begreifen. Aus ihnen fliesst der Glanz, der es verklärt, und zugleich alles Unheil, das sich über seinem Haupte entlud; sie bilden seinen unsterblichen Ruhm und zugleich sein endloses Martyrium.

Alle Völker des Altertums suchten ihre Gottheit in den verschiedenen Naturerscheinungen, welche in irgend einer Weise ihre Sinne oder ihre Phantasie lebhaft erregten, Gefühle der Wollust oder des Schmerzes in ihnen erzeugten, sie mit Hoffnung oder mit Furcht und Schrecken erfüllten. Mit dem rohesten Fetischismus beginnend, stiegen sie allmählich die Stufenleiter der sichtbaren Schöpfung hinan und beteten nach einander oder auch abwechselnd die Elemente, die Pflanzenwelt, die Tierwelt, die Sternenwelt und endlich den Menschen selbst an. Sie gingen von der Welt mit ihren vielfältigen und widersprechenden Erscheinungen aus und gelangten demgemäss mit Notwendigkeit zu ebenso vielfältigen und widersprechenden Gottheiten, welche in ewigem Streite miteinander lagen. Das Judentum schlug den diametral entgegengesetzten Weg ein. Von dem Einzelnen, welches ja niemals das Allgemeine zu erklären vermöchte, abstrahierend, erhob es sich über die Teile zum Ganzen, es blieb nicht bei der äusseren Welt mit ihren Widersprüchen, noch bei dem Menschen mit seiner Selbstsucht, mit seinen Trieben und Leidenschaften stehen, sondern rang sich zu dem Monotheismus empor. Gott ist unveränderlich, absolut und unbedingt, einig-einzig und unendlich. Und wie er unendlich ist an Kraft und Wesenheit, so ist er auch unendlich an Güte, an Gerechtigkeit und an Heiligkeit.

Die Gottesidee schuf eine unüberbrückbare Kluft zwischen Israel und den anderen Völkern, deren Gottheiten durchwegs der Welt der Erscheinungen und den im Universum wirksamen Einzelkräften entnommen waren. Der Gegensatz wurde jedoch noch schärfer und bestimmter, sobald man von den Ideen zu ihrer Darstellung und Verbildlichung im Ritus und im Leben herabstieg. Den mannigfaltigen, sonderbaren und oft ungeheuerlichen Gottheiten der alten Völker entsprachen ebenso mannigfache, sonderbare und ungeheuerliche Gebräuche. Das ganze religiöse Leben Aegyptens war eine Verherrlichung des Tierischen, seine Mythen von Isis, Osiris, Typhon und Hathor sind eine Apotheose der Naturkräfte und der menschlichen Leidenschaften. Desgleichen sind die Götter der kanaanitischen und der assyrisch-babylonischen Völker Personifikationen der Wollust, der zeugenden und zerstörenden Kräfte, und ihr Kultus schamlose Unzucht, grausame Menschenopfer und Kinderverbrennungen. Gegen diese Erniedrigung der Menschennatur erhebt sich das Judentum mit seinem reinen Kultus, mit der Ausprägung seiner erhabenen Gottesidee im Gesetze wie ein lebendiger Protest und ruft den Satz in die Welt hinaus: „Heilig sollet ihr sein, denn heilig bin ich, der Ewige, euer Gott!“ Die Begründung des jüdischen Sittengesetzes liegt also jenseits der Sphäre des Naturlebens. Damit aber empfängt schon das Naturleben des Menschen, seine Leiblichkeit die Weihe der Heiligkeit, und indem seinem irdisch-stofflichen Wesen der Gottesgeist eingehaucht ist, wird der Mensch zum Träger des Gottesgeistes gestempelt. In diesem



Verkleinerung der farbigen Einbanddecke zu „Ost und West" (nach einem Entwurf von E. M. Lilien).

ethischen Sinne fasst das Judentum den Menschen als Mikrokosmos auf, als ein Wesen, welches die Welt, Gott und die sittliche Weltordnung in sich selbst im Kleinen abspiegelt. Aus dieser Anschauung ergiebt sich mit zwingender Notwendigkeit die Willensfreiheit des Menschen, ohne welche er nicht gottebenbildlich wäre. Diese Ebenbildlichkeit erheischt es, dass er nach höchster moralischer Vollkommenheit strebe, um sich immer mehr seinem Ideale, seinem göttlichen Vorbilde zu nähern. Er soll sich immer mehr von den endlichen und materiellen Dingen unabhängig machen, seine Sinnlichkeit beherrschen und sie zu edler Harmonie mit dem Geiste erziehen. Er soll sie durchaus nicht etwa abtöten und vernichten, sondern regulieren, das Reis der Sittlichkeit auf sie pfropfen, mit einem Worte sie idealisieren.

Dieser Standpunkt ist für das Sittengesetz des Judentums einzig und allein entscheidend. Ueberall, wo die sinnliche Willensregung im Menschen auftritt und ihn in ihren Bann zu ziehen droht, tritt ihr der höhere sittliche Wille der göttlichen Vernunft reinigend und läuternd entgegen. Es wäre sicherlich nur zu begreiflich, wenn im Herzen eines Israeliten gegen einen Aegypter oder Edomiter keine freundliche Teilnahme sich regen würde; es wäre sogar erklärlich, wenn ein gehässiges Gefühl gegen die Angehörigen dieser Völker sich in ihm festsetzte. Doch die Heilige Schrift hält es für menschenunwürdig, sich zu rächen und Groll nachzutragen, und schärft darum den Bekennern des Judentums ein: „Du sollst den Edomiter nicht verabscheuen, denn er ist dein Bruder, und verabscheue nicht den Aegypter, denn du weiltest einst als Fremdling in seinem Lande." Dieses letztere „denn" sagt mehr als eine ganze Charakterschilderung. Die Heilige Schrift macht es ferner zur Pflicht, aller Abneigung zum Trotze auch dem Feinde Gutes zu thun und Böses mit Gutem zu vergelten. So zieht sie den Fall in Betracht, dass jemand das Nutztier seines Feindes auf dem Felde herumirrend antrifft. In diesem Falle, in welchem selbst ein stoischer Philosoph für einen Augenblick sich der Schadenfreude nicht erwehren könnte, keineswegs aber sich veranlasst fühlen würde, das Tier einzufangen und es seinem Besitzer zuzuführen, gebietet sie: „Du sollst es ihm zurückbringen." Das ist der hohe kategorische Imperativ des jüdischen Moralgesetzes und darin spiegelt sich die Wahrheit des von Schiller gethanen Ausspruches: „Der Mensch in seinem physischen Zustand erleidet bloss die Macht der Natur; er entledigt sich dieser Macht in dem ästhetischen Zustand und er beherrscht sie in dem moralischen."

In dem allgemein menschlichen Charakter der jüdischen Ethik liegt der Schlüssel zu der in ihrer Schlichtheit und Klarheit so überaus ansprechenden Theodicee des Judentums, welche von der theosophischen Spekulation des Apostels Paulus und des Kirchenvaters Augustinus, an die sich die kirchlichen Lehrbestimmungen zum grossen Teile mehr oder minder genau anschlossen, wohlthätig absticht. Sie betrachtet das Uebel in sinniger Weise als ein wesentliches Element der erhöhten Sittlichkeit, sofern aus ihm die duftige Blume der Liebe und des Wohlwollens hervorspriesst, sofern es die edelsten Formen des Daseins zeitigt, der werkthätigen ethischen Gesinnung Grund und Gelegenheit zu hervorragender Entfaltung bietet. Leiden und Liebe gehören zusammen; Liebe gilt vor allem dem Leidenden, das Leiden weckt und ruft die Liebe. Die Heilige Schrift hat im Deuteronomium die Thatsache, dass es in der menschlichen Gesellschaft an Hilfsbedürftigen

niemals fehlen wird, mit der Vorschrift der Wohlthätigkeit in Verbindung gesetzt. Sie hat damit den fortwährenden Kampf der Liebe gegen das Leiden zur Pflicht gemacht.

Aus dem Geiste dieser Moral heraus gestaltet das Judentum das menschliche Leben nach seinen Beziehungen als Einzelleben, als Leben in der Gattung, in der Familie, in der Gesellschaft, im Staate. Für alle diese Verhältnisse ist die Entstehung des Menschengeschlechtes, wie die Bibel sie darstellt, besonders bezeichnend. Es wurde nur ein einziges Menschenpaar geschaffen und nicht mehrere auf demselben Punkte oder auf verschiedenen Punkten der Erde, auf welchen Umstand der Talmud mit dem Bemerken hinweist, dass alle Menschen, ohne Unterschied des Glaubens und des Volkstums als Angehörige einer Familie sich betrachten und im Bewusstsein dieser Einheit des Menschengeschlechtes die Verträglichkeit, den Frieden, die Rechtsgleichheit und Brüderlichkeit unter sich pflegen sollen Und zum Danke dafür, dass der Talmud einen höheren und breiteren sittlichen Standpunkt einnimmt als der göttliche Plato, welcher mit seinen nach Kalokagathie lechzenden Konnationalen die Nichtgriechen chauvinistisch als Barbaren brandmarkte, gefällt man sich darin, ihn zu verlästern und zu beschimpfen.

Unter den eigentümlichen Grundzügen, welche das Menschengeschlecht als solches kennzeichnen, ist keiner so tief gewurzelt, keiner so unwiderstehlich wie das Bedürfnis nach Einheit und Gleichheit. Was wir Kostbares für Zeit und Ewigkeit besitzen, vor allem die Freiheit, ist unmittelbar aus dieser Quelle geschöpft. Ja, die Behauptung ist gewiss nicht gewagt, dass sich der grosse Entwickelungsgang der menschlichen Kultur von ihrem Beginne bis zum heutigen Tage in seinen entscheidenden Wendepunkten immer der Schwungkraft und dem Flügelschlage der erwähnten Genien angepasst hat. Die ganze Weltgeschichte legt davon das unzweideutigste Zeugnis ab. Die Einheit ist der Odem, welcher sie belebt, die Macht, welche alle ihre Verwickelungen zur Lösung führt. Die Folgerung liegt demnach auf der Hand, dass das Gesetz der Einheit das höchste ist, welchem unser Geschlecht inmitten aller möglichen Schwankungen, Abweichungen, Erschütterungen und Umwälzungen mit stets zunehmendem Bewusstsein gehorcht. Die Verwirklichung der Einheit als des allumfassenden Prinzips durch Mittel, welche theoretisch und praktisch immer mehr und mehr den höchsten Anforderungen Genüge thun, ist demgemäss die Aufgabe, welcher es seine besten und edelsten Kräfte widmet.

Unter den Völkern, welche im Laufe der Jahrhunderte das Ihrige zur Erreichung dieses erhabenen Zieles beigetragen haben, stehen die Israeliten in vorderster Reihe. Durch sie erhielt das grosse Prinzip der Einheit und Gleichheit zu allererst eine mächtige religiös - sittliche Grundlage, welche durch keine Spaltung oder Trennung je untergraben werden konnte. Trotz aller Zerstreuung war und blieb für jeden Israeliten, wo immer er sich auf der weiten Welt befinden mochte, der Tempel in Jerusalem das einzig wahre, über alles teure Heiligtum. Dorthin strömten dreimal im Jahre Wallfahrer von nah und fern zur Feier der grossen Jahresfeste zusammen. Die Tempelsteuer wurde aus allen Ländern gewissenhafter als später der Peterspfennig eingebracht. Auf der Insel Kos erbeutete einstmals nach der Angabe des Josephus Flavius (Antiq. Iud. XIV. 12) der pontische König Mithradates eine zu diesem Zwecke bestimmte Summe von 800 Talenten. Ohne Uebertreibung konnte daher Philo (ad. Gai. p. 587) rühmend sagen: „Jerusalem ist nicht die Hauptstadt Judäas allein, sondern fast der ganzen Welt", oder (de mon. p. 821): „Es giebt nur einen Gott und deshalb auch nur einen Tempel". Als später dieser Mittelpunkt zerfiel, nachdem Jerusalem durch Titus zerstört, durch Hadrian in eine römische Militärkolonie umgewandelt, durch Konstantin endlich zur heiligen Stadt der Christenheit erhoben worden war, vereinigten sich die Israeliten in dem felsenfesten Glauben an den Gott der Gnade und des Erbarmens, in der Hoffnung auf die zukünftige Einheit des Menschengeschlechtes in der Gotteserkenntnis, welche Jesaias so idyllisch ausgemalt hat, in der Hingabe an die Bibel, welche das Buch der Bücher, das Buch der ganzen Welt, der Geistes- und Sittlichkeitsquell der gesamten civilisierten Menschheit geworden ist, und in den von einem entschiedenen Altruismus getragenen, lediglich von der Rücksicht auf das Gemeinwohl eingegebenen Gebeten, welche durchwegs auf den Akkord gestimmt sind: „Herr, erhöre unsere Stimme, sei schonend, milde und barmherzig gegen uns". Sie fanden überdies ein neues Einigungsband in dem Verstand und Gemüt speisenden Talmud, welcher die genaueste Erläuterung des Gesetzes für alle möglichen Einzelheiten von Lehre, Leben und Glauben in sich fasst. Die rastlose Arbeit im Dienste der Verwirklichung jener messianischen Hoffnung, welche die reifste und reichste Frucht ihrer Kultur, die kostbarste Perle an der Krone ihrer Verdienste geworden ist, blieb der Rettungsanker für den im Schiffbruche der Zeiten zerschlagenen Nachen des Volkes Israel; sie hat das erstaunliche Wunder gewirkt, dass mitten unter den Völkern unerschütterlich ein altes Volk steht, aufgelöst und in alle Windrichtungen zerstreut und doch eine Einheit bildend, ein unzerstörbares Gebäude des grauen Altertums.

Wie kleinlich und dürftig nehmen sich neben der in Israel waltenden und von innen heraus sprossenden Solidarität die von den militärischen Weltreichen dem Einheits- und Gleichheitsprinzipe geleisteten Dienste aus! In Asien erreichte das System der Weltherrschaft seine Mittagshöhe durch Persien, das seine Arme über drei Weltteile ausbreitete. Aber ebensowenig als Aegypten, Babylonien, Assyrien und Medien gelang es Persien, die innere Kraft mit der äusseren Macht ins Gleichgewicht zu bringen; es verstand meisterhaft die grosse Kunst des Siegens und des Eroberns, nicht die noch grössere des Regierens und Organisierens. Der Militärdespotismus suchte zu ausschliesslich sein höchstes Ziel in physischer und numerischer Ueberlegenheit und unterlag daher einem einzigen wohlgeführten Stosse. Unter den Flügeln Macedoniens wurden in noch grösserem Umfange und mit noch dauerhafteren Folgen Orient und Occident zu einem Ganzen verbunden, durch den belebenden Einfluss der griechischen Staatsprinzipien, der griechischen Kunst und Wissenschaft die Kluft zwischen den Nationen der damaligen Welt ausgefüllt. Von weit grösserer Bedeutung, als das griechisch-macedonische Reich für den Orient gewesen war, wurde für den Occident das römische, in dem das System der Weltherrschaft sich zum höchsten Gipfel der Vollkommenheit, deren es fähig war, emporrang. Das römische Reich ruhte auf der Grundlage tief durchdachter Politik, daher sein Umfang, seine Kraftfülle und Dauer, welche ihresgleichen nicht haben; es gelang ihm unübertrefflich, die unterjochten Völker als Glieder eines fest ab-



C. Netscher.
Bathseba ins Bad steigend.

geschlossenen Staatsorganismus zu vereinigen, sie zu derselben Kulturstufe zu erheben, in ein befreundetes Verhältnis zu einander zu bringen, durch das Band gleicher Sprache, gleichen Rechtes und Gesetzes zu umspannen und zugleich die allerorten zerstreuten Elemente menschlicher Geistesentwickelung in seinem Schoosse zu sammeln und zu einem unvergänglichen Erbteil für die nachfolgenden Geschlechter zu verarbeiten. Das war eine Einheit, eine Gleichheit, eine Gemeinschaft, wie sie die Welt noch nie zuvor in solchem Maasse und in solcher Ausdehnung gesehen hatte. Allein das stolze Gebäude, welches nach Jahrhunderten und abermals Jahrhunderten harter Arbeit bis zur Zinne vollendet war, zerfiel in Trümmer und musste mit Notwendigkeit in Trümmer zerfallen. An der politischen Einheit und Gleichheit haftete nämlich von Anfang an ein organisches Gebrechen; sie vernichtete unwiderruflich das teure Kleinod der politischen und nationalen Freiheit. Nachdem sie ihre Aufgabe rühmlichst gelöst und sich selber demzufolge überlebt hatte, räumte sie das Feld, um einer Einheit von höherem Werte Platz zu machen, welche ihrem Wesen nach der Nationalität ihr volles Recht widerfahren lässt und von Haus aus auf rein sittlicher Grundlage fusst. Den neuen Bedürfnissen entsprechend, trat das Christentum auf die Weltbühne, um ein internationales Band um die verschiedenartigsten Völker zu schlingen, wie sehr sie auch sonst einander widerstreben mochten.

Ist die Urgeschichte des Christentums aber im Grunde genommen etwas anderes als wesentlich die Geschichte des Judentums? Liegt das Geheimnis seines Werdens nicht in den heiligen Büchern enthüllt vor uns? Ist die Welt nicht jüdisch geworden, indem sie sich zu den Gesetzen der Demut, Milde und Menschlichkeit bekehrte, welche von Jesus und seinen Jüngern gepredigt wurden, wie vordem von unseren Propheten?

Der mitten in den politischen Wirren, den entsetzlichen religiösen Verirrungen und der sittlichen Fäulnis ertönende Weckruf des Jesaias (49, 1, 6), der jüdische Gott sei kein nationaler, sondern ein internationaler Gott, Israel solle nicht allein zur Errichtung des Gottesreiches auf Erden erzogen werden, sondern durch Israel alle Völker, — die von dem verzückten Seher verkündeten Worte: „Höret, ihr Inseln, auf mich, und horchet auf, ihr Völker in der Ferne! . . . Gott spricht: es ist zu gering, dass du mein Diener seiest, aufzurichten die Stämme Jakobs und den Ueberrest Israels zurückzuführen; ich mache dich zum Lichte der Völker, dass mein Heil reiche bis zum Ende der Erde“ haben sich glänzend bewahrheitet, denn die Anfänge des Christentums müssen mindestens 750 Jahre vor Christi Geburt in die Epoche verlegt werden, in welcher die gottbegnadeten und gottinnigen Propheten durch Vertiefung und Verinnerlichung der mosaischen Lehre ihr das Schicksal des Vogels Phönix bereiteten, sie zur universalen, die ganze Menschheit umfassenden Ethik abklärten. Ihr unvergleichliches Verdienst ist es, dass dem Judentum nach langwierigen Kämpfen gegen den rohen, grob sinnlichen, selbstischen Naturalismus, welcher Gott zu einem nationalen Schutzgotte herabwürdigte, der nach dem Muster aller anderen Nationalgötter sein Volk, den Klienten, nach Belieben schirmt oder verwirft und danach die Gewogenheit seiner Verehrer gewinnt oder verscherzt, der strenge Monotheismus sozusagen in Fleisch und Blut übergegangen war, dass es sich endgültig zu dem einig-einzigen, unsichtbaren, übersinnlichen Gott bekannt hat, welcher aus *Liebe* die Welt geschaffen und die lautere Religion geoffenbart hat, in deren Mittelpunkt die goldenen Lehren: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ und „Was du nicht willst, das man dir thue, das thue auch einem anderen nicht“ prangen. Es klingt fürwahr wie Sphärenharmonie, wenn die Propheten ihrem Volke zu bedenken geben, dass der wahre Gottesdienst durchaus nicht etwa in äusseren Ceremonien, sondern in der Läuterung des inneren Menschen, in der religiösen Gesinnung und sittlichen That besteht, dass der Buchstabe tötet und der Geist belebt, wenn z. B. Jesaias (1, 10—17), entflammt von heiligem Feuereifer, an Israel den eindringlichen Appell richtet: „Höret des Herrn Wort, ihr Fürsten von Sodom, nimm zu Ohren unseres Gottes Gesetz, du Volk von Gomorra! Was soll mir die Menge eurer Opfer? spricht der Herr. Ich bin satt der Brandopfer von Widdern und des Fettes von den Gemästeten, und habe keine Lust zum Blute der Farren, der Lämmer und Böcke . . . Bringet nicht mehr Speiseopfer so vergeblich. Das Räucherwerk ist mir ein Gräuel . . . Meine Seele ist feind euren Neumonden und Festen, sie sind mir zur Bürde, ich kann sie nicht mehr ertragen. Und wenn ihr schon eure Hände ausbreitet, entziehe ich euch doch meine Augen; wenn ihr eure Gebete noch so sehr vermehret, so höre ich euch doch nicht; denn eure Hände sind voll Blutes. Waschet, reiniget euch, thut euer böses Wesen hinweg von meinen Augen, lasset ab von Uebelthat; lernet Gutes thun, trachtet nach Recht, helfet den Unterdrückten, schaffet dem Waisenkinde Recht und führet der Witwe Sache.“ Der Fortsetzer des alten und authentischen Jesaias, jener so wunderbare religiöse Genius, welcher uns unter dem Namen des zweiten Jesaias bekannt ist, fasst das Verhältnis des Volkes zu Gott als einen Ehebund auf und brandmarkt den Abfall von Gott als Untreue und Buhlerei. Desgleichen lässt Jeremias (31, 2, 3) Gott zu Israel als seiner Geliebten und Verlobten sprechen.

In prägnantester Weise äussert sich der jüdische Volksgeist in der von Moses eingeführten theokratischen Regierungsform, welche Jahrhunderte hindurch die einzige Grundlage der Staatsverfassung war und blieb. Unter den natürlichen Folgen, welche sich aus dem theokratischen Staatsrechte ergeben, steht die bürgerliche Gleichheit obenan; die Kaste ist unwiderruflich verurteilt; sie gehört dem Reiche der Unmöglichkeiten an. Vor Gott giebt es keinen Unterschied der Person; alle Israeliten, ob sie nun Häupter, Aelteste und Amtsleute, oder Holzhauer und Wasserschöpfer sind, sind Abkömmlinge eines Stammvaters, Mitglieder einer Familie, sämtlich Erstgeborene und Auserkorene, Teilnehmer an dem Bunde und Bundesgesetze, durch das Gebot der Liebe verbrüdert. Damit Israel das Prinzip der vollkommenen Gleichheit aller anerkenne und würdige, musste ein jeder, ob arm oder reich, zur Errichtung des ersten sichtbaren Heiligtums in der Wüste ausser der freiwilligen Gabe noch einen halben Schekel als Opfergabe darbringen. „Der Reiche“, heisst es im Exodus, „soll nicht mehr geben und der Arme nicht weniger als einen halben Schekel.“ Dies sollte zur Lehre dienen, dass das Wohl der Gesamtheit auf der Gleichheit der ethischen Persönlichkeit der Einzelnen beruhe und durch sie bedingt werde.

Frei und ungehindert entfalten die Kinder Israels ihre Kräfte, Fähigkeiten und Eigenschaften auf dem Allen gemeinsamen Boden. Die Frauen machen keine Ausnahme hiervon. Sie erfreuen sich im Gegensatz zu den Frauen aller anderen alten Völker der gleichen Selbständigkeit und Wertschätzung wie die Männer. Die Bibel, die älteste Urkunde des Menschengeschlechts,

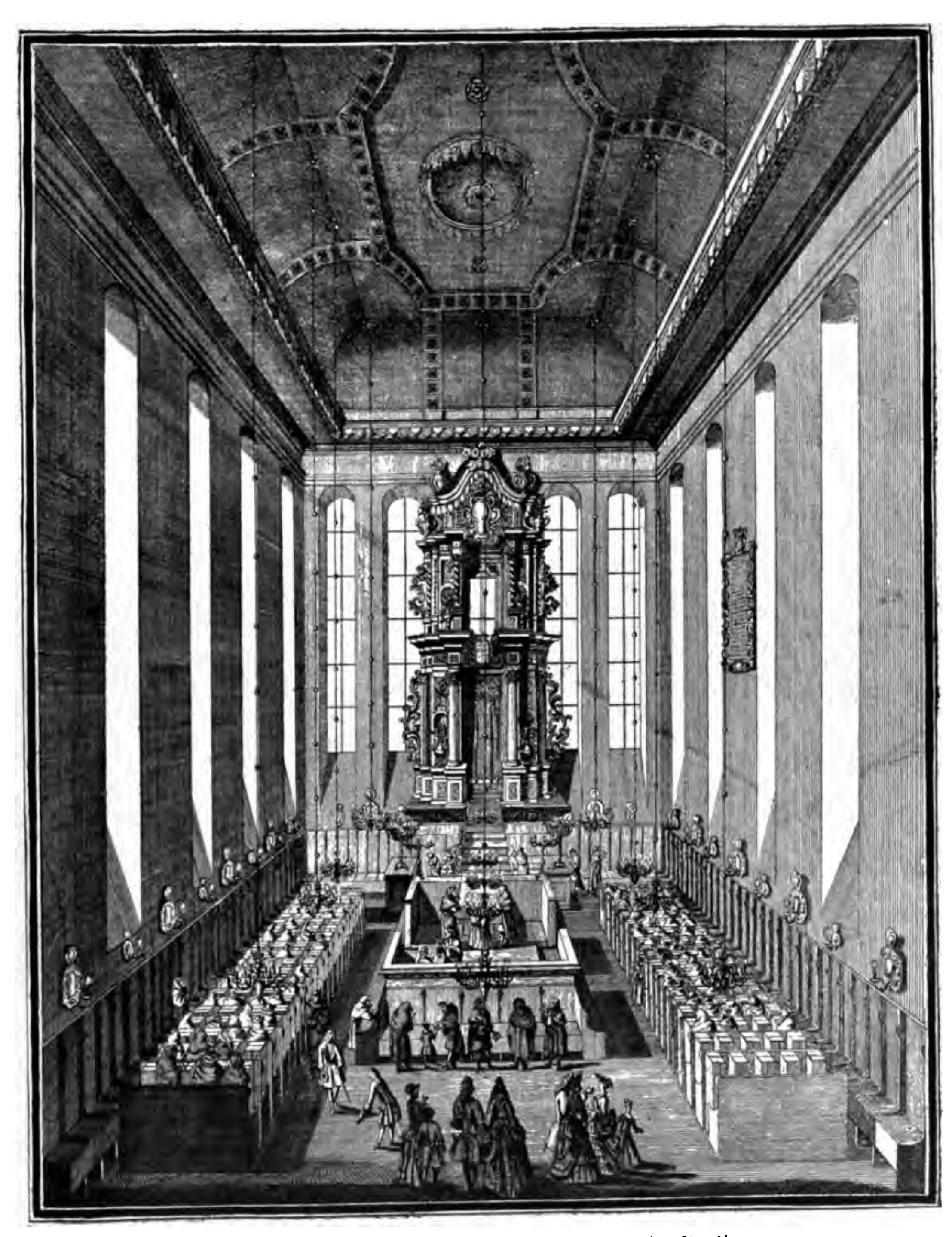


Fig. 41. Inneres der alten Synagoge in Berlin.

weist gleich auf den ersten Blättern dem Weibe die Stellung an, welche seiner psychischen Eigentümlichkeit und seiner Würde als Ebenbild Gottes entspricht; sie bezeichnet es als Männin, Ischoh, als Gehilfin, Beraterin und Ergänzung des Mannes, mit welchem es in liebevoller ehelicher Gemeinschaft Lust und Leid des Lebens gemeinsam trägt und zu einem Wesen, zu einer moralischen Person verschmilzt, wohingegen die Apostel und die Kirchenväter die Ehe als ein notwendiges Uebel, als einen Notbehelf für die Befriedigung der Fleischeslust, als Abzugskanal für unreine Säfte betrachten und fortwährend auf die Löblichkeit und Seligkeit des Cölibats hinweisen. Und kann es eine erhabenere, weihevollere Heiligung der Ehe geben als das oben erwähnte feinsinnige Bild, Gott habe sich Israel angetraut, indem er sich ihm offenbarte? Die Frauen nehmen aber nicht nur in der Familie, sondern auch im öffentlichen Gottesdienste und unter dem Volke eine würdige, sogar ehrfurchtgebietende Stellung ein; liebliche Gestalten wetteifern mit heldenmütigen Naturen um die Ehrenkrone; Mirjam und Deborah bieten eine glänzende Gewähr dafür, dass dem schönen Geschlechte der Lorbeer der Poesie nicht versagt ist; es kann seine eigene Rechtssache führen und in wichtigen Angelegenheiten seine Meinung geltend machen; das jüdische Weib wird Richterin und leitet die öffentlichen Geschäfte; in ausserordentlichen Nöten tritt es als Prophetin auf mit lauter Rede, öffnet den Mund mit Weisheit und hat anmutige Lehre auf der Zunge. Seine geistige Sphäre ist vom jüdischen Stamme nie engherzig und mit männlicher Ueberhebung umschrieben und begrenzt worden.

Die Priester ragten nicht unter der Menge hervor. Der Stamm Levi, dessen Elite sie waren, war nicht der erste unter den zwölf Stämmen, und die Sage weiss wenig von Levi, dem Sohne des Patriarchen Jakob, zu erzählen. Die Priester besorgten die Geschäfte des Gottesdienstes, übten aber auf das bürgerliche und politische Leben keinen Einfluss aus, zumal sie nicht als Vermittler zwischen Gott und Menschen, geschweige denn als Stellvertreter Gottes auf Erden betrachtet wurden. Bei der nach inneren Rücksichten vorgenommenen Verteilung Kanaans zwischen den Stämmen und Geschlechtern blieben sie von allem Grundbesitze ausgeschlossen. „Darum sollen sie“, heisst es im Deuteronomium (18, 2), „kein Erbe unter ihren Brüdern haben, dass der Herr ihr Erbe ist“. Die Macht und ihr Missbrauch war sofort unterbunden, sobald die Priester des weltlichen Vermögens ein für allemal verlustig erklärt waren. Jeder Israelit brachte sein Opfer selbst dar oder konnte nach Belieben auf eigene Kosten für kürzere oder längere Zeit einen Priester herbeirufen und im Hause behalten. Eine organisierte Priesterschaft, ein geistlicher Stand bildete sich erst nach dem Tempelbau, als durch die Krone dem Gottesdienste ein offizieller Charakter aufgeprägt wurde. Gerade zu dieser Zeit traten aber, um das Gleichgewicht herzustellen, die Propheten auf. Sie erhoben sich mitten aus dem Volke, um als Dolmetsche und Organe des lebendigen Gewissens der Gesamtheit die Volkesstimme zur Gottesstimme zu adeln. Sie waren die echten, berufenen Vollstrecker des heiligen Gebotes von der Bekehrung aller Juden zu einem heiligen Volke und einem Priesterreiche. Ihre Thätigkeit findet kein Seitenstück in der ganzen Weltgeschichte. Ohne ein öffentliches Amt zu bekleiden, nur dem Drange ihrer inneren Stimme gehorchend, waren sie Erzieher, Lehrer und Mahner des Volkes, dessen Heil ihre ganze Seele ausfüllte. Aus dieser ihrer inneren Mission heraus schöpften sie den unvergleichlichen Mut, den Königen und den Priestern, den Hofleuten, den Reichen und den Vornehmen, aber auch der grossen Masse des Volkes mit unbeugsamer Wahrhaftigkeit und rücksichtsloser Offenheit gegenüberzutreten. Aus des Volkes Bedürftigkeit in ihrer Zeit stammte ihr Wollen und Wirken; aber zeitlos war ihr Geist geartet, zeitlos war ihr tiefstes Wesen.

Der Militarismus konnte schon deshalb im Judentum nicht aufkommen, weil es den Krieg verabscheute und stets als ein schweres Unglück betrachtete. Nach den ersten Kriegen, die Israel hatte führen müssen, um sich ein Vaterland zu erwerben, kämpfte es nur noch, wenn es herausgefordert und bedroht wurde und wenn es galt, seinen Glauben zu verteidigen. Das Gebot: „Du sollst nicht töten“ wurde von ihm buchstäblich beobachtet. Es pflegte denjenigen einen Helden zu nennen, welcher die moralische Macht besitzt, den Sieg über seine Neigungen zu erringen und nicht nur pflichtgemäss, sondern auch aus Pflicht zu handeln. Das höchste Ideal seiner Propheten und sein tägliches Gebet war und ist noch heute, dass der Tag anbreche, an dem der Krieg von der Erde verschwinde, die Schwerter zu Sicheln, die Spiesse zu Winzermessern geschmiedet werden, die Gerechtigkeit über allen Völkern erglänze und das Reich Gottes hienieden verwirklicht werde.

Auch der König hatte gebundene Marschroute, wie aus den im Deuteronomium an die Adresse des Staatsoberhauptes gerichteten Vorschriften erhellt. Nicht vor vollendetem Eroberungswerke, nicht mit kriegerischem Lorbeer geschmückt, sollte der erste jüdische Dynast den Thron besteigen. Die unter Gott und nur unter Gott in treuem Gehorsam gegen ihn geeinigte Nation sollte das Eroberungswerk vollbringen und das eingenommene Land unter Gottes leitender Anordnung verteilen. Daraus sollte der zukünftige jüdische Herrscher keinen Anspruch auf Macht herzuleiten vermögen. Erst wenn das ganze Land erobert und verteilt sein würde, sollte, wie der symbolische Einigungspunkt im Heiligtum, so ein konkreter Träger der nationalen Einheit in dem König erstehen. Ein Friedensfürst, soll er all sein Sinnen und Trachten darauf richten, als erster gesetzestreuer Jude durch möglichst vollendete Verwirklichung des Gottesgesetzes im Innern seinen Unterthanen voranzuleuchten, der hohen jüdischen Lebensaufgabe alle Geister und Herzen in Erkenntnis, Gesinnung, Wort und That zu gewinnen und allen sich derselben Entfremdenden mit der Macht seines Beispiels und seines Ansehens entgegenzutreten. Doch lassen wir die Bibel selbst sprechen: „Wenn du in das Land kommst, welches der Ewige, dein Gott dir giebt, und du hast es in Besitz genommen und wohnst darin, so wirst du sagen: ich möchte über mich einen König setzen wie alle Völker, die um mich sind. Dann sollst du über dich einen König setzen, den der Ewige, dein Gott erwählen wird. Aus der Mitte deiner Brüder sollst du über dich einen König setzen; du kannst über dich keinen fremden Mann geben, der nicht dein Bruder ist. Jedoch darf er sich nicht viele Pferde anschaffen. . . . . Er darf sich auch nicht viele Frauen nehmen, damit sein Herz nicht auf Abwege komme, und Silber und Gold darf er sich nicht übermässig sammeln. Vielmehr soll er, wenn er auf dem Thron seiner Herrschaft sitzt, sich das Gesetzbuch abschreiben lassen. . . . . Diese Abschrift sei bei ihm, in ihr lese er, so lange er lebt, damit er lerne, den Ewigen, seinen Gott, zu ehrfürchten. . . . . Dass er sein Herz nicht über seine

Brüder erhebe und nicht vom Gebote abweiche, weder rechts noch links" (Deuteron. 17, 14—20). Hoch bedeutsam ist der letzte Satz, in welchem dem König an die Seele gebunden wird, alle Glieder seines Volkes nicht als Unterthanen, sondern als Brüder zu betrachten, sich nur als primus inter pares anzusehen.

Wie Israel im Gegensatze zu allen Völkern des Altertums von dem Kastengeiste nicht angekränkelt war, so kannte es auch keinen Gegensatz zwischen Freien und Sklaven. Die Bibel hat keinen Ausdruck für Sklaven, sie hat nur die Bezeichnung ewed, d. h. Diener, Arbeiter. Weit entfernt davon, eine schimpfliche Bedeutung zu haben, war diese Bezeichnung sogar der Ehrentitel eines Moses, David, auch Abraham's, sowie der Boten und Gesandten Gottes überhaupt. Dazu kommt, dass der Sklave auch den Ehrennamen „Sohn des Hauses" führt. Ebenso bedeutet die Benennung für „Magd". Schifchah, Aufgenommene, zur Familie Gehörige, und ammah Hausgenossin. Jeder Akt der Gewalt und Willkür bei der Erwerbung und Entlassung des Sklaven war strengstens verboten. Die Erwerbung israelitischer Sklaven fand infolge von Verarmung oder Zahlungsunfähigkeit für einen begangenen Diebstahl, in ersterem Falle durch den freien Willen der Betreffenden, in letzterem kraft des vom Gerichte gefällten Urteils statt. In der Bibel kommt kein Verkauf wegen Schulden durch das Gericht vor, vielmehr galt es als Frevel, wenn Gläubiger die Kinder insolventer Schuldner mit Beschlag belegten. Aber dem Vater stand es frei, seine Tochter als Sklavin zu verkaufen; doch durfte dies nur unter der Bedingung geschehen, dass sie in ein eheliches Verhältnis zu dem Käufer oder dessen Sohn trete, widrigenfalls sie sofort ihre Freiheit erhielt.

Die Erwerbung der heidnischen Sklaven vollzog sich durch Kauf bei den Nachbarvölkern und den Beisassen in Palästina oder auch durch Kriegsbeute. Im ganzen war die Zahl der Sklaven gering, da Sklavenhandel verpönt war und Eroberungskriege äusserst selten unternommen wurden. Sie war verschwindend im Vergleiche mit der Sklavenmenge in den anderen Staaten. Nach Athenäus gab es in Attika 400 000, zu Korinth 460 000, auf der kleinen Insel Aegina 470 000 Sklaven. In Rom hatte mancher reiche Bürger in der Kaiserzeit 10—20 000 Sklaven. Dagegen befanden sich bei der Rückkehr der Exulanten in einem Gefolge von 42 360 Personen nur 7337 Sklaven, so dass ein Sklave auf 5 bis 6 Personen kam. Die Essäer und Therapeuten duldeten gar keine Sklaven. Auch die Talmudlehrer sprachen sich gegen das Halten vieler Sklaven aus und empfahlen bei vielen Gelegenheiten deren Freilassung.

Die Dauer des Dienstes belief sich bei israelitischen Sklaven auf sechs Jahre, und die Freilassung erfolgte mit dem Eintritte des siebenten Jahres, wenn nicht schon früher eine Auslösung stattgefunden hatte. Den Dienstgebern wurde die Pflicht auferlegt, sie nicht leer von dannen ziehen zu lassen, sondern sie mit einem kleinen Vorrat von Schafen, Getreide und Wein auszustatten und ihnen damit eine ehrliche Existenz zu ermöglichen. Dem heidnischen Sklaven war, wie nach dem für die Fremdengesetzgebung sehr charakteristischen Ausspruche der Bibel über den Aegypter und Edomiter nicht anders zu erwarten ist, das Recht einer Persönlichkeit zuerkannt, so dass dessen Ermordung gleich der eines Freien mit dem Tode bestraft wurde. Ebenso unterlagen Verwundungen und Beschimpfungen desselben von seiten eines Dritten der Strafe. Ward er von seinem Herrn derart misshandelt, dass er einen augenfälligen Schaden davontrug, so erhielt er die Freiheit. Auch der entflohene Sklave sollte nicht mehr ausgeliefert werden. Am Sabbat musste ihm Ruhe gegönnt werden. Der Talmud berichtet von vielen Schriftgelehrten, dass sie ihren Sklaven von den Speisen, die sie für sich zubereiten liessen, verabreichten und zwar noch bevor sie zur Tafel gingen, dass sie die alten Sklaven mit Vater und Mutter anredeten und nach ihrem Tode Trost entgegen nahmen. Welch grellen Kontrast dazu bilden die Aussprüche eines Aristoteles! Er lässt sich in der Nikomachischen Ethik vernehmen: „Der Sklave kann ungestraft beleidigt werden" (V, 8), „Gerechtigkeit existiert nicht in Bezug auf den Sklaven" (V, 10) und „es kann ihm gegenüber ebensowenig von einem Verhältnis der Liebe und Freundschaft die Rede sein, wie gegenüber einem Affen oder einem Pferde" (VIII. 13).

Aus alledem erhellt, dass die wirkliche Sklaverei, wie sie bei den Griechen und Römern existierte, bei den Israeliten nicht vorhanden war. Dieselbe wurde in ein mehrjähriges Dienstverhältnis umgewandelt und es bedurfte nur noch eines Schrittes, um auch dieses aufzuheben. Derselbe wurde auch gethan; heisst es doch im Talmud: „Das hebräische Sklaventum durfte nur bestehen, so lange das Sabbat- und Jobeljahr in Geltung war." Die Geschichte lehrt uns denn auch, dass es nach der Wiedererrichtung des jüdischen Staates keine jüdischen Sklaven mehr gab. So erzählt Josephus Flavius in den „Jüdischen Altertümern", dass Herodes I. die Diebe im Auslande verkaufen musste, da in Palästina das Volk den Verkauf derselben als Verstoss gegen das Gesetz betrachtete.

Die Symptome des krankhaften Zustandes eines Staates sind die unmässige Anhäufung des Besitzes bei den einen und die völlige Besitzlosigkeit der anderen. Nicht die Ungleichheit des Besitzes überhaupt, sondern die Scheidung der Bevölkerung in nur zwei Klassen, in Reiche und Proletarier, vermag der gesellschaftlichen Ordnung empfindliche Stösse zu versetzen. Das mosaische Gesetz verstand durch seine trefflichen Anordnungen solchen Gefahren auf kluge Weise vorzubeugen. Erscheinen die Spartaner mit der Einführung einer Gleichheit in allen Lebensverhältnissen sämtlicher Stände und die Gracchen mit ihren Gesetzesvorschlägen zur gleichen Ackerverteilung als utopistische Verfechter einer für immer zu bestimmenden Gleichheit, so sind dagegen die mosaischen Gesetze über eine periodische Wiederherstellung der Gleichheit des unbeweglichen Besitzes nach den veränderten Bevölkerungsverhältnissen im besten Sinne des Wortes sozialpolitisch. Sie lauten: Palästina soll durch das Los nach den Stämmen und Familien mit steter Berücksichtigung ihrer Population gleich verteilt werden, so dass der grössere Stamm und in ihm die stärkere Familie einen ausgedehnteren Bodenbesitz erhält. Das so erhaltene Grundeigentum war unveräusserlich und durfte als ewiger Besitz nicht von einem Stamme zum anderen und von einer Familie zur anderen übergehen; dagegen durfte er bis zum Jobeljahre verkauft werden. Ein solcher Verkauf glich somit mehr einer Verpachtung auf mehrere Jahre mit grösseren Rechten und Befugnissen oder einer Veräusserung der Nutzniessung auf einen bestimmten Zeitraum. Dadurch war der Anhäufung des Bodenbesitzes einerseits, wie dem Ueberhandnehmen der völligen Besitzlosigkeit andererseits vorgebeugt, wenn auch die ursprüngliche Gleichheit bei der Zunahme der Bevölkerung nicht zu erhalten war. Auch die

Zerstückelung des Grundbesitzes konnte im Hinblicke auf das Vorrecht des Erstgeborenen, der zwei Teile bekam, im Hinblicke auf die vielen öden Landstrecken, die erst allmählich bebaut wurden, und die Verordnung, dass Erbtöchter ihren Landbesitz Männern aus anderen Stämmen zubringen konnten, nicht so sehr um sich greifen. Es waltete daher keine gefährliche Kluft zwischen Besitzern und Besitzlosen. Die bürgerliche Gleichheit wurde erhalten oder bei Unterbrechungen wieder hergestellt. Der Ackerbau ward gefördert, weil das Volk von anderen Erwerbszweigen abgeschnitten war und die allzu grossen Landstrecken in die Hand vieler thätiger Bürger kamen; der Staat hatte die Sicherheit seines Bestandes, weil die Krisen des Handels ihn nicht erschütterten und er den Schwankungen anderer Erwerbszweige nicht ausgesetzt war; das Recht und die persönliche Freiheit wurden erhalten, weil es keine Bevormundung seitens der Reicheren gab.

Und nun zu dem letzten, tiefgreifenden Unterschiede! Während bei den anderen Völkern erst der Staat gegründet wird und hernach die Gesetze für ihn geschaffen werden, geschah bei den Israeliten das Gegenteil. Erst erhielten sie das Gesetz und nachher den Staat, der nach der festgesetzten Vorschrift regiert werden sollte.

So präsentiert sich uns Israel als Prometheus im wahren Sinne des Wortes und als ältester Apostel des Gedankens der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit der Menschen.

Durch langer Zeiten Ferne ....

(Bundeslied des Theologischen Vereins in Wien.)

Eigene Weise.

**1. Durch langer Zeiten Ferne
Mit schwerem Sklaventritt,
Voll Mut im Licht der Sterne,
Ein Volk von Männern schritt.
:,: Es wahrte stets die Flamme —
Trotz allem Schimpf und Spott —
Der Liebe zu seinem Stamme,
Der Liebe zu seinem Gott. :,:**

**2. Was uns're Ahnen schützten
Mit immer treuer Hand,
Wenn Römerschwerter blitzten,
Bei Spanien's Marterbrand,
:,: Das hüten auch wir Späten,
Wir Enkel bis zum Grab:
Den Glauben an uns, den steten,
Der Hoffen und Kraft uns gab. :,:**

**3. Doch nicht mehr leise klagend,
Wie Fasttags Schmerzgetön',
Nicht zitternd und nicht zagend,
Wie scheuer Sklaven Fleh'n,
:,: Nein! Stolz aus stolzem Herzen
Und frei aus freier Brust,
Lasst singen uns uns're Schmerzen,
Lasst jubeln uns uns're Lust. :,:**

**4. Wir jubeln, hoffen, streben
Der gold'nen Sonne zu,
Die uns zu neuem Leben
Erweckt. O Wonne Du,
:,: Judäa, wenn uns linder
Dein Palmenhauch umspielt,
Wir kommen, wir Deine Kinder,
Die Ritter vom Davidschild. :,:**

**5. Wir schaffen treu am Werke
Und singen auf der Wacht
Das Lied von uns'rer Stärke,
Das Lied von uns'rer Macht.
:,: Baut an der Ruhmeshalle
Zions mit Herz und Seel',
Kommt, helfet uns, Brüder alle,
Ihr Söhne von Israel! :,:**

A. Schwarz.

Aus dem soeben erschienenen Vereinsliederbuch für „Jung-Juda".
(Im Auftrage des jüdischen Turnvereins „Bar Kochba", Berlin, herausgegeben von Max Zirker.)



ZWEI NEUE LILIEN'SCHE EX-LIBRIS.

Von M. Hirschfelder.

Es giebt eine Anzahl alter Kulturvölker, die das geschriebene Wort immer als ein Heiligtum betrachtet haben. In China existiert heutzutage noch ein Gesetz, das denjenigen, der ein mit chinesischen Schriftzeichen beschriebenes oder bedrucktes Blatt vernichtet, mit hoher Strafe belegt. In ähnlicher Weise hat das Buch auch dem jüdischen Volke stets als unantastbares Heiligtum gegolten; im Osten nennt man uns darum das „Volk des Buches", womit natürlich das Buch der Bücher, die Bibel, gemeint ist. Wie weit jedoch diese ehrfurchtsvolle Achtung vor Büchern ging, beweisen uns heute noch einzelne Gebräuche, die sich erhalten haben. In ganz frommen Gemeinden wird kein Papier, das hebräische Buchstaben trägt, verbrannt. Kleine Papierfetzen, herausgerissene Buchseiten, unbrauchbar gewordene Bücher — alles wird fein säuberlich gesammelt, in Kisten verpackt und nach Jerusalem geschickt, damit es dort in der alten Heimat der Väter begraben werde. Im grossen Grabe der Vergangenheit soll alles ruhen. Welch rührend schöne Sitte! Welche Summe von Poesie liegt in dieser Handlung! Wieviel ehrfürchtige Erinnerung! Wie viel schmerzliche Sehnsucht! In Russland und Galizien nennt jeder noch so kleine Ort, der eine Talmud-Thora-Schule besitzt, auch eine grosse hebräische Bibliothek sein eigen. Alles, was an Büchern und Schriften seinen Zweck erfüllt und seine Zeit abgedient hat, wird dahin gebracht und gesammelt; kein Wächter ist da, der diese Bibliothek bewacht; kein Sekretär, der sie nummeriert und in Stand hält. Jederzeit steht sie jedem Juden offen. Als einziger Wächter und Schmuck nur prangt im Raume ein grosses, weisses Papier, auf dem in hebräischen Lettern zu lesen ist, dass „mit Cherem (ein schwerer Bannfluch) belegt wird, wer ein Buch daraus stiehlt". Zweifellos ist dies die primitivste und originellste Art eines Ex-libris, ein Universal Ex-libris im vollsten Sinne des Wortes. Wieviel Naivität und doch welche Grösse liegt in dieser einfachen Art! Aehnliche fromme Wünsche und Strafandrohungen gegen ungetreue Entleiher finden sich auch auf alten Ex-libris. Graf Leiningen hat sie mit dankenswertem Eifer gesammelt und giebt uns in seinem bekannten Werke köstliche Proben dieser naiven Rettungsversuche.

E. M. Lilien.
Ex-Libris Dr. E. Simonson.

Aus all dem ersehen wir, welch grosse Rolle die Bücher im Judentum stets gespielt haben und mit wie grossem Eifer der Jude auf die Wahrung seiner Büchersammlung bedacht war. Es ist deshalb eine nicht weiter auffallende, aber zweifellos neue und originelle Erscheinung, wenn der bekannte Berliner Ex-libris-Zeichner Lilien ein ausgesprochen hebräisches Ex-libris schuf und dafür auch ein hebräisches Wort einführte. „Missiphre" nennt er es, was genau übersetzt „Aus der Bücherei" heisst. Lilien ist der Urheber dieser besonderen Art von Bibliothekzeichen; denn auf den beiden einzigen hebräischen Ex-libris, dem Pömerblatt von Albrecht Dürer und dem des Rabbi Adler in London von Emmanuel, die mir ausser den drei Lilienschen (die beiden hier abgebildeten und sein eigenes) bekannt sind, befinden sich nicht vorwiegend hebräische Schriftzeichen. Mit um so grösserem Interesse wird also der Sammler diese beiden Neuerscheinungen betrachten.

Das erste der beiden hier abgebildeten Bibliothekzeichen gehört Dr. Emil Simonson, einem Schöneberger Arzte. Aus pechschwarzem Hintergrunde, der Nacht der Leiden und Mühseligkeiten, erhebt sich in blendend weisser Reinheit eine Frauengestalt. In ruhig ernster Haltung steht sie da, an einen Baum gelehnt, dessen vielverschlungene Wurzeln die tausend Irr- und Leidenspfade des Lebens bezeichnen. An seinen Zweigen sprossen junge blühende Rosen, von denen einzelne lebensmüde Blätter welk und gestorben zu Boden fallen und in die ewige Nacht versinken. Aber

das Weib steht leuchtend da als Priesterin des Lebens, als Siegerin über Not und Tod, in ihrer Rechten den Aeskulaps-Stab mit der geringelten Schlange, in ihrer Linken die dampfende Schale mit dem Balsam der Linderung und Heilung. Oder hat der Künstler vielleicht mit absichtlicher Satire die Frage offen gelassen? Ist es am Ende Gift, das Gift der Liebe, das das Weib mit seinen weissen Händen uns reicht? — Das Exlibris trägt unten in hebräischer Sprache und Schrift die Worte: „Aus der Bücherei (Missiphre) des Eliahu ben Arje Simonson." Ebenso oben das Motto: „Wenn ich Dein vergesse, Jerusalem, so verdorre meine Rechte!" Zweifellos ein auffallender und markanter Wahlspruch für einen modernen Arzt. Verständlich aber, wenn man weiss, dass der Besitzer mit seinen ganzen Ueberzeugungen tief im Boden des Judentums wurzelt und ein reges Interesse an der jüdischen Kolonisation hat.

Das zweite hier abgebildete Bibliothekzeichen trägt unten in hebräischer Sprache und Schrift die Bezeichnung „Missiphre" (aus der Bücherei), oben ebenso den Namen des Eigentümers „Ruben ben Mordechai Brainin". Brainin ist ein jetzt in Berlin lebender, bedeutender hebräischer Schriftsteller, dessen Muttersprache hebräisch ist und dessen Bibliothek fast ausschliesslich aus hebräischen Büchern besteht. Deshalb finden sich auf der Zeichnung auch nur durchweg hebräische Worte. Das Motiv ist einfach, aber charakteristisch. Umrahmt von kahlen Dornenranken, dem ewigen Symbol des jüdischen Volkes, das seit langer, langer Zeit nichts mehr von Rosen weiss, sehen wir die Bilder von zehn hervorragenden Hebräern, die durch ihre Schriften ihr ganzes Leben lang für das Judentum gewirkt und gestrebt haben. Ernst und Milde, Würde und Weisheit liegt in ihren durchgeistigten Gesichtern. Als die schönsten und markantesten ragen unter den Köpfen hervor: der grosse Karlsruher Rabbiner Thias Weyl; Rappoport, der geistvolle Kritiker und einstige Rabbiner von Prag, und Spinoza.

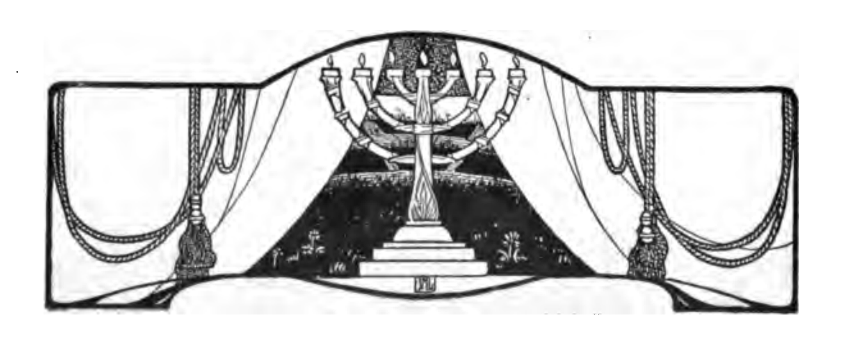


E. M. Lilien.
Ex Libris Ruben Brainin.

Die beiden Ex-libris sind in der bekannten Lilienschen Art gezeichnet und haben bei der geschickten Verwendung von schwarz und weiss eine stark dekorative Wirkung.

So wie in Frankreich neben dem Ausdruck Exlibris der Landessprache gemäss die Bezeichnung „marque de possession" aufkam, wie in England „bookplate", in Holland „boekmerken", so hat Lilien für die hebräisch sprechenden Juden die Bezeichnung „Missiphre" eingeführt. Und es steht zu erwarten, dass sich daran ein weniger heftiger Streit knüpfen wird, als an die deutsche Bezeichnung für Ex libris, für das ich den Ausdruck „Büchermarke" vorschlagen möchte. Diese Bezeichnung ist vollkommen deutsch und bringt die Aufgabe des Ex-libris deutlich zum Ausdruck.

Wir sind in der angenehmen Lage, unseren Lesern eine umfassende Arbeit über „jüdische Ex-Libris" in Aussicht stellen zu können, die wir — einen Beitrag von berufenster Seite — voraussichtlich im Januar- oder Februar-Heft des nächsten Jahres veröffentlichen werden.



JUEDISCHE KAVALLERIE.

Von Israel Abrahamsohn.

Zwanzig Jahre sind es her, ich besuchte damals die Volksschule des ostpreussischen Städtchens H. Da kam eines Sommervormittags der alte Hauptlehrer in unsere Klasse und verkündete uns, dass wir für den Rest des Tages frei hätten; es sei ein Cirkus angekommen, der auf dem Schulplatz aufgebaut werde; wir sollten uns alle die Sache ansehen und den Leuten auch recht behülflich sein.

Paradiesische Zustände waren das, nicht wahr? Ein Lehrer, der seine Schüler loslässt, damit sie wandernden Komödianten beim Bau der Gezelte zur Hand gehen!

Wie Wundertiere wurden von uns die Fremden angestaunt, die mit drei Wagen ihren Einzug auf den Schulplatz hielten.

„Cirkus E. Blumenfeld" stand auf den Wagen. Blumenfeld? Ich hatte trotz meiner sieben Jahre schon so viel Distinktionsvermögen, um zu empfinden, dass das jüdisches Gebiet sei. Und in der That sagte mir alsbald ein Mitschüler, dass das ein „jud'scher Cirkus" sei.

Waren das sechs schöne Tage, die die Künstler in H.'s Mauern weilten. Wir halfen ihnen alle mit grösstem Eifer, und auf jeden Wink standen 10 Prätendenten bereit. Die jüdischen Knaben wurden bevorzugt, und glückselig war ich, den Leutchen kleine Dienste erweisen zu können, die sich mit meiner Würde als Patriziersohn eigentlich gar nicht vertrugen.

Ein schlankes Mädchen aus der Gesellschaft, das drei Jahre älter war als ich, war meine Gespielin. Gewiss hat sie Kameraden und Freunde in jeder Stadt gefunden und mich bald vergessen; ich aber habe noch Jahre lang an sie gedacht.

Ich wurde nicht müde, dem Familienleben und den Uebungen der Truppe zuzuschauen.

Der Direktor, ein alter Mann mit der Würde eines Patriarchen, die Frau Direktorin, eine echt jüdische Frau von eiserner Strenge und mit einem goldenen Herzen, hielten die Söhne und Töchter, die Schwiegertochter und Enkel in strammer Zucht.

Ich besinne mich noch, als wäre es heute, wie Frau Blumenfeld ihren verheirateten Sohn, der schon Kinder hatte, ausschalt wie einen Schulbuben, während er schweigend und gesenkten Hauptes dastand, den herrlichen Athletenkörper bis zur Brust entblösst, jede Muskel nach dem Training wie gemeisselt.

Als die Kunstreiter H. verliessen, hatte ich einen unbestimmten ersten Liebeskummer.

Als der Cirkus zum zweiten Male H. besuchte, hiess er nicht mehr E. Blumenfeld, sondern E. Blumenfeld Witwe, und bestand nicht mehr aus drei, sondern aus zwölf Wagen, schöner und geräumiger als die früheren. Das Pferdematerial hatte sich verdreifacht und das Zelt wurde nicht mehr von den Schulknaben, sondern von einer Schar eigener Arbeiter errichtet.

Ich war damals Untertertianer, kannte den Optativ mit an und wusste was Paideutheti heisst. Es ist daher kein Wunder, dass ich die Freundschaft mit Frl. Blumenfeld, die inzwischen eine schöne Dame geworden war, nicht erneuerte. Welcher Tertianer verachtet nicht die Weiber!

Zum dritten Male habe ich Ende August 1901 den Cirkus in Königsberg gesehen. Die alte Frau Blumenfeld ist inzwischen auch längst gestorben. Der Cirkus führt nun den Namen „Gebrüder Blumenfeld". Drei Brüder leiten das Unternehmen, und eine unzählbare Schar von Geschwistern, Verwandten, Frauen, Kindern und Enkeln wirkt darin mit.

Meine erste Liebe ist nun Frau Direktorin und reitet die hohe Schule. Die Dame war, wie ich herausbekam, nicht eine Tochter, sondern eine Nichte der alten Blumenfelds.

Der vor 20 Jahren ausgescholten wurde, lässt jetzt schon seine Söhne reiten, und seine jüngeren Brüder sind zumeist auch schon verheiratet.

Eigentümlich wurde mir dieses Mal zu Mute, als ich dieses Reitergeschlecht seine Künste produzieren sah. Jeder hat seine Spezialität. Der eine Direktor ist Dresseur. Er besitzt eine wunderbare Gabe mit den Tieren umzugehen und ihnen die unglaublichsten Kunststücke beizubringen. Ein anderer ist ein Schulreiter, wie ihn besser weder Cirkus Schumann noch Busch aufzuweisen hat, ein anderer ist Jockey, ein anderer Akrobat auf ungesatteltem Pferde u. s. w.

Ein kleiner Junge von 8 Jahren führte in einer Szene „Der kleine Bur" zu Pferde die wahnsinnigsten und halsbrecherischten Kunststücke aus. Unwillkürlich dachte ich der Reiter

von Katra, und frohe Ahnungen künftiger Spiele unserer Jugend erfüllten mich.

Dass die Juden nicht kriegstüchtig sind, glauben heutzutage wohl nur noch die Gelehrten der Fliegenden Blätter. Immerhin dürfte es nur in der Armee des Cirkus Blumenfeld vorkommen, dass die Offizier- und Unteroffizierstellen ausschliesslich mit Juden besetzt und Gojim nur Füllsel sind.

Den Schluss der Vorstellung, der ich beiwohnte, bildete eine Pantomime: „Unter der Burenflagge“, in der die Buren die Engländer furchtbar verprügeln und aus dem Lande herausjagen.

Beim Anblick dieser mit preussischer Strammheit marschierenden Söhne Germaniens, die in englischen Uniformen und Burenblusen auf die Kommandos jüdischer Generäle und Führer hörten, fiel mir die Schilderung Mommsen's von der punischen Soldateska ein, ich gedachte der Rolle, die die Juden seit Vernichtung ihrer nationalen Selbständigkeit auf dem Welttheater spielen, und der Wunsch wurde mir zum Gebet, dass das edle Bemühen der jüdischen Patrioten, das jüdische Volk von den Söldnerscharen zu befreien und zur Selbsthilfe zu erziehen und die Intelligenz für ihre eigene Blutsverwandten zu interessieren, von Erfolg gekrönt sein möge.

Diesmal liess ich mir doch nicht die Gelegenheit entgehen, mich der Familie wieder zu nähern.

An dem auf die Vorstellung folgenden Sonntag betrat ich mittags das Zelt, um den gegenwärtigen Leiter des Stammes zu interviewen.

Einen holländisch-jüdischen Clown traf ich mit seiner Familie (Frau, Kinder und Hunde) beim Mittagessen. Ich gab ihm meine Karte und bat ihn, mich dem Direktor zu melden. Eine Weile später sass ich mit dem Herrn Direktor zusammen in dem weiten Zeltraum, in dem nur ein paar Kinder spielten und zwei Jünglinge ihre Muskeln übten.

Wie der Direktor mir erzählte betreibt seine Familie schon seit der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts die edle Reitkunst. Der Ahn, von dem diese Profession zuerst feststeht, stammt aus einem Oertchen bei Bonn und war Jockey in einem deutschen Cirkus.

Wie er dazu gekommen ist, vermag sein Nachkomme nicht anzugeben. Der Grossvater der jetzigen Cirkusinhaber hatte fünf Söhne, die sämtlich Reiter wurden, der alte Blumenfeld, den ich vor 20 Jahren sah, hatte, ein wahrer Stammvater, 18 Kinder, von denen elf leben. Sechs Brüder sind am Cirkus thätig, „und ihr Same ist wie Sand am Meer“.

Alle haben sich mit Jüdinnen verheiratet, zum Teil Angehörigen sehr vornehmer Familien, aber auch dieser Familienzuwachs hat sich dem hippischen Sport zugewandt, nach der Weise des jüdischen Weibes, die das liebt, was der Gatte liebt.

Es giebt wohl kaum einen Stand, in dem so alle Tugenden, Gattentreue, Kindesliebe, Mässigkeit und Hilfsbereitschaft blühen, wie im Artistenstande.

Schmierenkomödianten sind manchmal geniale Leute, verbummelte Talente, die einst einen hohen Flug zu nehmen gedachten und mit gebrochenen Flügeln zähneknirschend vor Philistern Entzücken mimen, doch trifft man darunter genug ungebildete Leute, ehemalige Friseurjünglinge und Thunichtgute, die nichts können, und unter dem weiblichen Teil einen übergrossen Prozentsatz der verlorensten Geschöpfe. Artisten sind immer Leute, die etwas erlernt haben und täglich ihre Sinne und Nerven anspannen müssen, ihren Körper den Anforderungen ihres Berufs entsprechend schmiegsam zu erhalten.

Prächtige Gestalten traf ich unter diesen Juden und Jüdinnen. Frauen voll Kraft und Schönheit, Männer mit Sehnen wie Marmorgeäder, Muskeln wie von Erz und Körpern, biegsam und geschmeidig wie Toledanerklingen.

Fünf Monate des Jahres gehören der Uebung. Den ganzen Winter wird auf einer eigenen Reitbahn bei Breslau Mensch und Tier geschliffen, wie der militärische Ausdruck lautet, für das siebenmonatliche Manöver, in dem der vierjährige Knabe ebenso seinen Dienst zu leisten hat, wie der vierzigjährige Mann.

Fast die gesamte Gesellschaft besteht aus Angehörigen des Geschlechts Blumenfeld.

Nur zwei fremde Familien sind mit von der Partie, eine jüdische, die des ersterwähnten Clowns, und ein deutsches Geschwisterpaar. Sonst ist „hier alles jut“, wie mir in diesem Sommer ein Jude im Ghetto Venedigs erklärend bemerkte.

Und in Aller Augen ein Stolz auf die Vergangenheit, ein Vertrauen auf die Zukunft und ein Gemeinsamkeitsgefühl, das mir würdig dessen erschien, das unser Volk verbinden soll, aber leider nicht verbindet.


ספר זכרון
THE JEWISH CHRONICLE
דבר בעתו מה טוב משלי טו׳ כג׳ "A word in its season how good it is." Proverbs, chap. 15, ver. 23.
No. 1.] כח מרחשון תרב׳ לפק׳ November 12th, 5602.—1841. [Price 2d.

Verkleinerter Innentitel des ersten Heftes von „Jewish Chronicle" (12. November 1841).

Vor mir liegt das neueste Heft des „Jewish Chronicle", des unstreitig ersten jüdischen Organs in englischer Sprache, und — was Verbreitung und Ansehen betrifft — wohl auch des vornehmsten jüdischen Blattes der ganzen Welt.

Es giebt jüdische Zeitungen von grösserer Auflage, sogar solche Tageszeitungen, wie besonders die hebräischen: „Hazefirah" in Warschau und „Hameliz" (Petersburg), oder wie Sarason's „Jüdisches Tageblatt" in New York, dessen Auflage bereits vor Jahren täglich 35 000 betrug, aber an universellem Ansehen ist ihnen „Jewish Chronicle" als Hauptblatt der Judenschaft des grossen britischen Weltreiches begreiflicherweise überlegen. In dieser Beziehung sind neben das englische Blatt allenfalls noch zu stellen der Petersburger „Woschod", der gleich ersterem häufig von der Weltpresse als Autorität in jüdischen Dingen citiert wird, und die Wiener „Welt", welche durch die starke werbende Kraft der jungen zionistischen Idee und durch eine verhältnismässig straffe Organisation schon bald nach ihrem Erscheinen eine universelle Verbreitung hatte.

Die Veranlassung, die wir heute haben, von unserer englischen Kollegin zu sprechen, ist eine freudige: sie feierte soeben ihren „sechzigsten Geburtstag". Am 12. November des Jahres 1841 erschien das erste Heft der neuen Wochenschrift die grossen Einfluss in der englischen Judenheit gewann. Es hat ja auch früher schon jüdische Zeitungen gegeben, in England, in Deutschland und auch anderwärts; aber die Einen waren Gemeindeblättchen engsten Gesichtskreises, während andere, besonders die deutschen, so wissenschaftlich und ernst gehalten waren, dass auch sie nur einen äusserst kleinen, wenn auch sehr gewählten Leserkreis finden konnten. Das Prototyp der meisten jetzigen jüdischen Journale ist aber unzweifelhaft „Jewish Chronicle", das zuerst mit einer gewissen Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit des Inhalts auftrat und so weitere Kreise für sich gewann. Ein solches Umsichgreifen eines jüdischen Journals ist aber ein hohes Verdienst: ich möchte jeden Einzelnen, der durch irgend ein Mittel, durch eine gute Zeitung, durch persönliche Bemühung oder durch irgend etwas für jüdische Interessen gewonnen wird, eine „gerettete Seele" nennen, in dem praktischen Sinne, dass da ein Jude mehr dem Indifferentismus entrissen, ein Jude mehr für die Arbeit gewonnen ist, deren es im Judentum so viel giebt auf kulturellem und sozialem Gebiete — besonders auf sozialem!

„Jewish Chronicle" trat auf den Plan im vollen Bewusstsein der Grösse seiner Aufgabe, und es hat die stolzen Worte gerechtfertigt, mit denen es sich, vor nun 60 Jahren, das erste jüdische Blatt seiner Art, bei seinen Lesern einführte. In diesem ersten Hefte lesen wir: „. . . . . wir wissen, die Existenz eines Organs der gegenseitigen Verständigung ist eine so grosse Notwendigkeit, dass derjenige, der es zu stande bringt, einen beneidenswerten Anspruch hat auf die Dankbarkeit seiner Brüder. . . . . Wir fühlen, dass wir hier etwas gethan haben, das uns wohl dem allgemeinen Schicksal der Vergessenheit entreissen wird. . . . . Wir treten an unsere Arbeit heran mit Lust und Liebe, angefeuert zu unserem voraussichtlich mühevollen Werke durch den erhebenden Gedanken, dass es uns beschieden sein möge, wenigstens einen Teil unserer Brüder zu neuem jüdischen Leben zu erwecken. . . . ."

— — — — — — — — — — — — — — —

Ich freue mich, in einer Zeitschrift, die ihrerseits einen neuen grossen Fortschritt auf dem Gebiete der jüdischen Journalistik bedeutet, der Kollegin jenseits des Kanals meinen Glückwunsch aussprechen zu können. D. T.

STIFTSHUETTE, TEMPEL- UND SYNAGOGENBAUTEN.

Von Professor Dr. D. Joseph.

(Schluss.)

Mehrere künstlerisch gearbeitete Pokale mit den Namen der damaligen Mitglieder besitzt der israelitische Männer-Wohlthätigkeitsverein in Worms. Diese Pokale gehören dem 17. und 18. Jahrhundert an.

Am Brunnen auf dem Synagogenhofe befindet sich noch der aus dem Mittelalter stammende kupferne Kessel.

Zweier Sagen mag hier noch Erwähnung geschehen, von denen die eine sich auf eine noch heute sichtbare Einbuchtung an der Ostmauer der Frauensynagoge, die andere auf die genannte Thorarolle bezieht.

Von letzterer berichtet das Maasse Nissim, d. h. Erzählung der Wunderbegebenheiten: Auf den Wellen des Rheins kam eine Kiste dahergeschwommen, und als dies von den Uferbewohnern gesehen wurde, bestiegen sie ihre Kähne, um dieselbe ans Land zu bringen; vergebens aber waren deren Mühen, derselben habhaft zu werden; nun bestieg denn alles, was nur das Ruder zu führen wusste, die Nachen; ein jeder wollte sein Heil versuchen; doch niemandem gelang es, nur in deren Nähe zu kommen, ja selbst den kundigsten Schiffern wich sie stets aus; bis endlich Israeliten sich entschlossen, einen gleichen Versuch zu machen; und kaum hatten sie den Nachen bestiegen, da ruhten die schäumenden Wellen, und die wildtobende Flut verwandelte sich in einen klaren, silberhellen Spiegel. Der von allen ersehnte, nicht zu erreichende Gegenstand schwamm ihnen gleichsam entgegen. Sie ergriffen ihn und fanden eine auf Hirschpergament geschriebene Thora. Diese wird, wie bereits oben erwähnt, als ein eigenes Werk dem berühmten Mahram, eig. Rabbi Meier aus Rothenburg zugeschrieben, der dieselbe während seiner Gefangenschaft in die Fluten des Rheins gestürzt haben soll.

Zu der Vertiefung in der Ostmauer erzählt die Sage folgendes: Die Mutter des berühmten Regensburger Rabbi Jehuda Hachasid (gest. 1217) sah einem freudigen Ereignis entgegen und kam durch die enge Gasse, um im Tempel ihr Gebet zu verrichten. Noch hatte sie das Gässchen nicht verlassen, da raste ein von scheuen Pferden gezogener Wagen, dessen Führer es auf die Vernichtung des Judenweibes abgesehen hatte, heran und drohte das zwiefache Menschenleben zu zermalmen. Da sie keinen Ausweg sah, befahl sie Gott ihre Seele und, siehe da, die Mauer der Synagoge wich zurück um soviel, als zum Schutze vor dem Gefährt erforderlich war. So wurde der genannte berühmte Gelehrte der Nachwelt erhalten. Die Mauervertiefung, von der hier die Rede ist, erscheint auch auf dem in Fig. 18 dargestellten Grundriss markiert.

Wie die alten Synagogen von Worms und Speyer war die heute nicht mehr vorhandene Synagoge zu Regensburg ein romanischer Bau, der zwar i. J. 1519 einer Feuersbrunst zum Opfer gefallen, uns jedoch in zwei künstlerisch angelegten Abbildungen von der kunstgeübten Hand Meister Albrecht Altdorfer's erhalten geblieben ist. Die prächtigen Perspektiven, welche die hübsche Vorhalle (Fig. 27) und das wohl gegliederte Innere (Fig. 28) wiedergeben, entheben uns aller Beschreibung. Die Blätter sind mit dem bekannten Monogramm des Meisters versehen und wir lesen auf dem einen Blatte



Fig. 27. Vorhalle der Synagoge von Regensburg.
(Nach einer Radierung von Albr. Altdorfer).



Fig. 28. Inneres der Synagoge von Regensburg. (Nach einer Radierung von Albr. Altdorfer.

folgende Inschrift: Anno Dñi DXIX. Iudaica. Ratispona Synagoga Justo Dei Judicio Fūdit (us) Est Eversa.

Drei runde Säulen bilden die Stützen, auch die Oraun hakaudesch-Architektur weist romanische Formen auf. Wenn man von den Details absieht, so erscheint die Uebereinstimmung mit der Prager Altneuschul unverkennbar, und man möchte versucht sein zu glauben, dass letztere eine gotische Uebersetzung der ersteren ist.

Doch betrachten wir etwas näher die berühmte Altneuschul in Prag.[39]) Die Sage weist ihre Entstehung in eine unkontrollierbare Vorzeit zurück, überhaupt hat sich die Legende gerade dieses Gebäudes ganz besonders bemächtigt.

[39]) Allgem. Bauzeitung. Wien, 1845, S. 22; 1886, S. 64. Taf. 46—88.

B. Foges, Altertümer der Prager Josefstadt. Prag 1855. S. 39.

Ferd. B. Mikowec, Altertümer und Denkwürdigkeiten Böhmens, I S. 163, II S. 97.

So soll dieselbe auf wunderbare Art direkt aus dem gelobten Lande importiert worden sein, während eine andere Version besagt, dass man die Synagoge fertig aufgefunden habe, als ein Hügel darüber abgetragen worden sei. Während so die widersinnigsten Annahmen Glauben fanden und bei gläubigen Gemütern noch heute finden, rechnet eine Bittschrift vom 10. Januar 1690 wenigstens mit Zahlen. Danach sollte die Synagoge damals bereits über 900 Jahre bestanden haben und ihr Wert wird auf über 6000 Gulden angegeben.

Der Topograph P. Jaroslaw Schaller schreibt, dass die Synagoge 71 Jahre vor der Ankunft der Slaven nach Böhmen erbaut sein müsse, d. i. im Jahre 463, eine Annahme, die bereits Schottky[40]) zurückweist, indem er bemerkt: Diese Synagoge ist allerdings ein alter, und zwar ein so schöner und merkwürdiger Bau, dass ich es unbegreiflich finde, wie bis jetzt — ausser den Schaller'schen unkritischen Zeilen — auch kein Wort über sie gedruckt wurde. Sie ist in keiner Schilderung Prags, in keiner Reisebeschreibung mit einem Jota erwähnt, und doch muss sich jeder Kenner auf den ersten Blick überzeugen, dass sie zu den interessantesten Gebäuden der Stadt, und zwar in jene Zeit gehört, wo der byzantinische Baustil in den gotischen überzugehen begann; sie scheint zwischen 1100 und 1150 erbaut worden zu sein!

Abgesehen nun davon, dass Schottky den romanischen mit dem byzantinischen Stil ver-

[40]) Schottky, Die karolingische Zeit. S. 229.

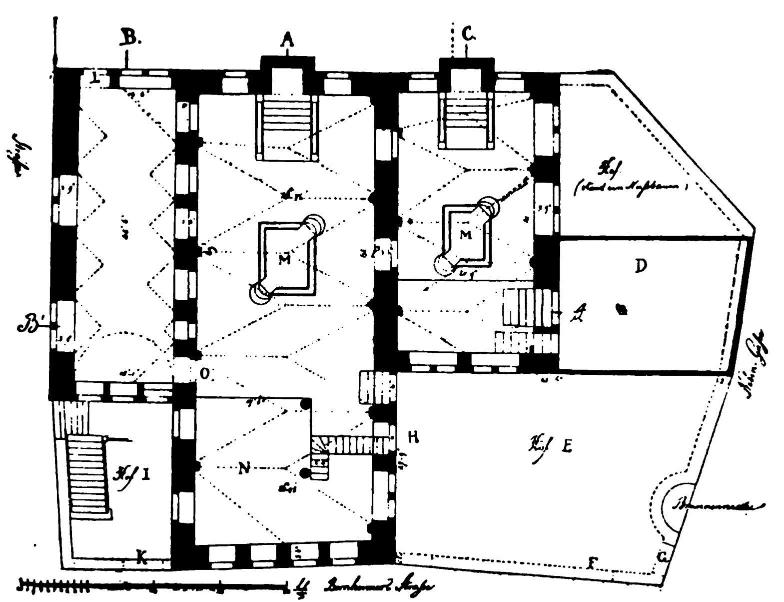


Fig. 29. Altneuschul in Prag (nach J. Deutsch).

wechselt und offenbar auch von den Formen des gotischen Stils nicht ganz korrekte Kenntnis besitzt, hat doch seine Zeitannahme mehr Berechtigung als etwa diejenige Goethe's, der das 8. Jahrhundert vermutet, oder die von B. Foges, der dieselbe mindestens vor Einführung des Christentums in Böhmen setzt. Andere Kunstgelehrte wie Mertens, Franz Kugler, von Quast, Karl Schnaase schwanken zwischen der ersten und zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts und dem 14. Jahrhundert.

Die letztgenannte Zeit nimmt Schnaase[41]) an, obwohl er die Formgebung wirklich altertümlich findet, er kommt zu seiner Entscheidung, indem er voraussetzt, „dass mancherlei Rücksichten den jüdischen Bauherrn und den wahrscheinlich christlichen Baumeister bewegen konnten, hier auch in späterer Zeit, etwa im 14. Jahrhundert, ungewöhnlich einfache und veraltete Formen anzuwenden". Doch schon in der zweiten Auflage seines grundlegenden Werkes ändert der Gelehrte seine ursprüngliche Meinung dahin ab, dass er statt dessen das Ende des 13. Jahrhunderts substituiert.

In der That aber scheint mir der Charakter der Architektur auf die Mitte des 13. Jahrhunderts zu passen, womit auch der Umstand übereinstimmt, dass im Jahre 1316 die alte Synagoge, die bereits im Jahre 1142 bezeugt ist, ein Raub der Flammen wurde. Bei dem notorischen Reichtum der Prager Juden jener

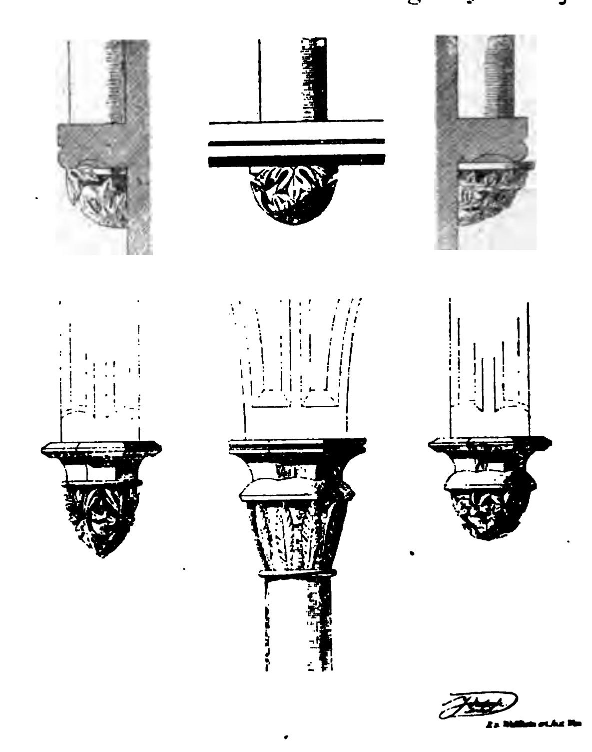


Fig. 31. Details der Altneuschul zu Prag (nach J. Deutsch).

Zeit dürfte ein Neubau sehr bald in Angriff genommen worden sein, und bei der Umschau nach geeigneten Vorbildern mag man auch in Regensburg Halt gemacht haben, woraus sich dann die Aehnlichkeit der beiden Synagogen ergiebt.

Aus den späteren Schicksalen der Synagoge mögen folgende Angaben hier Platz finden. Im Jahre 1336 fand seitens des Königs Johann aus Geldgier die erste Beraubung der Synagoge statt, zweitausend Mark wogen die geraubten Schätze an Gold und Silber; wenn es den damaligen Juden ein Trost sein konnte, so war es der, dass nicht Religionshass der Grund des Raubes war, dass vielmehr der geldgierige König selbst die Domkirche mit seiner Verfolgung pekuniärer Zwecke nicht verschonte. Im Jahre 1389 war die Altneuschul der Schauplatz grässlichster Judenverfolgungen, Männer, Frauen und Kinder fielen an heiliger Stätte durch Feuer und Schwert. Rabbi Abigdor Karo (gest. 1439) hat zum Andenken daran seine berühmte Elegie verfasst, die am Versöhnungstage alljährlich in der Altneuschul wiederholt wird.

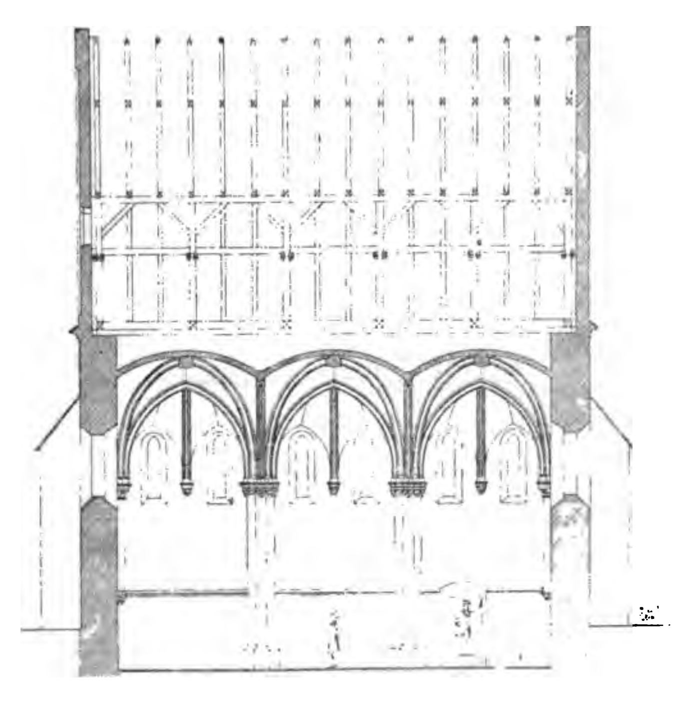
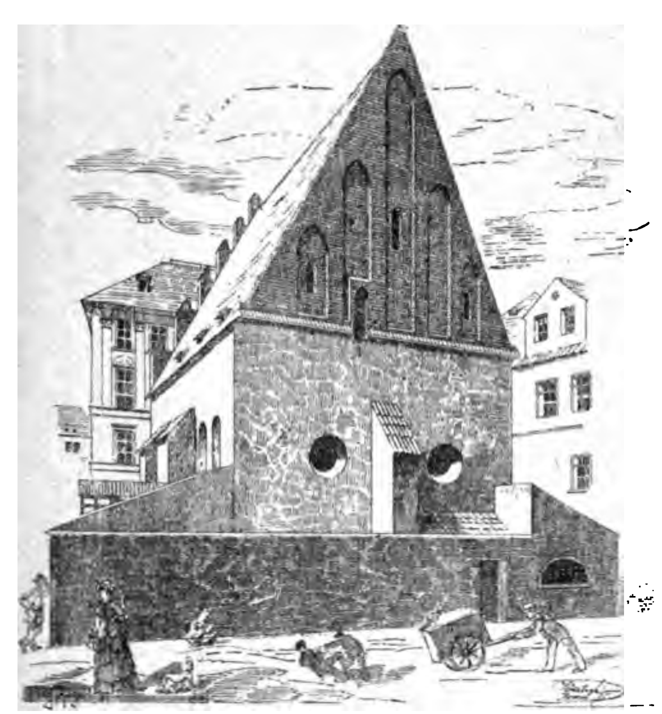


Fig. 30. Schnitt durch die Altneuschul in Prag (nach J. Deutsch).

[41]) Schnaase, Geschichte der bildenden Künste. 1. Aufl. III S. 589, 2. Aufl. V S. 457.


Fig. 32. Ostfassade der Altneuschul in Prag (nach J. Deutsch.

Andere Judenverfolgungen, so besonders unter Wratislaw II., hatten immer wieder die Synagogen, vor allem die berühmte Altneuschul, zum Mittelpunkt. Sehr übel wurde letztere im Jahre 1744 bei Räumung Prags durch die Preussen mitgenommen. Da heisst es u. a. in der Beschwerdeschrift der Juden an den Statthalter, dass nicht nur Silber, Almosengeld und Messing hinweggenommen war, sondern auch alle gestickten und gebrämten Vorhänge und Zehngebotbekleidungen, sowie auch Zehngebote selbst, und was man nicht habe mitschleppen können, das habe man zerrissen, zertreten und zerschnitten, das Gemäuer habe man rasiert und die Fenster und Schulstollen zerschmettert.

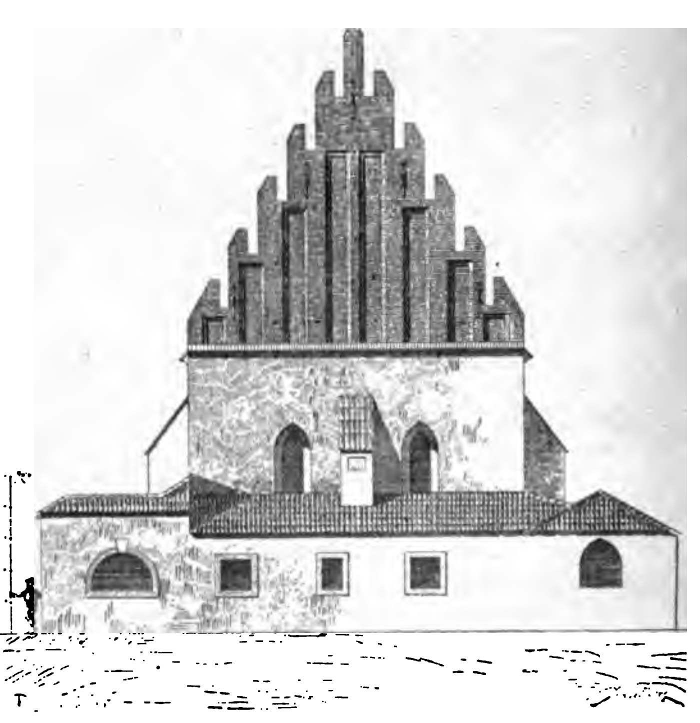
Auch eine spätere Plünderung, z. Z. Maria Theresia's, sowie eine grosse Ueberschwemmung im Jahre 1784 fügten dem Gebäude grossen Schaden zu.

Zur formalen Gestaltung des Bauwerks übergehend, nehmen wir sofort wahr, dass der Grundriss (Fig. 29) künstlerisch weit harmonischer durchgebildet ist, als derjenige der Synagoge zu Worms. Das Ganze bietet sich als regelmässiges Viereck dar. Die Scheidung zwischen Männer- und Frauenraum zu ebener Erde ist auch hier aufrecht erhalten. Die Männersynagoge ragt über den späteren Frauenbau, der sich um diesen Kern legt, um beträchtliches hinaus. Man gelangt zu beiden Räumen vermittels zweier im Süden gelegener, nach unten führender Eingänge mit Treppen.

Die Synagoge selbst, deren Inneres (Fig. 30) ein Rechteck von 13,80 m Länge und 8,30 m Breite bildet, zeigt wie in Worms gleichfalls zwei durch zwei Säulen herbeigeführte Schiffe mit je drei Kreuzgewölben. Die Pfeiler haben achteckige Grundform. Die Gewölberippen setzen sich beiderseits auf blattverzierte Konsole auf (Fig. 31), deren Behandlung an Formen des Uebergangsstils anklingen, im wesentlichen aber frühgotischer Richtung sind. Der Querschnitt und Längsschnitt (Fig. 30) belehren uns über das konstruktive System. Man glaubt basilikale Beleuchtung vor sich zu haben, besonders wenn man den Querschnitt des Bauwerks oberflächlich betrachtet, doch ist zu beachten, dass die Annexbauten sowie die rohen Strebepfeiler spätere Zugaben sind.

Das Aeussere (Fig. 32, 33) erscheint kahl und schmucklos. Die Lanzetfenster und das hohe Giebeldach mit seiner vertikalen Blendarchitektur verraten die Zeit der Entstehung.

Der kostbarste Teil aber des gesamten Bauwerks ist die reizende gotische Eingangspforte, deren Schnitt und Ansicht die Fig. 34 wiedergiebt. Das Gewände zeigt eine einfache, aber feine Profilierung. Ebenso korrekt gestaltet sich der Aufbau mit den Pfeilern, deren Köpfe mit Weinlaubornamenten geziert sind. Ein reiner


Fig. 33. Westfassade der Altneuschul in Prag (nach J. Deutsch).

Spitzbogen rahmt das Tympanon (Bogenfeld) ein. Dieses selbst wird völlig ausgefüllt mit einem prächtig stilisierten Weingeäste. Die Thüre ist überdies mit einfachem Beschlagswerk gotischer Formgebung versehen.

Betrachten wir ein wenig das Innere und seine Kunstschätze. Der Almemor tritt, wie ja allenthalben im Mittelalter, auch hier in die Mitte, rundherum bis auf den Zugang von Sitzen umschlossen. Ein Metallgestänge bildet die obere Umhegung. Der Oraun hakaudesch ist vermöge einer Treppe zugänglich, zu deren Seite sich das Vorbeterpult befindet. Die Bundeslade zeigt in ihrer Architektur eine schlechte gotische Arbeit. Dagegen besitzt die Altneuschule prächtige Vorhänge, Poroches, die sowohl durch Alter als Ausstattung an Gold, Perlen und Edelsteinen bemerkenswert sind. Darunter am bedeutendsten der von dem Prager Wohlthäter Mardochai Meisl gestiftete Vorhang. Das Andenken dieses im Jahre 1601 verstorbenen edelmütigen Mannes, dessen Vermögen später der königlichen Kasse anheimfiel, hat sich bis heute durch seine segensvollen Stiftungen erhalten.

Die grösste Sehenswürdigkeit ist eine rote, mit Gold reich ausgestattete Fahne, auf deren Besitz die Prager Israeliten nicht wenig stolz sind. Dieselbe soll der Gemeinde nach der einen Version von Karl IV. gegeben worden sein, nach der anderen war sie als Belohnung für das mutvolle Verhalten der Prager Juden während der Belagerung der Schweden im Jahre 1648 verliehen worden. Die Juden hatten sich damals durch gefahrvolle

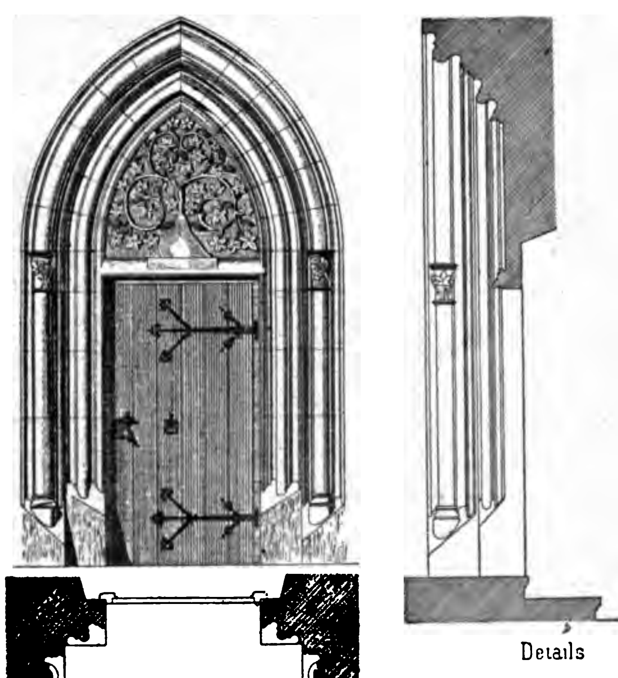


Fig. 34. Portal der Altneuschul in Prag (nach J. Deutsch).


Fig. 37. Rabbinersitz in Rom. (Nach einer Photographie.)

Brandlöscharbeiten ausgezeichnet, was mehrfach bezeugt ist. Ausserdem sollen die Juden damals die Erlaubnis erhalten haben, an ihrem Rathause einen noch heute vorhandenen Uhrturm mit Glocke anzubringen. Die Fahne weist eine hebräische Inschrift auf, die in der Uebersetzung etwa folgendermassen lautet: Herr der Heerscharen, dessen Herrlichkeit die Erde füllet! Im Jahre 1357 verliehen S. M. Kaiser Karl IV. den Juden Prags die Auszeichnung, eine Fahne führen zu dürfen. Dieselbe wurde unter Regierung weil. Kaiser Ferdinand erneuert. Durch die Länge der Zeit beschädigt, wird dieselbe nun zur Ehre unseres Herrn, Kaiser Karl IV. Majestät, Gott vermehre seine Herrlichkeit, aus Anlass der Geburt allerhöchstdessen erhabenen Sohnes Erzherzogs Leopold erneuert im Jahre „Sein Reich wird ewig (1716) bestehen".[42])

Peinlichst genau geschriebene Thorarollen, Armleuchter, die ewige Lampe vervollständigen

[42]) Altertümer der Prager Josefstadt, S. 41. Daselbst ist die Jahreszahl in hebräischen Lettern angegeben.



Fig. 38. Die „heilige Lade" in der Synagoge „il Tempio" zu Rom (nach A. Berliner).

den nur mässig beleuchteten Raum. Im vorigen Jahrzehnt ist das Gebäude von dem Ingenieur Emanuel Brand verständnisvoll restauriert worden.

In romanischem Stil war die 1820 abgetragene Synagoge in Rouen errichtet, die aus einem in zwei gewölbten Stockwerken emporgeführten Pavillon bestand. In den Synagogen von Mende, Avignon, Carpentroi und Cavaillac mögen sich noch Ueberbleibsel gotischer Baukunst bis in unsere Tage hinübergerettet haben. Derselben Epoche gehören die alten Synagogen zu Erfurt, Metz (1853 abgebrochen) und Frankfurt a. M. an. Im Musée Cluny in Paris (Sammlung Strauss) werden noch Ueberreste der alten Synagogen in Modena, der Oraun hakaudesch und der Almemor aufbewahrt.

In katholische Kirchen umgebildet wurden je zwei mittelalterliche Synagogen in Trani und Toledo, letztere unter dem Namen Santa Maria la Blanca und el Transito gehören dem malerischen Mudejarstil an, der sich aus gotischen und maurischen Elementen mit filigranartiger Ornamentik zusammensetzt. Die Kirche el Transito ist derselbe Bau, der 1357 von Samuel ben Meir Al-Lavi Abulafia begonnen und besonders prächtig vollendet worden ist. Auf das Mittelalter gehen noch die alte Synagoge in Alt-Kairo, sowie die grossen Synagogen in Damaskus und Jerusalem zurück.

Die Blütezeit der Renaissancekunst in Italien zeitigt auch eine hohe Kultur des Synagogenbaues daselbst. Kein Geringerer wie der berühmte Architekt Jacopo Sansovino entwirft die Pläne zur grossen Synagoge in Venedig. Eines der Prinzipien der Baukunst der Renaissance, die Grossräumigkeit, kommt auch hier zur Geltung. Andere Synagogen mit hübschem Rabbinersitz (Fig. 35) in gleichem Stil befinden sich mehrfach in Italien, so in Rom, (Fig. 36, 37) Venedig, Padua, Modena und Livorno, die letztere, 1603 geweiht, ist von hübscher Gestaltung. Besonders reich ornamentiert ist der Oraun hakaudesch (Fig. 38). Ein ungewöhnlich grosser Bau ist die 1672 vollendete sog. portugiesische Synagoge in Amsterdam. 1712 wird die alte Synagoge in Halberstadt dem Gottesdienst übergeben.

Ueber die alten Synagogen in Frankfurt a. M. machen Wolff und Jung nähere Angaben.[43]) Die Gemeinde besass danach bereits 1241, dem Datum der „ersten Judenschlacht", eine Synagoge, welcher in dieser ersten und sodann auch in einer zweiten Judenschlacht von 1349 herbe

[43]) Wolff und Jung, Die Baudenkmäler in Frankfurt a. M. Frankfurt a. M. 1896. S. 362 ff., daselbst auch Litteraturangabe.

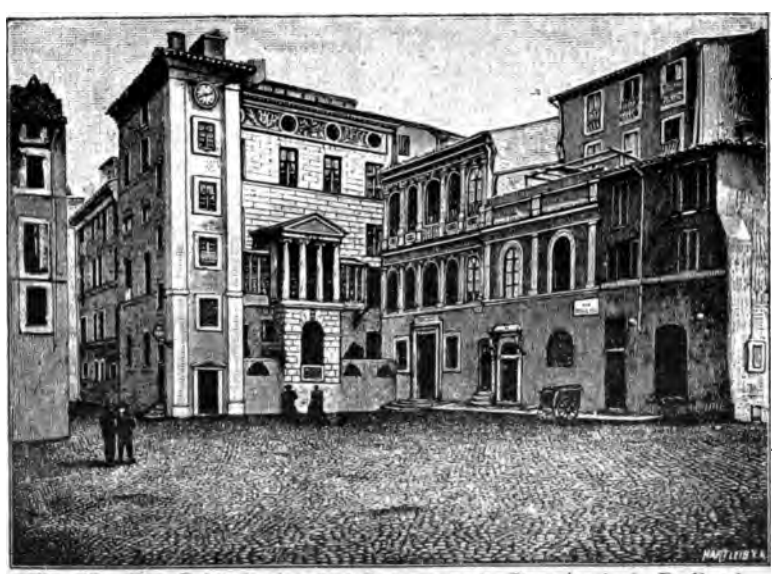


Fig. 37. Das Gebäude der fünf Synagogen in Rom (nach A. Berliner).

mitgespielt wurde. Mit der Verlegung des Judenviertels 1462 diente die Synagoge städtischen Zwecken. 1874 fand man noch Fundamente dieses alten Baus, der nur aus einem rechteckigen Raum mit halbrunder Nische für die Thorarollen bestand, daran schloss sich an der nördlichen Seite die Frauensynagoge.

Noch bevor die Uebersiedlung nach dem neuen Viertel erfolgte, 1461, wurde die Synagoge daselbst auf Kosten der Stadt von Meister Heinrich errichtet, daneben wurde 1603 eine neue Synagoge erbaut; beide aber wurden 1614 vom Pöbel arg mitgenommen und gingen im Brande von 1711 völlig zu Grunde.

Aber bereits im selben Jahre beginnt der Wiederaufbau auf den alten Fundamenten und in gleichem Umfange unter der Ausführung Daniel Kaysers. Selbst die alten Materialien wurden, allerdings zum Schaden der Solidität, soweit irgendwie angängig, wieder verwendet. Ueber den Bautortgang und die innere Ausstattung hat der Hebraist Schudt in seinen „Jüdischen Merkwürdigkeiten" eingehende Nachrichten hinterlassen.

Das Innere (Fig. 39) zeigt ein gewölbtes Schiff, in dessen westlichem Teil sich der Aufgang zu der daselbst gelegenen Hochschulempore befindet. Der Almemor erscheint in der Mitte, der Oraun hakaudesch im Osten. Die gleiche Einrichtung ist auch in der sich südlich daran anschliessenden Neuschul getroffen, während die gewölbte Frauenabteilung sich im Norden an die Altschul anlegte. Der Schnitt zeigt, dass dieses Gebäude in 3 Stockwerken aufstieg, die aber in Summa nicht höher wie die Männersynagoge waren. Das Aeussere ist recht schmucklos und giebt zur Bewunderung keinen Anlass, die Wirkung im Innern (Fig. 39) besorgen die Wandsäulen, aus denen in kühnem Bogen die feinprofilierten Gewölberippen aufsteigen, sodann aber auch die reiche innere Ausstattung, vor allem die hübschen Messingleuchter und die korinthischen Marmorsäulen am Oraun hakaudesch. Die Synagoge wurde 1854 abgebrochen, um dem jetzigen Gotteshause Platz zu machen.

Fig. 38. Bundeslade der Synagoge zu Livorno. (Nach einer Photographie.)

Ein wenig jüngeren Datums ist die alte Synagoge in der Haidereuterstrasse zu Berlin.[44]

44) Gericke, Manuskript der Rathausbibliothek in Berlin S. 116 ff.

Küster, Altes und neues Berlin. S. 1026. Anhang.

Geiger, Geschichte der Juden in Berlin. 1871. I. S. 21. II. S. 43 ff.



Fig. 39. Synagoge zu Frankfurt a. M. Inneres.

Sie stammt vom Jahre 1712 und wurde von Kemmeter 1714 vollendet. Diese Synagoge ist aber nicht die älteste, denn wir hören von einer in dem Besitz des Hofjuden Liebmann befindlichen gottesdienstlichen Stätte, die 1684 erwähnt wird, einer zweiten von 1692 im Hause von Riess, einer dritten von 1696 im Hause des Schutzjuden Wulf Salomon, einer vierten von 1697 im Hause von David Riess.[45])

Der Bau der grossen Synagoge von 1712 sollte den Streitigkeiten zwischen den Besitzern der kleinen Synagogen ein Ende bereiten. Das einfache Aeussere mit den Ortsteinen an den Ecken ist auf dem Stiche von Calau erkennbar (Fig. 40), das Innere war bis auf einige Ausstattungsgegenstände, wie der Stich von A. M. Werner darthut, gleichfalls von puritanischer Einfachheit (Fig. 41). Das reichste Schmuckstück war der Oraun hakaudesch mit seiner zweistöckigen Säulenarchitektur, in welche sich Nischen, Vasen, Kartuschen und vergoldetes Schnitzwerk einschmiegten.

Reste dieses Oraun sind teils in einem 1881 erfolgten Erweiterungsbau wieder verwendet worden, teils befinden sie sich im Kgl. Kunstgewerbe-Museum in Berlin. Ein zweiter Umbau von 1891 veränderte das Gebäude derartig, dass nicht wesentlich mehr als die kahlen Mauern des alten Baus erhalten geblieben sind.

Das 17. Jahrhundert ist, nach den noch vorhandenen Denkmälern zu urteilen, als Glanzzeit des polnischen Synagogenbaues anzusehen, um dessen Erforschung sich der Krakauer Akademiker Mathias Bersohn in Warschau besonders verdient gemacht hat. Binjamin Segel hat darüber in „Ost und West“ (Heft 4) berichtet, weshalb ich mich im wesentlichen auf die nackte Wiedergabe der dort genannten Synagogenstädte beschränken kann. Die polnische Synagoge in Krakau existierte bereits 1407, ist aber nach der Ansicht Segel's noch etwas älter. Jünger ist die Vorstadtsynagoge in Lemberg und die alte Synagoge in Posen. In Polen giebt es auch eine Menge alter Holzsynagogen, wie in Wijsokie Mazowieckie, Nasielko, Ostropol, Jablonow, Zabludow, die um die Mitte des 17. Jahrhunderts bereits vorhanden gewesen ist, Pogrebyszcze (Fig. 42), deren Entstehen sogar in die Mitte des 16. Jahrhunderts zurückgeführt wird. Bei weitem jünger ist die Synagoge von Lutomiersk die der Regierungszeit Stanislawi August, also der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, angehört. Als Architekt wird der Jude



Fig. 40. Alte Synagoge in Berlin

[45]) Borrmann, R., Die Bau- und Kunstdenkmäler von Berlin. Berlin, 1893. S. 257.

Hillel Benjamin aus Lasko genannt, der auch mit der Erbauung der Synagoge in Zlochow beauftragt wurde. Eine besondere Klasse bilden die Festungssynagogen, deren Errichtung nur gestattet wurde, wenn sie auch Verteidigungszwecken zu dienen geeignet waren. Eine solche Synagoge befindet sich zu Luck. An den Kern des Gebäudes setzt sich ein in mehreren Etagen hochgeführter Turm an, dessen oberste Fenster die Form des Eselsrückens aufweisen. Die ganze Anlage zeigt offenbar einen recht barocken Charakter. Die Synagoge, auf welche im Kronarchiv in Warschau vorhandene Privilegien von 1626 und 1629 Bezug haben, diente als Bollwerk gegen die Tatareninvasion.

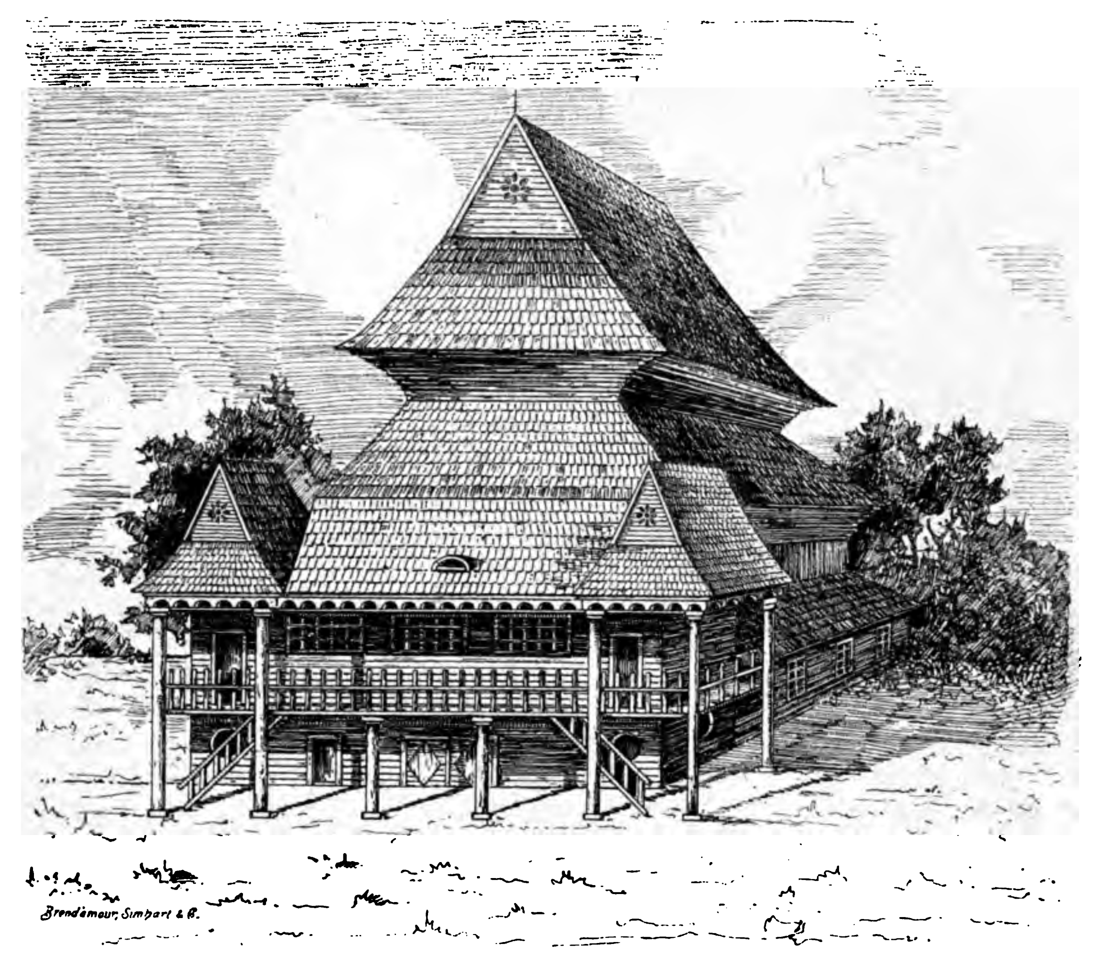


Fig. 42. Holzsynagoge von Pogrebyszcze in Polen. (Bersohn.)



DAS ALTE TESTAMENT.

Eine Skizze von Lothar Brieger Wasservogel.

Beim Herrn Baron von Goldstein ist grosses Fest. Durch die von den elektrischen Lustres tageshell erleuchteten Räume des Schlosses wogt eine glänzende Menge. Geburts- und Geistesaristokratie geben sich ein Rendezvous bei dem liebenswürdigen Millionär. Hier tauchen die nackten Schultern einer Dame von höchstem Adel auf, dort erglänzen im Wiederscheine des Lichts die Sterne einer Offiziersuniform. Geräuschlos tragen die Diener Erfrischungen herum. Der Gastgeber eilt geschäftig umher, lächelnd und nickend, bald eine freundliche Begrüssung, bald einen Händedruck austauschend. Er ist ein Emporkömmling, hat seine jetzige Stellung nur durch schwere Arbeit langer Jahre erreicht und ist stolz darauf. Seit seiner Taufe ist er eine der Hauptstützen der konservativen Partei, welcher er durch seinen lebhaften Geist schon manche grossen Dienste geleistet hat. Ans Heiraten hat er bis jetzt noch nicht gedacht. Zuerst hinderte ihn der Kampf ums Dasein daran, späterhin stürzte er sich in den Strudel der Politik, um sich auch äusserlich Ehre und Anerkennung zu verschaffen. So hat er denn wenig an das Weib gedacht, mit Ausnahme der üblichen Jugendliebe hat ihm bisher noch keine Frau mehr als eine konventionelle Liebenswürdigkeit abgenötigt. Jetzt aber denkt er ernstlich daran, die Früchte seiner Arbeit in der Gemütlichkeit eines eigenen Heims zu geniessen. Wer wird auch seine Bewerbung ausschlagen, die des geachteten und geehrten Finanzaristokraten? Dort nickt ihm die liebliche Tochter des Generals von Hohenheim zu. Er eilt zu ihren Diensten und ist beglückt, als sie ihm die kleine weisse Hand zum Kusse reicht. Allerlei Liebesträume durchgaukeln sein Gehirn. Und er hört nicht, wie hinter seinem Rücken ein Offizier zum andern sagt:

„Was der Jud mit der kleinen Hohenheim hat."

Der Kamerad zuckt verächtlich die Achseln:

„Wahrscheinlich will er ihre alten Kleider kaufen." Und lachend gehen sie weiter.

* * *

Im Schlafzimmer des Herrn Baron liegt auf einem Seitentische verstaubt und versponnen ein Altes Testament. Jeden Abend vorm Schlafengehen wirft der Baron einen spöttischen Blick darauf, gleichsam, als wolle er sich rühmen, darüber hinausgekommen zu sein. Er freut sich seines Rufes als Freidenker. Aber sein Spott verletzt die majestätische Ruhe des Buches genau so wenig, als das die überzahlreichen kritischen Untersuchungen während mehrerer Jahrtausende zu thun vermochten. Kalt und hoheitsvoll liegt der Foliant da. Kann mich der Hohn eines Zwerges verletzen, wenn ich in meinem Innern ein Heer von Riesen beherberge? Das Alte Testament träumt von Dingen, die um eine ewige Zeit rückwärts liegen. Da führt der gewaltige Moses das Volk Israel durchs Rote Meer, und Simson zerbricht krachend die Säulen des Philistertempels, dass er zusammenstürzend die Feinde unter sich begräbt. Jesaias hält seine donnernden Strafreden, und Jeremias sitzt mit zerwühltem Haupt- und Barthaar wehklagend auf den Mauern Jerusalems. Das waren grosse Zeiten, grosse Menschen! Kann man sich da wundern, wenn das Buch der kleinlichen Jetztzeit fast verächtlich gegenübersteht? Keine Brücke führt von dem Finanzhelden rückwärts zu dem auf güldenem Throne sitzenden Könige Salomo. Die neuen Menschen klettern am Inhalte der Bibel empor wie die Mücken am Eiffelturme, und plumpsen schwerfällig zurück, nachdem sie die Grösse des Altertums mit blöden Augen angestaunt haben. Baron Goldstein bildet sich in Stunden des Selbstbewusstseins sogar etwas darauf ein, dass er kein „Reaktionär" ist, sondern „mit dem Strome schwimmt". Er hält seinen Glaubenswechsel für einen Fortschritt und wird vielleicht bei der nächsten Reichstagswahl für einen Antisemiten stimmen, um zu beweisen, dass er ein wahrer und überzeugter Christ ist. Der tiefe Glaube der Väter hat sich bei ihm zum mild und sanft dahin fliessenden Wässerchen abgeflacht. Wenn er seinen Gefühlen in Monologen Ausdruck giebt, rauscht eine leise Verwunderung durch die Blätter des alten Buches. Dann erinnert es sich an den Urgrossvater des Herrn Barons, an den alten Hausierer, der nach mühseliger Tagesarbeit seine Abenderholung in den Büchern Mosis suchte und fand.

Heute ist der Enkel besonders gut gelaunt. Er hat alle Ursache dazu, denn seine Bewerbung um das Fräulein von Hohenheim ist angenommen worden. Und in dieser glücklichen Stimmung

lässt er sich sogar zu einem Gespräch mit dem alten Erbfolianten herab.

„Na, was sagst Du zu meiner Verlobung, Alter?“ fragt er vergnügt.

Das Buch liegt schweigend da. Der Baron aber ist zu glücklich, als dass er es mit irgend jemandem verderben möchte.

„Ich kann mir denken, dass es Dir nicht passt,“ fährt er gemütlich fort. „Du gehörst noch ins Altertum zu den sog. überzeugungstreuen Menschen. Wir Modernen sind längst anders geworden.“

„Glaubst Du wirklich, was Du da sprichst?“ antwortet das Buch ernst.

„Ei gewiss!“

„Das wäre dann sehr traurig. Sieh' einmal an, ich bin so alt geworden und habe eine ganze Menge Menschen gesehen. Als Dein Urgrossvater Schmul Goldstein, der mit allerlei Dingen auf den Dörfern hausieren ging, mich gegen ein paar messingene Ohrringe gewann, war ich schon kein Jüngling mehr. Ich habe viele kennen gelernt, Juden und Christen. Sie haben beide harte Schädel und keiner will sich ducken. Oeffentlich leben sie dahin wie Brüder, und im Geheimen fügen sie sich Böses zu. Der eine würde den andern verkaufen für ein Gericht Linsen. Und alle, so geträumt haben von einer innigen Freundschaft zwischen Ariern und Semiten, waren Phantasten.“

„Aber was soll mir das?“ fällt der Baron unruhig ein. „Ich bin längst aus der Reihe der Juden ausgeschieden und ein überzeugter Christ geworden. Jeden Sonntag gehe ich in die Kirche. Der Konsistorialrat ist mein guter Freund. Ueberall nimmt man mich mit offenen Armen auf. Ich sehne mich keineswegs mehr nach der Zeit zurück, wo ich ein Jude war.“

„Wozu willst Du Dich selbst belügen?“ fragt das Alte Testament. „Erinnerst Du Dich nicht mehr, dass auf dem Grabe Deines Vaters die verschlungenen Hände des Kohen abgebildet sind? Willst Du leugnen, dass Du heimlich nach dem Synagogenfriedhof schleichst und dort heisse Thränen vergiesst? Ich sehe Dir durch die äussere Hülle tief in die Seele, und dieser Anblick erfreut mich nicht.“

Der Baron wagt nicht zu antworten.

Die Stimme des Buches wird mitfühlend und weich.



Govaert Flinck. Der Uriasbrief.

„Ich weiss, dass Du nicht glücklich bist, mein Freund. Du hast Dich vom ererbten Alten losgerissen und gierig nach dem Neuen gegriffen, als ob Du Dich seiner für ewig bemächtigen wolltest. Aber Dein Wunsch ist nicht in Erfüllung gegangen. Du hast vergessen, dass nur im festen Anschluss an unser Volk das Heil des Einzelnen beruht. Nun hast Du Dich dem Judentum entfremdet, ohne dafür etwas anderes gewonnen zu haben. Das andere Lager hat Dich nur äusserlich aufgenommen, in Wahrheit bist Du für sie der Abkömmling einer fremden Rasse, den sein Abfall nur verächtlich macht. Du magst thun, was Du willst, ihnen wirst Du immer „der Jude" sein und bleiben. Auch der Rückweg ist Dir versperrt, wir nehmen keinen Verräter wieder auf. Nun suchst Du Dich durch eine Heirat gewaltsam zu retten. Umsonst! Von Deiner eigenen Gattin und ihrer Familie wird Dir das Wort „Jude" immer wieder wie eine Beschimpfung ins Gesicht geschleudert werden. Und Deine Kinder, denkst Du denn gar nicht an Deine Kinder?"

Der Baron antwortete nur durch ein leises Stöhnen.

Der alte Foliant aber fuhr mit erhobener Stimme fort:

„Welch unglückselige Zwitter wirst Du erzeugen! Sie werden Blut in sich haben von Dir und Blut von ihrer Mutter. Wie Fremdlinge werden sie sein auf dieser Welt. Sie werden wissen, wem sie das zu verdanken haben, und es Dir selbst über das Grab hinaus nicht vergessen. Wo Du Liebe säen wirst, da musst Du Hass ernten."

Das Buch schwieg. Der Diener Michael brachte die Nachtlampe. Er war erstaunt, seinen Herrn mit thränenden Augen über die Blätter des Alten Testamentes gebeugt zu finden. Er fand, dass Herr Baron von Goldstein an überflüssigen Sentimentalitäten leide, und konnte sich das nur dadurch erklären, dass er von Geburt ein Jude sei.

Allmächtig durch die Herzen ruft ....

(Lied des jüdischen Turnvereins „Bar Kochba"-Berlin.)

[Mel.: Wohlauf, die Luft geht frisch und rein.

**1. Allmächtig durch die Herzen ruft
Und klingt ein neues „Werde!"
Hinaus in freie Gottesluft!
Auch uns gehört die Erde!
Die Erde hat nicht Gräber nur
Und enge Mauergrüfte,
Hinaus zu Berg und Strom und Flur
In frische Wälderdüfte!**

**2. Die Welt schlägt ihren Pendelschlag,
Ein jeder klingt: zum Schaffen!
In jeder Brust ist lauter Tag,
So lasst auch uns nicht schlafen.
Wir schliefen lang genug die Nacht
Mit bleichen, hohlen Wangen;
Genug geträumt, nun aufgewacht!
Vergangen ist vergangen!**

**3. Die Welt geht ihren strengen Gang,
Was rastet, tritt sie nieder,
Was selbst nicht drängt, zermalmt der Drang,
Nur Kraft gewinnt sich Brüder.
Drum stark den Arm und hoch das Haupt,
Nicht hin und her gesonnen!
Eh' uns die Welt das Letzte raubt,
Die letzte Lust zerronnen.**

**4. Die Welt ist frei und stark und schön,
Auch wir sind ihre Glieder!
Die Adler auf den Bergeshöh'n,
Die seien uns're Brüder.
Hinaus in freie Gottesluft!
Allmächtig quillt ein „Werde"
Aus Feld und Strom und Wälderduft.
Auch uns gehört die Erde!**

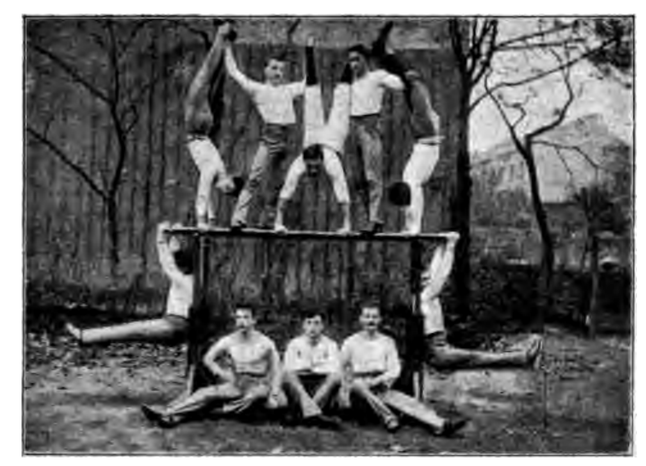
Israel Auerbach.

(Aus dem Vereinsliederbuch. S. Fussnote S. 819).



DIE JUEDISCHE TURNBEWEGUNG.

Von Hermann Jalowicz.



„Barrenpyramide".



„Freiübungen".

Vom jüdischen Turnverein „Bar Kochba", Berlin. Zwei Momentaufnahmen.

Schon die Ueberschrift wird manchen Leser mit Erstaunen erfüllen, der aus dem Schoosse des Judentums nur geschichtliche oder litterarische Forschungen und theologische Gelahrtheit aufspriessen sieht und allenfalls noch einen Zusammenhang zwischen jüdischer Eigenart einerseits und Journalismus, Börse sowie Warenhaus andererseits anerkennt, jedoch für unser nationales Leben ein höchst mangelhaftes Verständnis bekundet. Wer das jüdische Volk mit solchen Augen betrachtet, dem werden die beiden Begriffe „jüdisch" und „turnen" als harmonische Einheit über seine Begriffe gehen. Gerade diesen wollen wir Aufklärung über unsere Bestrebungen geben, wir wollen ihnen begreiflich machen, wie es gekommen ist, dass eine Anzahl junger Männer und Mädchen in jüdischen Turnvereinen ein ruhiges, friedliches Heim fanden und sich mit Lust und Eifer der Pflege kräftigender Leibesübungen hingeben.

Seit Jahrzehnten bereits wurde von den Juden in der deutschen Turnerschaft geturnt und mancher Preis von ihnen errungen. Im allgemeinen herrschte löbliche Eintracht, doch hin und wieder regten sich antisemitische Strömungen und brachten ein Tröpflein Wermut in den Kelch scheinbar ungetrübter Solidarität. Aber selbst wo die antisemitische Tendenz nicht jene schroffe, unzweideutige Form annahm wie auf dem Kreisturntage des XV. Kreises in Wien, der in diesem Jahre mit erdrückender Majorität — 120 gegen 15 Stimmen! — den Ausschluss der Juden proklamierte, wurde durch die Maulwurfsarbeit des latent wühlenden Antisemitismus den Juden der Boden unter den Füssen unsicher, mehr oder minder versteckte Sticheleien sorgten dafür, dass die Juden eine höchst peinliche Empfindung, die sich eigentlich kaum als unerlässliche Zugabe zur Mitgliedschaft ansehen lässt, nicht abzuschütteln vermochten. Wie reagierten die Betroffenen auf den antisemitischen Beschluss des Kreisturntages? Anstatt ihren lieben Vereinsbrüdern in tiefster Empörung den Rücken zu kehren und zu zeigen, dass sie auf eigenen Füssen stehen könnten, protestierten sie gegen die Resolution, da diese nach Paragraph so und so ungültig sei.

Wir bringen die unwürdige Haltung, die einen aussergewöhnlichen Mangel an Selbstachtung erkennen lässt, vornehmlich aus dem Grunde zur Kenntnis der Leser, um abermals zu bestätigen, dass der Antisemitismus allein nicht im stande ist, nationaljüdische Gesinnung hervorzurufen; — ausser dem negativen Moment des Judenhasses ist auch ein positives erforderlich, eine angeborene Gefühlsrichtung, die sich als Stammesliebe offenbart. Ist diese erstorben, dann bleiben den Bekennern des sogenannten „Allgemeinen" nur zwei Möglichkeiten: entweder sich charakter- und taktlos den nichts weniger als entzückten Freunden aufzudrängen oder unthätig im Schmollwinkel zu verharren. Die national fühlenden Juden dagegen beschreiten einen anderen Weg, sie mühen sich überhaupt nicht damit ab, fremde Felder zu bestellen, die ihnen nur widerwillig ihre Schätze herausgeben, sondern sie bebauen ihr eigenes Terrain. Ohne Bild: sie gründen jüdische Turnvereine.

Schon seit längerer Zeit hatten sich denkende Männer die Frage vorgelegt, wie man der mehr oder minder vorhandenen und um sich greifenden körperlichen Entartung der jüdischen Nation wirksam steuern könne, die als notwendige Folgeerscheinung des ungesunden Ghettodaseins und langjähriger Unterdrückung eingetreten war. Es liegt auf der Hand, dass der Degenerierungsprozess im Osten Europas schlimmer gewütet hat als in dem unter günstigeren Bedingungen lebenden Westen. Obwohl die Verminderung der physischen Kraft des jüdischen Volkes zugestanden wurde, ging man doch nicht an die zielbewusste Be-

kämpfung des Krebsschadens. Das blieb erst der jüngsten Vergangenheit vorbehalten. Es ist bekannt, dafs die Zionistenkongresse den ersten Anstoss zur Begründung von jüdischen Turnvereinen gaben, indem berufene Männer — Aerzte und Politiker zugleich — gegen die schädlichen Folgen, die mit der Ueberanstrengung des Gehirns, noch dazu unter den elenden Luft-, Licht- und Ernährungsverhältnissen des Ghettos, gewöhnlich verbunden sind, energisch Front machten und ebenso vor ungerechtfertigter Ueberschätzung geistiger Arbeit wie vor Geringschätzung körperlicher Bethätigung warnten. Seit der Emanzipation, welche die jüdischen Mitbürger zur Teilnahme am obligatorischen Turnunterricht in der Schule zwang, sind die Zustände in den westlichen Ländern um vieles besser geworden. Freilich gab es schon vor der Tagung des ersten Zionistenkongresses zu Basel im Jahre 1897 einige Pflegestätten jüdisch-turnerischer Bestrebungen,*) aber von einer planvollen Turnbewegung, von einer Organisation mit dem ausgesprochenen Zweck, durch Turnen zur Stählung und Kräftigung des jüdischen Volkes beizutragen, kann erst seit 1897 die Rede sein: die jüdische Turnbewegung knüpft an die moderne zionistische Bewegung an.

Daher ist es verständlich, dass unsere Turnvereine im Anschluss an schon bestehende zionistische Organisationen ins Leben gerufen wurden und demgemäss mit zionistischen Programmen auftraten. Fast immer verzichteten die zionistischen Gründer auf spezifisch zionistische Tendenzen zu gunsten nationaljüdischer. Damit geschah ein Schritt, den selbst die eingefleischtesten Genossen, denen „das Endziel alles gilt", hätten mitmachen können und der mir vom Standpunkte einer vernünftigen, aufs Praktische gerichteten Taktik als erlaubt, ja noch mehr, sogar als notwendig erscheint. Das mochte und mag nicht nach dem Geschmack gewisser Ritter von der grauen Theorie sein, die abstrakte Theoreme in ihrem Haupte wälzen, ohne zeitliche und örtliche Besonderheiten sowie die Eigenart des in Frage kommenden Menschenmaterials zu berücksichtigen. Im Gegensatz zu dieser Auffassung vertraten wir die Ansicht, dass ein Turnverein neben Prinzipien auch Turner haben müsse. Wir begnügten uns also mit der Errichtung solcher Statuten, die die Juden als lebendiges Volkstum anerkennen, und glaubten damit auch dem Zionismus einen grösseren Dienst zu leisten, als wenn wir aus Prinzipienreiterei eine zionistische Organisation mit schwacher Lebenskraft schüfen.

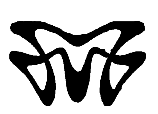
*) In Bukarest und Konstantinopel.

Soviel wir den in der „Jüdischen Turnzeitung" zerstreuten Nachrichten entnehmen, existieren im ganzen 13 jüdische Turnvereine, nämlich der Turnverein „Bar Kochba" in Berlin, der im Mittelpunkt der jüdischen Turnbewegung steht und dafür eifrig Propaganda zu machen sucht, besonders durch Herausgabe der seit Mai 1900 erscheinenden „Jüdischen Turnzeitung", des Centralorgans der jüdischen Turnvereine; ferner die Korporationen zu Halberstadt, Frankfurt a. M., Wien (2), Bielitz, Olmütz, Privoz, Mährisch-Ostrau, Philippopel, Bukarest, Bern und Konstantinopel. Im Entstehen begriffen sind sechs Turnvereine: in Hannover, Posen, Brünn, Ung. Hradisch (Mähren), Krakau, Lemberg.**)

Trotzdem die oben aufgezählten dreizehn Vereine in der Regel nur über geringe Mittel verfügen und ihnen überdies das Leben von seiten feindlich gesinnter Kultusbehörden oft recht sauer gemacht wird, hat sich in ihnen ein reges, turnfröhliches Leben entfaltet. Die Geschicklichkeit, Muskel- und Sehnenkraft der Turner wird erhöht durch Gerätübungen, während eine straffe, den Juden besonders notthuende Disziplin durch Marsch- und Ordnungsübungen erzielt wird. Die Turnfahrten tragen dazu bei, Freude an der Natur zu erwecken, den Körper ausdauernder im Ertragen von Strapazen zu machen und an kleine Entbehrungen zu gewöhnen; die gemeinsamen Erlebnisse stärken und beleben das Kameradschaftlichkeitsgefühl. Schliesslich wollen wir nicht vergessen zu bemerken, dass die soziale Aussöhnung verschiedener Klassen nirgends so intensiv erfolgen kann wie gerade in einem Turnverein.

Die jüdische Turnbewegung ist noch zu jung, um auf glänzende Resultate zurückblicken zu können. Aber was man bisher erreichte, war der aufgewandten Mühe wert. Wir befinden uns im Beginn einer Entwickelung, der man ein günstiges Horoskop stellen darf, wenn mit der alterprobten Zähigkeit gegen äussere Hindernisse angekämpft, und mit Liebe und Energie nach innen gewirkt wird. Dann kann die jüdische Turnbewegung ihren volkserziehlichen Zweck erfüllen, sie wird beitragen zur Kräftigung des Körpers, zur Festigung des Willens, zur Gesundung des jüdischen Volkes.

**) Nebenbei sei darauf hingewiesen, dass sich in London 15 jüdische Sportvereine befinden. Der „Bar Kochba", Berlin, zählt über 200 aktive Turner, der Wiener I. Jüd. Turnverein ebensoviel.



MISCELLEN.

„Ein letztes Wort zur Judenfrage"*)

Herr Dr. Heinrich Meyer Cohn hat sich veranlasst gesehen, meinen im Septemberheft von „Ost und West" veröffentlichten Aufsatz „Ein letztes Wort zur Judenfrage" heftig anzugreifen. Ich habe aber aus seiner Polemik den Eindruck gewonnen, dass er nur einzelne Sätze meines Aufsatzes gelesen haben kann, die er noch dazu missversteht.

1. Ich habe gesagt, dass die Judenfrage nicht früher als die „revolutionäre Frage" von der Bildfläche verschwinden wird. Daraus zieht Herr Dr. Meyer Cohn die Schlussfolgerung, dass ich den deutschen Juden angeraten hätte, um jeden Preis in das Regierungslager überzugehen. Nun, alsdann würden sofort die Revolutionäre aller Schattierungen von den „reaktionären Neigungen" des jüdischen Geistes zu sprechen beginnen, wie jetzt vielfach von seinen „dekompositorischen" und umstürzlerischen Neigungen gesprochen wird. Es bliebe also alles beim alten, und ein Antisemitismus der aufstrebenden Parteien wäre vielleicht noch viel gefährlicher. Ich habe nur gesagt, dass bisher noch immer um die primitivsten Grundlagen von Staat und Gesellschaft gekämpft wird, woraus sich ein allgemeines Unbehagen ergiebt. Und da es in der menschlichen Natur nun einmal liegt, nach einer Causa prima zu suchen, so schiebt man alle Schuld auf die Juden. Ich habe betont, dass wir Juden in Wahrheit für diesen Zustand nichts können und auch in keiner Weise in der Lage sind, etwas dagegen zu thun. Hier heisst es, die Entwickelung Europas geduldig abwarten.

Die Regierung, die Lasker unterstützte, war in wirtschaftlicher Beziehung die revolutionärste, die Deutschland bisher gehabt hat. Und als darauf die wirtschaftliche Reaktion einsetzte, Hochschutzzoll und Mittelstandspolitik, da kam in ihrem Gefolge sofort der Antisemitismus. Also selbst wenn ich in so engem Sinn, wie mein Gegner es mir unterschiebt, meine Erklärung verstanden wissen wollte, auch dann noch könnte der Hinweis auf Lasker mich nicht widerlegen. Ebensowenig der Hinweis auf Ungarn und Frankreich. Herr Dr. Meyer Cohn hat offenbar keine Kenntnis von der seelischen Struktur der ungarischen Volkspartei oder der französischen Nationalisten.

2. Herr Dr. Heinrich Meyer Cohn thut so, als ob er ein Alteingesessener der deutschen Kultur wäre und ich ein Parvenu. Er glaubt also offenbar, dass ich mich aus orthodoxen jargonjüdischen Verhältnissen zur deutschen Kultur heraufgearbeitet hätte. Wenn dem so wäre, so könnte es mir nur zur Ehre gereichen und es erschiene wenig vornehm, mir daraus einen Strick drehen zu wollen. Zum Ueberfluss stimmt das aber gar nicht; Sie irren sich in Ihrer Vermutung, Herr Doktor. Ich entstamme einer jüdisch-liberalen ostpreussischen Familie, die ganz und gar im Boden der deutschen Bildung wurzelte, und habe von früher Jugend an keine andere als eine rein deutsche Erziehung genossen. Wenn Sie es mir nicht glauben wollen, Herr Doktor, so kann ich, wie man es zu nennen pflegt, Referenzen aufgeben. Ich nenne den Sohn des von mir angegriffenen Vogelstein, den Rabbiner in Königsberg. Der Mann mag nicht viel für mich übrig haben, aber er kennt meinen Vater, meine Verwandten und mich und wird der Wahrheit die Ehre geben. Oder als eine noch bessere Referenz mein Werk „Litteratur und Gesellschaft im 19. Jahrhundert", dessen Lectüre ich Ihnen empfehlen möchte, geehrter Herr Doktor.

3. Meine Bemerkung hinsichtlich der Taufe hat mein Gegner gleichfalls missverstanden. Ich bin nicht der Meinung, dass man nahe Angehörige im Stich lassen soll. Nur ist dann die Frage, wer einem unter Umständen der nähere Angehörige ist. Es besteht zweifellos gegenwärtig eine gewisse Spannung zwischen Judentum und Deutschtum, und ebenso giebt es Naturen, die nicht im stande sind, zwei Herren zugleich zu dienen. Wenn solche Menschen sich dem Deutschtum näher fühlen, als dem Judentum, so kann ich sie nun einmal nicht steinigen, wenn sie sich



Giuseppe Nogari.

Jüdischer Gelehrter. Dresdener Gallerie.

tauten lassen. Ich für meine Person werde es niemals thun, sondern in meiner Weise möglichst beiden Pflichten gerecht zu werden suchen. Skrupellose Streber und Erfolgsbanditen habe ich übrigens mit meinen Betrachtungen nicht decken wollen. Man muss sehr wenig gewissenhaft gelesen haben, um mich in dieser Weise misszuverstehen.

4. Ich muss dann auch noch gegen Herrn Dr. Heinrich Meyer Cohn den Vorwurf erheben, dass er den Ernst der Lage und die seelischen Grundlagen der „Judenfrage" nicht genügend würdigt. Denn offenbar ist er mit seinem Schützling Vogelstein der Meinung, dass der Antisemitismus nur eine „Verirrung" wäre, die bald vorübergehen müsste — infolge sentimentalisch moralisierender Betrachtungen, wie Herr Vogelstein sie in den Preussischen Jahrbüchern zum besten gab. Wer meinen Aufsatz mit Aufmerksamkeit durchgelesen hat, dem mufs es klar geworden sein, dass mir die religiösen und geschichtsphilosophischen Erklärungsversuche von Benediktus Levita in keiner Weise genügen, und dass ich in dieser Hinsicht auf einem ganz anderenBoden stehe. Ebensowenig fehlt mir der Blick für die Schwächlichkeit seiner Mittel. Seine Kinder taufen lassen, während man selbst vor diesem Schritt zurückschreckt, das ist zum mindesten eine Halbheit, die mir nicht imponiert. Aber für den Ernst der Lage und für die seelischen Qualen, die im Gefolge der Judenfrage einherziehen, hat Benediktus Levita offenbar ein viel tieferes Verständnis als Dr. Vogelstein und auch, wie ich jetzt hinzufügen muss, als Dr. Heinrich Meyer Cohn.

5. Zum Schluss erklärt mein Widersacher, dass er die Formel „Zionismus im Namen der Assimilation" nicht verstände. Wie sollte er auch bei der grotesken Vorstellung, die er mit dem Wort Assimilation verbindet: ein Mensch, der sich bis zur Besinnungslosigkeit betrinkt, um zu beweisen, dass er Germane wäre!!! Da ist eine Verständigung freilich ausgeschlossen.

Dixi et salvavi animam meam. Mein letztes Wort zur Judenfrage ist gesprochen und ich werde mich auf weitere Polemiken nicht mehr einlassen.

S. Lublinski.

— — — — — — — — — — — —

Hierzu schreibt uns Dr. Cohn:

Dass Eingewanderte gegen den Vorwurf mangelnden Deutschtums empfindlicher sind als Eingeborene, ist eine allgemeine Beobachtung, der ich Ausdruck gab, weil ich diesen Umstand für schädlich ansehe. — Ich habe aber Herrn Lublinski nicht im Zusammenhange mit dieser Beobachtung genannt.

Ich glaube ihm ohne weiteres, dass er in deutscher Kultur aufgewachsen ist, und werde mit Vergnügen aus seinem Werk viel lernen. — Im übrigen meine ich, dass jemand, der gegen Vorwürfe, soga nicht gemachte Vorwürfe, so empfindlich ist, Empfindungen anderer Personen mehr schon und nicht so forsch „von dem Gewäsch Rabbiners Vogelstein", „Seichtlingen" etc. sprech

In sachlicher Beziehung bietet mir die von Herrn Lublinski keine Veranlassung zu Darlegungen, der Leser kann selbst unse führungen in No. 9 und 10 von „Ost und We gleichen.

---

*) Wir bemerken zu der öffentlichen und Polemik, welche der Lublinski'sche Artikel herv hat, dass wir nicht glauben unseren Standpunkt p zu müssen. Wer „Ost und West" kennt, weiss, da Organ die bewusst-jüdische Note in einer Klangs geschlagen hat, wie kein jüdisches Blatt vordem. — weiss, wird dadurch vor manchen Missverständni wahrt geblieben sein, welchen diejenigen verfielen, Aufsatz lasen, ohne dabei den Charakter der deutlich vor Augen zu haben.

Wir sind übrigens der Ansicht, dass ein ernster Schriftsteller für ein jüdisches Thema eine jüdis schrift zur Verfügung haben sollte, gleichviel seine Auffassungen teilen oder nicht. I

*



Rembrandt.

Rabbiner. Berliner

Rocznik Zydowski — das Lemberger „Jüdische Jahrbuch", erscheint in diesen Tagen in wesentlich schönerer Ausstattung als im Vorjahre; in grösserem Formate und geschmückt mit zahlreichen Illustrationen. Die Beiträge stammen von den besten Schriftstellern des nationalen Judentums, wie Nossig, Donath, Feiwel, Buber, Stand, Ehrenpreis, Zlocisti u. a. Die dreifarbige Umschlagszeichnung ist von Lilien, welcher zusammen mit Wachtel für die künstlerische Ausstattung des Ganzen gesorgt hat. Der Herausgeber, ein junger Lemberger Kaufmann Namens Silberstein, ist zu dem schönen Unternehmen zu beglückwünschen. Er hat keine Mühe und keine Kosten gescheut, um sein Jüdisches Jahrbuch, das da in Galizien in polnischer Sprache erscheint, künstlerisch und litterarisch so zusammenzustellen, dass es alle bisher existierenden jüdischen Jahrbücher und Kalender in dieser Beziehung weit überragt.

Das Ex-libris Simonson, das wir in diesem Hefte bringen, ist uns von Rocznik Zydowski zur Verfügung gestellt worden.

*

Ueber den ewigen Juden (— den der christlichen Auffassung) Claude Tillier's prächtigem Buche: „Mein Onkel Benjamin" folgende Stelle:

„Der ewige Jude ist das Bild des jüdischen Volkes, von irgend einem unbekannten Dichter unter dem Volke auf die Mauern einer Hütte gezeichnet. Dieser Mythus ist so treffend, dass man blind sein müsste, wollte man ihn nicht erkennen."

„Der ewige Jude hat kein Dach, keinen Herd, keinen rechtlichen und politischen Wohnsitz: das jüdische Volk hat kein Vaterland."

„Der ewige Jude ist gezwungen, ohne anzuhalten, ohne Atem zu schöpfen, rastlos zu wandern, was für ihn in seinen Reiterstiefeln sehr ermüdend sein muss. Siebenmal hat er schon die Rundreise um die Erde gemacht. Das jüdische Volk ist nirgends fest ansässig; es bleibt überall unter Zelten; es geht und kommt unaufhörlich wie die Wogen des Oceans, und wie er hat es wie eine Schaumblase auf der Oberfläche des Völkermeeres, wie ein vom Strome der Civilisation fortgerissener Strohhalm schon vielmals die Rundreise um die Erde gemacht."



Adrian van der Werff.

Die Verstossung Hagars.

„Der ewige Jude hat beständig fünf Sous in seiner Tasche. Durch die Erpressungen des feudalen Adels und die Konfiskationen der Könige unaufhörlich zu Grunde gerichtet, kam das jüdische Volk wie eine Korkeiche, die aus der Tiefe des Wassers zu dessen Oberfläche emporsteigt, immer wieder zu einer glücklichen Lage zurück. Sein Wohlstand brachte es immer wieder rückwärts."

„Der ewige Jude kann nur fünf Sous auf einmal ausgeben. Gezwungen seinen Reichtum zu verbergen, ist das jüdische Volk knauserig und sparsam geworden: es giebt wenig aus."

„Die Strafe des ewigen Juden wird ewig dauern. Das jüdische Volk kann sich ebensowenig zu einem nationalen Körper zusammenraffen wie sich die Asche der vom Blitze getroffenen Eiche wieder zu Bäumen vereinigen kann: es ist bis zum Ablauf der Jahrhunderte über die Oberfläche der Erde zerstreut."

*

In jener ersten Periode des mittelalterlichen Handelsverkehrs ruht der internationale Grosshandel noch völlig in den Händen des **Fremdkaufmanns**, Syrer, Araber, Friesen; — vor allem aber **die Juden** sind die Grosskaufleute seiner Epoche .....

Um die Wende des 12. Jahrhunderts **verschwindet** der Fremdkaufmann, es entstehen **die grossen Handelsgesellschaften**, welche nun den Handel **fest organisieren**. Der Jude insbesondere wird **aus dem Warenhandel** ganz verdrängt; ihm bleibt **allein der Geldhandel**. Er

hat den Zusammenhang mit den Handwerken niemals besessen, der notwendig ist in einer Zeit, wo der Handel aus dem Gewerbe heraus entsteht.

Dr. Hjalmar Schacht, (Preuss. Jahrb., Februar 1901.)

*

Die Schicksale der Juden gehören zu den ausserordentlichen der Weltgeschichte; solche wachsen aber nur aus ausserordentlichen Motiven. Die grössten Interessen, die grossartigsten Leidenschaften boten den Stoff zu dem Drama ihrer Geschichte; wie die Kämpfe, die Leiden, die Erfahrungen der jüdischen Nation unvergleichliche sind, so auch ihre Standhaftigkeit, ihre Treue für nationales Gesetz, ihre Begeisterung für Glauben und Gedanken; wie sie in der Zerstreuung über den ganzen Erdboden an sich selber eine statistische Weltkarte bilden, auf der sich die Farben des Klimas und der Zonen abzeichnen, so hat auch die Weltgeschichte in der bunten Fülle ihrer geistigen Produktion keine Aeusserung, an der sich die elastische, unverwüstliche Thätigkeit der Juden nicht beteiligt hätte, und wie die Liebe, der Enthusiasmus, den sie für ihre Güter besassen, unerschöpflich, war auch der Hass, der Fanatismus, das Vorurteil gegen sie unsäglich. Ruhe und Gleichgültigkeit war seit 2000 Jahren niemals der Himmel, unter dem sie wohnten; die Welt, die ihnen gegenüberstand, war in Lagern für oder gegen sie gespalten; ihre Religion war ein Quell menschlicher Liebe und humaner Erbauung, aber die Humanität und die Liebe ist ihnen bis auf diesen Tag durch sonderbare Verhältnisse nicht aus dem Vollen zu teil geworden. — Ungewöhnlich wie die Geschichte der Juden ist die Schwierigkeit ihrer Bearbeitung; in allen Ländern, allen Büchern sprudeln ihre Quellen, ihr Geschichtsschreiber wandelt rastlos über den Erdkreis, und tief muss er graben, bevor er findet, was er sucht.

J. S. Ersch und J. G. Gruber: Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste. 27. Teil. Leipzig, Brockhaus. 1850.

*

Die Juden sind und bleiben das merkwürdigste Volk, und wenn man sich auf die Symbolik einer Vorsehung einlassen will, darf man sie wohl „Das auserwählte Volk Gottes“ nennen. Schon dass sie sich fast zweitausend Jahre lang trotz der schwersten und blutigsten Verfolgungen, die sie von Heiden, Persern, Muhammedanern und Christen zu erdulden hatten, als ein Volk und bis zum heutigen Tag ihrem ursprünglichen geistigen Charaktertreue nicht nur erhalten haben, sondern sich auch fort und fort ausbreiten und in günstigerem Verhältnis als irgend ein anderes Volk vermehren und zwar unter jedem Klima, lässt sie als eine der interessantesten Aufgaben für eine ernste und sinnige Betrachtung der Geschichte erscheinen. Sie sind das älteste Volk, das als Träger des reinen Monotheismus dasteht und eben wegen der Reinheit des Gottesglaubens das Sittengesetz und seine Bethätigung im Leben als eigentliche wahre Darlegung des religiösen Glaubens hingestellt und festgehalten hat. Ganz Europa hat sein Mittelalter gehabt, eine Zeit der Rohheit, des geistigen und sittlichen Verfalls, wie es trauriger nicht gedacht werden kann, nur die Juden machen davon eine Ausnahme. Trotz Zerstreuung und Unterdrückung, die ihnen oft die einfachsten Menschenrechte, ja selbst die Berechtigung zum Leben raubte, haben sie sich bis zum Ende des Mittelalters ununterbrochen in ihrem geistigen Leben fortentwickelt und den übrigen Völkern die Grundlagen der Sittlichkeit des geistigen Lebens bewahrt und überliefert. Wie geistig edel angelegte Naturen strauchelten sie wohl zuweilen, wenn glückliche Augenblicke ihnen das Leben zu leicht machten, aber jede Widerwärtigkeit, jedes Elend, das ihnen nur halbwegs menschliche Existenz liess, hat nur den Erfolg gehabt, sie zu veredeln, sie zu höherer geistiger und sittlicher Anstrengung zu beleben.

Dr. M. J. Schleiden: Die Bedeutung der Juden für Erhaltung und Wiederbelebung der Wissenschaften im Mittelalter. 4. Aufl. Leipzig, Baumgaertner 1879.



Govaert Flinck. Verstossung Hagars.

APHORISMEN.

Wir sind nichts ausserhalb unserer eigenen Rasse, ausserhalb der Ueberlieferungen und des Geschickes der Rasse . . . . Wir schulden alles der Erde, die Aehnlichkeit unseres Körpers und unserer Seele, denn das Denken strömt uns stracks aus der Erde zu. Werden nicht die Völker von den Ländern geformt, in denen sie leben? Gleicht der Kelte nicht seinem Lande? Gleichen seine Sagen nicht dem Lande? Seine Seele ist das Abbild seines Landes; — nimm einem Manne sein Land, du nimmst ihm seine Seele!

George Moore
(Autor von „Esther Waters“).

*

Obwohl der Jude von jeher einen grossen Widerwillen gegen die Kunst hatte, so gab es doch eine Kunst, in welcher er glänzende Fortschritte machte, nämlich in der Kunst der Scheinhandlung — des Schauspielers. Diese Kunst zu üben hat ein grausames Schicksal ihn gezwungen. Er musste Gefühle heucheln, die sein Herz nicht empfand, und als er schliesslich nach vielen gramvollen Jahrhunderten Gelegenheit bekam, sein übervolles Herz öffentlich ausgiessen zu dürfen, da wurde er ein gewaltiger Schilderer von unterdrückter Wut, vernichteten Hoffnungen, zurückgedrängter Liebe und aller der glimmenden Leidenschaften, die in seiner Seele ruhten. Die Welt sah und bebte in unwillkürlicher Sympathie. Nur in diesem Lichte betrachtet, kann man solche Genies verstehen und analysieren, wie Rachel, Bernard, Davison, Sonnenthal und andere.

Adolphe Danziger
Das Jüd. Theater in New York.
(„Weltspiegel“.)

*

Die schwersten Prüfungen werden uns durch Nichtigkeiten auferlegt. Sie überfallen uns täglich, oft, anhaltend, und finden uns meistens wehrlos. Obendrein, es ist keine Ehre zu erwerben in solchem Kampfe. Moses und der Herr wussten das wohl. Sie plagten Aegypten nicht mit Tigern, sondern mit Heuschrecken.

Eduard Douwes Dekker.
(Multatuli.)

*

Nach den Regeln der Wissenschaft gebührt die Ehre einer Entdeckung nicht dem, der einen Edelstein zufällig mit dem Fusse streift, auch nicht dem, der ihn aufhebt, um ihn achtlos wieder fallen zu lassen, sondern dem, der ihn in seinem Wert erkennt. Nur in diesem Sinne giebt es wissenschaftliche Neuschöpfungen, denn „Alles ist schon dagewesen“, ganz neu ist kaum je ein wissenschaftlicher Gedanke; als sein Entdecker gilt der nur, der ihn zuerst als Tropstein an die rechte Stelle des Wissensganzen einfügt.

Dr. Franz Oppenheimer.

*

Ludwig Börne berichtet uns in seinen Aphorismen über die Frankfurter Israeliten folgendes: „Stein in seiner sehr genauen Geographie sagt, es wohnten 10 000 Juden in Frankfurt, obzwar keine 4000 dort wohnen. Allein er sagt dieses metaphorisch, da sie so viel Lärm verursachen, als 10 000. Ehemals wohnten sie in einer eigenen Gasse, und dieser Fleck war bestimmt der bevölkertste auf der ganzen Erde, Malta nicht ausgenommen. Sie erfreuten sich der zärtlichsten Sorgfalt ihrer Regierung. Sonntags durften sie ihre Gasse nicht verlassen, damit sie von Betrunkenen keine Schläge bekämen. Vor dem 25. Jahre durften sie nicht heiraten, damit ihre Kinder stark und gesund würden. An Feiertagen durften sie erst um 6 Uhr abends zum Thore hinausgehen, dass die allzugrosse Sonnenhitze ihnen nicht schade. Die öffentlichen Spaziergänge ausserhalb der Stadt waren ihnen untersagt, man nötigte sie ins Feld zu wandern, um ihren Sinn für Landwirtschaft zu erwecken. Ging ein Jude über die Strasse, und ein Christ rief ihm zu: „Mach Mores Jud“, so musste er seinen Hut abziehen; durch diese höfliche Aufmerksamkeit sollte die Liebe zwischen beiden Religionsparteien befestigt werden. Mehrere Strassen der Stadt, die ein schlechtes, unbequemes Pflaster hatten, durften sie niemals betreten. Der Handel mit Materialwaren war ihnen verboten. Bediente durften sie nicht halten, denn dieses ist ein Verbrechen gegen die Grammatik, sondern nur Knechte, und als einst ein Aktuar im Taumel des Sonntags einem Juden das Wort Bedienter in den Reisepass gesetzt hatte, und dieser bereits abgereist war, schickte ihm der regierende Bürgermeister einen Husaren nach, der ihn zurückholen musste, worauf im Passe das Wort Bedienter ausgestrichen und dafür Knecht geschrieben wurde.“

REVUE DER PRESSE.



In der **„Jugend"** behandelt Georg Hirth das Thema: „Giebt es Volkscharakter in der bildenden Kunst?" Er sagt dort: . . . . . Es wäre auch ungerecht, das Ueberhandnehmen der ätzenden Kritik vorwiegend auf den semitischen Geist zu schieben; hat doch allezeit das deutsche Philisterium Beifall geklatscht, und ich kann es auch nicht vergessen, dass zu den ersten und leidenschaftlichsten Bewunderern nicht bloss Richard Wagner's. sondern auch Böcklin's und Thoma's, feinsinnige Juden gehörten. Gewiss können wir von den Juden nicht erwarten, dass sie die Fackel unserer Ideale uns vorantragen. . . . . . .

Die Blüte der deutschen Jugend. **„Vorwärts"**, 12. November 1901 Aus akademischen Kreisen schreibt man uns: In seiner Vorlesung über den Reichs-Civil-Prozess sprach am verflossenen Sonnabend Professor Kohler über die Litteratur, die wir auf diesem Gebiete besitzen. Unter anderem erwähnte er dabei als einen sehr brauchbaren und in der Praxis sehr verbreiteten Kommentar den von „Wilmowski und Levy". Kaum hatten die Zuhörer den Namen Levy gehört, als sie auch schon durch ein allgemeines Scharren mit den deutschen Füssen ihrem Missfallen darüber Ausdruck gaben, dass ein Mann mit solchem Namen sich erlaubte, etwas wirklich Brauchbares zu schreiben. Doch dies war erst das Vorspiel; denn als Professor Kohler bedauerte, dass dieser Kommentar leider nicht in neuer Auflage zu haben sei, weil Wilmowski gestorben und Levy, der bekannte Berliner Justizrat, vor noch gar nicht langer Zeit ermordet worden sei, da gab die Gesellschaft durch ein starkes, anhaltendes Trampeln ihrem Beifall darüber Ausdruck, dass der Mann mit dem jüdischen Namen ein solches Ende gefunden.

Das **„Jüdische Volksblatt"** (Wien) bringt folgende Berliner Notiz:

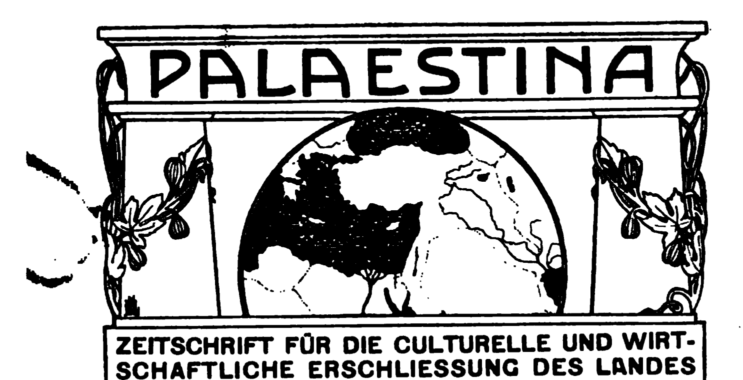
Seit langer Zeit hat sich wieder Lesser Ury entschlossen, eine grössere Ausstellung zu veranstalten, die soeben bei Schulte eröffnet wird . . . . .

Von den Phantasiebildern ist diesmal der gewaltige „Jeremias" ausgestellt, an dem Ury seit geraumer Zeit gearbeitet hat. Dieses Werk wird, ähnlich wie sein erstes, die „Trauernden Juden", die treffen, die für Rasse in der Malerei ein Verständnis haben. Wenn man Jahr für Jahr die bescheidenen Bestrebungen wohlbekannter Maler sieht, aus historischen Stoffen grosse Horizonte zu entwickeln, so fühlt man sich hier wie einem Genie gegenüber. Ury könnte für das Alte Testament das werden, was Uhde für das Neue ist. Wie in Uhde, dem grossen Könner, ein neues Licht emporgestiegen ist über die sozialen und menschlichen Dinge des Christentums, so lebt in Ury die alte heilige Flamme des Orients, der heisse Odem, der über die rauhe Erde streicht, die Riesengestalten elementarer Geschöpfe vor dem grandiosen Hintergrunde einer unermesslichen Weite. Sein „Jeremias" ist nicht der Theaterheld der Düsseldorfer, sondern er ist ein Stück der Erde selbst. Eine Kreatur der Erde, liegt er zusammengekauert auf dem Boden, der nur seine dunkle Linie fortsetzt, ein gewaltiges Stück Elend, zerschlagen, zertrümmert, zertreten. Eine furchtbare Erscheinung. Dem nahen Menschen, der ihn plötzlich sieht, ein grosser, tiefer Fluch. Und über dem Fluchenden wölbt sich der Nachthimmel, der von Ewigkeit zu Ewigkeit in seinen ruhigen Tönen feststeht, und aus dem die hellen Sterne herunterlächeln — unverständlich dem Geschlagenen. B.

Der Berliner **„Vorwärts"** schreibt:

Wes Geistes Kind Herr Chamberlain ist, das zeigt eine Durchsicht der ersten Bände seines Werkes, einer Aneinanderreihung unglaublich konfuser Bearbeitungen einer Fülle von Citaten. Der Mann, der im Vorwort prunkt, es habe ihm stets als Ideal vorgeschwebt, nicht möglichst viel, sondern möglichst wenig zu lesen, kramt hinterher einen Sack voll Citaten aus allen möglichen Litteraturgebieten aus, um die sich seine Schriftstellerei nur gruppiert, einen vielfältigen Raub in einer originalen, aber abscheulichen Sauce schwimmend. Wie er die Citate und die Männer, von denen er sie borgt, misshandelt, zeigt am besten sein langes Gerede über eine Stelle aus Goethe. . . . . . Wie wäre es Herrn Chamberlain ergangen, wenn er sich mit seiner Weisheit vor 100 Jahren in Weimar eingefunden hätte!

Im Eingange seines Buches wettert er gegen „die lächerliche, und empörende Neigung, den Juden zum Sündenbock für alle Laster unserer Zeit zu machen", und im zweiten Bande zeigt er sich als den eifrigsten Sammler und Vertreter aller antisemitischen Litteratur, aus deren vulgärsten Proben er sogar die Sage nachplappert, dass Engels Jude gewesen sei. Im Eingange findet er, dass man den jüdischen Einfluss überschätze, und im zweiten Bande findet er, dass diesem Einfluss die Welt, die ökonomische, die wissenschaftliche, die künstlerische diene. Er giebt allen Antisemiten recht, von Cicero bis zu den neuesten. Herr Chamberlain hat noch eine Eigenschaft: er ist heftiger Antikatholik und hat für den pangermanischen Siegeszug eine neue Religion in petto, eine neue Mischung aus vielen Töpfen, so unklar, wie die konfusen 1000 Seiten seines ersten Bandes.



E. M. Lilien.
Verkleinerte Titelzeichnung der neuen Zeitschrift „Palästina".

Eine eigentümliche „Berichtigung" des Herrn Houston Stewart Chamberlain lesen wir in der **„Münchener Allgemeinen Zeitung"**, von der wir folgendes bringen: „Auf S. 373 meiner „Grundlagen des 19. Jahrhunderts" hat die Anmerkung folgenden Wortlaut: R. Smith, a. a. O., S. 103. Auch Montefiore bezeugt: „Sünde ist bei den Hebräern jede Handlung, durch welche man im Unrechten sich befindet jemandem gegenüber, der die Macht besitzt, das Vergehen zu bestrafen" (a. a. O., S. 246). Herr Chamberlain führt des weiteren aus, dass diese Worte nicht von Montefiore herrühren, sondern vielmehr eine buchstäbliche genaue Anführung sind aus W. Robertson Smith's „The Prophets of Israel and their place in History". Es handelt sich um etwas so Geringfügiges, dass ich die Spalten der Beilage der „Allgemeinen Zeitung" zu dieser Berichtigung nicht hätte missbrauchen wollen, hätte ich nicht erfahren, dass einige hochachtbare jüdische Gelehrte über diesen unbedeutenden Lapsus (wie er wohl in jedem Buche, das Hunderte von Anmerkungen hat, vorkommen muss) in einen Zustand von fassungsloser Wut geraten sind und mich des „falschen Zeugnisses" beschuldigen. Diesen zur Beruhigung möchte ich schon heute den Irrtum öffentlich berichtigen. Zugleich aber erhebe ich dagegen Einspruch, dass man einen Gelehrten von dem Werte eines Robertson Smith, bloss weil er kein Jude war, in eine zweite Kategorie herabsetzt; es ist dies eine Impertinenz, die nicht scharf genug zurückgewiesen werden kann. Robertson Smith ist und bleibt die erste Autorität der Gegenwart über semitische Religion. Montefiore selbst citiert ihn häufig und verweist ausdrücklich auf Smith für jedes nähere Verständnis der israelitischen Vorstellungen von Heiligkeit und Reinheit (siehe z. B. S. 326 und 328 der Ausgabe von 1893). Ich selbst habe nie danach gefragt, ob ein Gelehrter ein Jude sei oder nicht, sondern nur danach, ob er redlich und fähig sei, d. h. moralisch zuverlässig und wissenschaftlich gewappnet; wir lernen aber bei jeder Kleinigkeit immer deutlicher einsehen, wo der Herd der unauslöschlichen Intoleranz in Wirklichkeit seine festgemauerte Ur- und Heimstätte besitzt."

Die „Impertinenz, Robertson Smith, bloss weil er kein Jude war, in eine zweite Kategorie herabzusetzen" — das ist köstlich. Der gefeierte Autor übersieht, dass, was bei Smith eine Behauptung, eine Anklage ist, bei Montefiore ein **Geständnis** wäre. Das Geständnis des ungebildetsten Verbrechers führt aber zu seiner Verurteilung, welche der hochstehendste Ankläger mit seiner Anklage nicht herbeiführen kann.

Immerhin hat die in dieser Berichtigung sich äussernde Tintenfischpolitik den Wert, deutlich gezeigt zu haben, welches die wahren Ueberzeugungen Chamberlain's sind.

Ein Telegramm des **„Tag"** meldet:

Jerusalem, 5. November.

In der Kirche vom Heiligen Grabe kam es zwischen Römisch-Katholischen und Griechisch-Orthodoxen zu einer grossen Schlägerei, welche auf beiden Seiten Verwundungen zur Folge hatte. Fünf Franziskaner wurden lebensgefährlich verwundet. Der Streit ist dadurch entstanden, dass die Römisch-Katholischen wiederholt einen Teil des die Kirche umgebenden Hofes ausfegen wollten, während die Griechisch-Orthodoxen den Anspruch erhoben, dass dies ausschliesslich zu ihren Obliegenheiten gehöre. Schon seit mehreren Tagen waren Truppen an dieser Stelle aufgestellt worden, um einen Zuzammenstoss zu verhindern; aber plötzlich hatte die Zahl der Streitenden so zugenommen, dass die Truppen ihnen nicht mehr gewachsen waren.

Die **„Südafrikanische Wochenschrift"** klagt über die Einwanderung russischer Juden, deren Thätigkeit in Johannisburg in nichts weniger als seligem Andenken steht und die bestimmt nur in der Absicht nach dem Rand zurückkehren, um dort wieder auf krummen oder geraden Wegen — wahrscheinlich aber auf ersteren — ihr altes Geschäft des Schleichhandels mit Schnaps wieder aufzunehmen und so ernstliche Störungen in der Arbeit auf den Gruben hervorzurufen. Die Regierung in London ist nun angegangen worden, die Einschiffung dieser Zuwanderer zu verhindern . . . . .

Abonnementspreis für das Halbjahr in Deutschland und Oesterreich Mark 3,50, für das Ausland Mark 4,— für Russland ganzjährig 4 Rubel, halbjährlich 2 Rubel. Einzelhefte à 35 Kop.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes, durch alle Postämter des Deutschen Reiches unter No. 5785a der Postzeitungsliste und durch die Expedition dieser Zeitschrift.

Adresse für die gesamte Korrespondenz: S. CALVARY & Co. (Inh. HUGO BLOCH)
Verlagsbuchhandlung und Antiquariat, Berlin NW., Neue Wilhelmstrasse 1.

Verantwortlicher Redakteur: Leo Winz, Berlin W., Wilmersdorferstr. 117. — Verlag von S. Calvary & Co., Berlin NW. 7.
Für den Anzeigenteil verantwortlich: Hugo Bloch, Berlin. — Druck von Pass & Garleb, Berlin W 35.

THE JEWISH COLONIAL TRUST (Jüdische Colonialbank), Limited.

Bekanntmachung.

Es wird hierdurch zur öffentlichen Kenntnis gebracht, dass die **vierte ordentliche Generalsammlung** der Aktionäre des Jewish Colonial Trust (Jüdische Colonialbank), Limited, im **Stadtcasino in Basel, Schweiz,** stattfinden wird, und zwar

Montag, den 30. Dezember 1901, präcis 10 Uhr früh,

zur Entgegennahme des Berichtes des Direktoriums und der Revisoren, Rechnungsablegung, Wahl der Direktoren und Rechnungsrevisoren, Durchführung der gewöhnlichen Tagesordnung der Gesellschaft und Eventualia.

Statutengemäss bleiben die Aktien-Cessionsbücher und die Mitgliedsregister der Gesellschaft vom Dezember 1901 bis zum 30. Dezember 1901 (beide Tage inklusive) geschlossen.

London, den 28. Oktober 1901.

Im Auftrage des Direktoriums:

Brook House, Walbrook, London E.C. James H. Loewe, General-Sekretär.



Herausgegeben unter Mitwirkung von
Prof. Dr. Martin Philippson * Prof. Dr. Ludwig Geiger * Prof. Dr. D. Joseph Prof. L. Kellner * Prof. Dr. M. Lazarus * Prof. Mandelstamm * K. K. Baurat Wilhelm Stiassny (Wien) * Prof. Dr. Otto Warburg * Baron David Ginzburg * Mathias Acher (Dr. Nathan Birnbaum) * Dr. S. Bernfeld * M. Buber * Achad Ha'am * Dr. Heinrich Meyer Cohn * Dr. Moses Gaster * Robert Jaffé * S. Lublinski * Dr. Rudolph Lothar * E. M. Lilien * Dr. Max Nordau * Dr. Alfred Nossig * Nahida Remy * N. Sokolow * Dr. Ernst Tuch * Lesser Ury * Jacob Wassermann * Dr. S. Werner. * Dr. Th. Zlocisti.

Bezugs- und Insertions-Bedingungen auf der letzten Textseite.

Heft 12 **Dezember** **1901**

An unsere Leser!

Mit vorliegendem Hefte, welchem ***Titel und Register*** *beiliegen, schliesst der erste Jahrgang unserer Zeitschrift. Soweit uns nichts Gegenteiliges mitgeteilt wird, werden wir das Abonnement als verlängert betrachten. — Wir bitten unsere Freunde, uns ihre Sympathien auch weiterhin zu bewahren und unserer Zeitschrift nach Kräften zu weiterer Verbreitung zu verhelfen.*

Verlag und Redaktion von „Ost und West".

Psalm.

Ein Hauch geht durch die Lande,
Ein leiser, linder Wind,
Er weckt die schlummernden Herzen.
Er wecket Greis und Kind:
Dein Odem, Du ewig junger,
Du alter starker Gott.

Auf, auf, ihr säumigen Brüder,
Und gürtet die Lenden mit Macht!
Er ruft! Lasst uns Ihm folgen,
Er führt uns durch Nebel und Nacht,
Erleuchter! Du ewig junger,
Du alter starker Gott!

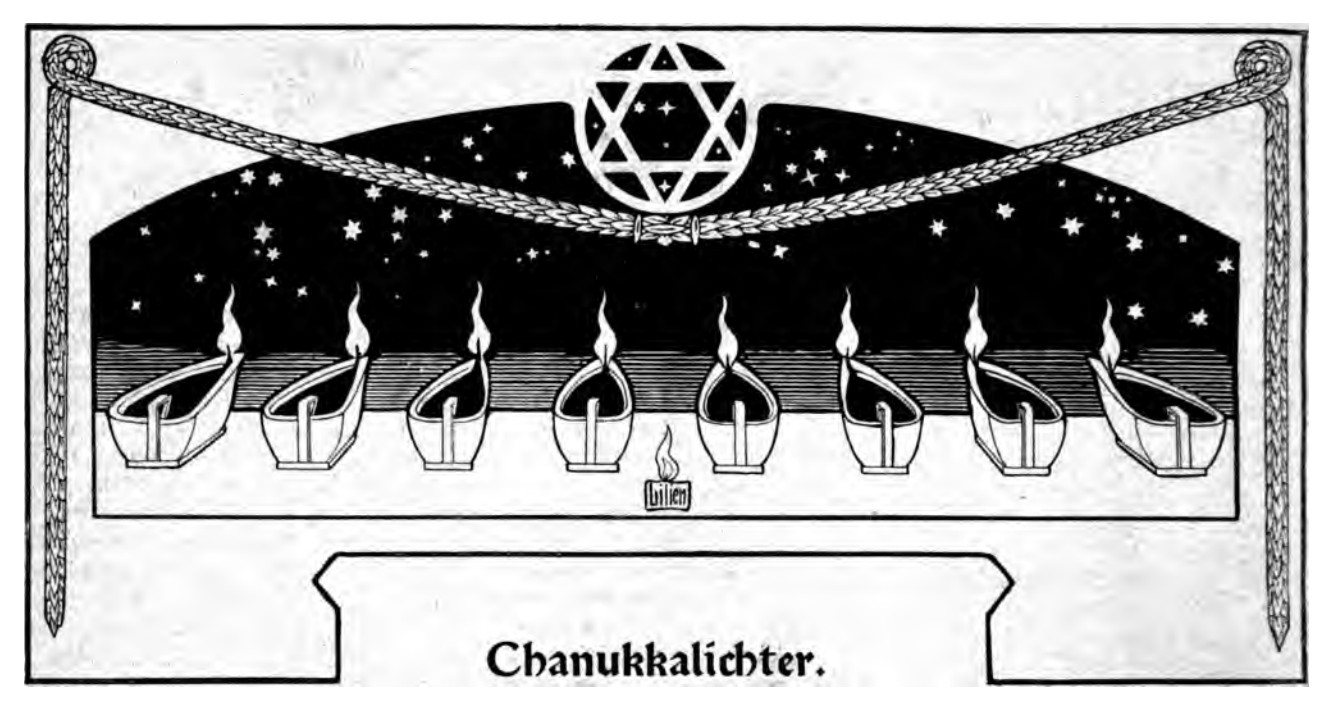
Er trägt auf Adlers Flügeln
Den kleinen, treuen Rest
Ueber Berge, Thäler und Meere
Zum alten Felsennest.
Vater, Du ewig junger,
Du alter starker Gott.

Uns schrecken nicht die Felsen,
Uns schreckt nicht der Wüste Glut,
Wir netzen mit unserem Schweisse,
Mit unserem Herzensblut
Deinen heiligen Boden,
Du alter starker Gott.

Wir machen zum Paradiese
Die öde Wüstenei,
Ein Garten ist die Heimat,
Sie sei wie sie auch sei,
Unsere, Deine Heimat,
Du alter starker Gott.

Führ' uns zur alten Stätte,
Die Dir so wohlgefällt,
Wir machen sie zum Kleinod,
Zur Krone der ganzen Welt.
Führ' uns, Du ewig junger,
Du alter starker Gott!

Leo Rafaels.



Chanukkalichter.

E. M. Lilien. (Aus dem Jüdischen des Morris Rosenfeld übersetzt von Berthold Feiwel.) Berlin

O, Ihr lieben Lichtelein,
Euer freundlich-stiller Schein
Spricht gar mancherlei.
Spricht von kühnem Heldenmut,
Kampf und Tod und Heldenblut, —
Wunder, längst vorbei!

Sieh! Bei Eurem flimmernden Schein
Tritt ein Traum, ein schimmernder, ein,
Und der Traum erzählt:
Jude, warst ein Krieger einst,
Jude, warst ein Sieger einst,
Stolz und kraftgestählt!

Hattest Deinen Staat, Dein Recht,
Und Dein Volk war wahr und echt,
Gross und fromm und frei,
Hattest einst ein eigen Land,
Herrschtest drin mit starker Hand, —
Wunder, längst vorbei!

O, Ihr lieben Lichtelein,
Euer freundlich-stiller Schein
Weckt den alten Schmerz:
Einst und jetzt! So klage ich,
Einst und jetzt? So frag' ich mich,
Und es weint mein Herz.

* * *

Wir waren nicht immer das Volk, das weint,
Das Volk der Thränen, der Seufzer und Klagen,
Wir haben einstmals den stärksten Feind
Gelehrt: Auch Juden können schlagen.

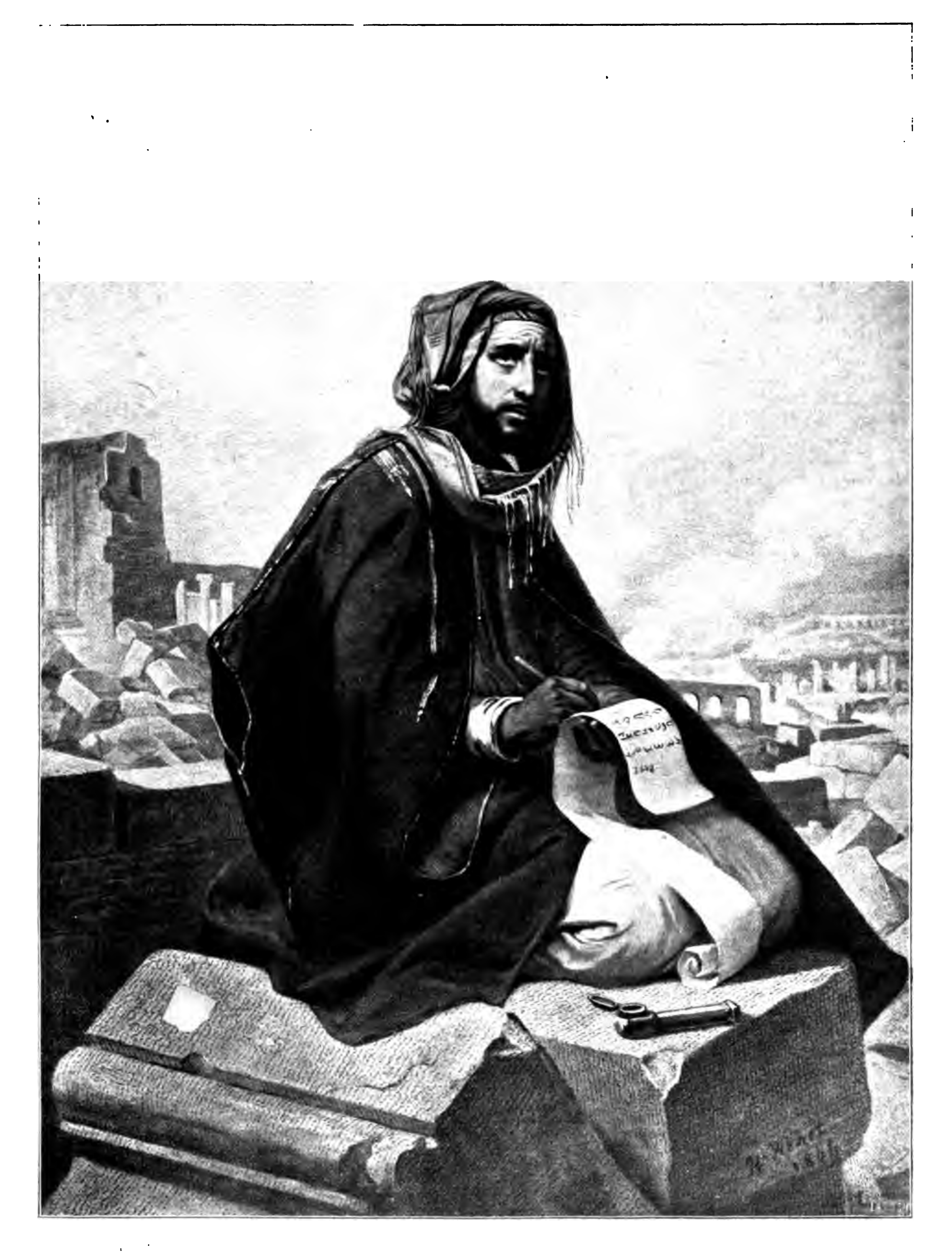
Wir haben der wütendsten Hasser gelacht,
Und für den Glauben grosser Ahnen
Wir gingen mutvoll in die Schlacht,
Und siegreich wehten unsere Fahnen.

Geschlechter schwanden im Zeitengewühl,
Geschlechter wurden neu geboren,
Wir aber haben das Heldengefühl
Im Drang der Golusnot verloren.

Verloren den alten Riesenmut
Und wurden zager, stiller, scheuer,
Und doch, noch brennt in unserm Blut
Das alte Hasmonäerfeuer.

Man hat uns gehetzt in Not und Tod,
Mit groben Flegeln den Leib uns zerdroschen,
Und doch, das alte Feuer loht
Und ist im Blutmeer nicht erloschen.

Wir duldeten Martern wohl sonder Zahl,
— Die schwachen Körper mussten erliegen, —
Doch lebt in uns ein Ideal,
Das, Völker, könnt Ihr nie besiegen.



JEREMIAS.

DIE LAGE DER JUDEN IM HEUTIGEN DEUTSCHLAND.

Von Prof. Dr. M. Philippson.

Die Juden haben eine besondere Weltrechnung, nicht nur nach der Zahl der Jahre, sondern auch nach den geschichtlichen Epochen.

Allbekannt ist die gewöhnliche Einteilung der Welthistorie in Altertum, bis zur Völkerwanderung, Mittelalter, bis zur Reformation, dann Neuere und Neueste Zeit. Aber der Juden Antike dauert nur bis zur zweiten Zerstörung Jerusalems, bis zur Vernichtung ihres Staates im Jahre 70 unserer Zeitrechnung. Dann kommt das lange, bange Mittelalter, die Zeit der Zerstreuung unter die feindlichen Völker, der Ausstossung, der Verfolgung, der Entehrung, der Ausschliessung von der allgemeinen Kultur, der Beschränkung auf das eigene, überaus reiche, aber doch einseitige Schrifttum. Siebzehn Jahrhunderte dauerte diese Periode, die überstanden zu haben schon an sich ein Beweis der unvergleichlichen Lebenskraft des jüdischen Stammes ist — bis das Zeitalter der Aufklärung, die Wirksamkeit Moses Mendelssohn's und besonders die glorreiche französische Revolution mit ihrer Erklärung und Durchführung der allgemeinen Menschenrechte die bessere Neuzeit für die Juden in die Erscheinung riefen: die Epoche der Befreiung aus dem örtlichen, rechtlichen und geistigen Ghetto.

Auch Deutschland konnte sich der Einwirkung der Grundsätze der Revolution nicht entziehen, die von den siegreichen Heeren der Republik und des Kaiserreiches durch alle seine Gauen getragen wurden. Der Kampf gegen Frankreich konnte selber nur dann mit Aussicht auf Erfolg unternommen werden, wenn man dieser Macht im Namen und Sinne der von der Revolution getragenen Prinzipien entgegentrat.

Dies machte sich besonders in Süddeutschland geltend. Wie überhaupt volkstümliche Freiheit, so hat auch die Religionsfreiheit sich dort seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts mehr und mehr eingebürgert. Die Juden geniessen in Bayern, wenn auch nicht formell, so doch thatsächlich die meisten Rechte einer staatlich anerkannten Religionsgenossenschaft, zumal infolge der ausgedehnten öffentlichen Befugnisse der Rabbiner. Die Judenheit ist in praktisch wirksamer Weise in Rabbinatsbezirke eingeteilt. In Württemberg bildet das Judentum eine Organisation, die genau dieselben staatlichen Rechte besitzt, wie die christlichen Kirchen, und deren Oberbehörde eine staatliche ist, wie ihre Rabbiner staatliche Befugnis inne haben. Ebenso verhält es sich in Baden, wo auf dem eigentlich politischen Gebiete die Gleichstellung der Israeliten noch vollkommener durchgeführt ist als in dem Nachbarlande Württemberg. In Elsass-Lothringen herrscht noch die französische Konsistorialverfassung mit ihrer wohlgefügten Organisation, und die jüdischen Kultusbeamten und Kultuseinrichtungen werden vom Staate ebensogut bezahlt, wie die christlichen. Selbst das Grossherzogtum Hessen, wo neuerdings eine wenig judenfreundliche Stimmung herrscht, besitzt doch eine centrale Organisation unserer Glaubensgemeinschaft.

Man sieht, diese süddeutschen Staaten haben den Wert der israelitischen Religionsgemeinschaft hochgeschätzt und haben ihr als solcher gerechte, ja wohlwollende Beachtung geschenkt. In Norddeutschland dagegen finden wir eine staatliche Fürsorge für das Judentum und dessen staatliche Organisation nur in denjenigen Ländern, die ehemals entweder in direkter Weise oder als Mitglieder des Rheinbundes den französischen Einrichtungen unterworfen waren: so in Oldenburg, Braunschweig, Anhalt, sowie in den früher unabhängigen, seit 1866 preussischen Landen Hannover, Kurhessen, Nassau.

Anders in Sachsen, Thüringen und besonders dem grössten und leitenden deutschen Staate, in Preussen.

Hier hat zu aller Zeit, mit kurzlebigen, von den Umständen aufgenötigten Ausnahmen, in den herrschenden Kreisen die konservative und kirchliche Gesinnung die Oberhand gehabt. Die Krone und ihre Ratgeber haben an Adel, Militär und Kirchentum ihre Stützen gegen den Geist der Neuerung gesucht — Elemente, die von innen heraus der Religionsfreiheit und damit der Gleichberechtigung des Judentums feindlich gegenüber stehen. Deshalb ist es hier auch so langsam mit der Emanzipation der Juden vorangegangen. Unter dem Einflusse der Napoleonischen Zeit kam das Gesetz von 1812, das ihnen das Bürgerrecht verlieh. Das Gesetz von 1847 gab ihnen einen Teil der staatsbürgerlichen Rechte. Die preussische Verfassung von 1850 und besonders das Bundes- (später Reichs-)Gesetz von 1869 stellten dann die Juden staatsrechtlich den Bekennern anderer Konfessionen gleich — aber nur auf dem Papier. Und um so schnöder wurde das Judentum als Religionsgenossenschaft behandelt — nicht mit Gleichgültigkeit, nein, mit offener Feindschaft. Während das preussische Gesetz die machtvolle Organisation der grossen katholischen Kirche anerkannte und dem Bekenntnisse der Mehrheit der Bevölkerung, dem evangelischen, eine genügende äussere Ordnung verlieh, unterwarf es die Gemeinschaft einer verschwindenden Minderheit, die jüdische, welche als solche ganz besonders einer sie kräftigenden Organisation bedurft hätte, absichtlich einer Zersplitterung, die darauf berechnet war, sie wehrlos zu machen, zu schwächen und aufzulösen. Jede einzelne Gemeinde wurde vollkommen selbständig hingestellt, die lokale Selbstsucht und Abschliessung künstlich herangezüchtet. Die unheilvolle Wirkung, die die preussische Staatsleitung beabsichtigte, hat sich dann auch eingefunden. Ja, die Sachlage ist eine immer



G. Staal.

Die Mutter der Makkabäer.

bedrohlichere geworden. Aus Ursachen, die wir hier nicht erörtern können, drängt sich die jüdische Bevölkerung mehr und mehr in die grossen Städte zusammen. Dadurch werden die mittleren zu kleinen, die kleinen zu Zwerg-Gemeinden, die, trotz der bewundernswertesten Opfer — oft mehrere hundert Prozent der Staatssteuern! — nicht mehr im stande sind, Kultus und Religionsunterricht zu bestreiten; während in den Grossstädten sich Riesengemeinden bilden, die weit über den Rahmen einer wirksamen Gemeindeorganisation hinauswachsen. Freilich hat der Deutsch-israelitische Gemeindebund versucht, hier ausgleichend zu wirken, indem er mit den Mitteln der kräftigeren Gemeinden den allzu schwachen zu Hilfe kommt; allein eine freiwillige Organisation wird niemals im stande sein, auch nur entfernt dasjenige Maass der Wirksamkeit zu besitzen, das einer gesetzlichen Organisation von selbst zufällt. Dabei begegnen wir bei den leitenden preussischen Behörden einer konsequenten Abneigung, das Judentum als eine vom Staate überhaupt zu beachtende Religionsgemeinschaft zu betrachten: sie verweigern ihm jeden Zuschuss zu den Kultuskosten, sie verweigern seinen Religionsdienern die Beamtenqualität, sie verweigern seinem Religionsunterrichte die Aufnahme in die Schul- oder wenigstens in die Abiturientenzeugnisse. Es ist in den letzten Jahren hierin ein wenig besser geworden unter dem viel angefeindeten Kultusminister Bosse; aber das ist lediglich dem Wohlwollen und dem Gerechtigkeitssinne eines oder des anderen hohen Ministerialbeamten zu danken, und es kann jederzeit wieder eine Verschlimmerung eintreten.

Selbst die gesetzliche und verfassungsmässige Gleichberechtigung der Juden als Staatsbürger ist thatsächlich zurückgenommen worden. Diese Thatsache ist allzu bekannt und durch neuerliche Vorgänge allzu sehr in den Vordergrund der öffentlichen Aufmerksamkeit gerückt worden, als dass wir hier in Einzelheiten einzugehen brauchten. Solche staatliche Zurücksetzung aber wirkt um so schädlicher, als sich die Erwerbsverhältnisse der deutschen Juden in den letzten Jahrzehnten offenbar verschlechtert haben. Die ganze ökonomische Richtung unserer Zeit drängt auf Ausschaltung des Zwischen- und zumal des Kleinhandels hin, der bisher der Masse der Juden einen bescheidenen, aber ausreichenden Lebensunterhalt gewährt hat. Der Antisemitismus behindert sie noch besonders in der Ausübung solcher Thätigkeit. Es ist leicht zu sagen, die Juden sollten dafür sich dem Handwerk und der Landwirtschaft widmen, als ob der Uebergang von einer seit mehr als einem Jahrtausend erblich aufgezwungenen Beschäftigungsweise, für die die Fähigkeiten eines Volksstammes sich eingerichtet haben, zu einer ganz anderen, dem Stammesgeiste fremden, sich von heute auf morgen bewerkstelligen liesse; der äusseren Hindernisse gar nicht zu gedenken. Und doch bleibt nichts anderes übrig, als diesen Weg zu beschreiten. Nur müssten die leitenden und besitzenden Kreise der Judenheit dieser überaus wichtigen und schwierigen Kulturaufgabe ganz andere Aufmerksamkeit und thätigere Unterstützung widmen, als das bisher geschehen ist, und sich nicht mit wirkungslosen Reden und Exklamationen begnügen.

Schlimmer noch als diese äusseren Schwierigkeiten und Nachteile ist die innere Zersetzung, der das deutsche Judentum verfallen ist. Wir meinen damit nicht die Spaltung in Orthodoxe und Liberale — die ist überhaupt natürlich und notwendig. Es wird stets und allerorten Menschen geben, die mehr dem Gefühle folgen, und die deshalb vor allem an den alten, lieb gewordenen Ueberlieferungen hängen, und andere, die den Vorrang dem Verstande einräumen, der nur nach dem logisch und praktisch zu Erhärtenden fragt und deshalb fortschrittlich gesinnt ist. Autoritativ denkende und organisierte Kirchengemeinschaften, wie die römisch- und die griechisch-katholische, werden solchen natürlichen Gegensatz unterdrücken; anders das Judentum, das seinem ganzen Wesen nach auf die freie Uebereinstimmung des Glaubens mit der Vernunft begründet ist, und das stets danach gerungen hat, die religiöse Ueberlieferung mit den Anforderungen des allgemeinen Zeitgeistes in Einklang zu bringen. Ein solcher Kampf ist auch gar nicht bedauerlich, denn er regt an, schafft Interesse, stärkt das innere religiöse Leben der Bekenner und seine Bethätigung nach aussen. Beide Parteien haben innerhalb der historisch notwendigen Entwickelung ihre volle Berechtigung — allerdings unter einer Bedingung: der der gegenseitigen Anerkennung und Duldung. Jeder, der sich zu dem einig einzigen Gott bekennt, und der überzeugt ist, dass nur das Judentum den reinen Monotheismus und die aus diesem sich ergebende hohe Sittenlehre verkündet, ist ein Jude und muss als solcher angesehen werden.

Nein, nicht in jenem Gegensatze, in jenem Leben bringenden Kampfe liegt die Gefahr, sondern in dem Indifferentismus, in der vollkommenen Gleichgültigkeit, ja Abneigung gegen das Judentum, die so ausgedehnte Kreise gerade unserer Intelligenz und unseres Wohlstandes ergriffen hat. Freilich die Gründe für diese bedauerliche Erscheinung sind unschwer zu finden. Unsere Zeit ist beherrscht von den wunderbaren Entdeckungen der Naturwissenschaft und den erstaunlichen Fortschritten der Technik, die aus ihr hervorgegangen sind. Naturwissenschaft und Technik beschäftigen sich aber nur mit der Materie, mit den sinnlich wahrnehmbaren Gegenständen und Vorgängen. So wird das Interesse an idealen Dingen zurückgedrängt; und der immer schärfere und schwierigere Kampf um das materielle Dasein, sowie die immer raffinierteren und mannigfacheren Genüsse, die heutzutage der Reichtum verschafft, rücken die materiellen Fragen stets mehr in den Vordergrund des

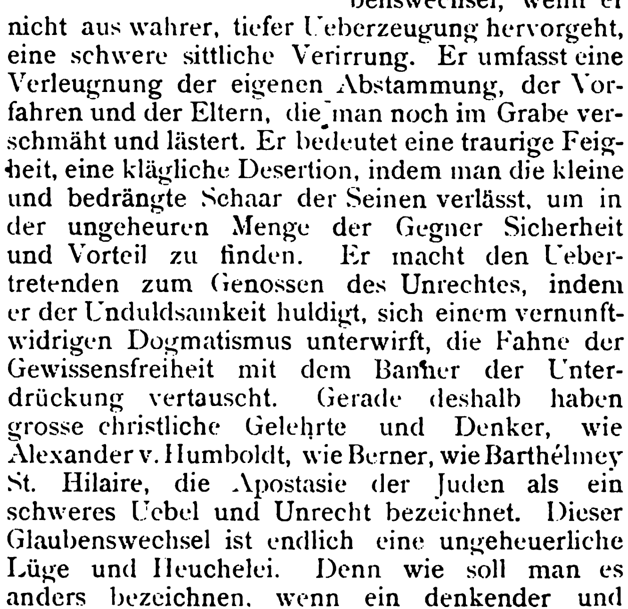
öffentlichen wie des individuellen Denkens und Strebens. Darunter leidet selbstverständlich vor allem die Religiosität. Ist dies eine allgemeine Erscheinung, so tritt sie besonders bei den Juden hervor, infolge des kritischen Geistes, des scharfen Verstandes, der Abneigung gegen jede Unterwerfung unter eine Autorität, die diesem Stamme eigen sind. Der Jude wahrt gern seine persönliche Selbständigkeit und liebt es nicht, sich von aussen kommenden Lehren und Geboten zu unterwerfen. Man begreift, in wie hohem Grade eine solche Denkweise die Irreligiosität fördern muss, wenn sie ohnehin in der Luft liegt. Dazu kommt ein falsch verstandener Patriotismus. Man sagt: wir wollen vor allem Deutsche sein; die Religion der ungeheuern Mehrheit der Deutschen ist die christliche; also müssen wir das Judentum von uns abstreifen. Allerdings, ein sehr irriger Schluss! Sind die streng gläubigen Katholiken in ihrem Denken und Empfinden nicht unendlich verschiedener von den liberalen Protestanten, als ein liberaler Jude? und gilt nicht dennoch der streng gläubige Katholik als ebenso guter und voll berechtigter Deutscher, wie der liberale Protestant? Weshalb in aller Welt soll also das Judentum unverträglicher mit dem Deutschtum sein, als Katholizismus oder Protestantismus? Noch dazu, da der Jude nicht, wie der Katholik, das Oberhaupt seiner Religionsgemeinschaft in einem nichtdeutschen Lande und Volke hat. Wahrlich, die Tausende jüdischer Jünglinge und Männer, die seit 1813 begeistert in die Kriege für des Vaterlandes Freiheit und Grösse zogen, die Hunderte von ihnen, die dafür ihr Blut vergossen, die zahlreichen jüdischen Schriftsteller, Dichter und Politiker Deutschlands — sie alle haben bewiesen, dass man ein guter Jude sein kann und zugleich ein guter Deutscher!

Ein weiterer Grund für den Indifferentismus ist die Geringschätzung, mit der der Jude seine Religion behandelt sieht. Von Kindheit an muss er hören, dass der Name „Jude“ als ein Schimpfwort gilt; er muss sich von seinen Lehrern sagen lassen, er liest in Hunderten von Büchern, selbst hervorragender Gelehrter und Schriftsteller, dass das Judentum veraltet und abgethan ist durch seine angeblich edlere und vollkommenere Tochter, die christliche Religion; er wird vom Staate, von seinen Mitbürgern wegen seines Judentums zurückgesetzt und benachteiligt. Dagegen weiss er meistens wenig oder nichts von dem wahren Inhalte und von der rührend grossartigen Geschichte seiner Religion. Ist es da ein Wunder, wenn er selber lernt, das Judentum zu verachten, es nur als eine Fessel, als ein Unglück für sich und die Seinen anzusehen? Um so mehr, als er wahrnehmen muss, dass die Juden sich ducken und beugen, dass sie nicht das Selbstgefühl und den Mut freier und kühner Abwehr besitzen, dass sie aus Angst vor Missdeutung nicht wagen, sich zum Kampfe mit geöffnetem Visier zu organisieren, sondern nur ängstlich nach andersgläubigen Beschützern rufen!



Prof. Dr. Martin Philippson (Berlin).

Durch Eitelkeit, Selbstsucht, Strebertum angeregt, schreitet der Indifferentismus zur lauten Verleugnung des Judentums, zur Taufe. Man ist häufig geneigt, sich über den um sich greifenden Abfall zu trösten, indem man sagt, es seien nur faule, kranke Zweige, die von dem uralten Baume abbröckeln. — Allein das ist leider unrichtig; vielmehr verlassen uns zahlreiche geistig und materiell potente, sogar sonst sittlich hochstehende Elemente. Nichtsdestoweniger ist der Glaubenswechsel, wenn er



nicht aus wahrer, tiefer Ueberzeugung hervorgeht, eine schwere sittliche Verirrung. Er umfasst eine Verleugnung der eigenen Abstammung, der Vorfahren und der Eltern, die man noch im Grabe verschmäht und lästert. Er bedeutet eine traurige Feigheit, eine klägliche Desertion, indem man die kleine und bedrängte Schaar der Seinen verlässt, um in der ungeheuren Menge der Gegner Sicherheit und Vorteil zu finden. Er macht den Uebertretenden zum Genossen des Unrechtes, indem er der Unduldsamkeit huldigt, sich einem vernunftwidrigen Dogmatismus unterwirft, die Fahne der Gewissensfreiheit mit dem Banner der Unterdrückung vertauscht. Gerade deshalb haben grosse christliche Gelehrte und Denker, wie Alexander v. Humboldt, wie Berner, wie Barthélmey St. Hilaire, die Apostasie der Juden als ein schweres Uebel und Unrecht bezeichnet. Dieser Glaubenswechsel ist endlich eine ungeheuerliche Lüge und Heuchelei. Denn wie soll man es anders bezeichnen, wenn ein denkender und

reifer Mensch aus äusserlichen Gründen ein Bekenntnis ablegt, das seiner innersten Ueberzeugung — dem Teuersten und Heiligsten, was der Mann besitzt — schnurstracks zuwider läuft?

Viele ehrenhafte, obwohl indifferente Männer jüdischen Stammes sehen das auch heute ein. Sie bleiben innerhalb der angeborenen Gemeinschaft und entziehen dieser nur ihre Kinder, die damit ja noch keiner Unehrenhaftigkeit schuldig werden. Aber um so schlimmer ist das Verhalten solcher Eltern selbst. Das, was sie für falsch, für vernunftwidrig, für unmöglich erkannt haben, halten sie für gut genug für ihre Kinder. Was sollen sie den Kindern antworten, wenn diese sie fragen: Wenn Ihr das Christentum für uns vorzieht, weshalb bleibt Ihr ihm fremd? So wird der Zwiespalt in die Familien getragen. Es ist Leichtsinn oder absichtliche Verblendung, wenn solche Eltern vorgeben: „Es ist ja ganz gleich, ob wir unsere Kinder als Juden oder Christen erziehen, sie werden ja doch „aufgeklärt“ denken.“ Beachtet ihr denn nicht, dass sie in Deutschland dem christlichen Religions- und Konfirmationsunterricht unterzogen werden? dass sie da lernen, das Bekenntnis ihrer Eltern zu verachten, sich ihrer Abstammung zu schämen? dass sie, wenn der Lehrer ein gläubiger, ehrlicher Christ ist, erfahren, dass ihre Eltern Verworfene, zu ewigen Höllenstrafen verdammt sind? Wie viele solcher getaufter Judenkinder sind nicht später die unduldsamsten, zelotischsten, bigottesten Mitglieder ihrer neuen Gemeinschaft geworden! Und wenn das Gegenteil eintritt, wenn die Kinder zur Einsicht kommen und erkennen, dass ihre Eltern sie einem Irrtume in die Arme geworfen haben, dann bedeutet das für sie eine schwere Schädigung nicht nur an der Achtung vor den Eltern, sondern auch an dem eigenen Charakter und der eigenen Ehrenhaftigkeit. Nur derjenige Jude kann die Taufe seiner Kinder vornehmen lassen, der die Hauptaufgabe der Eltern nicht in der Erziehung der Kinder zu edlen, sittlichen, harmonisch gebildeten Menschen sieht, sondern darin, ihnen die Wege des Lebens möglichst zu ebnen, sei es auch auf Kosten ihres Charakters und ihrer Tüchtigkeit. Eine klägliche Affenliebe, wie sie sich leider nur allzu häufig bei jüdischen Eltern findet. Es sei denn, dass der Beweggrund ein noch viel schlimmerer, rein egoistischer ist: der Wunsch, sich bei den christlichen Freunden, Geschäftsverbindungen, Kollegen einzuschmeicheln, ihnen durch das Kindesopfer die Vergebung für die eigene Zugehörigkeit zur jüdischen Gemeinschaft abzubetteln.

Alle diese Uebelstände sind durch die nunmehr ein volles Vierteljahrhundert andauernde antisemitische Bewegung gesteigert worden — eine Bewegung, die jetzt zumeist ihren akuten Charakter verloren hat, aber nur deshalb, weil sie erreicht hat, was sie zumeist anstrebte: die Ausstossung der Juden aus dem sozialen Leben des deutschen Volkes. Es wäre thöricht, dem Antisemitismus, der schon lange währt, so Bedeutendes erlangt und sich über den grössten Teil Europas verbreitet hat, jede thatsächliche Begründung abzusprechen: ohne solche wäre er längst wirkungslos verschwunden. Nein, gewisse Anhaltspunkte besitzt er. Zunächt etwas Aeusserliches. Wir Juden sind ein Stamm des Südens, und deshalb schneller, beweglicher, leidenschaftlicher als die phlegmatischen Völker des Nordens. An sich ist das nichts Schlimmes, wie wir denn den Italienern und Südfranzosen im Aeussern und im Benehmen ganz genau gleichen. Allein in den Ländern des Nordens fällt dieser Rassenunterschied unangenehm auf und verbreitet Missstimmung gegen uns. Und dann etwas Wesentlicheres. Die jahrtausendlange Knechtschaft ist nicht ohne üble Nachwirkung für uns geblieben: man kann nicht jemanden immer und immer wieder als ehrlosen Paria behandeln, ohne dass schliesslich sein Ehrgefühl darunter leidet. Freilich ist es zu bewundern und höchlichst zu preisen, dass die fluchwürdige Sklaverei, in der man uns so lange gehalten, dennoch so zahlreiche treffliche und zukunftsreiche Eigenschaften dem jüdischen Stamme belassen hat: allein, es ist nicht zu leugnen, dass in vielen unserer Brüder, zumal unter denjenigen des Ostens, die noch heute unter den Fusstritten der Unduldsamkeit schier erliegen, das persönliche Ehrgefühl abgeschwächt ist. Einsicht und Gerechtigkeit würden erfordern, dass man diesen Schaden nicht durch neue Misshandlungen verstärkte, sondern durch das einzig aussichtsvolle Mittel heilte: durch Gewährung voller Freiheit, voller Gleichheit, freundlich ermunternder Behandlung. Einsicht und Gerechtigkeit würden verlangen, auch die mannigfachen Vorzüge des Judentums anzuerkennen. Aber der Antisemitismus, selbst wo er aufrichtig und selbstlos ist, wie bei den von ihm verblendeten Massen, übersieht das alles in blinder Gehässigkeit. Seine Führer aber werden zumeist vom Geschäftssinn, dem Wunsche schnellen und leichten Verdienstes und der Verachtung jüdischen Wettbewerbes geleitet oder von dem Ehrgeiz, durch Berufung an die schlimmsten Instinkte der Menge sich Macht, Ansehen und Namen zu verschaffen.

Die Folgen des Antisemitismus waren selbstverständlich zunächst für die Juden, gegen die er sich richtet, unheilvoll. Sie fanden sich von der Gemeinschaft des deutschen Volkes, der sie doch nach Sprache, Bildung, Gesittung angehörten, thatsächlich ausgeschlossen. Sie begegneten Abneigung und Feindschaft da, wohin sie naturgemäss neigten. Sie mussten innerlich verarmen, da der befruchtende Strom des nationalen Lebens von ihnen abgedämmt wurde. Sie sahen sich von den staatlichen Aemtern, zu denen Vorbildung, Befähigung und innerer Beruf sie bestimmten, sowie häufig genug von den öffentlichen Vertrauensstellungen und Ehrenämtern fern gehalten. In manchen kleineren Orten wird ihnen die Existenz

geradezu unmöglich gemacht. Das Schlimmste ist die Vergiftung ihres ganzen Lebens, die oft verzweiflungsvolle Bitterkeit, mit der sich ihr Herz erfüllt, das Misstrauen, das sie in die Gesinnung eines jeden Nichtjuden setzen, der Verzicht auf die nationalen Ideale, die nirgends stärker und freudiger gewesen waren, als bei den Juden. Aber auch die Allgemeinheit hat schwer unter dem Antisemitismus zu leiden. Eine Ungerechtigkeit, auch wenn sie aus Irrtum und Unkenntnis entsteht, rächt sich stets an dem, der sie begeht. Der Antisemitismus verbreitet und steigert die natürliche Neigung zur Ungerechtigkeit, die Verbitterung der verschiedenen Volksschichten wider einander, den Hass und die Bosheit; er führt zur Auflehnung gegen Gesetz und Obrigkeit. Die traurigen Beispiele, die dies erweisen, sind in aller Erinnerung und erhalten noch täglich Bereicherung durch neue Fälle.

Was haben wir Juden vornehmlich zur Bekämpfung einer Richtung im Volke zu thun, die, indem sie dieses selbst schädigt, doch uns in weit höherem Masse verderblich ist?

Wir haben vor allem jedes anstössige Thun zu vermeiden, uns streng innerhalb der Grenzen der Sitte und der Rechtlichkeit zu halten. Eine kleine, sich auch durch das Aeussere unterscheidende Minderheit muss nicht ebenso gut, sondern besser sein, als die grosse Mehrheit, da die allgemeine Aufmerksamkeit auf sie gerichtet ist und sie nicht nach ihren normalen Mitgliedern beurteilt, von denen niemand spricht, sondern nach den ausnahmsweisen, die ihr sofort als Regel angerechnet werden. Deshalb müssen wir zweitens unerbittlich sein gegen alles Schlechte in unserer Mitte. Wir müssen uns von solchen Elementen laut und scharf lossagen und beweisen, dass wir mit ihnen nichts zu schaffen haben. Und wären sie noch so reich und mächtig und freigebig — wir dürfen uns nicht verblenden und verlocken lassen, sondern müssen sie grundsätzlich von uns absondern. Endlich müssen wir die Kenntnis des Judentums, seiner Lehre, seiner Geschichte, seiner Aufgaben nach Kräften verbreiten und es dadurch wieder in dem Herzen und dem Geiste seiner Bekenner festigen; nicht nur durch Litteraturvereine und jüdische Logen, sondern auch durch Verbreitung und Lesen guter Bücher, die die israelitische Religion und die jüdische Wissenschaft lehren.

Viel Trübes haben wir über die Lage der Juden in Deutschland, und zumal in Norddeutschland, sagen müssen. Aber wir wollen auch das Tröstliche nicht verschweigen: die Lebenskraft unserer Gemeinschaft erweist sich von neuem, indem das jüdische Bewusstsein unter all den Angriffen nicht weiter zurückgedrängt oder gar erstickt wird, sondern, im Gegenteil, sich stärker regt und entfaltet, besonders innerhalb unserer Jugend. Sie fühlt zum grossen Teile wieder jüdisch und ist entschlossen zum Widerstande gegen Unrecht und Bedrückung. Auch die beträchtliche Verbreitung, die der Zionismus unter ihr gefunden hat — obschon wir den Zionismus für eine hochherzige Utopie halten —, ist ein erfreulicher Beweis, dass die jüdische Jugend, und besonders die höchstgebildete, sich in kräftiger Reaktion gegen die Herabwürdigung ihrer Glaubens- und Stammesgemeinschaft erhebt. Nein, der uralte Baum ist noch nicht abgestorben; und wenn auch viele schwache und sogar einige anscheinend starke Zweige von ihm abbrechen, er besitzt noch genügende Kraft, um neue Aeste zu treiben und aufzublühen in frischer Gesundheit. Er wird alle diejenigen überdauern, die ihn zu ersticken versuchen oder ihn schon tot sagen; wenn ihr Gedächtnis längst verweht ist, wie die dürren Blätter des Herbstes, wird sein Laub noch über fernen Geschlechtern grünen und glänzen.

Von den Lichtern der Menorah.

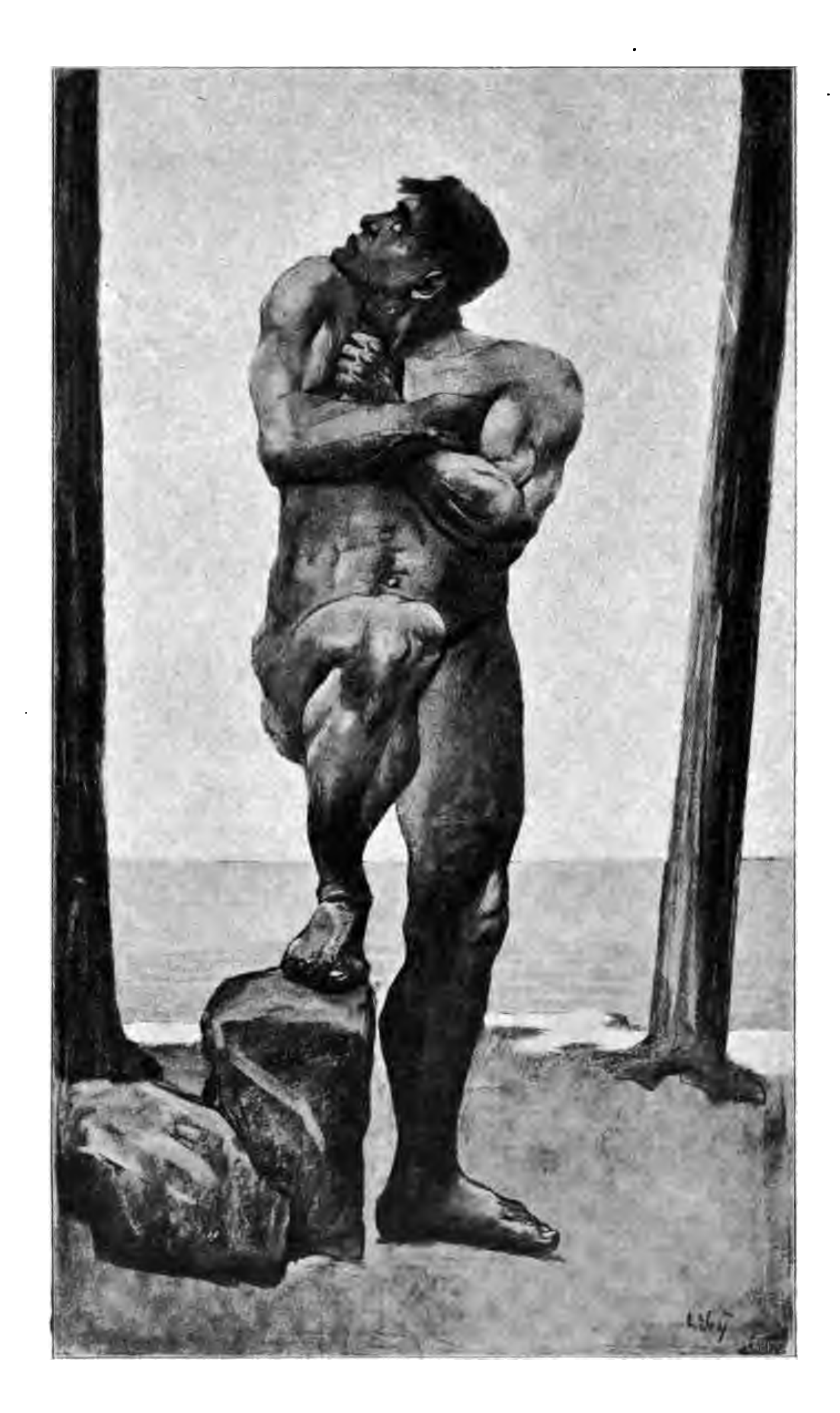
Von den Lichtern der Menorah
Sickern still kryſtall'ne Tropfen,
Heiſse, goldgefaſste Thränen,
Die die ſtummen Flammen weinen.

Und ſie ſickern leiſe nieder,
Und ſie leuchten matt und matter,
Sie erbleichen, ſie erkalten,
Sie erſtarren — — und ſie ſterben . .

Aber jede tote Thräne
Wird zur ſchimmernd-weiſsen Perle,
Die ich mir behutſam löſe
Von den Lichtern der Menorah.

Otto Abeles.





„DER MANN“.

Aus dem Triptychon „Der Mensch“ von Lesser Ury.



Lecomte-Dunouy. **Hiob und seine Freunde.**

DIE BEDEUTUNG DES MAKKABAEISCHEN FREIHEITSKAMPFES.

Von Mathias Acher.

Soll ich die Wahrheit sagen, so bin ich kein Freund jährlich wiederkehrender Gedenktage. Ich glaube, dass durch jeden solchen Tag eine junge Lebenskraft geschwächt und ein neuer unfruchtbarer Schemen in die Welt gesetzt wird. Darum kann ich mich z. B. auch für die Arbeiter-Feier des 1. Mai nicht recht erwärmen, wiewohl mir ihr Ursprung und ihr Inhalt so sympathisch sind, und obgleich sie kaum erst den Mutterschooss heroischer Kämpfe verlassen hat. Und nun erst eine Feier, die Jahrtausende alt geworden ist...

Mit diesem Vorbehalte folge ich gerne der Aufforderung, etwas über die Bedeutung der makkabäischen Erhebung zu sagen. Denn wahrlich, es ist ein dankbarer Stoff, fesselnd, erwärmend, bis zu einem gewissen Grade ermutigend, und alles dies um so mehr, je weiter man von der Oberfläche der Ereignisse in die tieferen Zusammenhänge ihrer Ursachen und Nachwirkungen dringt. Erst, wer den Lebenslauf des hebräischen Volkes bis zu den Makkabäern und nach diesen bis zur Vernichtung des jüdischen Staatswesens durch die Römer begreift, kann auch die makkabäische Freiheitsbewegung verstehen.

In den ersten Zeiten ihres Aufenthaltes auf palästinensischem Boden zeigen die Hebräer im ganzen dasselbe Gepräge, wie die anderen syrischen Stämme. Aus dem Buche der Richter gewinnt man das Bild eines urwüchsig rauhen und rohen, genussfrohen und gewaltthätigen Volkes. Doch, bei genauerem Hinsehen lässt sich schon damals eine ganz leise Abweichung konstatieren. Das Grelle ist um einen Schatten matter, das Wilde um einen Strich milder. Und was die Hauptsache ist, immer und immer wieder trifft man einzelne Gestalten von einer ganz ausnahmsweisen Gesinnungs- und Empfindungsart: Merkwürdige Neuerer, die ein Leben bloss um des Lebens willen verschmähen und nach dem Sinn des Lebens fragen, die auch gleich eine Antwort auf diese Frage haben: die einheitliche allgemeine Selbstzucht, den einig-einzigen Gott.

Das Volk geht anscheinend nicht den Weg dieser Männer. Doch allmählich stellt sich eine gewisse Uebereinstimmung heraus. Sie verrät sich zunächst in jener starken Beunruhigung, die das Volk nach einem Anwalt seiner sich empörenden Lebenstriebe, nach einem König rufen lässt. Die Monarchie wird aufgerichtet. Aber die Könige und die in ihrer erblichen Würde mit ihnen gleichstrebenden Priester nützen nichts. Der schicksalsvolle Keim entwickelt sich weiter. Im Reiche Israel, wo das Königtum in offenen Kampf gegen das neue Lebenssystem tritt, wird

dadurch nur der geniale furor der gottesstreiterischen Propheten gesteigert. Im Reiche Juda, wo sich die Monarchie von vornherein mit der neuen Lehre abfinden und mit den dort weniger stürmischen, aber ebenso entschiedenen und zu höheren Gesichtspunkten emporgestiegenen Propheten sich vertragen muss, — erscheint das Volk selbst immer mehr und mehr von dem Geiste sittlicher Lebensregelung ergriffen. Zuletzt stirbt der israelitische Staat an den unausgesetzten inneren Kämpfen zwischen den beiden Seelen im Volke, die sich im Königtum und Prophetentum verkörpern, und der judäische daran, dass das Verständnis für die Machtinteressen der Nation von der Wucht der grossen Gottesfrage erdrückt worden war.

Aber auch nach diesem ergreifenden Staatentod bleibt noch ein Rest des naiv nach leiblicher und weltlicher Geltung ringenden Elementes in der jüdischen Seele zurück. Dies offenbart sich darin, dass 40 000 Personen von der Erlaubnis des Cyrus Gebrauch machen, ins Heimatland zurückkehren und den Grund zu einem neuen Gemeinwesen legen. Dieses steht nun freilich ganz im Zeichen der Lebenszügelung und Lebensausmessung. Die Verwaltung ist jetzt ganz in den Händen jener, welche wollen, dass das Leben nicht über strenge Schranken schreite, dass niemand zu viel lebe. Nur sind das jetzt nicht mehr Menschenveredler, sondern Menschendriller, nicht mehr schöpferische Himmelsstürmer, sondern fleissige Popularisierer, nicht mehr revolutionäre Geister, sondern tüchtige Köpfe, — mit einem Worte: nicht mehr die Propheten, sondern die Rabbiner. In ihre Gesetzgebungsarbeit vertieft, lassen sie Jahrhunderte vergehen, ohne an erhebliche politische Vorsorgemaassnahmen zu denken. Sie züchten vielmehr, von den besten Absichten beseelt, ein wunsch- und wehrloses Volk heran, das, wenn nicht alles trügt, eine Beute des erstbesten Eroberers werden muss.

Da geschieht aber das Unerwartete. Der lang bezähmte Drang nach freier Weltlichkeit erwacht in einer Stärke, die man kaum mehr für möglich gehalten hätte. In zwei mächtigen Stürmen tobt er sich aus. Der eine erhebt sich in den Herzen der Mächtigen und Reichen, sowie sie die hellenische Herrlichkeit kennen lernen und mit der heimischen ewigen Regentagsstimmung vergleichen. Eine wilde Wut gegen das eigene Volkstum, das ihnen die kostbarsten Güter des Lebens, nein, das Leben selbst, vorenthält, überkommt sie. Nieder mit allem Jüdischen! — schreien sie und rufen den äusseren Feind ins Land, der ihnen beim Vernichtungswerke helfen soll. Angesichts dieser Gefahr aber erhebt sich der zweite Sturm. Fern von der Hauptstadt, in einem Landstädtchen, wohin weder die hellenische Unbändigkeit noch die rabbinische Gebundenheit gedrungen ist, aus dem Kreise einer altväterischen Priesterfamilie ertönen plötzlich Weckrufe ganz anderer Art: Heraus aus den Lehrsälen! Auf zu den Waffen! Machet euch frei und unabhängig! Lebt! . . . So schallt es bald durch das ganze jüdische Land. Die jüdischen Waffen siegen — über den äusseren Feind und die Verräter.

Verräter! — Ein hartes unerbittliches Wort, das wohl auf viele passen mag, die in der hellenistischen Bewegung standen, doch auf alle gewiss nicht. Der Mehrzahl nach waren es Leute, deren Makkabäertrieb sich infolge eines ungünstigen Milieus zum Hellenismus verirrte. Das begreifen, heisst ihnen verzeihen. Allerdings fällt dann auch das alte Märchen, dass der Makkabäer Kampf und Sieg einen Kampf und Sieg der geistlichen, sittengesetzlichen, sogenannt jüdischen Lebensauffassung bedeutet. Gerade das Gegenteil ist richtig. Die makkabäische Erhebung ist ein Spätlingstriumph des in der jüdischen Volksseele niedergehaltenen Freiheitsdranges. Das zeigt schon ein Blick auf Juda Makkabi selbst, diesen Kriegshelden mit der einfältigen Kinderseele: das geht aus jedem Worte seiner heiter-frommen und lebenatmenden Reden hervor; das folgt aus seiner viel angefeindeten Verfügung, die das religiöse Verbot der Verteidigung mit den Waffen am Sabbat aufhob; darauf deutet die Nachricht hin — mag sie auch bloss Sage sein —, dass er ein Bündnis mit Rom gesucht habe. Der überzeugendste Beweis aber ist das Ergebnis der Bewegung: Juda Makkabi erkämpft die Unabhängigkeit, seine Brüder sichern sie, deren Nachkommen setzen sich die Königskrone aufs Haupt. Ein neues jüdisches Reich entsteht, ein Reich von dieser Welt — in dem es ordnende Kräfte giebt und schäumende Thatenlust und flammenden Ehrgeiz.

Dass das Reich keinen langen Bestand hatte, kann unser Urteil nicht ändern. Der makkabäische oder hasmonäische Königsgedanke war gewiss nicht weniger stark als der davidische. Aber er konnte aus diesem mageren Rest

thätigen Volkstums nicht mehr Leben herauspressen, als darin war. Nur für einen Augenblick vermochte er das Volk dem Hinübersterben ins Reich des Geistlichen zu entreissen. Nur für einen Augenblick. Dann kam das Ende um so rascher.

Diese zweite Staatskatastrophe kann aber nicht nur nicht die Bedeutung des makkabäischen Freiheitskrieges ändern, auch seine Vorbedeutung vermag sie nicht zu bestimmen.

Es ist überhaupt verfehlt, den Vergleich der Makkabäerzeit mit unseren Tagen zu übertreiben. Schon die beliebte Aehnlichkeit der damals und heute auftretenden Parteigruppen erscheint mir einigermassen bedenklich. Ich vermisse in den heutigen Assimilanten das Temperament und das Zielbewusstsein der Hellenisten, in den heutigen Nationalisten den Mut und die Naivetät der Makkabäer. Aber, ganz abgesehen davon, die Verhältnisse, damals und jetzt, sind zu wesensverschieden, als dass ein solcher Vergleich irgendwie fruchtbar wäre. Was fang' ich mit Makkabäern an, die nicht auf ihrem Boden sind, was mit Hellenisten, denen keine fremde Macht hilft, was mit beiden angesichts einer Menge neuer grosser Völker, angesichts des Grosskapitals und der sozialen Bewegung, angesichts der Entwickelungslehre und des technischen Fortschrittes?



J. Portaels.
Jüdin aus Tanger.

Nein, mit relativen Werten lässt sich da nicht rechnen, sondern nur mit absoluten. Sowie die Grösse der Makkabäer und die Kurzlebigkeit ihrer Staatsgründung nur aus den damaligen Zeitverhältnissen zu erklären sind, so erwachsen auch unsere zeitgenössischen Kräfte und Schwächen nur aus dem Ganzen unserer Zeit.

Es ist verkehrt, die kulturelle Uneinheitlichkeit und leiblich-seelische Degeneration des jüdischen Stammes von heute auf die leichte Achsel zu nehmen und sorglos darauf loszugründen —, ja sich überhaupt einzubilden, dass es einem zersplitterten und verhassten Volke mitten in unserer grossen, umwertenden, mit gewaltigen Aufgaben überbürdeten Epoche bloss durch allerlei Kniffe, im Handumdrehen gelingen werde, die Makkabäergründung zu wiederholen.

Aber ebenso lächerlich ist, sich davon einschüchtern zu lassen, dass die Juden vor zwei Jahrtausenden nicht genug weltlich, oder sagen wir hier, politisch begabt waren, um den ihnen von den Makkabäern eingerichteten Staat länger als zwei Jahrhunderte zu halten. Was soll daraus für heute folgen? Für heute, wo es eine universelle Civilisation giebt, die jedes Volk, das in sie eintritt, vor Weltscheu schützt, wo das jüdische Volk in seinen Intellektuellen und seinen Proletariern dieser allgemeinen Civilisation sich anzuschliessen begonnen hat; wo die Völker immer weniger und weniger des Königsgedankens, des Staates à la Prusse, des Krieges bedürfen, um sich auf den vereinigten naturgemässen Grundlagen der Nationalität und der Wirtschaft zu organisieren; wo endlich eine neue Aera internationaler Beziehungen wenigstens im Anzuge ist, in der auch weniger massive Nationen in Ruhe werden leben können . . .?

Ich meine also, man thut gut daran, nicht nach Vorbedeutungen zu fahnden, sondern sich mit dem erfreuenden Bewusstsein zu begnügen, dass heute sowie zur Makkabäerzeit noch Leben und Lebensdrang im jüdischen Volke vorhanden ist. Nur so sichert man sich Verständnis für die Aufgaben der Gegenwart und Sinn für die geschichtliche Bedeutung und Grösse der Makkabäer.



DAS HEINE-DENKMAL.

Von Max Nordau.

Rede, gehalten auf dem Montmartre-Friedhofe am 24. November 1901. Mit Genehmigung des Autors.
(Nach der „Neuen Freien Presse", Wien.)

„Wo wird einst des Wandermüden letzte Ruhestätte sein? Unter Palmen in dem Süden? Unter Linden an dem Rhein?"

Diese sehnsuchtsbange Frage, die der Künstler in den Marmor von Heine's Denkmal eingegraben hat, ist längst beantwortet. Nicht unter rauschenden Linden, nicht unter nickenden Palmen, unter den ernsten Kirchhofbäumen von Montmartre ruht der grosse Dichter, in dieser Pariser Erde, wo alle Keime üppiger spriessen, alle Gärungen heftiger einsetzen und stürmischer verlaufen. Heine hat aus freier Wahl die besten Jahre seines Lebens in Paris verbracht, weil die Luft der Heimat für sein starkes Atembedürfnis zu seiner Zeit nicht sauerstoffreich genug war. Er ist hier genügend heimisch geworden, um es nicht als Schicksalshärte zu empfinden, dass ein französischer Boden seine Gebeine aufnehmen werde, wir brauchen ihn deshalb nicht zu beklagen, dass er den ewigen Schlaf in einer Fremde schläft, die gegen ihn gütig und liebevoll gewesen ist, wie eine Pflegemutter.

Heine hat sich in seinen Werken selbst ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Gleichwohl wollte die Bewunderung der Nachgeborenen, in erster Reihe der freisinnigen Deutsch-Oesterreicher, ihm auch noch dieses Marmordenkmal errichten, nicht so sehr um ihn zu ehren, als um sich selbst von einer drückenden Dankesschuld zu entlasten, und um ihre Gesinnungen vor aller Welt monumental zu bezeigen. Diese schöne Bewegung erweckte Widerstände von seltsamer Heftigkeit. Um den Dichter tobte ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode der Kampf grimmiger als zur Zeit, da er, ein Lebender, äusserst Lebender, mitten im heissesten Schlachtgewühl stand und gewaltige Streiche versetzte und erhielt. Ich kenne keine schmeichelhaftere Form des Fortlebens nach dem Tode. Heine könnte heute von sich sagen: „Ich werde begeifert und beschimpft, folglich bin ich." Increpor, vituperor, ergo sum.

Sieben Städte rühmten sich einst, die Wiege Homer's gehegt zu haben. Sieben Städte können sich heute rühmen, Heine's Grabdenkmal nicht gewollt zu haben. So wird einst, in Jahrhunderten oder Jahrtausenden, die Legende des deutschen Dichters die parodistische Umkehrung der Legende des hellenischen Dichters scheinen, und man wird den Eindruck haben: Heine's Lebensgeschichte schliesst mit einem echt Heine'schen Witze.

Doch wozu noch länger bei einem Zwischenfalle verweilen, der für den Wert wie für den Ruhm des Dichters gleich unerheblich ist. Heine hat in der Unsterblichkeit einen Platz, den ihm nichts und niemand mehr streitig machen kann. Man verweigere ihm nur immer eine Geviert-Elle Erde für einen Denkmalsockel! Er lagert sich breit hin im Denken eines jeden Gesittungsmenschen, und der Platz, den er da einnimmt, ist mit der schönste im Geistesleben. Man weise ihn nur immer aus der deutschen Gemeinschaft hinaus! Die Felsenufer des Rheins werden nie mehr aufhören, vom Sange der Loreley widerzutönen, und deutsche Jünglinge, deutsche Jungfrauen werden den Wonnen und Qualen ihrer ersten Liebe immer nur noch in den Worten Heine's Ausdruck verleihen. Man schimpfe ihn nur immer vaterlandslos! Heine hat für sein Vaterland Grosses, Ewiges gethan, was noch nachwirken wird, wenn die Werke von Fürsten, Heerführern, selbst Gelehrten, längst erstorben, zerfallen, vergessen sein werden. Was er dem deutschen Volke selbst geworden ist, darauf habe ich eben hingewiesen. Aber auch nach aussen sind seine Verdienste ausserordentlich. Er ist der lyrische Botschafter Deutschlands bei den fremden Völkern. Wenn heute unzählige Ausländer die deutsche Sprache als eine klassische anerkennen, deren Beherrschung ein Teil des humanistischen Wissens der Gebildeten ausmacht, so gebührt neben Goethe das Hauptverdienst daran Heine. Er ist einer von denen, die fortwährend ungezählte Millionen Geister auf dem ganzen Erdenrund mit Bewunderung und Ehrfurcht vor dem deutschen Schrifttum und mittelbar vor Deutschland selbst erfüllen. Er ist einer von denen, die das deutsche Wort geadelt haben. Es hilft seinen verbissenen Leugnern nichts, dass sie seinen Einfluss bekämpfen, ja sogar bestreiten wollen, dass er überhaupt einen solchen ausübt. Heine hat der deutschen Lyrik seine Eigenart aufgeprägt. Sie wird seine Züge unverwischbar bewahren. Er hat die deutsche Lyrik seine Mundart sprechen gelehrt. Um so



Ruisdael. Judenfriedhof.

schlimmer für seine Widersacher, wenn sie diese Mundart mit einem von spezifischem Hasse eingegebenen Schmähworte bezeichnen. Die deutsche Dichtung hat sich für immer den Heine'schen Accent angeeignet.

Lyrische Gedichte sind in der Regel kein Ausfuhrartikel. Gleich gewissen köstlichen Tropenfrüchten, die das Reisen nicht vertragen und deshalb an Ort und Stelle genossen werden müssen, wollen lyrische Gedichte in der Ursprache empfunden und gewürdigt werden. Die Uebersetzung nimmt ihnen ungefähr alles, was ihren Reiz ausmacht: den duftigen Flaum, den besonderen Wohlgeschmack, den feinen Erdgeruch. Der fremde Leser hört die Obertöne nicht, die in der Seele des Einheimischen mitklingen, wenn er ein schönes Gedicht in seiner Muttersprache liest. Uebersetzte oder fremdsprachige Gedichte lösen in der Seele des Lesers die tausend Ideen-Assoziationen nicht aus, die im Geiste des Einheimischen bei jedem ahnungsschweren Worte aufblitzen und ihm ein echtkörniges Gedicht in der Muttersprache zu einem Stücke der eigenen Kindheit und Jugend, zu einem Stücke des eigenen Lebens machen. Heine verfällt diesem allgemeinen Gesetze nicht. Vielleicht Heine allein in der ganzen Weltdichtung. Er behauptet sich auch in der Uebersetzung. Sein Zauber wirkt auch auf den fremden Leser, wenn nicht voll, wie auf den deutschen, doch mächtig genug, dass ihm eine dunkle Vorstellung von der Grösse des Dichters aufgeht, dass in ihm etwas wie eine leise Mignon-Sehnsucht nach dem unmittelbaren Verständnisse der Urfassung wie nach einem fernen Wunderlande erwacht. Männer, von denen niemand wird behaupten wollen, dass sie der Schönheit verschlossen waren, Barbey d'Aurevilly, Imbriani konnten angesichts des Allergrössten, des übersetzten Goethe, enttäuscht fragen: „Ist das alles?“ Angesichts des übersetzten Heine hat noch niemand ausgerufen: „Was ist daran so Grosses?“ Das hat zwei Gründe. Einmal hat Heine in allen gesitteten Ländern die stärksten lyrischen Talente derartig begeistert, dass sie es für eine würdige Aufgabe betrachteten, ihr bestes dichterisches Können in den Dienst der Ueber-

tragung des grossen deutschen Dichters zu stellen. So kommt es, dass es ungefähr in allen gebildeten Sprachen Heine-Uebersetzungen giebt, die sich wie vorzügliche Originale lesen und beinahe an die Schönheit des Urtextes heranreichen. Zweitens aber ist die Schönheit der Heine'schen Lyrik keine blosse Formschönheit. Sie ist in ihrem innersten Wesen begründet, in der Qualität und Quantität der Empfindung, die sich in den Versen veräusserlicht. Sie erobert sich unser Gemüt auch ohne die Regimentsmusik-Begleitung von Rhythmus und Reim. Sie wird überall verstanden, denn sie ist eine der Stimmen der Natur selbst, wie Quellrieseln, Waldrauschen und Windbrausen.

Und noch ein Anderes, Besonderes tritt hinzu, um Heine zu einem der ersten unter den Weltdichtern zu machen: seine Doppelnatur. Was der grösste Erzähler aller Zeiten, Cervantes, in zwei wunderbaren Vollmenschen gestaltet hat, das vereinigte Heine in sich allein. Er ist zugleich Don Quixote und Sancho Panza. Er synthetisiert in sich den schwärmerischen, visionären Idealismus und den grotesk-nüchternen Realismus. Verblüffendes, fast unheimliches Rätsel: Er geht in seinen Schmerzen und Wonnen restlos auf und steht doch so vollständig über ihnen, dass er über die Gesten seiner eigenen Leidenschaft lächeln kann, wie nur irgend ein Zuschauer, der nichts von ihr empfindet. Freilich lächelt er nicht immer, er lacht auch manchmal schrill auf. Nur in seinen gesegnetsten Stunden hat er mild überlegenes Mitleid mit der leidenden Kreatur in ihm, und dann erhebt er sich zu den Höhen des göttlichen Humors. Weit öfter übt er grausam marternde Selbstverspottung, und dann sinkt er in die Abgrundtiefe teuflischer Ironie. Doch, ob er gottähnlich oder teuflisch sei, in beiden Fällen spüren wir in ihm etwas von der Essenz der Ewigkeit.

Und deshalb gleicht Heine nicht wie so viele, auch grosse Dichter, jenen Majestäten, denen die Landesverfassung verbietet, die Grenzen ihres Reiches zu überschreiten. Er bewahrt seine Königswürde auch in der Fremde. Er reist nicht incognito, sondern mit seinen Regalien.

Wenn dies noch eines Beweises bedürfte, so würde ihn die heutige Enthüllungsfeier des Grabdenkmales erbringen, das dem deutschen Dichter ein Däne, der treffliche Bildhauer Hasselriis, geschaffen, das Deutsch-Oesterreicher, begeistert für Schönheit und Geistesfreiheit, gestiftet, das Franzosen mit vornehmer Gastlichkeit in ihre Hut übernommen haben, eine Welthuldigung für den Weltdichter.

Meine Zuhörer! Wir stehen hier auf Menschheitshöhen. Dieses Dichtergrab ist ein Gipfel. In den Thälern wogen die Nebel, in den Tiefen lagert die Nacht, und aus der Finsternis hallt wüstes Getöse herauf. Hier oben ist es hell von den Strahlen der Sonne, die noch unter dem Horizonte liegt. Sie wird aufgehen, sie wird steigen, bis der grosse Mittag erreicht ist. Dann wird das Licht auch über den Niederungen glänzen.



Wacht auf, ihr Schläfer in tiefer Nacht!

Wacht auf, ihr Schläfer in tiefer Nacht!
Die Schritte der Jungen erdröhnen.
Es wogt und braust wie Sturm und Schlacht:
Das Volk der Juden ist erwacht
Und ruft nach seinen Söhnen.

Es flammt der Tag. Vorbei die Nacht!
Sie kommen, mein Volk, dich erretten!
Ihr Arm ist kraftvoll, ihr Auge lacht,
Mut ist die Waffe und Stolz ihre Tracht.
Es bersten zersplittert die Ketten.

Nicht länger hülle dich, Zion in Nacht!
Und warfen die Feinde dich nieder,
Und ward zu Trümmern die Königspracht,
Wir bauen dich auf mit starker Macht
Und bauen schöner dich wieder.

Wacht auf, ihr Schläfer in tiefer Nacht!
Die Schritte der Jungen erdröhnen.
Es wogt und braust wie Sturm und Schlacht:
Das Volk der Juden ist erwacht
Und ruft nach seinen Söhnen.

Bundeslied der jüd.-akademischen Ferialverb. „Achiwah" (Ung.-Hradisch).

Berthold Feiwel.

EIN KAMPF UM HELLAS.

Zur Makkabäerfeier.

Von Dr. med. Theodor Zlocisti, Berlin.

Wir haben uns daran gewöhnt in jenen historischen Geschehnissen, welche die Grundlage des Makkabäerfestes schufen, das Aufeinanderprallen des Hellenismus und Judentums zu sehen, den Entscheidungskampf dieser beiden Kulturgiganten um die Hegemonie. Allein diese ohne Prüfung hingenommene und gedankenlos weitergegebene Ansicht ist eine böse Angewohnheit, die um so verhängnisvoller wird, als daraus bei der Analogie unseres heutigen Verzweiflungskampfes um die Erhaltung, Sicherung und Fortentwickelung unseres Volkstums mit den Makkabäerkämpfen, falsche Schlüsse extrahiert werden. Gerade wegen der volkserziehlichen Bedeutung, die doch die Geschichte der Hasmonäersöhne durch ihr begeisterndes Beispiel für uns Epigonen hat, müsste uns die Klärung der damals aneinanderprallenden Prinzipien von Wert sein.

Es giebt nichts Neues unter der Sonne; und doch wiederholt sich nichts. Aber die Geschichte bleibt die Lehrmeisterin der Völker . .

Es ist ein eigen Ding damit, Kulturinhalte eines Volkes auf eine Formel zu bringen, einmal weil der Begriff der Kultur überhaupt kein festgelegter ist. Seine Grenzen nach der Seite der Unkultur und der Ueberkultur sind fluktuierend. Dann aber, weil die Volkskultur nichts Stabiles ist. Sie wird variiert in den Jahrhunderten.

Allein beharren wir bei der alten Auffassung, in der Kultur eines Volkes die Summe der geistigen Leistungen, das Produkt aus der Einwirkung von ureignen und amalgamierten Ideen und Idealen auf die urwüchsigen Nationalanlagen zu sehen — wie stellt sich uns in der Blütezeit beider Völker, der Griechen und Juden, ihr Wesensinhalt dar? Mit den Worten von Ernst Curtius, des modernen Hellenen, wollen wir seine enthusiastische Darstellung des Griechentums wiedergeben.

„Edle Körperbildung galt für den natürlichen Ausdruck eines gesunden und wohlgebildeten Geistes, und nichts schien den Griechen wunderlicher, als dass in so unedlen Formen, wie sie der Schädel des Sokrates zeigte, ein zum Göttlichen aufstrebender Geist wohnen sollte. Wie bei anderen Völkern Schönheit, so war bei den Griechen Unschönheit das Auffallende — die Ausnahme von der Regel. Darum hat sich auch nie ein Volk der Erde bestimmter und entschiedener von allen Völkern abgesondert und sich ihnen so stolz gegenübergestellt wie die Hellenen. Das Körperliche war nur ein Ausdruck des Geistigen; denn die angeborene Liebe zur Freiheit und Selbständigkeit, das lebendige Gefühl der Menschenwürde spiegelte sich in der geraden Haltung, welche den Hellenen vom Barbaren auszeichnete, und den einen zum Herrschen, den anderen zum Dienen zu bestimmen schien. . . . Mit der Freiheitsliebe hängt der ideale Zug zusammen, der durch das Wesen der Hellenen geht und sich in der Liebe zur Kunst bezeugt, die unermüdliche Wissbegierde, die Freude am geistigen Schaffen, an der Uebung aller geistigen und körperlichen Kräfte, die allgemeine Regsamkeit und die Arbeitsfreude, welche schon bei den im Norden wohnenden Völkern überraschte, wenn man von Asien herüberkam."

Fassen wir den Volkscharakter in knappen Worten zusammen: die Griechen sind in klassischer Zeit das Volk der Schönheit, das Volk des genussfreudigen Idealismus.

Ernster und strenger ist das Bild des Judenheit. Ein Volk von Geknechteten ziehen sie in jahrzehntelanger Wanderung durch die Wüste. Elend haben sie verlassen, Not und Entbehrung finden sie hier. Der Leidende schliesst sich an den Leidenden; der Gepeinigte sehnt sich nach dem Genossen. Die in Elend und in hartem Kampfe zum Volke Zusammengeschweissten werden die Schöpfer der Sozialgedanken. Der Knecht und die Magd im Hause, der Fremdling an den Thoren: sie sind nicht Sklaven, sie geniessen die Freiheit ihres Herrn. „Gedenke, dass Du einst Knecht warst im Lande Aegypten." Dem Schönheitsideal der Griechen steht der gesunde Wirklichkeitssinn der Juden gegenüber; der Freude an der Kunst die Freude an der Arbeit. Nur wer rüstig schafft, konnte den Gedanken der Sabbathheiligung ausdenken, den Gedanken der Allruhe. Der Grieche sah in der Arbeit etwas Knechtisches. . .

Ist der Grieche der genussfreudige Idealist, so ist der Jude der schaffensfrohe Realist. Gemeinsam ist beiden, dass sie Innenkultur treiben, dass sie sich absondern von den übrigen Nationen. Kulturproselyten macht nur die verstaubte, verknöcherte Volkskultur, die sich nicht mehr allein entwickeln kann, oder wer eine neue Kultur mit neuen Ausblicken hastig in sich hineingestürzt hat. Die christliche Mission hat keine besseren Arbeiter als getaufte Juden.

Und so sehen wir es auch, dass nicht die Griechen, sondern der Makedonier Alexander dem Orient mit der Spitze des Schwertes den Hellenismus einimpfen wollte. Der Spross jenes Hauses, gegen den Demosthenes einst seine flammenden Worte gedonnert, gegen dessen wilde, barbarische Scharen er die Griechen zum Schutze ihrer nationalen Güter anspornte. —

Vergebens. Griechenland büsst auf dem Schlachtfeld von Chäronea seine Freiheit ein. Allein — wie Curtius sagt — „der Eintritt Griechenlands in die makedonische Herrschaft war nicht der Uebergang in eine neue Zeit, welche das Abgestorbene beseitigte und frische Keime der Entwickelung hervorrief, sondern nur Rückgang und Untergang. Der religiöse Glaube hatte längst seine Kraft verloren; der philosophische Gedanke konnte nur einzelne zu einer höheren Auffassung der menschlichen Aufgaben führen. Was sich an hochherziger Gesinnung in den letzten Zeiten gezeigt hatte, wurzelte im staatlichen Bewusstsein. Sowie also dieser Boden dem Volke entzogen, sein Vaterland vernichtet und sein Gemeinleben verkümmert wurde, mussten auch die Tugenden verfallen, welche noch aus der alten Zeit übrig waren. Darum hat die makedonische Herrschaft nur entsittlichend auf die Griechen gewirkt. Aeusserliches Wohlleben und kleinbürgerliche Behaglichkeit waren es, was die Menge sich zu schaffen suchte. Alle höheren Impulse gingen mehr und mehr aus".

Hier finden wir bereits die ersten Ansätze jener sittlichen Volkserkrankung, deren Pesthauch die Makkabäer aus ihren Gauen hinauslüften wollten. Solange die Makedonier noch genug ursprüngliche Kraft besassen, um sich die anstürmende griechische Bildung so weit vom Leibe zu halten, dass sie

* * *

nur in kleinen Portionen eindrang und verarbeitet werden konnte, so lange war ihr Thatendrang der übrigen Menschheit ungefährlich. Wenn Alexander sich die persischen Satrapien unterjochte, wenn Leichenfelder, zertrümmerte Städte den Weg seines Siegeszuges zeigten: eines vergass er nie; mit Waffengewalt konnte er im Flug sich der Achämeniden Reich erkämpfen. Innerlich zusammengeschweisst konnten die Satrapieen aber erst werden, wenn der ideelle Kern des Hellenismus in ruhiger, friedlicher Arbeit zum Gemeingut seiner Unterthanen gemacht würde. So war es sein Hauptbestreben, nationale Eigenart nicht zu tangieren. Er erstrebte die innige Vermählung und Ineinanderbildung griechischen und orientalischen Wesens ohne Drangabe der einzelnen Volksindividualitäten.

Diese Anerkennung nationaler Eigenheit im Interesse der Fortentwickelung der Kultur war ein Bruch mit der Eroberungstheorie des Altertums: die autochthone Bevölkerung mit Stumpf und Stiel auszurotten oder sie zu entwurzeln und in neues Erdreich zu verpflanzen.

Die Bedingungen des Aufeinandereinwirkens zweier Kulturen sind die denkbar verschlungensten. Rohe Gewalt kann niederreissen, Kulturen überpflanzen kann sie nicht. Die geistigen Anlagen, die jeder Nation immanent sind, der Volksgeist, wie ihn Hegel zuerst in die geschichtliche Betrachtung eingeführt hat, die sozial-psychologischen Probleme, die keineswegs etwa die Summe der Vorgänge des individuellen Seelenlebens darstellen — müssen dem Kulturmissionar klar sein. Das Sprichwort: „Eines schickt sich nicht für alle“ darf als die platte Aufschrift jenes tiefgründigen Gedankenkomplexes gelten, den die Volkspsychologie, vor allem die Soziologie uns erschlossen hat.

Was der grüblerische Geist in Retorten zusammenstellt, das macht die Natur in langsamer Arbeit. Wer neue Kombinationen schaffen will, muss die Bedingungen der einzelnen Faktoren kennen, Hinneigung und Abstossung zu einander erforscht haben. Die Materie fügt sich unbewusst aneinander, die sich der Wille eines schöpferischen Geistes bewusst beugt.

Die Makkabäerkämpfe drängen uns auf die Betrachtung der Kultureinwirkungen.

Nicht dem Siegeslaufe hellenischen Geisteslebens stemmte sich die Makkabäerschar entgegen Der Hellenismus hatte in ruhiger Anlagerung auf das Judentum gewirkt. Seitdem die Freiheit Griechenlands sank und seine Sänger und Philosophen universelle Gedanken ausbauten und die Menschheit proklamierten über der nationalen Umgrenztheit, das Ewige im Wechsel der Dinge, seitdem Sokrates und Plato, Aristoteles und die Sophisten ihre Lehren in die Welt sandten, finden wir Judaismus und diesen Hellenismus in friedlicher Umarmung. Die Gedankenwelt der Juden nahm neue Anregungen in sich auf. Der Menschheitsgedanke zittert ja schon in den frühesten Produkten jüdischer Kultur, und das Ahnen der Griechen von dem Walten einer einheitlichen, einsamen Gottheit — hier war es längst krystallisiert, hier war es der Grundstein alles Denkens und Fühlens.

Es bedurfte nicht des Druckes, um diese Kulturen, wie sie sich in den Jahrhunderten entwickelt hatten, ineinander zu pressen. Es war ein osmotischer Prozess, indem von selbst durch die Membran nationaler Differenz die Ideeneinheiten hinüber und herüber diffundierten. In Alexandria blühte die hellenische Weisheit in der liebevoll sorgsamen Pflege der Juden fort. Weit vor den Makkabäerkämpfen. In späterer Zeit baut Philo die Gedankenwelt Plato's aus, in der er die Uroffenbarung der höchsten Ideen des Theismus wiederzufinden glaubte. Das ganze Mittelalter hindurch sieht die Juden als die Pioniere der hellenistischen Geistesthätigkeiten.

Der Hellenismus, soweit er Kultur war, hatte auch in Palästina seine Stätte. Ein Kranz griechischer Städte im Lande, Gaza, Samaria, Gerasa, schuf die Bindebrücken zwischen Griechentum und Judentum im Stammland, die einen friedlichen Austausch materieller und geistiger Güter zeitigten. Und diese befruchtende Wechselwirkung haben die Makkabäer nicht ausschalten wollen. Im Gegenteil. Die Makkabäer waren jüdisch-nationale Hellenisten. Ich feiere sie als die Männer, die in grauer Vorzeit zuerst die Bedeutung des modernen Nationalismus erkannt und verfochten haben, der nicht identisch ist mit dem Chauvinismus, dieser Kinderkrankheit der Nationen. Sie sind für die Erhaltung nationaler Eigenart eingetreten, für den Ausbau der eigenen Kultur, und doch für die Aufsaugung aller der kulturellen Momente, die andere Völker schufen, und für deren organische Assimilierung in die jüdische Kultur. Sie thaten bewusst, was unbewusst die Hellenen einst aus den phönizischen, die Italer aus den frühhellenischen Wesensinhalten sich zu Geist von ihrem Geiste gemacht hatten.

Eine intimere Betrachtung der Litteraturdenkmale jener Zeit hat helles Licht über die Makkabäerkämpfe gegossen. Freudenthal hat in seinen „Hellenistischen Studien 1875“ diese Thatsache erkannt. Auf Grund feinsinniger linguistischer Ueberlegungen konnte er feststellen, dass Eupolemos, ein trefflicher Kenner der hebräischen Litteratur und des griechischen Schrifttums, mit jenem Gesandten identisch ist, den Juda, der Makkabäer, an die Römer gesandt hat. Es muss ein guter jüdischer Patriot gewesen sein, zugleich aber auch ein im Geiste seiner Zeit feingebildeter (d. h. hellenistischer) Mann, den ein Makkabäer mit dieser historisch nunmehr erwiesenen wichtigen politischen Mission betraut hat. „Dass aber im zweiten Jahrhundert ein palästinischer Hellenist Gegensätze wie die geschilderten in sich vereinigen konnte, dass es Hellenisten gab, deren willkürliche Behandlung der Bibelwörter gleichkam ihrer Liebe für ihr Volk und dessen Geschichte, dass ein und derselbe Mann eine Vertrauensperson Judas des Makkabäers und Verfasser der hier besprochenen Schrift sein konnte, das sind Thatsachen, die für Geschichte und Litteratur des jüdischen Hellenismus von Wichtigkeit sind. Dass es Männer gegeben haben muss, die trotz ihrer Kenntnis griechischer Litteratur und ihrer Vorliebe für hellenistische Studien mit unverbrüchlicher Treue ihrer Nation und ihrer Religion anhingen, ist aus vielen Anzeichen ersichtlich.“

Ich muss es mir versagen, die philologischen Gründe hier näher auszuführen. Nur das Schlussergebnis Freudenthal's sei hier wiedergegeben: „Es muss in Palästina eine politische Partei national und religiös gesinnter Hellenisten gegeben haben. Denn die Litteratur ist nur das idealisierte Spiegelbild der Wirklichkeit, und es kann keine litterarischen Erscheinungen geben, denen nicht eine richtunggebende Strömung im Volksleben selbst entspräche. Und dass dies hier der Fall ist, dass es in Palästina Männer genug gab, die Hellenisten wie Eupolemos, doch der Patriotenpartei mit Ueberzeugung angehörten, beweisen die zahlreichen Gesandtschaften, welche im Dienste der nationalen Sache an griechisch sprechende Fürsten und Völker gingen, und welche Mittelpersonen voraussetzen,



L. Hirszenberg. **Uriel Acosta und Spinoza.** Lodz.

die der griechischen Sprache mächtig, also hellenistisch gebildet waren."

Diese Thatsachen eröffnen uns einen neuen Ausblick, der uns manche befremdende Erscheinung nunmehr überschauen lässt.

Das Judentum hatte seit den Tagen Esra's eine ganz eigene Entwickelung genommen. Ursprünglich das Volk schlichter Bauern, lebte es auf seiner Scholle, der Arbeit hingegeben und in der Stärke seines Staates die Gewähr für seine friedliche Arbeit erblickend. Allmählich hatte sich hier, wie überall, wo Menschen zusammenwohnen, eine soziale Differenzierung herausgeprägt. Da kam das Unheil über das Land — seine Bewohner mussten ins babylonische Elend ziehen. Fern von den Stätten, wohin sie dreimal des Jahres zur Weihe ihres Gottes gezogen, eingeklemmt und von einander getrennt in einer fremden Bevölkerung, erlahmte die Spannkraft des weltlichen Prinzipes, und sie begehrten nur Sicherheit für ihren Kultus und ihre Gebräuche. An die Stelle des religiösen Lebens trat das theologische. Die Pünktlichkeit in der Befolgung der Kultusvorschriften wurde der Massstab für die Frömmigkeit. Sorgsam und peinlich die immer minutiöser werdenden Vorschriften zu erfüllen, darin erschöpfte sich die Zugehörigkeit zum Judentum. Wie weit man in diese gesteigerte Gesetzlichkeit hineingeraten war, erhellt daraus, dass es Kreise gab, die das Gebot der Sabbatruhe so streng nahmen, dass, sie sich lieber hinmorden liessen, als durch die Führung des Schwertes die Sabbatgesetze zu „verletzen". Wie tief war die grandiose sozialhygienische Institution der Sabbatruhe gesunken!

Die Vertreter dieser Ueberfrommheit waren die Chassidim, die später als Pharisäer einen so umbauenden Einfluss auf die Gestaltung, d. h. die Vertheologisierung des Judentums hatten. Ihnen, sowie ihrem schärfsten Extrem, den Hellenisten à tout prix, stand eine kleine Partei gegenüber, die, angeekelt von dem theologischen Gezänke, den nationalen Kern des Judentums herausschälte — das war die Partei der Makkabäer.

Zwar traten die Frommen auf die Seite dieser Heldenschar, denn der Sieg dieser Männer gab doch die Gewähr für die ungestörte Ausübung der lawinenartig anwachsenden Kultusgesetze. Aber als der Sieg erfochten, als die späteren Makkabäer die Konsequenz ihres Nationalbewusstseins — die staatliche Organisation forderten, traten sie in schroffen Gegensatz zu ihnen. Sie konnten es eben nicht begreifen, dass man mit jeder Faser Jude sein könne, wenn man

nicht alle kleinlichen Gesetzeszäune respektierte und das Universelle, das Neubelebende, das Ueberragende der hellenischen Umkultur sich zu innerem Eigentum machte. Indem die Makkabäer gerade die Seele des Hellenentums, den Geist ihrer Sänger und Philosophen in ihr Judentum hineindiffundieren liessen, wurden sie zugleich die grimmen Bekämpfer der Sippe, die nur das Aeussere des Hellenismus nachäffte.

Es ist eine alte Erfahrung, die in einer Psychologie der Massen vielleicht zum Gesetz würde, dass beim Einwirken einer neuen Kultur auf ein Volk immer die traurigen Begleiterscheinungen als das Wesen des Neuen aufgenommen werden. Das erste, was die Indianer und Neger von der Kultur Europas begriffen, war der Alkohol und das Schiessgewehr.

Um wieviel mehr musste der Hellenismus für die Juden, die innerlich mit ihrer „Kirche" zerfallen waren, gefährlich werden. Bekanntlich ist nichts gefährlicher, als das Nachäffen der Schönheit, denn diese zu erreichen, nicht den melancholischen Weisen der Sappho, nicht dem Heroensang Homer's zu lauschen, die Gedankenwelt Plato's, die weltumspannende Arbeit Aristoteles' nachzuleben, war ihr Ideal.

So liefen denn die jüdischen Jüngelchen nackend umher in der Palästra, übten das Fünfspiel — ein trauriges Gezücht kostümloser Gigerl. Ein Manko, das ihr Körper aufwies und das sie von den Griechen auch noch unterschied, wusste eine komplizierte Operation, die uns Celsus mitteilt, wieder gut zu machen. Ungleich leichter war natürlich die Ausmerzung jüdischer Namen. Wie mit dem Beginne der Judenemanzipation aus den Itzigs die Hitzig und Ilzig, aus den Moses die Moser entstanden, also ward Josua zum Jason in griechischer Zeit.

Mit dieser Veraffung der äusseren Menschen ging natürlich eine Verödung aller ethischen Qualitäten Hand in Hand. Die schmierigen Bemühungen der Griechlinge um die Hohepriesterwürde, allein in dem Verlangen nach Raub und Plünderung, seien nur kurz erwähnt. Und der sittlichen Verrohung noch vieles, wie es von den arischen Staaten grossgezogen zu werden pflegt.

Freilich erklärt sich so manche Erscheinung aus den Beispielen der Griechen selbst. Der Geist der hellenischen Weltanschauung war in gewissem Sinne Allgemeingut geworden, ohne dass aber auch das griechische Volk in seiner Gesamtheit der reinste Träger jener Ideenwelt geblieben wäre. Im Gegenteil; die Freude am Geniessen des Schönen in Natur und Kunst war zur Genusssucht geworden. Sie haben dem anschwellenden Rom die sittliche Dekadenz gebracht. Unzucht, Habgier, Servilismus bezeichnen den Weg, den diese Kulturträger gegangen.

Diese Entartungs-Reaktionen, verbunden freilich mit den schäbigsten Resten des antiken Hellenentums, finden wir kondensiert in der Gestalt des Antiochus Epiphanes.

Es hat etwas ungemein Lockendes, diesen Fürsten in seine Komponenten zu zerlegen. Eine psychologische Analyse, die uns lehrt, wie grade ein bedeutendes Genie zum genialen Lumpentum sich wandelt. Von der Natur mit den trefflichsten Anlagen beschenkt, mit Ritterlichkeit und edlen Gefühlen, mit scharfem, sichtendem Verstand und ungetrübtem Fernblick, kommt er nach Rom, wo die Genussroheit der Griechen bis zum Wahnsinn gesteigert ward, ein „Römeraffe von Profession". So nennt ihn Mommsen.

Mit wenigen Worten sei auf die Sitten der Römer in jenen Tagen hingewiesen: sie schaffen uns das Verständnis für die Denkart des Antiochus Epiphanes; zugleich rücken sie die That der Makkabäer ins rechte Licht als den Kampf der jüdisch-nationalen Patrioten mit hellenischer Bildung gegen den Afterhellenismus.

Seitdem die römische Macht immer grössere und fernere Gaue sich angliederte, war auch die abgeschlossene Römerart aufgelöst worden. Der Neuhellenismus, der sich als ein Weltenkönigreich über den Nationen etablierte, als der ideale Kosmopolitismus, fand auch in Rom eine gastliche Stätte im Herzen jener Macht, die die Nationen zerriss und den Weltstaat errichtete. Allein neben den Reichtümern, die der Untergang der unterjochten Nationen in die römischen Kassen trieb, war Rom für jeden geistigen Unrat, für die gemeinsten Laster der Nationen eine weite Abladestätte geworden. Vergebens stellte Cato wieder die alten Volksideale als Rettung aus sittlichem Niedergang hin, als die sieghafte Gewähr für die Existenz der römischen Weltherrschaft. Die Bande der Ehe wurden zerrissen, und der hellenische Kult der Knabenschöne lockte die Entnervten.

Der Pracht der Gewänder, des Schmuckes, der Bauten schloss sich die Ueppigkeit des Mahles an. Der Schluck in Ehren wurde zum tollen Gelage. Und ungemischten Wein aus riesigen Humpen zu leeren bis zur Sinnlosigkeit hiess congraecare: griechen. Es bildete sich eine Fresslitteratur heraus, in der mit dichterischer Phantasie gesungen ward von den seltsamsten Seefischen und Meeresgetier, die eine neue leckrige Perspektive eröffneten für neue Speisenkompositionen. Das Bild, das 150 Jahre später Ovid vom eisernen Zeitalter entwarf mit seinen auri sacra fames, dürfte in groben Zügen schon den damaligen Stand römischer Versumpfung anzeigen.

In dieser Stickluft lebte Antiochus Epiphanes. Als er auf den Thron der Seleuziden berufen wurde, war seine Entwickelung abgeschlossen. Er hatte sich durch alle Konsequenzen des Genusshellenismus durchgeludert: Nichts Schmutziges war ihm fremd.

Und vollgepfropft von den Idealen des Hellenismus kennt er nur ein Streben, überall den Glanz griechischer Feinkultur zu verbreiten.

Aus dem Komplex seiner Volkschaften will er ein einziges Volk schmieden. Er ist noch der naive Prinzipienreiter, den die Vielheit und Verschiedenheit der Dinge schreckt. Ein Gleichmacher in seiner Art, glaubt er die Natur zurückschrauben zu können auf die Primitivverhältnisse grober undifferenzierter Urformen.

Im Spiegel der griechischen und römischen Schriftsteller tritt uns diese fähige, aber verroht excentrische Natur entgegen. Renan charakterisiert ihn dergestalt: esprit brouillon, sans tenue, libéral pour moment, violent toujours et qui gâtait les meilleures causes par ses intempérences et son manque de jugement. Er hatte etwas vom Uebermenschen an sich, nicht im Sinne von Nietzsche's Edelmenschen, sondern in der Auffassung blasierter Neurastheniker. Die feine Grenzlinie, die zwischen den gefürsteten Qualitäten und den angefaulten sich hinschlängelt, verstand er nicht einzuhalten. Freigebigkeit wurde Verschwendung, Leutseligkeit — Gemeinheit. Sein Kraftbewusstsein sank zur Rohheit herab, seine Energie zum Eigensinn, zum Despotismus ward die Strenge.

Etwas unheimlich Lockendes lag in dieser Individualität der Superlative. Bald war ein Stab von Jünglingen der besten jüdischen Familien um ihn. Und in Palaestina selbst jubelte seinem Stern die feine und gebildete Jugend zu. Und sie jubelten ihm zu, als mit van-

dalischer Roheit ausgemerzt ward alles, was ans Judentum gemahnte. Ihre Brüder wurden hingeschlachtet; die Frauen geschändet, gemordet, Kinder fortgeschleppt — aber sie frohlockten.

Dieser Schmach, dieser Unterdrückung der fremden Kultur im Namen der Kultur, die zur Kulturlosigkeit verödet war, setzte das Geschlecht der Makkabäer ein Ende. Der Judenschmerz, der sittliche und physische, war hier wie immer der Antrieb zur Arbeit für die Juden.

„Wenn auch alle Völker im Reiche des Königs die Kultur ihrer Väter verlassen, ich und meine Söhne und Brüder wollen wandeln in dem Bunde unserer Väter.“

Und der Sieg krönte ihre Waffenthat, zu der sie schritten, ohne die Möglichkeit des Erfolges hin und her zu erwägen, allein im Vertrauen auf die gerechte Sache, die sie vertraten. Sie waren die ersten Verfechter des weltumspannenden kulturellen Nationalgedankens. Freilich war ihre Schar zu klein; und die Welt war noch nicht reif für diese Idee.

Da war es, dass ein neues Prinzip ganz im Sinne der Zeit seinen Siegeszug antrat: der Gedanke Christi. Indem er sprach: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“, sog er aus dem realistischen Judentum den immer schärfer herausgekehrten Eingottbegriff und steigerte die Unsterblichkeitsidee zur Jenseitssehnsucht. Indem er sprach: „Wer ist meine Mutter und meine Brüder“, entnahm er dem Hellenismus den Gedanken der Auflösung der Familienbande und somit der Nationen, den Gedanken des Weltbürgertums.

Die Vereinigung dieser beiden Ueberzeugungen, die damals ringsum lebendig waren, war das Christentum, das kam: nicht aufzulösen, sondern zu erfüllen, d. h. die Konsequenzen der Gegenwart zu ziehen. — —

* * *

Wenn wir heut an Stelle der Chanukkahfeier die Makkabäerfeier setzen, so ist das kein Spiel mit Worten. Indem wir statt der wohl sagenhaften Mär vom Oelkrüglein die Heldenthat der Makkabäer als den Quellpunkt unserer Feier hinstellen, treten wir in schroffen Gegensatz zu der Weltanschauung, die man als die jüdische uns 18 Jahrhunderte lang eingeimpft hat. Wenn die Pharisäer und ihre Fortsetzer dem Namen der Makkabäer, dem Namen eines Antiochus diejenige Popularität zu rauben verstanden, die sie den wohl unhistorischen Namen Haman und Mordechai gaben, wenn dieses Fest nicht umkränzt ward von Piutim und Gesängen, wenn man den festlichen Freudentag, den Nikanortag, durch das Fasten-Esther vergessen machen wollte, wenn sie fürchteten, dass der Hasmonäer impulsive That eignen Entschlusses, dass der Gedanke der Selbsthilfe den Glauben, Gott könne immer alles machen, zerrütten werde, so soll die heutige Makkabäerfeier künden, dass die Sieggewalt der kulturellen Nationalidee, die seit der Renaissance, seit der Nationalisierung des kosmopolitischen Christentums durch Luther, die Welt auf neue Gestelle hebt, auch uns als Juden — wenigstens zu denken giebt, und dann, dass wir in der Selbsthilfe gerade die Gewähr für den Bestand unserer Gemeinschaft in trüber Zeit sehen. Wir schalten den Begriff des religiösen Fatalismus aus, der dem Judentum fremd ist, und der uns anerzogen ward, wohl in der trefflichen Absicht, in der langen Leidensnacht der Diaspora die Hoffnung auf bessere Tage wachzuhalten. Wie wir arbeiten um das tägliche Brot und uns nicht auf das Gebet beschränken und die Hände in den Schooss legen, so wollen wir auch die Sicherung unserer Gegenwart, das Befreiungswerk für unsere Gemeinschaft aus eigener Kraft fördern. Und Gott wird mit uns sein. . . .

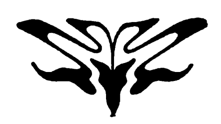


Heimats-Sehnsucht.

Mich fasst ein Sehnen nach der Heimat,
Wo wild des Jordans Wasser rauscht
Und wo ein wegematter Wand'rer
Ergriffen einer Harfe lauscht

Dem Schmerz- und Witwensange Zions,
Der Königin des Weltenthrons, . . .
Mich fasst ein Sehnen nach dem Jordan
Und nach den Cedern Libanons.

Arthur Silbergleit.



Die Menorah.

Dich grüss' ich, Menorah,
Wie strahlst du so licht!
Du, Sinnbild der Thora,
Ermahnst uns zur Pflicht.

Die Lehre, die hehre,
Hat Geister erhellt,
Der Menschheit zur Ehre,
Zum Heile der Welt.

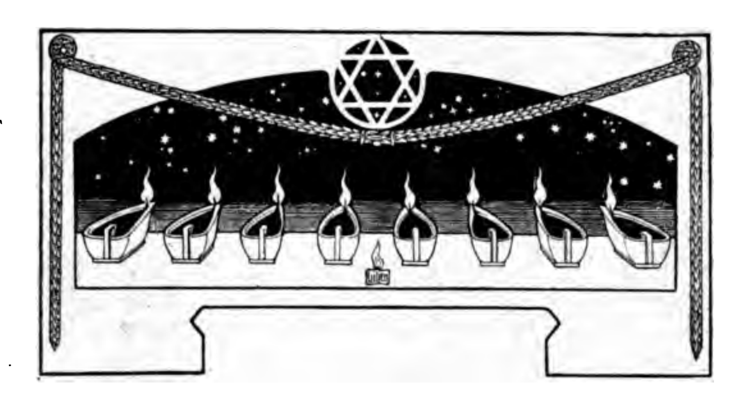
Wir wollen zusammen
Lichtspendend uns weih'n,
Wie Flammen an Flammen
Zur Feier sich reih'n.

Noch mächtig auf Erden
Herrscht nächtiger Wahn —
Hell soll es werden —
Auf, schaffet daran!

Und leuchtend bewähre
Allzeit sich die Saat
Der herrlichen Lehre
Durch edelste That.

So strahlet ihr Flammen
Ins Dunkel hinein;
Wir stehen zusammen,
Lichtspender zu sein.

Emil Lehmann.



DAS CHANUKKA-FEST.

Von Dr. S. Bernfeld.

Im jüdischen Kalender sind zwei Feste verzeichnet, die beide an geschichtliche Ereignisse anknüpfen, aber verhältnismässig spät eingesetzt worden sind: Chanukka und Purim. Aus diesem Grunde sind sie eigentlich Werkeltage geblieben, an denen nur ein Festgottesdienst stattfindet. Und da im Judentum die Begriffe Festtag und strenge Feier identisch sind, so konnten sich die beiden genannten Feste nicht in ihrem vollen Werte behaupten. Sie sind Fest-, aber keine Feiertage.

Das Chanukkafest ist eines der heiligsten und erhabensten im Judentum; im gewissen Sinne steht es in einer Reihe mit der Passahfeier, da es ebenfalls einer geschichtlichen Erinnerung von grosser nationaler Bedeutung gewidmet ist. Bedeutet das Passahfest die Feier der Erlösung aus materieller Knechtschaft, so erinnert das Chanukkafest an die ruhmreichen Tage der geistigen Befreiung. Gewiss befand sich in der Zeit der Makkabäerkämpfe ein grosser Teil der Judenheit auf nichtpalästinensischem Boden; man kann daher nicht behaupten, dass es sich damals um die Fortdauer des jüdischen Volkes handelte, da diese auch bei dem Unterliegen der todesmutigen Schar gesichert schien. Aber die nationale Eigenart Israels stand dazumal auf dem Spiele. Der Sieg des Volkes unter der Führung der Hasmonäerfamilie bedeutet daher einen Wendepunkt nicht nur in der Geschichte des jüdischen Stammes, sondern auch in der der ganzen Kulturmenschheit. Denn ohne das Judentum, dessen Existenz auf dem Spiele stand, hätte die Kulturentwickelung gewiss eine andere Form angenommen.

Es war dies eine glorreiche Zeit, wie sie das jüdische Volk selten wieder gesehen hat. Man bewundert die Tapferkeit der Makkabäer, die einen geschichtlichen Ruf erlangt hat. Zur Zeit, als es sich darum handelte, die Juden in Europa zu Bürgern zu machen, erinnerten ihre Fürsprecher und Verteidiger gern an die siegreichen Makkabäer, und sie meinten, die Nachkommen dieser Helden könnten unmöglich so entartet sein, wie ihre Feinde behaupteten. Indessen haben die Juden in späteren Zeiten nicht minder todesmutig gekämpft. Man kann die Thatsache nicht genug bewundern, dass sich das winzige Judäa nicht weniger als vier Jahre mit dem mächtigen, weltbezwingenden Rom herumgeschlagen hat. Und besiegt wurde es nicht so sehr durch die Uebermacht der Feinde, wie durch Verrat und Zwietracht im eigenen Lager. Was aber die Makkabäerkämpfe so ruhmwürdig auszeichnete, das war der glückliche Umstand, dass das um seine Freiheit ringende Volk grosse Führer im Kampfe gefunden hat.

Die Erinnerungen, die das Chanukkafest in uns wachruft, sind erhebend, wie kaum andere in der Geschichte unseres Stammes.

Aber in späteren Zeiten, als der Judenheit infolge der fortgesetzten Verfolgungen und des unerhörten Druckes jede nationale Lebensfreude erlosch, verlor sich bei uns auch das Verständnis für die Chanukkafeier. Es war verhängnisvoll genug, dass die Nachkommen der ruhmreichen Hasmonäer so wenig ihren grossen Ahnen glichen; sie arteten in Herrsch- und Genusssucht aus und setzten sich bald in Widerspruch mit den nationalen Bestrebungen des Volkes. Freilich lag nicht immer die Schuld ausschliesslich auf ihrer Seite; auch die Gegner hatten ein voll gerüttelt Maass Schuld an dem baldigen Niedergang, dem das jüdische Volk einige Jahrzehnte nach den grossen Siegen anheimgefallen ist. Aber dem sei nun wie ihm wolle, die siegreiche Volkspartei (die Pharisäer), die Jahrzehnte hindurch im Kampfe gegen die Hasmonäerfamilie gestanden, trug dazu reichlich bei, dass die Erinnerung an jene Vorgänge im Volk immer mehr schwand. Das Chanukkafest hörte in der Folge auf, ein Makkabäerfest zu sein.

Ein Stück Geschichte, so ruhmreich sie auch für die Judenheit sein mochte, wurde aus dem Volksbewusstsein herausgerissen. Das erste Makkabäerbuch, eins der schönsten Bücher im jüdischen Schrifttum, wurde, obwohl ursprünglich hebräisch verfasst, aus der Sammlung der religiösen Schriften entfernt. Dadurch ging im Grossen und Ganzen das historische Bewusstsein von den Makkabäerkämpfen verloren, und statt seiner erhielt sich nur eine dunkle Erinnerung an sagenhafte Dinge. Man wusste etwas von der Zeit der Gewissensnot, als der wahnwitzige Syrerkönig Antiochos die Juden zum Verlassen des väterlichen Glaubens zwingen wollte. Auch von den Siegen der muthigen Gotteskämpfer wusste man manches. Die Chanukkafeier selbst sollte an das wunderbare Geschehnis erinnern, dass, — nach dem Siege des Juda Makkabäus, — als der Tempel von Jerusalem von dem „entsetzlichen Greuel“, d. h. dem griechischen Götzenkultus, gereinigt und der Gottesdienst zu Ehren des Gottes Israels wiederhergestellt wurde, — sich wunderbarerweise im Heiligtum ein Fläschchen Oel vorgefunden, auf dem das hohepriesterliche Siegel angebracht war, was als Beweis gelten konnte, dass dies heilige Oel durch die Götzendiener nicht profaniert worden sei. Eigentlich konnte dies Fläschchen Oel nicht lange reichen, aber durch ein Wunder genügte es für die Erhaltung des Tempellichtes volle acht Tage. Daher die Lichtfeier, die acht Tage dauert.

Im Laufe der Zeit blieb nur diese Erinnerung, alles andere fiel der Vergessenheit anheim. Unter den unzähligen traurigen Ereignissen der jüdischen Geschichte ist dies vielleicht das traurigste. Ein Volk, dem das ruhmreichste Blatt seiner Geschichte abhanden gekommen ist! — Das Chanukkafest blieb wohl in der Judenheit, es verlor jedoch alle Bedeutung für die nationale Geschichte. Dass es nicht an Innigkeit verlor, dass die Chanukkatage im wahren Sinne des Wortes Festtage der Judenheit wurden, dies lässt sich durch die Eigenart des jüdischen Volkscharakters erklären. In keinem andern Volke der Welt wusste man so ernst fröhlich zu sein; die Freude artete selbst bei den niedrigsten Volksschichten nicht in Ausgelassenheit aus. Man belustigte sich kaum, — man war fröhlich.

* * *

Das Chanukkafest hatte seine nationale und geschichtliche Bedeutung eingebüsst, aber dafür wurde es ein Volksfest. In den acht Tagen vom 25. Kislew an, also gegen Ende des Herbstes, um die Zeit, wo der Winter in seiner vollen Strenge einsetzt, war man im Ghetto fröhlich.

Und nicht nur das — man durfte in diesen Tagen lustig sein, ohne die Rüge der religiösen Behörde zu fürchten. In früheren Jahrhunderten lag eine religiöse Melancholie über der Judenheit, und das bischen Lebensfreude, die ihr die nicht aufhören wollenden Plackereien nicht raubten, wurde den Bewohnern des Ghetto durch die Sittenstrenge und die griesgrämigen „Parnassim" genommen. Am Chanukka wurde gestattet, ein wenig die Sorgen und den tiefen Lebensernst bei Seite zu schieben.

Der Hausvater kam abends gehobenen Mutes und freudig erregt nach Hause. Denn in der Synagoge hatte ein feierlicher Gottesdienst, in der Regel unter Musikbegleitung, stattgefunden. Es war dies die einzige Feier in der Synagoge, die alljährlich mit Musikbegleitung abgehalten worden ist. Zu Hause wurden die Chanukkalichter angezündet und religiöse Lieder, die eine gewisse Zuversicht in die Zukunft ausdrückten, gesungen. Alle Hausgenossen sangen fröhlich mit, und man schwelgte in der Erinnerung, dass vor vielen Jahrhunderten die bösen Judenhasser ihre verdiente Strafe erhalten haben. Der jüdische Stamm spielte in der Geschichte fast immer die Rolle des Amboss, und man konnte sich nicht genug darüber freuen, dass er einmal wenigstens den Hammer spielte und tüchtig dreinschlug.

Und nun war der religiösen Weihe Genüge gethan. Man sollte an diesem Abend auch lustig sein, was man so im Ghetto lustig sein nannte. Auch nicht einen Augenblick wich die festlich-ernste Stimmung. Das Mahl, das am Chanukka-Abend eingenommen zu werden pflegte, hielt so ziemlich die Mitte zwischen Wochentags- und Festmahlzeit. Es zeichnete sich durch ein besonderes Gericht aus, durch die sogenannten „Latkes", die vorzüglich schmeckten. Ich bedauere, in der Kochkunst nicht die genügende Fertigkeit zu besitzen, um den verehrten Leserinnen ein Rezept dieser Speisen liefern zu können. „Latkes" am Chanukka-Abend war so etwas, was die Fische am Freitag Abend, oder das berühmte „Schalet" am Sonnabend bedeutete. Freilich ist letzteres durch Heinrich Heine berühmt geworden, während die „Latkes" im Stillen blühten, aber ihrem Wohlgeschmack that der Mangel an Unsterblichkeit keinen Abbruch.

Nach der Mahlzeit wurde — gespielt. Es war etwas Seltenes in den jüdischen Familien, dass Karten- oder Brettspiele vorgenommen wurden. Freilich in Italien und im Orient grassierte seit jeher die Spielwut, gegen die oft seitens der Gemeindebehörden mit strengen Maassregeln eingeschritten werden musste. In Deutschland und Polen dagegen war das Kartenspiel bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts streng verpönt. Vom Brettspiel bildete nur das Schach, dieses vornehme und geistig anregende Königsspiel, eine Ausnahme. Am Chanukka-Abend spielte man „Dame" oder „Ziege und Wolf". Und da man des seltenen Gebrauches wegen kein Damenspiel zu Hause hatte, so nahm der Hausvater einen Bogen Papier und grenzte mit dem Lineal die Felder ab; für die nötigen Figuren nahm man — Bohnen. So unterhielt man sich mit dem Nachbar oder dem zu Besuch kommenden Freund. Die jüngeren Mitglieder der Familie spielten Karten, aber beileibe keine wirklichen, sondern hebräische! Es waren dies 22 weisse Kartenblättchen, auf denen das hebräische Alphabet aufgezeichnet war. Der erste und der letzte Buchstabe waren die grössten Trümpfe, ferner bildeten der fünfte, der zehnte, der fünfzehnte und der zwanzigste Buchstabe die gewöhnlichen Trümpfe. So spielte man, und man gewann oder verlor einige Heller.

Die Jugend hatte an diesem Abend ihre besondere Freude; Chanukka war überhaupt das Fest der Jugend. Man wurde an diesem Tage wohl nicht „bescheert", wie es heute heisst, aber doch beschenkt, und zwar merkwürdigerweise immer mit Geld. Kinder wohlhabender Familien sammelten am Chanukka-Abend so manches Sümmchen von den Eltern und Familienangehörigen ein. Das Geld wurde oft zu wohlthätigen Zwecken verwendet, da sich die jüdische Jugend sehr früh im Wohlthun zu üben pflegte. Indes mussten die lieben Jungen auch ihren Zeitvertreib haben, und den fanden sie im — „Dredel". Wer von den Lesern oder Leserinnen hat je ein „Dredel" gesehen? Wird ein solches in irgend einem Kunstmuseum aufbewahrt? Verdient hätte es dies gewiss, denn Jahrhunderte hindurch bildete es das grösste Ergötzen der jüdischen Jugend im Ghetto.

Es war dies ein zierliches Ding, aus Blei kunstvoll gegossen. Eine Art Häuschen, nach unten zugespitzt, oben auf dem flachen Dache mit einer Stange in der Mitte versehen. An den äusseren Wänden waren die hebräischen Buchstaben angebracht: n. g. h. sch., deren Bedeutung strittig ist. Es sollen dies vielleicht die Anfangs-

buchstaben des Satzes sein: „Nes gadol haja scham" (damals gab es ein grosses Wunder). Genug, man stellte dies Bleihäuschen auf die Spitze und nahm die Stange zwischen die Finger und drehte. Das Häuschen drehte sich einigemal, nachdem es losgelassen worden war, und fiel dann um: es kam nun darauf an, auf welchen Buchstaben es gefallen war. Man sieht, es handelte sich um eine Art Würfelspiel, dem die Jungen fröhnten.

* * *

Das Chanukkafest war im wahren Sinne des Wortes ein Lichtfest für die Juden in früheren Zeiten. Wer nicht selbst in seiner Jugendzeit das Fest in einem frommen jüdischen Haus gefeiert, kann sich die festliche Stimmung am Chanukka kaum vorstellen. Man bedenke, die jüdischen Feiertage legen sonst so viele Beschränkungen auf, die am Chanukka wegfielen. An keinem „gebotenen" Feiertage konnte man sich früher so gut „amüsieren". Diese Art von Chanukkafeier ist freilich geschwunden, aber erfreulicherweise nimmt dieses Fest in der modernen Judenheit immer mehr einen ernsten, nationalen Charakter an; es kommt somit zu seinem Rechte. Das Chanukkafest wird hoffentlich bald das sein, was es von jeher hätte sein sollen: ein Tag der glorreichen Erinnerung und des hoffnungsreichen Ausblickes in die Zukunft. Man klagt heutzutage so viel über den Rückgang des Judentums, und doch ist die Chanukkafeier erst in den letzten fünfzehn Jahren „ein Tag der Freude", ein wahres Fest in Israel geworden. Das darf uns als ein Beweis dafür gelten, dass das Judentum noch immer lebenskräftig ist und bleiben wird. Mag manches fallen, das wir als unwesentlich, als die Schale betrachten dürfen, das Judentum als religiös-sittlicher und nationaler Kern wird erhalten bleiben. Es hat die Hellenisirungswut mit allen ihren Schrecken überlebt und wird auch die Nivellierungswut unseres blasirten Zeitalters überleben. In diesem Sinne feiern wir jetzt Chanukka — dieses Licht erhellt die ganze Judenheit in der Diaspora!





Stryowski. **Taschlech.**

GEDICHTE VON ELSE LASKER-SCHUELER.*)

Von S. Lublinski.

Man erinnert sich, dass ich kürzlich in einem Aufsatz, der immer noch vielfach missverstanden wird, geleugnet habe, dass die Rassenabstammung das einzig entscheidende Element für die Wesensart eines Menschen wäre. Aber eines dieser entscheidenden Elemente ist sie ganz gewiss, und zwar wird sie dort besonders hervortreten, wo die dunkle und tiefe Mystik des Gefühlslebens und der Instinkte zu reden beginnt. Jede echte Lyrik beruht weit mehr als jede andere Dichtung auf dem Instinkt, und so wird man sich nicht wundern, dass in dem vorliegenden Gedichtbuch von Else Lasker-Schüler Zeile für Zeile ihre Herkunft von einer uralten und mächtigen Rasse zu erzählen weiss; sie bewährt sich als späte und nicht unwürdige Enkelin jener uralten Sänger, die einst die Psalmen oder das Buch Hiob gedichtet haben. Namentlich die Eigenart ihres Naturempfindens offenbart eine altjüdisch-orientalische Prägung, deren Kraft und Glut durch die denkbar feinste moderne Seelendifferenzierung keineswegs geschwächt, wohl aber verinnerlicht wird. Im Gegensatz zum Hellenentum bevorzugte die altjüdische Naturschilderung der Bibel nicht klare und runde und episch abgegrenzte Bilder und Gleichnisse, sondern suchte im Gegenteil die verschwebende und unendliche kosmische Natur auf: das Morgen- und Abendrot, die Winde und die Wüste, unendliche wogende Wolken, Stürme und Donner oder auch flüsternden Zephyr. Genau so sieht und empfindet Else Lasker-Schüler. In dem wilden Gedicht „Mein Sturmlied“ ist sie ein brennendes All, die verdorrende Hochsommererde, und will Ströme in sich einsaugen, und der Geliebte soll kommen wie ein Sturmlied, wie ein Gewitter, und soll aus grollenden Wolkenmassen die tränkendem Ströme auf sie niederschütten. Es ist, als ob Wüste und Gewitter sich mit einander vermählten, wie einst am Sinai, und zugleich ist es doch ein intim persönliches modernes Liebeslied. Noch viel bedeutendere Gedichte dieser Art sind „Orgie“, „Mein Drama“, „Elegie“ und „Vergeltung“; vor allem „Chronika“, diese eigenartige Familiengeschichte in einem felsenstarren al fresco-Stil. Ueberall diese intime und merkwürdig tiefe moderne Seele in Verbindung mit einer unendlichen kosmischen Natur. Manchmal überflutet das Kosmische alle Dämme, alle Konturen werden verwischt und die Bilder und Gleichnisse erhalten etwas Dunkelwogendes und Rätselhaftes. Aber man wird fortgerissen von dem wilden Gefühlsstrom, von dieser modern differenzierten alttestamentarischen Urkraft. Man hat manchmal geradezu das Empfinden, als ob in dieser tiefen und leidenschaftlichen Seele von neuem und in ganz persönlicher Art jener Kampf ausgefochten wird, der am Eingang der altjüdischen Geschichte steht: der Kampf zwischen Baal und Jehovah. Der Kampf zwischen wilden Naturinstinkten, die sich selbst vergöttern, und dem Sittengesetz. Diese Dichterin mit dem starken Empfinden für freie und vornehme Sittlichkeit empfindet doch auch ein Grauen vor den kochenden Naturkräften in ihrer Seele: „Vagabunden“, „Chaos“, „Ballade“ und der schaurig schöne „Selbstmord“, vielleicht die Krone der Sammlung. Und manchmal steigt in ihr das tiefe Empfinden auf, dass es trotz alledem keine „böse“ Natur giebt und dass ihr in lächelnder Güte verziehen werden wird. Dann taucht sie ihr Grauen in Schönheit: „Urfrühling“ und der „Gefallene Engel“. Und ein andermal spielt sie damit in köstlich kindlichem Humor: „Mairosen“ und namentlich das prächtig fromme Scherzo: „Im Anfang“, der sich geradezu zum Welthumor erhebt. Ueberall aber, auch in rein psychologischen Gedichten, wie „Mutter“, „Weltflucht“ und „Lenzleid“, ist kosmisches Naturempfinden im Hintergrund und erhebt das Gedicht weit aus dem individuellen Sonderfall heraus. Diesen kosmisch-religiösen Zug verdankt sie zweifellos ihrer jüdischen Abstammung, und sie hat dem Judentum in zwei Gedichten dieser Sammlung, die kürzlich in „Ost und West“ veröffentlicht wurden, gehuldigt. Wer über die moderne Lyrik mitreden und zugleich Einsicht gewinnen will in den Zusammenhang von Rasse und Dichtung, der lese „Styx“ von Else Lasker-Schüler.

*) Styx. Verlag von Axel Juncker, Berlin.





Jüdische Frauentypen von Cochin in Indien.

EXOTISCHE JUDEN.

Wie vielverzweigt unser jüdischer Stamm ist und wie verschiedenartige Früchte er hervorbringt — davon wollen diese Zeilen ein ungefähres Bild geben. Aber nicht von der Vielartigkeit allein, sondern auch davon, welch edler Früchte der alte Stamm fähig ist, wo er guten Boden, Licht und Wasser findet, und wie grausam es deshalb wäre, wenn weitaus der grösste Teil des Volkes, wie es jetzt fast den Anschein hat, elend verkümmern und zu Grunde gehen müsste.

So wie eine Zusammenstellung einzelner jüdischer Namen ein Idealbild von der geistigen Qualität der Juden geben kann, wie kein anderes Volk sich dessen auch nur annähernd rühmen kann, ähnlich so lassen sich ganze jüdische Volksklassen nennen, die — entgegen den allgemeiner bekannten Typen — einen Menschenschlag aufweisen, der sich den prächtigsten Gestalten irgend welches ob seiner Körperschönheit gerühmten Volkes würdig an die Seite stellen lässt.

Der Schreiber dieser Zeilen denkt da naturgemäss in erster Linie an die Judentypen, die er selbst gesehen hat, vor allem an die Juden von Rhodos, Gestalten und Köpfe, die auf den ersten Blick uns fast an homerische Helden gemahnen. Diese Leute — im ganzen 1500 Seelen — sind die Bootsleute der alten Stadt Rhodos, ohne deren kräftigen Arm kein Besucher der Insel vom Schiffe ans Land kommt.*)

*) Interessant ist, dass in der Stadt Rhodos, d. h. innerhalb der Mauern, nur die Türken und die Juden wohnen dürfen. Die viel zahlreicheren Christen müssen alltäglich bei Sonnenuntergang, wenn die Thore geschlossen werden, die innere Stadt verlassen.



J. Portaels.

Jüdin aus Tetuan.

Juden von stattlicher Erscheinung finden sich auch sehr zahlreich unter unseren Stammesgenossen im Londoner West-End, die sich auffallend von den später eingewanderten Bewohnern des East-End unterscheiden und sich in ihrem Habitus dem der obersten englischen Bevölkerungsschichten nähern. Eine ähnliche Erscheinung — die Metamorphose vom gebeugten Ahasver zum kraftstrotzenden, hochgewachsenen Mann — hat sich innerhalb der letzten zwei bis drei Generationen auch in Nord-Amerika vollzogen, und besonders auffällig ist schon der Unterschied in Haltung und auch Gesichtsausdruck zwischen den russischen Einwanderern der letzten Generation und ihren bereits in Amerika geborenen oder doch aufgezogenen Kindern.

Zum engeren Thema dieses Aufsatzes — den exotischen Juden — möge ein Typus hinüberführen, den ich in New York sah: der eines schwarzen Juden aus einer der ägyptischen Oasen. Es war ein „Sofer," ein Schreiber, der vorzüglich die hebräische Quadratschrift meisterte, auch gut hebräisch sprach. Man kann sich denken, dass er nicht wenig von den Juden angestaunt wurde, mit denen er zusammenkam, und die nicht die mindeste Ahnung von der Existenz „schwarzer Juden" hatten.

Schwarze Juden giebt es aber nicht nur in den ägyptischen Oasen,

sondern auch in Bombay, wo sie einen Teil der Bene Israel, deren Mehrzahl übrigens weiss ist, ausmachen.

Sehr dunkelfarbig sind auch die Juden von Yemen (Südarabien) und die Falaschas im Westen Abessiniens.

Diese zum Judenthum bekehrten Falaschas sind die eigentümlichste Eroberung des Mosaismus. Sie gehören zu der ausgedehnten hamitischen Rasse, die von Marokko bis Somaliland und Uganda reicht. Die Bekehrung war vermutlich von Aegypten aus erfolgt. Als sicher kann wohl angenommen werden, dass die Bekehrer griechisch sprachen und hebräisch verstanden; die jetzigen Falascha aber sprechen und verstehen nur äthiopisch, und zwar eine Mundart, die dem Agau verwandt ist, während der Mosaismus und seine Gebräuche sich erhielten. Auch ist noch die Thora vorhanden, freilich in äthiopischer Sprache.*) —

Entweder von dem Sassanidenreiche, das unter Anoschirwan eine Art Oberhoheit über Yemen ausübte, oder von Aegypten sind jüdische Emigranten auch nach Arabien gekommen und haben das Volk der Himjariten für den Mosaismus gewonnen. Das scheint bald nach dem Jahre 500 geschehen zu sein. Trotzdem aber dann von Byzanz aus die Himjariten dem Mosaismus wieder entrissen wurden, blieben Vertreter und Lehrer der Juden im Lande, auch fernerhin die Kultur der Aussenwelt vermittelnd. Ob die heutigen Juden von Aden von jenen Pionieren des 6. Jahrhunderts abstammen, weiss man nicht. Die Sprache dieser Leute ist Arabisch, doch ist ihnen auch Hebräisch geläufig; das erstere würde auf einen ziemlich langen Aufenthalt im Lande deuten. Das gleiche Argument ist für die heutigen Juden in Persien geltend zu machen. Das Idiom der Israeliten von Jufa (bei Isfahan), Schiras und Hamadan ist nämlich eine ganz merkwürdige Mischung, die zeigt, dass jene Zersprengten geraume Zeit ausserhalb einer grösseren Civilisation standen. Die Mischung ist aus Lurisch, Farsi, Hebräisch und einer dem Mazenderani ähnlichen Mundart zusammengesetzt.*)



Li King Sheng und Li Tsung May.
Chinesische Juden (Vater und Sohn).

Yemenitische Juden sind neuerdings in ziemlicher Anzahl in Palästina angesiedelt, wo sie sich recht gut bewährt haben. Sie sind der schwersten Arbeiten fähig und äusserst genügsam.

Auch sonst giebt es noch arabische oder besser syrisch-arabische Juden. Reste des jüdischen Volkes dürften sich zu allen Zeiten in den syrischen Städten gehalten haben, und viele von ihnen, besonders aus der Gegend von Aleppo, machen einen ziemlich arabischen Eindruck.

In letzter Zeit, als China aktuell war, ist auch viel von chinesischen Juden geschrieben worden, deren Zahl von einigen bis zur Höhe einer halben Million angegeben wurde.

Die Epoche, in der die Wanderung der Juden nach dem fernen Osten begann, war vermutlich die der Sassaniden. Es sei darauf hingewiesen, dass im 9. und 10. Jahrhundert jüdische Kaufleute Turkestan und Hochasien durchstreiften, dass Vasco da Gama Juden in Kalkutta antraf, und dass in Siam und Südchina heute noch Glaubensgenossen derselben wohnen, die gleich nach der babylonischen Gefangenschaft eingewandert sein sollen. Eine andere Tradition sagt, dass die Einwanderung unter der Dynastie der Han geschehen sein soll. Merkwürdig ist nur, dass die chinesischen Juden

Stücke einer Thora haben, die von der gangbaren ziemlich abweicht. Die Kenntnis des Hebräischen ist bei ihnen fast völlig entschwunden, auch sind sie in Sprache und Tracht ganz im Chinesentum aufgegangen.*)

Gegenwärtig wird von seiten englischer Juden in Shanghai versucht, die chinesischen Juden, namentlich die von Kai-Feng-Fu, für das Judentum, das bei ihnen auf recht schwachen Füssen steht, zurückzugewinnen. Es hat sich zu diesem Zwecke in Shanghai eine Gesellschaft gebildet, welche sich mit der jüdischen Gemeinde von Kai-Feng-Fu brieflich in Verbindung setzte, bis kürzlich ein Abgesandter dieser chinesischen Juden, Li King Sheng, und sein zwölfjähriger Sohn Li Tsung May nach Shanghai kamen, wo sie sich eine Zeit lang aufhielten, um die Gebräuche der europäischen Juden kennen zu lernen. Nach Beendigung der chinesischen Wirren sollten dann auch die Shanghaier Juden Abgesandte nach Kai-Feng-Fu schicken.

Eine Anzahl unserer Bilder zeigt jüdische Typen von Cochin, einer alten Hafenstadt an der Malabarküste in Indien — Typen von dunkelfarbigen Frauen und Mädchen —, auch den Begräbnisplatz und die Synagoge der Gemeinde von Cochin führen wir unseren Lesern vor. Die dortige Gemeinde ist sehr alt, die grossen Reisenden des Mittelalters erwähnen sie alle, und auch in neuerer Zeit sind sie oft beschrieben worden. Ein eigentümlich reiches Bild von ihren Hochzeitsgebräuchen entwirft ein englischer Reisender, der vor längerer Zeit diese Küsten besucht hat.

*) Nach Albrecht Wirth: „Volkstum und Weltmacht in der Geschichte".



F. A. Bridgman.

Jüdin aus Marokko.



Maurisches Judenmädchen
(nach Photographie).

Marokko, das Land, in welchem die Willkür Gesetz ist, wo es fast gleich furchtbar ist, arm oder reich zu sein — auch dieses Land hat eine grosse Menge von Juden — man schätzt sie auf 200 000 — und ihre Kulturstufe entspricht so ziemlich der mittelalterlichen Umgebung, in welcher sie leben. Allenfalls in den Küstenplätzen beginnt es besser zu werden, der Verkehr und die Schulen der Alliance israëlite thuen das ihrige dazu. Wundervolle Typen gedeihen auf diesem heissen Boden des westlichsten Stückes „Orient". Unsere Illustrationen — teils nach Photographien, teils nach Gemälden von Künstlern, die der fremdartige Stoff reizte, geben uns eine Vorstellung davon, und wen es nach einer lebensvolleren Darstellung verlangt, der lese was unser grosser Meister des Pinsels und der Feder — Jozef Israels — von dem alten Gesetzesrollen-Schreiber erzählt, auf den er zufällig stiess und mit dem er, so gut es gehen wollte, sich auf hebräisch verständigte. Wunderbar plastisch schildert uns der jüdische Maler „aus dem Lande Holland" die Erscheinung des alten Juden mit dem „fürstlichen Haupte". . . .

Von den bedrücktesten unter unseren vielbedrängten Volksgenossen, zu den ungebundensten und herrenmässigsten, den jüdischen Beduinenstämmen in Arabien, den Söhnen Cheber's oder Chaibar's, wie man

meistens sagt. Aber nicht nur die weite Strecke der ganzen Sahara, sondern auch einen Zeitraum von 3000 Jahren müssen wir überspringen, um uns bei den Cheber-Beduinen zurecht zu finden. Im Buche der Richter, Kapitel IV, lesen wir von Deborah's Sieg, wie Sisera von Jaëls Hand getötet ward. Jaël aber war das Weib des Keniten Cheber, des Zeltbewohners, eines Nachkommen Jethro's, des Priesters von Midian. In Midian, d. h. landeinwärts von der Roten-Meer-Küste Arabiens leben die Cheber-Beduinen noch heute, ein Volk, das niemals dauernd unterworfen werden konnte. Die Pilgerstrasse nach Mekka führt durch ihr Gebiet, und ein jährlicher Tribut wird ihnen dafür entrichtet, dass sie die Karawanen ungehindert passieren lassen. Syrische Pilger, die kurze Zeit bei ihnen gefangen gehalten worden, wissen zu erzählen, dass sie beim beten „Rollen" haben, „ganz ähnlich wie die Juden von Tiberias und Safed". — Bald wird die Mekka-Bahn das Hinterland von Midian durchschneiden, und mit der Herrlichkeit des Cheber-Stammes wird es dann ein Ende haben, wenn er nicht, was freilich vorauszusehen, die Stätte seiner Wirksamkeit weiter nach dem Innern verlegt. Es wäre gut, wenn baldigst von jüdischer Seite etwas gethan würde, um die Cheber-Juden (die übrigens zur Zeit von Mohammed's Anfängen eine wichtige Rolle spielten und des öfteren im Koran erwähnt werden) noch in ihren jetzigen Verhältnissen zu studieren und ihnen kund zu geben, dass auch ausser ihnen noch Juden existieren. — — — — — — — — — — — — — — —



Vernet-Lecomte.

Jüdin aus Tanger.

Im grossen und ganzen entspricht die Reihe von Zweigen und Splittern des jüdischen Volkes einer ebenso langen Reihe von Einzelbeispielen des jüdischen Elends. Ausnahmen hiervon mögen wir in den zuletztgenannten Cheber-Stämmen Arabiens sehen, die ähnlich den anderen Beduinen ein freies und wildes Leben führen, den Bene Israel in Bombay, die — mit den übrigen Bewohnern ihres Landes verglichen — auf einer ziemlich hohen Kulturstufe stehen, und deren hervorragender Wert als Bevölkerungselement von den anglo-indischen Kreisen in hohem Maasse anerkannt wird, und etwa den chinesischen Juden, denen es jedenfalls nicht schlechter zu gehen scheint als anderen Chinesen.

Sehen wir aber von diesen wenigen Ausnahmen ab, so ist das Loos dieser versprengten Teile unseres Stammes kein besseres, in manchen Fällen sogar noch furchtbareres als das der osteuropäischen Juden, von deren trauriger Lage wir täglich neue Beispiele sehen. Was die Juden in Marokko und Persien, die Yemeniten und die Falaschas in den letzten Generationen gelitten haben, das wird wohl nie in annähernd vollständiger Weise zu unserer Kenntnis kommen; — erst jetzt, da immer weitere Gebiete dem Verkehr angeschlossen werden, beginnen wir davon zu erfahren, wenn irgendwo in diesen entfernten Ländern jüdisches Blut vergossen wird. Aber gleichzeitig mit dem Nachrichtendienst hat auch unsere Möglichkeit, hilfreich einzugreifen, sich räumlich ausgedehnt. Zu keiner früheren Zeit wären wir in der Lage gewesen, wie es jetzt öfters versucht wurde und schon manchmal geglückt ist, in diesen „wilden" Ländern jüdisches Leben und Eigentum zu schützen, oder, wo es für den Schutz zu spät war, die Bestrafung der Schuldigen herbeizuführen.

Mögen die Kräfte, die heute am Werke sind, neue Einigungsbande um die überall verstreute Judenheit zu schlingen, immer grösseren Erfolg haben und das kulturelle und politische Gewicht der Judenheit soweit steigern, bis nirgends mehr der Jude als Jude zu leiden haben wird. Kulturelle Organisationen und ein zuverlässiges Asyl-Land, — darauf beruhen die Hoffnungen für die Zukunft des Judentums.

Y.



Friedhof der Juden von Cochin.



N. Coypel. **Ptolemäus giebt den Juden die Freiheit.**

HEBRAEISCH NACH DER BERLITZ-METHODE.

Von Dr. E. Simonson, Schöneberg.

Die Juden haben sich jederzeit durch die Fähigkeit ausgezeichnet, fremde Sprachen leicht zu erlernen. Eine dreitausendjährige Gewöhnung hat diese Gabe zu einer Vollkommenheit emporentwickelt, welche heute nur noch bei den Japanern ihresgleichen findet. Die centrifugale Bewegung im jüdischen Volke, welche mit der Welthandelspolitik Salomos begann und seitdem nie wieder ganz zum Stillstand gekommen ist, hat wenigstens in dieser Beziehung Gutes gewirkt, indem sie das Sprachgefühl unseres Stammes mehr und mehr zur Entfaltung brachte. Wenn von den Synhedrien aus der Zeit der Mischnalehrer berichtet wird, ihre Mitglieder hätten 70 Sprachen verstanden, so haben wir als Kern des so ausgeschmückten Berichtes die Thatsache anzusehen, dass darauf gehalten wurde, dass im Schoosse dieser obersten Behörde die Kenntnis aller damaligen Kultursprachen vertreten war. Ganz im Sinne dieser Anschauungen heisst es auch im Talmud, nur derjenige sei ein Gebildeter bezw. könne seine eigene Sprache richtig verstehen, welcher sich mindestens eine fremde Sprache angeeignet habe. Bekannt genug ist es auch, in wie hohem Maasse die Juden in der Diaspora zu allen Zeiten, von Philo bis Chajim Steinthal und Daniel Sanders, an der Entwickelung und wissenschaftlichen Erkenntnis der herrschenden Kultursprachen mitgearbeitet haben.

Nicht mit Unrecht konnte daher Max Nordau vor einigen Jahren in einem in Berlin gehaltenen Vortrage sagen, eine Sprachschwierigkeit werde bei Lösung der Judenfrage nicht vorhanden sein: „Für Leute, die bloss mit ihrem Jargon ausgerüstet nach London kommen und in drei Monaten leidlich, in zwei Jahren wie Eingeborene englisch sprechen, die in Argentinien landen und nach einem halben Jahre mit den Gauchos fliessend spanisch plaudern, giebt es eine Sprachschwierigkeit einfach nicht."

Nur einer Sprache gegenüber versagt dieses treffliche jüdische Sprachgefühl, versagt der Mut, sich an ihre Erlernung heranzuwagen: vor der hebräischen. Vor der heiligen Sprache haben die westeuropäischen Juden eine heilige Scheu. Wie wenige mag es wohl unter den deutschen Juden geben, welche eine Ahnung von der gewaltigen Renaissance haben, die die hebräische Sprache im Laufe des letzten Menschenalters erlebt hat und täglich erlebt? Ein neues Blühen hat an dem alten fast erstorbenen Baume begonnen, verheissungsvoll zeigen sich mit jedem Tage neue Blüten und Früchte, und die „heilige" Sprache ist auf dem besten Wege, wieder eine Volkssprache zu werden. Auf allen Gebieten geistiger Bethätigung, in Poesie und Prosa, zeigt sich neues Leben, „das Blühen will kein Ende nehmen." Von der poesiereichen Prosa eines Abraham Mapu, welche in ihrer Lieblichkeit an das Buch Ruth gemahnt, können wir aus der deutschen Uebersetzung leider nur eine unvollkommene Vorstellung gewinnen; staunend sehen

wir, wie ein Achad-haam die tiefsten psychologischen, ethischen und sozialen Probleme unserer Zeit in einer klaren, durchsichtigen und eleganten Sprache erörtert, wie eine stürmende Jugend, der nichts Menschliches fremd ist, an alle die moderne Zeit bewegende Fragen herangeht; mit Staunen gewahren wir, wie alle Richtungen und Anschauungen des modernen Lebens ihre Vertretung finden, wie ein Berdiczewski mit himmelstürmendem Jugendmut sich sogar an die Umwertung uralter und gefestigter Vorstellungen der jüdischen Volksseele heranwagt, wie die feindlichsten Brüder hier einen gemeinsamen Boden finden, vom konservativen Traditionsjuden bis zum Sozialisten, vom Zionisten bis zum jüdischen Antisemiten — in hebräischer Sprache.

Indessen der Ausdruck, dass wir staunend alles dieses sehen, ist nur sehr bedingt richtig; wir sehen die geschilderte Entwickelung gewissermassen nur als Zaungäste. Wie der Knabe, dem der Obolus zum Eintritt ins Theater fehlt, sehnsuchtsvoll durch Zaunspalten und Vorhanglücken einige dürftige Blicke auf die Vorgänge im Innern des verbotenen Paradieses zu erhaschen sucht, so müssen wir westeuropäische Juden uns mit den spärlichen Uebersetzungsproben begnügen, welche „Ost und West", „Die Welt" und einige andere jüdische Zeitschriften uns aus dieser werdenden Geisteswelt schauen lassen.

Aber müssen wir diesen Zustand denn wie ein unabänderliches Geschick hinnehmen? Vielleicht besteht die unüberwindliche und entmutigende Schwierigkeit nur in unserer Vorstellung? In der That ist dies der Fall; wir behaupten, dass nur die Methode, deren wir uns heute noch überwiegend bedienen, die Schwierigkeit künstlich geschaffen hat.

Wir treiben auf der Schule 9 Jahre lang Lateinisch, Griechisch, Französisch, Englisch, aber in keiner dieser Sprachen, auch nicht in den beiden lebenden, bringen wir es zu einer halbwegs befriedigenden Fertigkeit. Dass dies gar nicht anders sein kann und keineswegs die Schuld des Schülers ist, ja dass gerade der begabteste Schüler sich instinktiv gegen diesen geistigen Korsettzwang auflehnen muss, wird uns bei einiger Ueberlegung einleuchten.

Unsere Lehrstunden sind grösstenteils ausgefüllt mit der Erlernung von grammatischen Regeln und mit Uebersetzungen aus einer Sprache in die andere. Wir zweifeln nicht daran, dass man ins Wasser gehen muss, um schwimmen zu lernen, wir würden jeden für blödsinnig erklären, der einem Schüler die Musik, die Skulptur, die Malerei durch theoretische Vorträge beizubringen versuchen wollte, — aber wir sind uns nicht bewusst, dass wir im Grunde ähnliches thun, wenn wir mit Regeln, welche von dem lebenden Organismus der Sprache abstrahiert sind, dem Schüler die Fähigkeit, diese Sprache zu meistern, glauben geben zu können, da er doch die Materie, nämlich das Sprachgut, nicht vorher beherrscht. Auch das Uebersetzen aus der Muttersprache in die zu lernende und umgekehrt ist nicht geeignet, dem Schüler den Geist der fremden Sprache zu erschliessen, ihn zum Denken in derselben zu erziehen, ja es zwingt ihn direkt, die der Muttersprache eigentümlichen Wendungen und Satzgefüge in das fremde Idiom hineinzutragen. Durch die Uebersetzungsmethode, durch das beständige Vergleichen mit der Muttersprache werden die Hauptschwierigkeiten der Grammatik überhaupt erst geschaffen! Wenn ein so ausgebildeter Schüler in das Land kommt, dessen Sprache er angeblich erlernt hat, so geht es ihm nicht viel besser als dem Manne, der vorsorglich stets ein Lehrbuch der Schwimmkunst in der Tasche trug, und, als er einst ins Wasser fiel, voll Zuversicht nach seinem Leitfaden griff, um darin nachzulesen, wie er seine Schwimmstösse zu machen habe.

Es klingt vielleicht paradox, aber es entfernt sich nicht allzuweit von der Wirklichkeit, was ich einmal gelegentlich einer angeregten Unterhaltung über das vorliegende Thema sagte, nämlich, dass die Grammatik erfunden sei, um das Erlernen von Sprachen zu verhindern.

Im letzten Jahrzehnt hat sich, wie auf vielen anderen Gebieten, so auch bei der Unterrichtstechnik der Ruf „Zurück zur Natur" Geltung verschafft. Die Berlitz-Methode, welche heute auch bereits die Schulen zu erobern anfängt, ahmt den natürlichen Vorgang nach, durch welchen ein Kind von seiner Umgebung oder ein Reisender im fremden Lande sprechen lernt. Er hört nur die Laute der zu erlernenden Sprache, an sein Ohr schlagen immer wieder in den verschiedensten Verbindungen und Zusammenhängen die charakteristischen Wendungen und Formen, die er sich zu eigen macht, ohne zum Vergleich mit der Muttersprache zu kommen oder dazu Veranlassung zu finden. So lernt er von vornherein in der fremden Sprache denken, während nach dem bisherigen System sein Ohr in den Lehrstunden infolge der fortwährend nötigen Erklärungen und Uebersetzungen mindestens $^{9}/_{10}$ der Zeit die Laute der eigenen Sprache hörte.

Die von Professor Berlitz eingeführte Methode will dem Schüler den Aufenthalt im fremden Lande ersetzen und erreicht dies dadurch, dass von der ersten Lektion an ausschliesslich die Laute der zu erlernenden Sprache gesprochen werden. Von konkreten Dingen ausgehend, die der Schüler zugleich sieht und hört, schreiben und aussprechen lernt, kommt der Lehrer unter Zuhilfenahme von Gesten und entsprechenden, leicht zu durchschauenden Handlungen bald so weit, dass er den kleinen Schatz an Worten und Wendungen, welchen der Schüler sich nach einem Dutzend Stunden angeeignet hat, bereits zu Erklärungen mitheranziehen kann, die später auch grammatischer Natur sein können.

Nicht gering zu veranschlagen ist die moralische Wirkung auf die Lernlust und Ausdauer des Schülers, wenn er sehr bald merkt, dass er schon etwas sprechen und verstehen kann.

Im Grunde ist die hier geschilderte Unbrauchbarkeit der alten Schulmethode immer mehr oder minder bewusst anerkannt worden, und man nahm die auffällige Thatsache, dass begabte junge Leute nach 6—9jährigem Unterricht eine Sprache so wenig beherrschen gelernt hatten, als etwas Unabänderliches mit Resignation hin; wer eine Sprache wirklich erlernen wollte, der suchte sich, falls ein Aufenthalt im fremden Lande ihm nicht möglich war, wenigstens durch Konversation mit Eingeborenen desselben darin auszubilden. In den besseren grossstädtischen jüdischen Familien, welche Wert darauf legen, dass ihre Kinder fremde Sprachen beherrschen lernen, ist ja die Französin oder „die Miss“ als Hausgenossin heutzutage beinahe schon zur selbstverständlichen Einrichtung geworden.

Es liegt kein Grund vor, weshalb diese Methode, nach welcher man bei entsprechendem Eifer eine der modernen Sprachen in 6—12 Monaten sprechen und schreiben lernt, nicht auch zur Erlernung des Neuhebräischen sollte angewandt werden können. Ja in Russland wird das Hebräische sogar vielfach bereits auf ähnliche Weise gelehrt, und es giebt auch bereits sehr brauchbare Lehrbücher für diesen Zweck, so das in Berlin wohl bekannteste „Eden hajelodim“ von Tawjew. Auch an Lehrkräften sollte es in Berlin nicht fehlen. Der hier bestehende hebräische Konversationsklub „Sapha B'rurah“ könnte zweifellos unter seinen ca. 60 Mitgliedern geeignete Lehrer finden, und es wäre kein Hindernis, wenn der Lehrer Russe wäre, da ja hervorragende Kenntnis der deutschen Sprache bei dieser Methode nicht erforderlich ist. Die Lehrer der Berlitz-Schulen sind sogar meist junge Ausländer, welche in ihrer Muttersprache unterrichten, ohne ihrerseits die Landessprache zu kennen.

Genau betrachtet, ist übrigens die alte erfolgreiche jüdische Methode des „Lernens“, durch welche das ganze Schrifttum mit allen Wortbildungen und charakteristischen Spracheigentümlichkeiten dem Gedächtnis einverleibt wird, in ihrem Wesen durchaus nicht sehr von der Berlitz-Methode verschieden, und es ist vielleicht mehr als ein Zufall, dass Professor Berlitz, der jetzt in Amerika lebt, ein russischer Jude ist.

Wer die Sprache später noch grammatisch studieren will, dem bleibt dies natürlich unbenommen, und er wird die abstrakten Regeln ohne die sonstigen Schwierigkeiten spielend erfassen, weil er dabei das materielle Substrat stets vor Augen hat und daher nicht gezwungen ist, seine Zeit mit den abstraktesten und umständlichsten Denkoperationen zu verbrauchen.

In Berlin giebt es seit einigen Jahren hebräische Sprachkurse für Erwachsene, deren Erfolg bisher nicht gerade überwältigend gewesen ist und es nach dem oben Gesagten nicht sein konnte. Die Kosten der Kurse würden nicht grösser sein, wenn man einen Versuch in der besprochenen Richtung zu machen sich entschliessen wollte.



Eugène Delacroix.

Jüdische Hochzeit in Marokko.

DER JUEDISCHE GEIST.

Eine völkerpsychologische Studie von Maurice Muret, Paris 1901.

Dieses neue Buch ist eine litterarische Erscheinung, welche sich den wertvollen Schriften Renan's, A. Leroy-Beaulieu's u. a. anreiht und naturgemäss in besonderer Weise die jüdische Welt interessieren wird.

Muret ist homo novus, er erkennt selber an, dass ihm die Autorität eines grossen Namens fehlt, hat aber durch seine Objektivität, Klarheit der Darstellung und sein wissenschaftliches System die Sympathie seiner Leser zu gewinnen verstanden. L'esprit Juif ist das erste Glied einer Trilogie von „religiöser Psychologie im XIX. Jahrhundert“. Der „protestantische“ und „der katholische Geist“ werden bald darauf folgen.

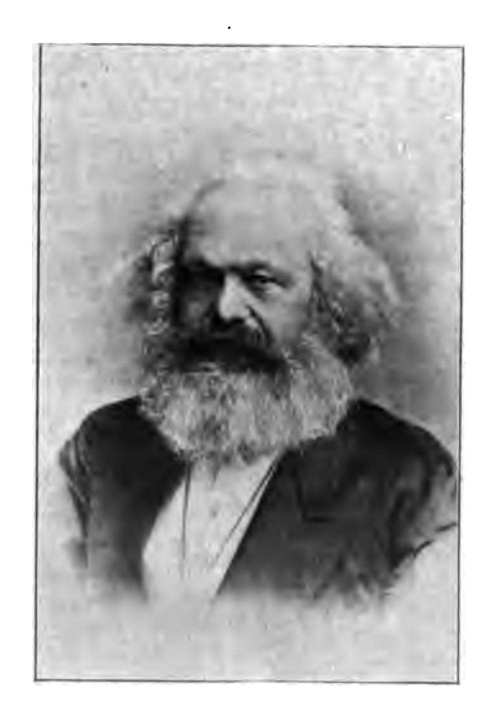
Muret ist ein Schüler Taine's. Gestützt auf die Theorie der Rassen, untersucht



er den jüdischen Geist, so wie Taine den englischen in seiner Litterature Anglaise. Muret stellt sich die Frage: — Giebt es einen jüdischen Geist? Und antwortet: — Ja! Er sucht diesen jüdischen Geist in den Werken der hervorragendsten Juden unserer Zeit. Und als solche nimmt er Spinoza, Heine, Lord Beaconsfield, Karl Marx, Georg Brandes und Max Nordau.

Ueber die Zusammensetzung wird man ja wohl anderer Ansicht sein können: Einige werden sich vielleicht daran stossen, dass Disraëli und Heine ausserhalb der jüdischen Gemeinschaft standen, wer aber Zufälligkeiten und Aeusserlichkeiten keine höhere als die ihnen zukommende Beachtung schenkt, kann nicht im Zweifel darüber sein, dass die Zugehörigkeit zur Welt des jüdischen Geistes nicht erlischt, weder durch den Taufakt, den ein Heine selbst an sich vollziehen lässt, noch durch den Zufall der Geburt in einer übergetretenen Familie. Können wir doch — bei der wunderbaren Stärke des jüdischen Blutes, welches in keiner Mischung spurlos verschwindet — häufig genug jüdische Züge in Typus und Geist bei Individuen wahrnehmen, deren sonst arische Familie vor Generationen durch eine Mischehe einen jüdischen Einschlag bekommen hat.

Aber auch nach einer anderen Richtung ist Murets Zusammenstellung mindestens nicht die einzig richtige. Die Frage nach den sechs bedeutend-



Karl Marx.



Benjamin Disraëli.



Georg Brandes.

sten Juden der Gegenwart kann auf sehr verschiedene Weisen beantwortet werden. Mancher wird die grossen Künstler, Maler, Bildhauer, Musiker, sowie die grossen Gelehrten vermissen. Mancher wird Börne neben Heine, Lassalle neben Marx setzen wollen.

In jedem Falle muss eine solche Frage bei unserem Reichtum an hervorragenden Geistern ausserordentlich anregend wirken. Welche Fülle von jüdischen Namen drängt sich uns allein aus den Reihen der Staatsmänner auf, trotzdem gerade auf diesem Gebiete die Juden nach jahrtausendelanger Unterbrechung erst wieder in allerneuester Zeit überhaupt in Frage kommen konnte. Neben Benjamin Disraëli — und etwa zur gleichen Zeit — Gambetta und Cremieux in Frankreich, Lasker, Loewe, Bamberger in Deutschland und viele Andere mehr. Auch Emin Pascha sollte nicht unerwähnt bleiben, wenn es gilt bei den Juden organisatorisches Genie und Staatskunst auf exponirtestem Posten nachzuweisen, — Fähigkeiten welche durch alle Jahrhunderte und über den Wechsel aller Verhältnisse hinaus uns geblieben sind und zu mancher Hoffnung auch für die Zukunft berechtigen. — —



Heinrich Heine.

K . . .

MISCELLEN.

Der „Verein zur Förderung der Bodenkultur unter den Juden Deutschlands“ ist aus dem Stadium der rein propagandistischen Thätigkeit herausgetreten, um seine Ideen in die Praxis zu übersetzen

Von Vorstandsmitgliedern des Vereins wurde am 19. November a. c. die Bodenkulturgesellschaft m. b. H. mit einem Stammkapital von 20 000 M. begründet. In ihren Aufsichtsrat wurden gewählt die Herren: Oberamtmann Cohn, der Vorsitzende des Bodenkulturvereins, zum ersten, Prof. O. Warburg zum stellvertretenden Vorsitzenden, Prof. Philippson, Fabrikbesitzer Aron Hirsch und Dr. Ernst Tuch. Zum ersten Geschäftsführer (im Ehrenamt) wurde bestellt: Mühlenbesitzer J. Rosenthal-Posen, zum zweiten Geschäftsführer Rittergutsbesitzer Dr. Papilsky. Die Gesellschaft hat nunmehr, nachdem ihr von einem der Vorstands-Mitglieder des Bodenkulturvereins weitere 50 000 M. für kurze Zeit vorgestreckt worden waren, das Gut Neuhof bei Posen erworben.



Dr. M. Nordau.

Neuhof liegt ausserordentlich günstig, ca. 5 km von der Stadt Posen entfernt, an der Bahnlinie, die nach Gnesen führt; von dem Städtchen Schwersenz ist es in einer Viertelstunde zu erreichen. Es ist 387 Morgen gross, wovon $354\frac{1}{2}$ Morgen Acker (guter Mittelboden) sind, 20 Morgen gute Wiese, 5 Morgen Garten und Baumschule u. s. w. Die Wiesen grenzen an das Flüsschen Glowna, wodurch die Bewässe-

rung des Bodens leicht bewirkt werden kann. Der Preis beträgt 70 500 M. Allerdings müssen zum Aus- und Umbau der Gebäude, zur Verbesserung des Viehstandes, für weitere Meliorationen etc., mit einem Worte: zur Umgestaltung Neuhofs in eine Musterwirtschaft noch grössere Summen hineingesteckt werden, jedoch sind diese nach dem übereinstimmenden Urteil der zu Rate gezogenen Fachleute durchaus gesichert; nach einer vorsichtigen Rentabilitätsberechnung wird sich das Kapital mit mindestens 4% verzinsen.

Das Gut wird von einem Administrator verwaltet werden; mit der Einstellung der Eleven wird man im Frühjahr n. J. beginnen; später sollen diese als selbständige Bauern angesiedelt werden.

Hiermit hat der Bodenkulturverein einen grossen Schritt vorwärts gethan. Er darf mit Recht für sich den Ruhm beanspruchen, ein soziales Werk ersten Ranges eingeleitet zu haben.

Er wendet sich jetzt unter Beifügung einiger Gutachten mit einem Aufruf an die Oeffentlichkeit, sein Unternehmen durch Zeichnung von Anteilscheinen (à 500 M.) der von ihm begründeten Bodenkulturgesellschaft m. b. H. zu unterstützen und zu fördern.

Wir glauben und hoffen zuversichtlich, dass der Aufruf lauten Widerhall in den jüdischen Kreisen Deutschlands finden wird.

Der Versuch, den der Bodenkulturverein unternimmt, ist von allergrösster Bedeutung für die deutsche Judenheit. Gelingt er, so wird er zweifellos eine immer anwachsende Nachahmung finden. Auf diese Weise würde organisch ein gesunder jüdischer Bauernstand in Deutschland erstehen, der zugleich das stärkste Bollwerk gegen antisemitische Schmähungen sein und die feste Garantie einer wirtschaftlichen Erstarkung vieler heute sinkender jüdischer Existenzen bieten würde.

Wir wünschen daher dem Vorgehen des Vereins aus vollem Herzen Glück!

*

Max Nordau's „Conventionelle Lügen" und „Paradoxe" erscheinen soeben in einer neuen Auflage (R. Elischer Nachfolger, Leipzig). Diese beiden Bücher gehören zu den verbreitetsten der Welt.

Von ersterem kamen bisher in der deutschen Originalausgabe 53 000 Exemplare in den Handel: an Uebersetzungen erschienen nicht weniger als 13 — die meisten davon in mehreren Auflagen — und zwar: 3 englische (1 Londoner, 2 amerikanische), 1 französische, 1 spanische (21 Auflagen), 1 italienische, 1 portugiesische, 1 schwedische, 1 holländische, 1 dänische, 1 japanische (der Uebersetzer, Sekretär der japanischen Gesandtschaft in Washington, wurde wegen dieser Uebersetzung von seinem Amte enthoben). Das deutsche Original wurde ausserdem in Amerika in zahlreichen Auflagen nachgedruckt.

Von „Paradoxe" erschienen deutsch 7 Auflagen in 26 000 Exemplaren, ferner 10 Uebersetzungen, und zwar ins Englische 2, ins Französische, Italienische, Spanische, Portugiesische, Schwedische, Russische (4 Auflagen von 12 000 Ex.), Rumänische und Hebräische je eine.

Beide Bücher haben seit ihrem Erscheinen nicht aufgehört, Gegenstand lebhafter, oft leidenschaftlicher Erörterung zu sein.

APHORISMEN.

Heine ist so stark, dass er heute noch sein Denkmal in Deutschland dauernd verhindert.

Wilhelm Bölsche.
(Hinter der Weltstadt.)

*

Es giebt keine Majorität gegen das Gewissen.

Jules Simon.

*

Das Schicksal des jüdischen Volkes ist vielleicht das erschütterndste Drama der Weltgeschichte.

Wenn die griechischen Tragiker vorzugsweise die Hybris, den übermütigen Missbrauch der Gewalt, als das dunkle, die Menschen ins Verderben ziehende Verhängnis darzustellen pflegen, so tritt uns in den Schicksalen dieses Volkes eine, ich möchte sagen mittelalterliche Hybris, als der schwer auf ihm lastende Fluch entgegen, eine Hybris, gemischt aus religiösem Fanatismus, gemeiner Habgier und instinktartiger Rassenabneigung. Sie war das Ergebnis jenes sittlichen und intellektuellen Gebrechens, welches viele Jahrhunderte lang auf den Höhen der Menschheit wie unten in der Menge gleichmässig geherrscht hat, zum Teil noch in weiten Kreisen vorhanden ist, wenn auch jetzt durch Sitte, Furcht und öffentliche Meinung gebändigt. Dieses Gebrechen war und ist, kurz ausgedrückt der Mangel des Gerechtigkeitssinnes.

Wir kennen sie, jene Mächte und ihre Werkzeuge, welche auch heute noch in allen ersinnlichen Wendungen und Verhüllungen, stets den einen Gedanken wiederholen: Wir allein sind im Besitz der vollen, Rettung bringenden Wahrheit, und darum muss uns auch alles gewährt werden und alles uns erlaubt sein, was

zur Verbreitung und Geltendmachung dieser Wahrheit notwendig oder dienlich ist. Wo dieses Prinzip herrscht, wie es in dem ganzen Jahrtausend von 500 bis 1500 herrschte und heute noch von denen vertreten wird, welche die mittelalterliche Weltanschauung festhalten, da muss selbst der Begriff der Gerechtigkeit als verdammlicher Wahn erscheinen — jener Gerechtigkeit nämlich, welche den Menschen nach seiner Erziehung, seinen Neigungen und Vorurteilen zu verstehen, sich in seinen Gedanken und Sympathienkreis zu versetzen und ihn demgemäss zu behandeln, zu entschuldigen, sein Abweichen von unseren Bahnen des Denkens, Glaubens und Handelns zu ertragen, sein Recht der Selbstbestimmung zu achten vermag. Die christliche Religion hat diese Gerechtigkeit zusammengefasst in dem Gebote der Nächstenliebe nach dem Maasse der Selbstliebe, aber in fast unabsehbarem Umfang ist von den Herrschenden wie von der Masse, von den Lehrern, wie von den Zöglingen, von Wissenden und Unwissenden dieses höchste Gebot nicht verstanden, ignoriert, übertreten worden.

Wie es jetzt in der Gegenwart damit stehe, das zu sagen ist nicht meine Aufgabe.

Das aber ist leicht zu erkennen, dass eine Nation um soviel höher steht als Trägerin der Kultur, je grösser in ihr die Zahl der von dieser höheren Gerechtigkeit durchdrungenen Personen ist und je besser ihre Institutionen dieselbe zu schirmen und zu bethätigen geeignet sind. Wo die Wechselbeziehungen der Menschen zu einander das religiöse Gebiet berühren, da pflegt man den Mangel der hier erörterten Tugend Fanatismus zu nennen, und es hat Zeiten gegeben, in denen auch die besten Männer und die edelsten Charaktere fanatisch dachten und handelten, so dass nunmehr für uns die Notwendigkeit sich ergiebt, in dem Weltgericht der Geschichte die Wohlthat jener Gerechtigkeit gerade auch ihnen angedeihen zu lassen, ihnen, welche sie selber im Leben verleugnet und ihren Mitmenschen versagt haben."

(Aus der Rede, gehalten in der Festsitzung der Akademie der Wissenschaften in München am 25. Juli 1881, von J. von Döllinger.)

*

Nach meiner Ansicht sind es zwei Ursachen, welche den Mangel an historischer Litteratur bei uns Juden erklären:

1. Im engen Kreise, wo das Leben nicht dramatisch verläuft, wo militärische und politische Thätigkeit vollständig fehlt, wo der Grösste sich ducken muss, wo Ackerbau und demgemäss die Liebe zur angestammten Scholle nicht gedeihen können, ist auch kein Platz für den weiten Blick und das stolze Selbstbewusstsein des Historikers. Grosse Kriege bringen grosse Historiker hervor. Grosse Eroberer, grosse Herrscher, politische Revolutionen und im allgemeinen aufgeregtes politisches Leben produzieren, wenn Ruhe und Wohlstand wieder einkehren, bedeutende Geschichtswerke.

2. Die Fähigkeit und die Gewohnheit, zu beobachten und das Beobachtete festzuhalten, verlangt ein hochentwickeltes, prosperierendes Milieu. Im Ghetto wird diese Fähigkeit durch die Enge des Lebens erstickt. Das Ghetto kannte kein Mittelding zwischen Vergötterung und Verachtung.

Max Heller (New Orleans).

*

Ich müsste befürchten trivial zu werden, wollte ich es unternehmen auch nur ein Wort zur Charakteristik der Bibel hier zu sagen. Es muss genügen, daran zu erinnern, dass die Bibel das Buch des Altertums, das Buch des Mittelalters und — wenn auch nicht auf öffentlichem Markte — das Buch der Neuzeit ist. Was bedeutet Homer, was die Veden, was der Koran neben der Bibel! Und sie ist unerschöpflich; jede Zeit hat ihr noch neue Seiten abzugewinnen vermocht.

Adolf Harnack,
(Die Aufgabe der theologischen Fakultäten und die allgemeine Religionsgeschichte. Rede 1901.)

*

Der krankhaft einseitige, unechte Nationalismus, der mit plumpen Fingern eine ganze Menge wirklicher Kulturerrungenschaften angreift, ist sehr intolerant. Er möchte am liebsten die grosse Kette gemeinsam ererbter Güter durchbrechen und zwischen sich und den anderen Völkern eine ganze Welt von Wertverschiedenheiten künstlich errichten.

Aber es giebt auch einen anderen verfeinerten, gereifteren Nationalismus. Dieser sperrt sich gegen den Windhauch des „guten Europäertums" nicht ab. Er will das nationale Ausleben gleichsam erweitern und erhöhen durch Aufnahme allgemeiner Kulturelemente. National und universell heisst die Parole eines solchen Nationalismus.

Dr. Paul Weisengrün.

AUS OST UND WEST.

Jüdischer Kunst-Verlag. — Lesser Ury. — Bar-Hebraeus. — Die Makkabäer-Ausgabe der „Welt“. — Palästina-Zeitschrift. — Jüdische Abgeordnete in Ungarn. — Preisausschreiben von „Ost und West“.

Ein jüdischer Kunstverlag.

Die nebenstehende Abbildung ist das Signet eines neuen, einzig in seiner Art dastehenden Unternehmens, das sich die Realisierung eines der vornehmsten Programmpunkte von „Ost und West“ zur Aufgabe gesetzt hat: die Förderung des Kunstsinns in der jüdischen Masse. Alle die Bestrebungen, welche auf eine Neubelebung jüdischer Kunst hinzielen, müssen zunächst auf die grosse Menge des jüdischen Publikums zu wirken suchen, um so die Unterlage, den Grund und Boden zu schaffen, auf welchem die alten Keime aufs neue Wurzel schlagen, emporblühen, sich entfalten und reichen Schatten spenden sollen. Die jüdische Kunst, deren Förderung ein junges Judentum heute anstrebt, hat Anfänge gehabt, die soweit in der Zeiten Ferne zurückliegen, dass nur die allerwenigsten Künstler unseres so vielbegabten Stammes die Fähigkeit sich bewahrt haben, an diese alten Anfänge anzuknüpfen und so eine aus unserer



Zeichnung von E. M. Lilien.

Geschichte und Ueberlieferung organisch hervorwachsende Kunst vor uns entstehen zu lassen. Zu dem kommt noch, dass die Unkenntnis des jüdischen Publikums zu einer Gleichgültigkeit in Sachen der jüdischen Kunst geführt hat, welche auch die wenigen Künstler entmutigt oder zu andersgearteter Bethätigung zwingt, die fähig wären, am Ausbau unserer neuen Kunst zu helfen. Zum Glück aber ist in den allerletzten Jahren — fast konnten wir „Monaten“ sagen — Dank der neuerwachten jüdischen Kulturbewegung, ein kleiner Stamm echt jüdischer Künstler aus der grossen Zahl von Künstlern jüdischer Abstammung hervorgetreten, welcher schon jetzt so klarbewusst gutjüdische künstlerische Werte schafft, dass wir an die weitere Entwickelung dieses Zweiges nationaler Eigenart mit Zuversicht glauben dürfen. Wir sehen es klar aus diesen neuen Anfängen; das Feuer der jüdischen Kunst war nicht erloschen — es glomm durch alle diese Jahrhunderte unter der Asche fort und wird sich einem Phönix gleich zum neuen Tag, zu neuer Schönheit erheben. — —

Der neue Kunstverlag arbeitet nach zwei Hauptrichtungen: er bildet eine Centralstelle, an der alles gesammelt wird, was an Reproduktionen von Kunstwerken jüdischen Interesses existiert und bisher nur mit grösster Mühe und höchst unvollständig von überall her zusammengetragen werden konnte, und er befasst sich des weiteren mit der Reproduktion solcher biblische und modern-jüdische Motive behandelnder Kunstwerke, welche bisher überhaupt nicht im Handel zu beschaffen waren.

Der neue Verlag macht es sich zur Aufgabe, sowohl ältere und bekannte Werke, wie auch die neuesten speziell jüdischer Künstler dem jüdischen Publikum in Reproduktionsarten zugänglich zu machen, die sowohl dem Geldbeutel der Aermsten wie dem verwöhnten Geschmacke der Wohlhabendsten Rechnung tragen. Wir werden noch Gelegenheit nehmen, auf dieses neue und grossangelegte Unternehmen zurückzukommen. Der in wenigen Tagen erscheinende Katalog enthält eine Auswahl von etwa 500 der besten Kunstwerke jüdischen Interesses.

* * *

Lesser Ury. — Im Salon Schulte wurden vor kurzem eine Anzahl älterer und neuerer Schöpfungen Lesser Ury's, unseres geschätzten Mitarbeiters, ausgestellt. Ueber das Schaffen und Wirken dieses hervorragenden, einsam ringenden Künstlers, von dem wir auch in diesem Hefte eines seiner neueren Werke (aus dem Triptychon „Der Mensch“) veröffentlichen, haben wir bereits in dieser Zeitschrift (Heft 2) ausführlich berichtet. Zur Ergänzung lassen wir hier noch eine kleine Besprechung der erwähnten Ausstellung folgen, die einer der besten Kenner der Ury'schen Eigenart, Herr J. Norden, in der „Gegenwart“ (No. 48, 30. Nov.) veröffentlicht hat:

„Im Oberlichtsaal hat Lesser Ury das Wort. Er hat sich doch entschlossen, seinen „Jeremias“ auszustellen. Das reifste und das technisch fertigste Werk unter seinen grossen Gemälden von tief philosophischem Gehalt. Grandios in der Auffassung und monumental in der Ausführung. Nichts als nächtlicher Himmel über nächtlicher Wüste, und aus dem Erdboden aufwachsend und mit ihm verwachsen die seltsam zackige Silhouette des Menschen, in der einsamen Grösse der Natur einen Halt findend für das niederdrückende Bewusstsein der Verderbnis ringsum, der er entflohen ist. Ein hohes Lied auf Einsamkeit des Grossen. Ein

Symbol des Segens der Einsamkeit. Ein Symbol auch der Beziehungen des Künstlers mit seiner Kunst zur Aussenwelt. Ich habe das Gemälde und den Schöpfer seiner Zeit in den Spalten der „Gegenwart“ eingehend besprochen, damals, als ich das ergreifende Werk in Ury's Atelier kennen lernte. Es mag wohl schon anderthalb Jahre her sein. In Weltflucht gemalt, in Weltflucht verborgen gehalten Jahre hindurch, taucht's nun doch in der Oeffentlichkeit auf. Ob es besser verstanden wird, als die früheren philosophischen Gemälde, als „Jerusalem“, der „Mensch“, das „Erste Menschenpaar“? Vom „U. d. Linden-Publikum“ gewiss nicht. Und ich habe mich eigentlich gewundert, dass Ury es — wohl auf Drängen seiner näheren Freunde — nun doch der grossen Menge preisgiebt, die noch immer in ihm keinen Ringer und Kämpfer, dem seine Kunst alles ist, erblickt hat, sondern im besten Fall einen phantastischen Sonderling. Freilich: auch der Krittler und Nitler, auch der Denkfaule und Empfindungsstumpfe wird sich nicht der Wirkung entziehen können, die vom „Jeremias“ ausgeht. So schrieb ich damals, so wiederhole ich es jetzt. Aber - am Ende bin auch ich selbst nur ein Phantast. Uebrigens stellt Ury nicht dieses Gemälde allein aus. Zwei ganze Wände des Oberlichtsaales und einen Teil des Vorraumes nimmt er mit einer grossen Sammlung von Bildnissen, Alltagstypen und -Szenen, Landschaften ein. Und sie umfassen einen Zeitraum von nahezu 20 Jahren. Denn wir sehen hier auch eine ganze Reihe von Bildern aus dem Beginn der 80er Jahre, aus seiner Brüsseler und Pariser Zeit, wo er überzeugt die Wege wandelte, auf denen Liebermann und Uhde später soviel Ruhm und Ehre einheimsen konnten, die Wege einer konsequenten Freilichtmalerei im Dienste der realistischen Schilderung von Alltagsmenschen. Er malte damals alles, was ihm vorkam. Bauern auf dem Felde bei der Arbeit oder bei der Gebetsandacht, figurenbelebte Intérieurs, Kaffeehausszenen und Bildhauer oder Näherinnen bei der Arbeit, einsame Weiler, sonnenschimmernde Parks und morgendampfende Aecker. Manches davon ist jetzt hier zu sehen“ . . „In seinen landschaftlichen Pastellstudien singt und dichtet er förmlich in Farben, weil er es nur so zum Ausdruck bringen zu können vermeint, was ihn beim Anblick der Natur bewegt“ . . „Fast will es mir aber scheinen, dass man ihn allmählich auf diesem Gebiete wenigstens auch in breiteren Massen zu verstehen beginnt, was nicht sowohl ihn, als diese ehrt. Ich habe jetzt vor manchen dieser grossen und kleinen Landschaftsausschnitte in jener bald farbenfunkelnden, bald geheimnisvoll verschleiernden, jetzt lebensfroh jauchzenden und dann elegisch träumenden Pastelltechnik, die er so meistert, ehrliche Ausrufe der Bewunderung vernommen. Tritt man näher hinzu, so zerrinnt der Zauber: breite Flecke, hingeschmierte Striche, verwischtes Gekritzel sieht man nur. Und in der richtigen Entfernung – welch entzückendes Spiel von Tönen und Farben, welch differenzierte Blosslegung des landschaftlichen Seelenlebens, welch Erfassen z. B. der feinsten Werte in den feierlichen Stunden, wo der Morgen die Nacht verdrängt, oder wo es Abend werden will. Gleichviel dabei, ob uns der Maler zu den kiefernumsäumten Wasserspiegeln des Grunewalds, in die lauschigen Thüringer Thäler, an die Ufer des Gardasees, in Waldesdickicht oder auf Dünensand führt — es wird ihm alles zu einem Gedicht, zu Musik. Musikalisch — ja, das ist's, so wirken sie zumeist, wie denn die Musik die Kunst ist, die in unser Inneres am tiefsten vorzudringen vermag. Unsere modernen Musik-Stimmungskünstler müssten eigentlich Ury'sche Pastelllandschaften vertonen können. Es lässt sich schön vor ihnen phantasieren und improvisieren. Nur — nur darf sich kein Ueberbrettl-Direktor dieser Idee bemächtigen, die ich so leichtsinnig hier preisgebe . . . .“

* * *

Bar-Hebraeus. — Ueber „die ergötzlichen Geschichten“ des berühmten syrischen Gelehrten jüdischer Abstammung, Bar-Hebraeus, veröffentlichen „Die Grenzboten“ (No. 48, 28. Nov.) einen längeren Aufsatz, dem wir folgende Einzelheiten entnehmen:

In der letzten Zeit seines reichen Lebens hat Bar-Hebraeus 727 Geschichten gesammelt, die der bekannte englische Orientalist Wallis Budge zuerst 1897 zusammen mit dem syrischen Text veröffentlicht hat, und die später dann auch unter dem Titel Oriental Wit & Wisdom or the „Laughable Stories“ collected by Mâr Gregory John Bar-Hebraeus (London, Luzac & Co., 1899) in einer Sonderausgabe des englischen Textes allein erschienen sind. Einige der ergötzlichen Geschichten aus Orientalischem Witz und Weisheit kannte man schon im achtzehnten Jahrhundert; deren sechzig hat Morales 1886 in der Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft in deutscher Sprache veröffentlicht; aber erst durch Wallis Budge's Uebersetzung ins Englische wird die ganze an Weisheit und Frömmigkeit, Witz und Humor so reiche Sammlung des Syriers einen weiteren Leserkreis erringen. Noeldecke nennt Bar-Hebraeus einen der hervorragendsten Männer seiner Kirche und seiner Nation, und William Wright beginnt in der Encyclopaedia Britannica, Artikel Syriac Literature, die Biographie des grossen Mannes mit den Worten: „Alle Schriftsteller Syriens sind in den Schatten gestellt durch seine imposante Figur; er war einer der gelehrtesten und erfahrensten Männer, die Syrien je hervorgebracht hat.“

Abûl-Faraj Gregorius war der Sohn eines Arztes zu Melitene, Namens Aaron. Ob Aaron Jude war oder schon zum Christentum bekehrt, ist nicht sicher; jedenfalls war er jüdischer Abkunft, weshalb sein Sohn „der Sohn des Hebraeus“ hiess. Bar-Hebraeus war 1226 geboren und lernte von seiner frühesten Jugend an arabisch und griechisch. Etwas später widmete er sich der Theologie und Philosophie und betrieb dabei unter den Auspizien seines Vaters und anderer hervorragender Aerzte praktisch die Medizin. Als um 1243 vor den anrückenden Tatarenhorden zahlreiche Bewohner von Malatiah (Melitene) nach Aleppo flohen, kam sein Vater Aaron nur durch einen glücklichen Zufall nicht dazu, sich den Fliehenden anzuschliessen. Er hatte als Arzt einen tatarischen General zu behandeln, der ihn mitnahm und ihn auch in die Lage setzte, seinen Wohnsitz in Malatiah mit dem sicheren in Antiochia zu vertauschen. Hier vollendete Bar-Hebraeus seine Studien und trat in ein Kloster ein. Dann aber studierte er in Tripolis (natürlich nicht dem afrikanischen) unter dem Nestorianer Jakob Medizin und Rhetorik weiter: sein Ruf kam vor den Patriarchen Ignatius II., der ihn am 12. September 1246 in seinem zwanzigsten Jahre zum Bischof von Gubos bei Melitene machte. Im Jahre 1253 kam Bar-Hebraeus nach Aleppo und erreichte 1264 die hohe kirchliche Würde eines Maphrian. Er schrieb eine unglaubliche **Anzahl teil-**

weise ganz bedeutender Werke, theologische und grammatikalische — und diese letzten übertreffen für den Europäer an Wert alles andere von Bar-Hebraeus geschriebene —, philosophische, historische und naturwissenschaftliche. Aristoteles, Hippokrates, Galen, Euklid und Ptolemaeus hat er bearbeitet und kommentiert, astronomische, medizinische und zoologische Werke hat er verfasst. Auch der Poesie war er nicht fremd, und Renan hat seine Dichtung bona lex sed melior philosophia für die Publikation wohl würdig erklärt. Dabei war er der beste Lenker und Vater seiner Diözese, und Griechen wie Armenier und Nestorianer verehrten ihn gleichmässig. Als er 1286 starb, war allgemeine Trauer; als man ihn zu Grabe trug, ruhten alle Geschäfte zu Maragdah, und alle Läden waren



Synagoge der Juden von Cochin.

geschlossen. Sein Grab wurde in den vierziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts noch im Mar-Mattaikloster nordöstlich von Mossul von dem englischen Reisenden Badger gesehen.

Einige von den kleinsten der in 20 Kapitel eingeteilten 727 Geschichten des Bar-Hebraeus lassen wir hier zur Illustration folgen:

Ein gewisser Philosoph passierte einst eine Stadt und sah den Kriegshauptmann, der sich im Felde noch nie ausgezeichnet hatte, mit dem Arzte zusammen stehen. Da sagte der Philosoph zu den Stadtbewohnern: „Schade, dass der Kriegshauptmann nicht der Arzt und der Arzt nicht euer Kriegshauptmann ist. Dieser nimmt sich so sehr in acht, einen Menschen zu töten, und der Arzt hat doch so grosse Erfahrung im Menschenmord.“ —

Ist ein Ross noch so flink, braucht es doch die Peitsche; mag ein Weib noch so keusch sein, muss ihr Mann ein rechter Mann sein, und wenn ein Mann noch so weise ist, so kann ein Rat von andern ihm nicht schaden. —

Weise Männer sind die, die in ihrer Seele das Leid empfinden; die Narren leiden mit ihrem Körper. — Sechs Dinge sind es, die nicht stand halten: die Schatten einer Wolke, die Freundschaft eines Thoren, die Liebe der Weiber, Reichtum im Uebermaass, ein tyrannischer Fürst und lügnerisches Lob.

Ein jüdischer Weiser sagte: „Für einen König schickt es sich nicht, seine Rache zu beeilen; kann er sich doch immer rächen, wenn er Lust hat.“ — Ein anderer: „Verlass dich nicht auf einen Freund, der leicht in Zorn gerät, mag er sonst mit noch so viel Güte ausgestattet sein.“ — Noch einer sagte: „Die Regierung eines Volkes muss zuerst ihr eigenes Verhalten in Ordnung gebracht haben und kann erst dann daran denken, an dem Volk dies zu unternehmen. Anderenfalls würde es ihr gehen wie einem Manne, der den Schatten eines Gegenstandes regeln wollte, bevor er den Gegenstand, zu dem der Schatten gehört, in Ordnung gesetzt hat.“ — Ein weiser Jude sagte: „Ich habe oft bereut, dass ich gesprochen habe, aber niemals, dass ich den Mund hielt.“

Einer der Brüder meinte: „Geh in ein Mönchskloster, und wenn du in der That ein vollendeter Christ sein willst, so komm mit den Brüdern dort aus,“ womit er sagen wollte, dass man leichter mit wilden Tieren als mit Mönchen zusammenleben könne.

Ein Asket sah einen König von seiner Leibwache streng bewacht. Da sagte er: „Hätte er den Menschen nie Unrecht gethan, brauchte er sie nicht zu fürchten.“

Ein Maler gab seine Profession auf und wurde Arzt. Auf die Frage, warum er dies gethan habe, antwortete er: „Fehler im Zeichnen und Malen kann jeder sehen und kritisieren; aber die Irrtümer der ärztlichen Kunst bedeckt die Erde.“ —

Eine Ziege stand auf einem Dach und schmähte einen Wolf. Der Wolf sagte: „Nicht du bist es, die mich schmäht, sondern dein Standort.“ — Ein Hund verfolgte eine Gazelle. Diese rief ihm zu: „Du wirst mich doch nicht kriegen.“ „Warum?“ fragte der Hund. Sie sagte: „Ich laufe für mein Leben; du für deinen Herrn, den Jäger.“

Ein Schauspieler wollte seine Frau los werden und fing an, mit ihr zu streiten. Da sagte das Weib: „Denke doch daran, wie lange wir schon zusammen gelebt haben.“ Da antwortete er: „Das ist das thörichtste, was du mir vorhalten konntest. Denn gerade darum bin ich deiner satt.“ — Ein Weib fragte seine Nachbarin: „Woher kommt es, dass ein Mann das Recht hat, sich ein Kebsweib zu kaufen und mit ihr zu treiben, was er Lust hat, während eine Frau so etwas nicht — frei und offen thun darf?“ Die Nachbarin antwortete: „Weil Könige, Richter, Gesetzgeber alle männlichen Geschlechts sind; sie waren Sachwalter ihres eigenen Vorteils, haben nur an sich gedacht und die Weiber zurückgesetzt.“ (Wallis Budge macht in der Einleitung der syrischen Textausgabe darauf aufmerksam, dass man diese Begründung auch in Frauenversammlungen unserer Zeit oft genug höre. In Deutschland haben die auf Frauen bezüglichen Paragraphen des Bürgerlichen Gesetzbuchs auch nicht wenig oft dieselbe Dialektik ertragen müssen.) — Ein Schauspieler hatte ein recht hässliches Weib, das an einem trüben und regnerischen Tage zu ihm sagte: „Was kann man an einem solchen Tag rechtes thun?“ Er antwortete: „Sich scheiden lassen!“ (Angesichts der deutschen Statistik über die Häufigkeit der geschiedenen Schauspielerehen zeigt sich, dass in diesem Stand Jahrhunderte, Klima, Religion und Land nichts ausmachen.) —

Eine ausführliche Biographie des Bar-Hebraeus und Würdigung seiner Werke finden wir jetzt als Einleitung zu der tüchtigen Schrift: „Bar-Hebraeus und seine Scholien zur heiligen Schrift" von Dr. Johannes Göttsberger, Dozenten am erzbischöflichen Klerikalseminar in Freising. (Freiburg i. B., Herderscher Verlag. 4. und 5. Heft der von Bardenhewer herausgegebenen Biblischen Studien. 1900.)

* * *

Aus dem Inhalte der 36 Seiten Makkabäerfestausgabe der „Welt" nennen wir: „Chanuka" von Arthur Schwarz, „Die kommerzielle Zukunft Palästinas" von Israel Zangwill, „Eine Krankengeschichte" von Dr. Philipp Menczel, „Zur Psychologie des Parteiwesens" von Dr. Osias Thon, „Zwei Junghebräer" von Dr. Markus Ehrenpreis, „Ueber den nationalen Charakter der internationalen sozialen Bewegung" von Egon Lederer, „Acher" (Studie zu einem Romankapitel) von Ignaz Jeżowec, „Die Kinder des Adlers" von Josef Stutzin, „Vom ewigen Kohn" von Ad. Agai, „Der Messias und der Esel" von Bernhard Fuchs, ferner eine Komposition von Prof. Ignaz Brüll zu einem Trinkliede von Jehuda Halevi, Gedichte von Ch. N. Bialik („Josua vor der Landnahme"), Martin Buber (Der Ackersmann"), Berthold Feiwel („Beruria"), Martin Friedlaender („Unser Chanuka"), Anselm Lutwak („Stimmen in der Herbstnacht"), Hans Müller („Korachs Rotte"), Morris Rosenfeld („Herbstblätter"), Stefan Zweig („Spinoza") und vielen anderen. Aus dem reichen Illustrationsmaterial sind zu erwähnen: „David und Saul" von Altmeister Josef Israels, Zeichnungen von E. M. Lilien und W. Wachtel, die Tischkarte des Article-Club mit den Bildern von Lord Suffield und Israel Zangwill, wohlgelungene Porträts von M. S. Feierberg, Josef Israëls und E. M. Lilien u. a. Die Nummer vereinigt alle Elemente des jungen, verheissungsreichen, aufstrebenden Judentums und bietet so ein seelenvolles Bild der modernen jüdischen Geistes- und Kunstbewegung. Bei dieser Gelegenheit bemerken wir, dass „Die Welt" es war, welche die Veranstaltung von Fest- und Sondernummern eingeführt hat.

* * *

„Palästina", Zeitschrift für die wirtschaftliche und kulturelle Erschliessung des Landes.

Wir haben bereits früher auf das bevorstehende Erscheinen dieser Zeitschrift hingewiesen, welche vom 1. Januar 1902 ab herausgegeben wird.

Nach den uns zur Verfügung gestellten Korrekturabzügen sind wir heute schon in der Lage, unseren Lesern eine Uebersicht von dem Inhalt des ersten Heftes zu geben. Aus dieser Uebersicht wird der Charakter dieses allen Freunden der jüdischen Kolonisation gewiss äusserst willkommenen Werkes klarer hervortreten als aus der besten Definition. Wir nennen:

Dr. Alfred Nossig: Ueber die Notwendigkeit von Erforschungsarbeiten in Palästina. — Das Berliner Komitee zur Erforschung Palästinas und erste Mitteilungen desselben. — Industrien in der Türkei. — Dr. Soskin (Sichron Jaacob): Kostenanschläge für Plantagen-Gesellschaften. — Dr. E. Simonson: Sanatorium auf dem Karmel. — Prof. Dr. O. Warburg: Aufbewahrung und Verpackung von Weintrauben. — Davis Trietsch: Der äusserste Südwesten Palästinas. — Rev. Strange: Ein Besuch von El-Arisch im Juli 1901. — Israel Zangwill: Die kommerzielle Zukunft Palästinas (Auszug). — Eine Palästina-Bibliographie. — Die wirtschaftliche Lage in Gaza 1900. — C. Elschner: Die Asphalte Palästinas (Auszug). — Die Fahrstrassen Palästinas.

Das schön ausgestattete Heft enthält auch Illustrationen, Kartenskizzen und eine grosse Zahl von Anmerkungen.

„Palästina" wird im Umfange von ca. 40 Seiten sechsmal im Jahre erscheinen.



Rembrandt. (Berliner Museum.)

Rabbiner.

Jüdische Abgeordnete in Ungarn. Wir beabsichtigen in einem der nächsten Hefte einen Aufsatz zu bringen, der sich mit der stattlichen Anzahl jüdischer Volksvertreter in Ungarn beschäftigen wird, um so mehr, als die grosse Mehrzahl derselben auch an jüdischen Angelegenheiten den lebhaftesten Anteil nimmt. Die Juden Ungarns zeichnen sich nicht nur durch ihren starken Anteil am politischen Leben ihres Geburtslandes aus, sondern haben sich auch ein warmes Herz für ihre unglücklichen Brüder in anderen Ländern bewahrt, wie man erst kürzlich — bei dem traurigen Durchzug der rumänischen Flüchtlinge — zu sehen Gelegenheit hatte. Als besonders sympathisch verdient die Aktion der Budapester Judenschaft registriert zu werden. — Dem Artikel wird eine Anzahl von Porträts beigefügt sein.

* * *

Preisausschreiben von „Ost und West". Zu Beginn des neuen Jahres veranstaltet unsere Zeitschrift zwei Preisausschreiben: eine für „Ost und West" geeignete Illustration und eine Novelle aus dem jüdischen Leben. Die näheren Bedingungen werden im Januarheft veröffentlicht werden.

REVUE DER PRESSE.



Die gesamte jüdische Presse in Deutschland wie im Auslande beschäftigte sich in den letzten Wochen mit den Repräsentanten-Wahlen der Berliner jüdischen Gemeinde. Das Resultat ist nun bekannt: Die liberale Partei (die für den Sonntagsgottesdienst eingetreten war) konnte nur 2814 von den 7714 abgegebenen Stimmen auf sich vereinigen und hat somit eine Niederlage erlitten, wie sie eigentlich nicht vorauszusehen war, in Anbetracht der von dem Urheber der Frage des Sonntagsgottesdienstes, Herrn Gustav Levinstein, öffentlich bekannt gegebenen Thatsache, dass es ihm vor nicht langer Zeit gelungen war, unter der Berliner Judenschaft nicht weniger als ca. 5800 Anhänger zu gewinnen. Mit Ausnahme einer einzigen jüdischen Zeitung, der „Allg. Zeit. d. Judentums" ist die gesamte jüdische Presse über dieses Wahlergebniss höchst erfreut.

Uns interessieren die Gemeinde-Wahlen nur insofern, als wir aus der diesmaligen verhältnismässig grossen Beteiligung an denselben konstatieren können, dass auch hier bei der Masse das Interesse für jüdische Fragen allmählich erwacht. Und wenn dieses Interesse auch vorläufig sich meist nur auf die Gemeinde-Politik beschränkt, so ist doch zu hoffen, dass in einer nicht fernen Zukunft den aus ihrem Indifferentismus erwachten Elementen klar werden wird, dass auch ausser der Frage des Sonntagsgottesdienstes noch viele andere Fragen gleichfalls nach einer Lösung drängen und ein intensiveres Interesse einer nationalen Gemeinschaft erfordern.

* * *

In einem Briefe über „Das Londoner Ghetto" im **„Tag"** (22. November) schreibt C. von Zedlitz (London) u. a.: „Die Engländer verabscheuen diese (jüdischen) Eindringlinge, deren überwiegende Mehrzahl aus Russland stammt, aus vollem Herzen. Vor allen Dingen ein Teil der englischen Arbeiterschaft und der kleinen Handwerker, die in diesen Fremdlingen vermöge ihrer Genügsamkeit, Sparsamkeit und Zähigkeit gefährliche Konkurrenten erblicken. Es ist auch schon wiederholt versucht worden, dem Import russischer Juden nach England Einhalt zu thun."

* * *

Die gedrohte antisemitische Invasion in England hat, wie der **„Jewish Chronicle"** berichtet, lange noch bevor sie den Juden Englands irgend welchen nennenswerten Schaden zufügen konnte, schon ihr Gutes gestiftet. Durch die Erfahrung in Deutschland und England gewitzigt, haben sich die englischen Juden angesichts der drohenden Gefahr rasch zusammengeschlossen, um in Gestalt eines „Bund der jüdischen Synagogengemeinden Englands" (Chewrath bneh Jisroël) dem anrückenden Antisemitismus einen kräftigen Damm entgegenzusetzen. In einem Rundschreiben vom 6. November ladet Sir Samuel Montagu, der Präsident der Londoner Federation of Synagoges, die Vertreter sämtlicher Synagogen Englands zu einer im Februar oder März nächsten Jahres in London unter dem Vorsitz des Lord Rothschild stattfindenden Konferenz ein, auf welcher alle die englische Judenheit betreffenden Fragen, wie Ein- und Auswanderung, Naturalisation etc. verhandelt werden sollen. Ferner sollen auf derselben alle Klagen über ungesetzliche oder ungleichmässige Behandlung von Juden erörtert werden. Endlich soll auf der Konferenz der Widerstand gegen alle wider die Juden geplanten Gesetze organisiert werden.

* * *

Zur Lage der Juden in Galizien schreibt die **„Oesterreichische Wochenschrift"** (Nr. 49) u. a.:

„Die kleinen Verfolgungen, wie sie im uncivilisierten Ländern insceniert waren und so viel Lärm machten, das Plündern der Läden, das Ausstossen der Wein- und Schnapsfässer, das Anzünden der Häuser, das Entehren von Frauen und das Erschlagen einzelner wehrloser Juden wurde als unpraktisch verworfen — zu viel Geräusch und ungenügender Erfolg! In Galizien wurde nach Regeln der Kriegskunst vorgegangen. Der Feind sollte ausgehungert werden. Und so geschah's. Zuerst ging man systematisch daran, die Quelle abzuleiten, aus der der Jude seine Nahrung schöpfte: man errichtete Konkurrenzgeschäfte, zumeist aus Geldern der Banken, Sparkassen und Kreditvereine. Der einzige Gewinn auf den diese Unternehmungen spekulieren, ist die Verdrängung der jüdischen Kaufleute, die diesen vereinten Kräften nicht Stand halten können. Die Polen trompeten nicht, wie die Alldeutschen in den Strassen: „Kauft nicht bei den Juden!" aber sie kaufen thatsächlich nicht, ausser etwa sie haben kein Geld und müssen borgen. Wie im Handel, so im Gewerbe. Die Vornehmen lassen ihre Einrichtungs- und Kleidungsstücke von auswärts kommen, die mittlere Schichte bestellt sie bei christlichen Handwerkern.

die kleinen Leute beglücken wohl die Juden, bestellen, handeln, beschimpfen und bezahlen — n i c h t."

* * *

In derselben Nummer der genannten Zeitschrift finden wir auch eine Betrachtung über die verzweifelte Lage der rumänischen Juden, der wir folgende treffende Bemerkung entnehmen:

„In China, wo die Boxer nichts anderes thaten, als was die Rumänen in Europa ungestraft thun, hat man freilich eine militärische Exekution eintreten lassen. Die gegen die Juden in Rumänien verübten Grausamkeiten sind aber noch viel ruchloser als die der Boxer. In China wurden nur durch eine revolutionäre Bewegung, die sich als eine vereinzelte und auch gar nicht über das ganze Reich verbreitete Erscheinung erwies, empörende Gewaltthätigkeiten verübt, an denen die Regierung allerdings mitschuldig war, ohne dass jedoch ein systematisches, ganz China umfassendes Vorgehen hätte konstatiert werden können. In Rumänien hingegen ist die Judenverfolgung direkt von der Regierung ausgegangen, wird systematisch betrieben, ist durch Gesetz und Praxis konstatiert, steht seit 30 Jahren im ganzen Lande zum Trotz aller eingegangenen Verpflichtungen in Blüte — und dennoch wehrt Europa das Unrecht nicht ab, obwohl es über genug friedliche Mittel verfügt, um die rumänischen Politiker zur Anerkennung des Rechtes zu zwingen."

* * *

Auch Ungarn fängt an, gegen die rumänischen Juden mobil zu machen. In den Ungarischen Blättern ist folgendes darüber zu lesen:

„Das Ministerium des Innern hat, nachdem die Erfahrung gemacht wurde, dass die aus Rumänien auswandernden Juden die Grenzen des Landes massenhaft überschreiten, und da die Niederlassung vollständig mittelloser Individuen im Lande, sowohl vom staatspolizeilichen als wirtschaftlichen Gesichtspunkte gefährlich erscheint, eine Verfügung getroffen, wonach die Niederlassung respektive der längere Aufenthalt solcher rumänischer Auswanderer verhütet werden soll. Zu diesem Behufe wurde ein Ministerialbeamter nach der Grenze entsendet, um an Ort und Stelle Studien zu machen. Ferner wurde konstatiert, dass die Auswanderer mit ungenügenden Reisemitteln versehen sind und deshalb von fremden Staaten abgeschoben werden, woraus für die ungarische Staatskasse unmotivierte Mehrausgaben entstehen. Dies veranlasste die Regierung, durch das Ministerium des Aeussern mit den interessierten Staaten Verhandlungen einzuleiten zwecks Feststellung der Bedingungen, unter welchen die rumänischen Juden ohne Hindernis das Gebiet der betreffenden Staaten passieren dürfen. Auf Grund des Ergebnisses dieser Verhandlungen verordnete der Minister des Innern, dass bloss diejenigen rumänischen Auswanderer über die Grenze gelassen werden und das Land passieren dürfen, welche zur Deckung ihrer Reisekosten — wenn sie das zehnte Lebensjahr überschritten haben — wenigstens 400 Kronen, wenn sie im Alter von zwei bis zehn Jahren stehen, 200 Kronen mitführen oder über eine von irgend einem Transportunternehmen ausgestellte Fahrkarte verfügen, welche auch für ihre gesamten Verpflegungs-, eventuell Heil- und Begräbniskosten Garantie bietet.

* * *

Gelegentlich des herannahenden fünften Zionisten-Kongresses bringen die meisten grösseren jüdischen Zeitungen sowie auch ein guter Teil der nichtjüdischen Presse, Betrachtungen über den Zionismus von verschiedenen Gesichtspunkten. Wir registrieren hier im Auszuge einige dieser Stimmen, die besonders beachtenswert sind.

Im **„Reform Advocate"** (Chicago) äussert der bekannte Rabbiner Emil G. Hirsch seine Ansichten über die Existenzberechtigung der zionistischen Bewegung. Er räumt ein, dass die Frage, wie den unterdrückten Juden der alten Welt eine friedliche Heimat geschaffen werden könne, auf die Aufmerksamkeit speziell auch der amerikanischen Juden Anspruch hat, zumal da die Aufnahmefähigkeit Nordamerikas für jüdische Einwanderer keineswegs so unerschöpflich ist, wie man mancher Orten anzunehmen scheint. Ja sogar das Argument verdiene die ernsteste Beachtung, dass die Juden in einem Gemeinwesen, in welchem sie die Majorität und dadurch die Entscheidung über die Einrichtungen des öffentlichen Lebens hätten, Sabbat und Festtage halten könnten, ohne die furchtbaren Opfer, die sie in nichtjüdischen Ländern sich aufzuerlegen haben. Was ihn zu seiner Gegnerschaft gegen die zionistische Bewegung veranlasst hat, ist ausschliesslich sein Eindruck, dass diese Bewegung keine praktischen und durchführbaren Gesichtspunkte aufgestellt habe. Er sagt daher: „Wenn die Zionisten uns jetzt zeigen werden, dass sie sich „nicht mit dem Theoretisieren genug sein lassen, sondern, „dass ihr Programm ausführbar sei — in wie kleinem „Massstabe auch immer —, so wird alle unsere theo„retische Opposition verschwinden, und wir werden von „Herzen gern mit Hand anlegen. Angesichts der un„erträglichen Lage der Juden in so vielen Ländern, welche „selbst bei uns in New York und Chicago geradezu unhalt„bare Zustände zur Folge gehabt hat, können nur Narren „sich weiter mit fruchtlosen Diskussionen über Prinzipien „begnügen. Prinzipien, die als solche noch so un„annehmbar sind, können durch praktische Methoden zu „Resultaten führen, die jeden Gegner entwaffnen und „bekehren müssen. Mögen die Zionisten ihrerseits auf„hören zu theoretisieren, ausschliesslich Propaganda zu „machen und Streitigkeiten auszufechten; — und mögen sie „statt dessen suchen, ihr feierliches Versprechen einzulösen „und den Opfern der Unmenschlichkeit und des Vorurteiles „die zugesicherte Hilfe zu bringen."

Einer Besprechung dieser Ausführungen fügt **„Jewish Comment"** (Baltimore) hinzu: Was zur Stunde erforderlich ist, wäre ein klar sehender, konstruktiver Geist, welcher den enormen religiösen, intellektuellen und nationalen Aufschwung, den der Zionismus bewirkt hat, zu leiten und zweckdienlich nutzbar zu machen verstünde! — Das Blatt ist der Ansicht, dass der Standpunkt des Dr. Emil G. Hirsch zweifellos durchdringen werde.

* * *

Im Dezemberhefte von **Leslie's Popular Monthly** (New York) finden wir einen Artikel von Israel Zangwill über die Wiedergeburt Palästinas. Derselbe enthält neben einer ganzen Reihe praktischer Vorschläge eine treffliche Analyse und Charakteristik der Strömungen und Unter-

strömungen, welche zum Zionismus geführt haben und teilweise auch von ihm hervorgerufen wurden.

Von allen Problemen der Judenfrage sieht Zangwill in der wirtschaftlichen Not und der von ihr bedingten Auswanderung das Drohendste. Diese Frage schreit nach einer einheitlichen Lösung. Die Kolonisationsthätigkeit gleichzeitig in allen Weltgegenden zu betreiben, wie viele es vorschlagen, käme nicht nur einer weiteren Zerstreuung der Juden und damit einer Schwächung des jüdischen Zusammenhaltes gleich, sondern erschwert auch ungemein eine rationelle Thätigkeit: Es ist schon schwer, die Verhältnisse eines Landes kennen zu lernen — wieviel schwerer ist es, in allen Weltteilen die Kenntnisse zusammen zu tragen, die für eine zweckdienliche Kolonisationsthätigkeit unbedingt erforderlich sind. Zangwill vergleicht die in derartigen Anschauungen befangenen Gesellschaften mit einem Tausendfuss, welcher mit jedem Beine nach einer anderen Richtung zu gehen versucht.

Bei der teils schon vollendeten, teils deutlich in die Wege geleiteten Abschliessung der Länder des Westens sieht Zangwill die einzige Möglichkeit für die Lösung der Frage auf dem Boden der alten Judenheimat und hält sie für um so dringender, als die bevorstehende Erschliessung Westasiens bald so viele andere Elemente nach Palästina bringen wird, dass auch dieses Land damit den Juden praktisch verschlossen würde. Zangwill sagt, dass die jüdischen Palästina-Bestrebungen ausführbar sind, aber nur in dieser und keiner anderen Generation.

Nicht uninteressant ist übrigens sein Hinweis darauf, dass die der Alliance Israélite Universelle zu Grunde liegende Idee ziemlich identisch ist mit derjenigen, welche die jetzige Bewegung hervorgerufen hat.

Abonnementspreis für das Halbjahr in Deutschland und Oesterreich Mark 3,50, für das Ausland Mark 4,— für Russland ganzjährig 4 Rubel, halbjährlich 2 Rubel. Einzelhefte à 35 Kop.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes, durch alle Postämter des Deutschen Reiches unter No. 5785a der Postzeitungsliste und durch die Expedition dieser Zeitschrift.

Anzeigen 50 Pfg. die viergespaltene Petitzeile, grössere Anzeigen nach Tarif, bei Wiederholungen Rabatt. Stellen-Gesuche und -Angebote zum halben Preise.

Adresse für die gesamte Korrespondenz: S. CALVARY & Co. (Inh. HUGO BLOCH)
Verlagsbuchhandlung und Antiquariat, Berlin NW., Neue Wilhelmstrasse 1.

Verantwortlicher Redakteur: Leo Winz, Berlin, Altonaerstr. 36. — Verlag von S. Calvary & Co., Berlin NW. 7.
Für den Anzeigenteil verantwortlich: Hugo Bloch, Berlin. — Druck von Pass & Garleb, Berlin W 35.



Warnung für Cigarettenraucher!

Es existieren **vollständig wertlose** Nachahmungen unserer

„Salem Aleikum"= Cigaretten.

Die ordinäre Qualität dieser Falsifikate ist geeignet, unsere Erzeugnisse zu diskreditieren. Wir bitten da dringend, beim Einkauf darauf zu achten, daß auf jeder Cigarette der Name **„Salem Aleikum"** u die volle Firma steht:

Orientalische Tabak- und Cigarettenfabrik „Yenidze", Dresden.

Niemand versäume! *Neu!*

Der Preis gering!
= Neu =
in seiner Art!

Zähne

Als Warenzeichen angemeldet!

Familien-Abonnement f. Behandlung der Zähne

1 Jahr ✲ Gültigkeitsdauer ✲ 1 Jahr

berechne für eine Familie
(Mann, Frau u. 2 schulpflichtige Kinder) Mk. 6,00
für jedes weitere Kind 0,75
für einzelne Personen 3,00

dafür biete:
Schmerzloses Zahnziehen ohne Narkose, schmerzloses Plombieren in Email u. Amalgam, Zähnereinigen unter Garantie schneeweiss, schmerzloses Beseitigen von Zahnweh. Behandlung sämtl. Zahn- und Mundkrankheiten. Ausserdem gewähre **bei künstlichen Zähnen Ermässigung von 15%.** **Zähne,** vorzüglich sitzend, in Gold und Kautschuk, 10jährige Garantie.

Spezialität: Plattenloser Zahnersatz. Goldplomben.
Sprechzeit von 9 vorm. bis 8 abends, Sonntags 9—2 Uhr.

Amerikanisches Zahn-Institut, Oranienstr. 123. I.

Neu!

Neu eröffnet!

Familien-Café und Restaurant

ersten Ranges

„Wilhelmshof"

Berlin C., Kaiser Wilhelm-Str. 18 r,
Ecke Münz-Strasse.

Vornehmster u. angenehmster Aufenthalt des Centrums.
Spezialität: **Wiener Küche,** streng rituell unter Aufsicht.
Reichhaltiger Frühstück-, Mittag- und Abendtisch.

Spiel-, Billard-, Lesezimmer (vorn. jüd. Organe). — Kegelbahnen.

Täglich von $6^1/_2$—$11^1/_2$ Uhr Künstler-Concert. Sonntags von 5 Uhr nachmittags.

Separatzimmer für jüdische Vereine.

M. Scharfberg.



Das Entzücken der Frauen

ist **„Dalli"**, die selbstheizende Patent-Plätt- und Bügelmaschine. Preis compl. 5 Mark. Doppelte Leistung in halber Zeit bei geringsten Heizkosten mit Dalli-Glühstoff. Keine Ofenglnth, kein Kohlendunst, kein Rauch, kein Geruch, kein Wechseln von Stählen und Bolzen! An jedem Ort ununterbrochen zu benutzen! Käuflich in allen gröss. Eisenwaarenhdlg., jedoch nur echt mit Schutzwort „Dalli" im Deckel, sonst direct franco für $5^1/_2$ Mk., ebenso Prospecte gratis durch

Deutsche Glühstoff-Gesellschaft, Dresden.

Atelier für Zeichnen- und Mal-Unterricht

Hermann Baruch-Camin

Berlin W.

Steglitzerstr. 27

Gartenhaus IV.

Neufeld's neues Salon-Pianino

Die Kunstberichte von AMSLER & RUTHARDT schreiben:

„Im Pianofortebau ist ein wesentlicher Fortschritt zu verzeichnen. Die bekannte Berliner Firma Neufeld hat neben ihrem Konzertpianino ein neues Modell geschaffen und zwar ein Salon-Pianino, welches die Tonfülle eines Stutzflügels entwickelt und sich, was Elasticität der Spielart und Rundung des Tones betrifft, einem Steinway würdig an die Seite stellen darf." Der Besuch der neuen Ausstellungsräume, Charlottenstr. 19, woselbst dem Publikum eine reiche Auswahl vorzüglicher Instrumente in den modernsten Holzarten und Ausführungen geboten wird, ist unbedingt interessant und daher zu empfehlen.

Zum Umzug, bei Neueinrichtungen resp. Ergänzungen von Möbeln empfiehlt sich das für jeden Haushalt passende Ausstattungsstück der Firma **Nippe & Pasche, Berlin SW., Oranienstrasse 101/102,** das rühmlichst bekannte Chaiselongue-Bett „Victoria". Dasselbe ist zusammenlegbar, verstellbar und mit hohem, elastischem Sprungfederpolster versehen. Der niedrige Preis (von 16.50 Mk. an) und die elegante und dauerhafte Art der Herstellung haben diesem praktischen Möbel in alle Klassen der Bevölkerung Eingang verschafft. Man verlange von der Firma gratis Katalog über Patentmöbel, Chaiselongue-Betten mit Bettenbehälter, ein- und zweischläfrige Sofas, Bett-Stühle, verstellbare Keilkissen, Bettstellen und Matratzen.

Einem Siegeszug[e]

gleich haben sich die berühm[ten] **Victoria-Zwieback** in wenigen Jah[ren] die ganze Welt erobert. Durch ih[ren] lieblich[en] Butterg[e]schmack grosse H[alt]barkeit u[nd] billigen Preis s[ind] sie das Li[eb]lingsgebä[ck] geworde[n] für Jung u[nd] Alt. El[e]gante, lackiert[e] Blechdos[e]



hochfein dekoriert, enth. ca. 260 Stü[ck] kostet franko ohne alle weiteren U[n]kosten 4 Mk. geg. Nachnahme. **Ha[...] Trüller, Celle,** grösste Zwiebackfab[rik] Europas, 12 mal präm.



„Erste internationale **Kantoren-Schule** zu Berlin." Begr. 18

Seit 1901 bedeutend vergrössert. Seit 1901 bedeutend vergrö-

Kantoren-Seminar mit Konservatorium für Musik. Direktion: Kantor Alexander Frommermann. Berlin C., Augustastrasse

Die Schüler werden von einem vorzüglich bewährten Lehrerkollegium in allen dem Kantor erforderlichen **hebräischen** und **musikalisc** Kenntnissen (inklusive Schechita, Bedika und Mila) derart aufs vollkommenste ausgebildet, dass ihnen ein ehrenvolles öffentliches Examen mehreren Rabbinern, Kantoren, Musikern etc. ermöglicht wird. Aufnahmen, auch für Einzel- und Rosch Haschana- und Jom Kippur-Kurse finde jeder Zeit statt. Den verehrlichen **Gemeinden** stehen eine Anzahl vorzüglicher Kräfte behufs Vertretungen zur gefl. Verfügung. **Die Direktion**



THE

JEWISH COLONIAL TRUST

(JÜDISCHE COLONIALBANK)

LIMITED

Walbrook, Brook House,

London E. C.

Soeben erschienen:

Illustriertes Jüd. Jahrbuch

Redigiert und herausgegeben von

Adolf Stand und **Emil Silberstein.**

Enthält Arbeiten von: **Prof. Bielkowsky, Martin Buber, Victor Chajes, Dr. M. Ehrenpreis, Ad. Donath, Dr. Grünberg, Dr. Malz, Dr. Alfred Nossig, J. L. Perez, N. Sokolów, Ad. Stand, M. Scherlag, Sal. Schiller, Dr. Thon, Dr. Zlocisti** etc.

Porträts von: **Dr. Herzl, Lesser Ury, Dr. Alf. Nossig, E. M. Lilien, Moriz Lazarus, Wachtel** etc. etc.

Zierleisten und Illustrationen von **Wlh. Wachtel** und **E. M. Lilien.**

Dreifarbiges Titelblatt von **E. M. Lilien.**

Kunstbeilage von **Wachtel**: Ein Wunderkind (Lichtdruck).

Das Jahrbuch hat auch für Leser, die die polnische Sprache nicht kennen, wegen seiner reichen Ausstattung unbedingt Interesse!

Preis mit Francozusendung in Oesterreich und Deutschland **90 Heller,** ins übrige Ausland **1 Krone.**

Verlag des Jüd. Jahrbuches, Lemberg (Postfach).



„HERA"

D. R. P.

Büstenhalter und Leibgürtel,

vorzüglicher

Corset-Ersatz

giebt stolze, elastische Haltung.

5 goldene, viele andere Medaillen.

Von Professoren und Aerzten warm empfoh

Agnes Fleischer-Griebel & Lesemeis

Berlin, Breitestrasse 28 II.

Hallesche Nähr-Zwieback-Fabrik

Carl Koch, Halle a. Saale

Nähr-Zwieback

bestes, nach **ärztlicher** Vorschrift angefertigtes kalkphosphathaltiges Muskel und Knochen bildendes Nahrungsmittel

für Kinder

mehrfach prämiiert, versendet von **3 Mark** an franko inkl. Verpackung.



ATENT

In- und Ausland, brauchs-Muster, Wa Zeichen

Patent-Bureau

Dagobert Tim

Berlin NW., Luisenstr. 27,